B 542806

Digitized by Google

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die
Grenzboten.

Zeitſchrift für Politik, Literatur und Kunſt.

37. Jahrgang.

II. Semeſter. I. Band.

Leipzig,
Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)
1878.

Digitized by Google

2 1

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Jahrgang 1878. Drittes Vierteljahr.

Politik und Völkerleben.

Aus dem deutſchen Reich:

Vom deutſchen Reichstag. S. 474. 515.
Baden u. d. Reichstagsauflöſung. Hr. S. 32.
Die nationalliberale Partei vor den Reichstagswahlen S. 35.
Die Reichstagswahlen in Baiern. S. 357.
Die Reichstagswahlen in Baden. Hr. S. 391.

Sozialismus u. Deportation. S. 41.
Die Rechtsfrage beim Uebergang in den ſozialiſtiſchen Staat. S. 135.
Sozialiſtiſche Chronik. Franz Mehring. S. 424. 461.

Die ſozialdemokratiſche Agitation in Amerika. Rud. Doehn. S. 8.
Batum u. Laziſtan. A. Rauchhaupt. S. 61.
Die Botſchaft des ſchweizeriſchen Bundesrathes über die Gotthardbahn. S. 114.
Cypern. A. Rauchhaupt.
Die Gebietsveränderungen der Balkanhalbinſel nach dem Berliner Frieden. S. 232.
Die Aufhebung der todten Hand in Rom. S. 261.
Das allgemeine Stimmrecht in den Vereinigten Staaten. R. Doehn. S. 269.
Schweizer Reiſegloſſen. H. B. S. 314.
Ruſſiſche Sozialiſten über die Kaiſerattentate. Otto Kaemmel. S. 468.

Bilder und Schilderungen.

Das evangeliſche Pfarrhaus. H. Jacoby. S. 1.
Aus dem Leben des Europäers im tropiſchen Weſtafrika. Herman Soyaux. 1. Im Buſch. S. 13. 2. Am Strande. S. 51.
Die Pariſer Weltausſtellung. Adolf Roſenberg.
Das Marsfeld. Der Induſtriepalaſt. Die Straße der fremden Nationen. S. 25.
Die Schätze des Prinzen von Wales. Gobelin's und Sèvres-Porcellan. Guſtav Doré als Maler u. Bildhauer. S. 78.
Die engliſche Ausſtellung. Charakter der engl. Malerei. Die engliſche Plaſtik. S. 104.
Die Kunſt in Frankreich. Die franzöſiſche Hiſtorienmalerei. S. 142.
Die franzöſ. Kriegsmaler. Meiſſonier. S. 192.
Die franzöſ. Malerei. Meiſſonier u. Vibert. S. 277.
Franzöſ. Portrait- u. Genremaler. Der Orient u. die Landſchaft. Die Kunſtinduſtrie. Engliſches Porcellan u. Faience. Franzöſiſches Porcellan. S. 342.
Italieniſche Plaſtik u. Malerei. Das Kunſtgewerbe in Italien. Die Spitzeninduſtrie. Japan. S. 361.
Die Kunſt Oeſterreich-Ungarn's. Spanien. Griechenland und Holland. Rußland. Die Deutſche Kunſt. Schlußbetrachtung. S. 409.
Die Hungersnoth in China. S. 73.
Stanley's Entdeckungsreiſe durch Afrika. S. 96. 226. 273.
Joachim Murats letzte Schickſale. W. Kentzler. S. 153.
Die religiöſe Toleranz der Hohenzollern. Dr. Carl Alfred Haſe. S. 171.
Die Löß-Theorie des Freiherrn v. Richthofen u. ihre Anwendung auf Europa. Von A. Oppel. S. 445.

Die Entwickelung des altrömiſchen Kriegsweſens. Max Jähns.
1. Von den Anfängen bis zum Veii'ſchen Kriege. S. 81.
2. Von der Einführung des Staatsſoldes bis zum Pyrrhiſchen Kriege. S. 121.
3. Von der Durchbildung der Manipularlegion bis zum erſten Puniſchen Kriege. S. 161.
4. Die Ausrüſtung der röm. Truppen. S. 201.
5. Die Zeit des erſten puniſchen Krieges. S. 241.
6. Die Zeit des Hannibaliſchen Krieges. S. 302.
7. Die Folgen der puniſchen Kriege. Legion u. Phalanx. S. 321.
8. Die Militärliteratur. S. 441.
9. Der Verfall des Bürgerheeres (Schluß) S. 481.

Digitized by Google

Literatur und Kunſt.

Dr. Eduard Meuß, Das evangel. Pfarrhaus. S. 1 ff. und:
Dr. Wilhelm Baur, Das evangel. Pfarrhaus. Beſpr. v. Prof. Jacoby. S. 1 ff.
v. Helfert, Joachim Murat. Beſprochen v. W. Kentzler. S. 153.
Populäre Unterhaltungsliteratur des zwölften Jahrh. A. Leonhard. I. S. 219. II. S. 252.
Luther's Bibeldrucker. G. Wuſtmann. S. 281.
Ein Vorläufer Winkelmann's. S. 331.
Goethe's Vota gegen landsmannſchaftliche Verbindungen in Jena. Mitgetheilt von C. C. H. Burkhardt. S. 401.
Vorahnungen moderner Naturerkenntniß bei Lukrez. A. Brieger. S. 407.
Neuere theol. Literatur. H. Jacoby. S. 416.
Der zweite Band von Oetker's Memoiren. K. Wippermann. S. 422.

Altengliſche Volkslieder am Clavier. S. 375.

Alwin Schultz, Die Legende der heiligen Jungfrau. (Leipzig E. A. Seemann.) S. 200.
Seemann's kunſthiſtoriſche Bilderbogen. S. 280.

Literatur (Kürzere Beſprechungen).

E. v. Weber, Vier Jahre in Afrika (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1878.) S. 39.
Franz Mehring, Die Deutſche Sozialdemokratie, 2. Aufl. (Bremen, Schünemann, 1878.) S. 78.
H. v. Treitſchke, Der Sozialismus u. der Meuchelmord. (Berlin, G. Reimer, 1878.) S. 79.
Ludw. Heinſelmann, Karl Friedr. Gauß. (Leipzig, Duncker & Humblot, 1878. S. 80.
Hallberger's Prachtausgabe v. Schiller's Werken. S. 80.
A. Emminghaus, Ernſt Wilhelm Arnoldi. (Weimar, Böhlau, 1878.) S. 119.
Friedr. von Weech, Aus alter und neuer Zeit. (Duncker & Humblot, 1878. S. 120.
Baedeker's Tirol. (1878, achtzehnte Aufl.) S. 199.
O. Wolff, Die heutige Sozialdemokratie u. der Staat. (Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht, 1878.) S. 239.
J. Nolly, Aus dem Notizbuch des Onkel Jonas. (Berlin, S. Cronbach, 1878.) S. 240.
S. Kaliſcher, Goethe's Verhältniß zur Naturwiſſenſchaft u. ſeine Bedeutung in derſelben. W. O. (Berlin, Hempel.) S. 399.
Zöckler. Geſchichte der Beziehungen zwiſchen Theologie u. Naturwiſſenſchaft. (Gütersloh, Bertelsmann.) Beſpr. v. H. Jacoby. S. 479.

Das evangeliſche Pfarrhaus.

Bis vor einem Jahrzehnt hat das evangeliſche Pfarrhaus mit nur kurzen Unterbrechungen auf die dem wiſſenſchaftlichen Studium ſich zuwendenden Jünglinge einen nicht geringen Reiz ausgeübt, und die Schaar der Theologen ſtand den Beſuchern der andern Fakultäten in gleicher, hier und da in überwiegender Zahl zur Seite. Dies Verhältniß hat ſich in neueſter Zeit geändert; iſt auch vielleicht die Abnahme der Theologie Studirenden gegenwärtig zu einem gewiſſen Stillſtand gekommen, ſo iſt doch von einem Wachsthum der theologiſchen Fakultäten kaum etwas zu ſpüren. Der niedrige Beſtand, den die Abnahme herbeigeführt hat, dauert, bald zum weiteren Sinken bald zum leiſen Steigen oscillirend, noch fort.

Die Urſachen dieſer beklagenswerthen Erſcheinung liegen zu Tage. Während das Sinken des Geldwerthes in andern Berufsſphären durch beträchtliche Aufbeſſerungen des Gehalts ausgeglichen wurde, blieb das Pfarramt davon ausgeſchloſſen, ja erlitt ſogar durch ungünſtige Ablöſungen namhafte Einbuße. Die Subventionen, die der Staat gewährte, waren zu gering, um hier weſentlich zu fördern. Auch die Ausfälle, welche durch die Einführung des Civilſtandsgeſetzes veranlaßt ſind, ſchädigen, wenigſtens in den größeren Städten, die Einkünfte der Geiſtlichen. Und der Erſatz, den der Staat leiſtet, iſt unzureichend, da er nicht den Stellen, ſondern nur den bei Erlaß des Geſetzes ſie verwaltenden Inhabern gilt, ſo daß dieſe Geiſtlichen bei einer Verſetzung für Ausfälle in der neuen Stelle keinen Anſpruch auf Entſchädigung erheben können.*) Nimmt man noch hinzu, daß frühere Mißſtände, wie die Erhaltung der penſionirten Geiſtlichen durch ihre Nachfolger, fortdauern, ſo iſt es begreiflich, daß — abgeſehen von einer geringen begünſtigten Anzahl von Pfarrſtellen — die

*) Wir haben allerdings nur die preußiſchen Zuſtände im Auge. Ob und in wieweit in andern deutſchen Landeskirchen die Verhältniſſe günſtiger liegen, iſt uns nicht bekannt.

Vorſtellung von einer behaglichen Exiſtenz, die ſich früher mit dem Begriff eines Pfarrerlebens zu verknüpfen pflegte, gründlich aufgelöſt iſt und ſtatt deſſen dasſelbe im Bilde der Dürftigkeit und des Mangels erſcheinen muß.

Indeſſen es wäre falſch, wenn wir in der materiellen Noth, die gegenwärtig auf ſo manchem Pfarrhaus laſtet, den vorzüglichſten Grund für das Schwinden ſeines Reizes ſuchen wollten. Auch früher iſt es materiell im Rückſtande gegenüber andern Häuſern geweſen und doch eine eifrig geſuchte Stätte. Und es ſteht zu erwarten, daß in dieſer Beziehung weſentliche Hilfe geſchafft werden wird. Die eben geſchloſſenen Provinzial-Synoden haben zwei Proponenda zu berathen gehabt, welche ſich auf die Beſſerung der Gehaltsverhältniſſe der Geiſtlichen bezogen; das eine, ein Emeritirungsgeſetz, das die Laſten der Geiſtlichen mindert, das andere ein Entwurf, betreffend die Aufhebung der Stolgebühren. Gelingt es der bevorſtehenden General-Synode, dieſe Angelegenheiten befriedigend zu reguliren, ſo iſt ein erfreulicher Schritt gethan, den materiellen Nothſtand des Pfarrhauſes zu heben.

Die tiefſte Urſache der in Rede ſtehenden Erſcheinung liegt an einem andern Ort, an dem Sinken des Idealismus in unſerm Volke, an der Verweltlichung der Geſinnung, an der Skepſis, die das Heiligthum der Religion untergräbt, an der Frivolität, mit der ſo viele Gebildete und ſo viele weit verbreitete literariſche Publikationen die unantaſtbaren Güter des ſittlichen Lebens in Frage ſtellen. Je weiter ſich dieſe Stimmung verbreitet, je mehr dieſe Richtung Platz greift, deſto mehr Gefahr droht dem evangeliſchen Pfarrhauſe, aber auch unſerm Volke, das mit dieſem eng und innig verbunden iſt. Denn die Geſchicke des einen ſpiegeln ſich in der Entwicklung des andern.

Es muß als eine zeitgemäße Aufgabe bezeichnet werden, auf dieſen Zuſammenhang hinzuweiſen und dadurch den Werth des evangeliſchen Pfarrhauſes für unſer deutſches Volk zu erhärten. Und wir freuen uns, auf zwei im verfloſſenen Jahre veröffentlichte Schriften aufmerkſam machen zu können, welche dieſen Gegenſtand in ausgezeichneter Weiſe bearbeitet haben. In den folgenden Mittheilungen und Darlegungen werden wir uns an dieſelben anſchließen. Der Verfaſſer der einen iſt Meuß, der in knappſter Darſtellung ein auf umfaſſenden Studien ruhendes farbenreiches Bild des Lebens und der Frucht des evangeliſchen Pfarrhauſes gezeichnet hat. In ſeine Fußtapfen iſt Baur getreten und hat auf breiter Baſis eine Fülle der anziehendſten Geſtaltungen des Pfarrerlebens in warmen Tönen uns vor Augen geführt. Mit dem kräftigen Bruſtton eines begeiſterungsvollen Lobgeſanges preiſt er die Herrlichkeit des evangeliſchen Pfarrhauſes.*) Das geiſtliche Pfarrhaus iſt älter

*) Leben und Frucht des evangeliſchen Pfarrhauſes vornehmlich in Deutſchland von

Digitized by Google

als die Reformation, denn auch im Mittelalter wurde der Cölibat, den asketiſcher Trieb und hierarchiſcher Zwang zur Geltung gebracht hatten, doch hier und da von den Klerikern umgangen, und die Kirche konnte der Macht des Naturtriebes nicht wehren. Sträubte ſich doch im 15. Jahrhundert das Schweizervolk gegen unverheirathete Geiſtliche, vor denen es die eigne Familie nicht geſchützt glaubte, und übte doch der Biſchof von Konſtanz gegen eine Abgabe von vier Gulden Nachſicht. Das geiſtliche Haus, in dem Heinrich Bullinger, der Nachfolger Zwingli's geboren wurde, genoß in weiten Kreiſen Ehre und Anſehen. Aber allerdings das war eine Ausnahme, im Mittelalter führte, wie Reuß ſagt, im Allgemeinen das Pfarrhaus eine verſchämte Exiſtenz, Jungfrauen von gutem Herkommen und ehrbarem Charakter traten nicht in daſſelbe ein, und Prieſterkinder, wenn ſie auch einer treuen und ſtetigen Verbindung der Eltern ihr Leben verdankten, galten für unehelich. Es war erſt die Reformation, welche den Makel vom ehelichen Prieſterthum nahm und das ewige Naturrecht der Ehe auch für den Geiſtlichen beanſpruchte. Luther war nicht der erſte, der thatſächlich den Bann brach; ſpäter als ſeine Genoſſen trat er in die Ehe. Und der gewichtigſte Grund, dieſen Schritt zu thun, war die erkannte Nothwendigkeit, durch ſeine Autorität, durch ſein thatſächliches Vorgehen die Vorurtheile gegen die Prieſterehe zu entwaffnen. Und es gelang ihm; das proteſtantiſche Volk begrüßte die Prieſterehe mit aufrichtigem Beifall und feierte die Verheirathung der evangeliſchen Geiſtlichen oft mit demonſtrativer Feſtlichkeit. So tiefe Wurzeln hatte binnen kurzem die Prieſterehe gefaßt, daß das Interim Karl's des Fünften ſie nicht mehr anzutaſten wagte. Und ſo ſehen wir denn auch Töchter angeſehener Bürgerhäuſer, auch adliger Familien, die Ehe mit proteſtantiſchen Pfarrern eingehen. Mancher hervorragenden und durch Bildung ausgezeichneten Frau begegnen wir hier. Die Gattin des Matthäus Zell in Straßburg, mächtig des Wortes in Schrift und Rede, ſtand mit Luther im Briefwechſel und hielt am Grabe des Gatten eine Mahnrede an ihre Mitbürger. Die Ehefrau des Urbanus Rhegius, eine Augsburgerin, las das alte Teſtament im Grundtext. Daß dieſe Ehen der reformatoriſchen Männer zum größten Theil nicht die Frucht perſönlichſter Liebesbeziehungen waren, ſondern mit einer gewiſſen Geſchäftsmäßigkeit geſchloſſen wurden, lag im Geiſt der Zeit. Doch war es nichts ſo ausnahmsloſes, daß nicht nur Heinrich Bullingers, ſondern auch Luther's Ehe als Ergebniſſe freieſter Wahl

---

Dr. Eduard Reuß, ord. Profeſſor der Theologie an der Univerſität zu Breslau. Königl. Konſiſtorialrath. Bielefeld und Leipzig. Velhagen und Klaſing 1877. Das deutſche evangeliſche Pfarrhaus. Seine Gründung, ſeine Entfaltung und ſein Beſtand. Von Wilhelm Baur, Dr. der Theologie, Hof- und Domprediger zu Berlin. Bremen, Verlag von Müller. 1. Aufl., 1877. 2. Aufl., 1878.

Digitized by Google

angeſehen werden könnten. Katharina von Bora hatte urſprünglich eine erwiederte Neigung zu einem jungen Nürnberger Patrizier, Hieronymus Baumgärtner, gehegt. Als dieſer ſich aber, in die Heimath zurückgekehrt, mit einem reichen Mädchen verlobt hatte, war ihr von Luther ein Geiſtlicher in Orlamünde, Dr. Glatz, zugedacht worden. Aber ſie hatte ihn verſchmäht und zugleich ausgeſprochen, wolle Luther oder Amsdorf ſie wählen, ſo ſei ſie bereit. Und Luther erklärte: „Wenn ich nicht alsbald und in der Stille hätte Hochzeit gehalten mit Vorwiſſen wenig Leute, ſo hätten ſie es alle verhindert, denn alle meine beſten Freunde ſchrieen: nicht dieſe, ſondern eine andere."

Es bedarf wohl kaum einer beſondern Hinweiſung darauf, daß wir die geiſtige Höhenlage des evangeliſchen Pfarrhauſes im 16. Jahrhundert, wie wir ſie bei den Führern der reformatoriſchen Bewegung finden, nicht als allgemein maßgebend vorausſetzen dürfen. Geiſtlicher Stolz und Intoleranz waren Fehler, deren ſich ſo mancher Pfarrer ſchuldig machte; oft genug erſchien die Pfarrerin mehr als Magd wie als Frau — die Frau Joh. Arnd's geſtattete ſich nicht dieſelbe Koſt mit ihrem Manne —, und die mangelhafte weibliche Bildung, welche durch die Impulſe einer großen Zeit im Ausgang des Jahrhunderts nicht mehr ausgeglichen wurde, mußte dieſes demüthigende Abhängigkeitsverhältniß begünſtigen. Kam etwa noch hinzu, daß das Pfarramt nur unter der Bedingung erlangt war, daß der Bewerber des Junkers Kammerzoſe oder des Vorgängers Wittwe oder Tochter zu heirathen verſprach, ſo war von vornherein kein günſtiger Boden vorhanden, auf dem die Pfarrfrau die ihr gebührende Stellung hätte gewinnen können.

Daß aber der Kern des evangeliſchen Pfarrhauſes geſund war, dafür legten die Leiſtungen deſſelben während des Dreißigjährigen Krieges Zeugniß ab. Mehr wie andere Häuſer dem Haß der Kaiſerlichen Heere ausgeſetzt, hat es die ſchwerſten Drangſale ſtandhaft erduldet, und ſein Haupt iſt mit unermüdlichem Eifer der Verpflichtung nachgekommen, mit Wort und Werk als der Gemeinde Fürſprecher und Anwalt für die Milderung ihrer Noth einzutreten.

Die Kriegsflamme erloſch endlich, nachdem ſie die entſetzlichſten Verwüſtungen hervorgebracht hatte. Noth und Mangel herrſchte überall, auch das Pfarrhaus erhielt einen reich zugemeſſenen Theil, und ſeine Glieder vermochten nicht immer auf der geſellſchaftlichen Höhe zu bleiben. Wir finden ſeine Töchter als Gattinnen von Organiſten und Schulmeiſtern, auch als Ausgeberinnen und Kammerjungfern auf Ritterſitzen, wo ſie wohl mit dem Koch oder einem Wirthſchaftsbeamten ſich vermählen; ſogar die Trauung einer Pfarrerstochter mit einem Schneidermeiſter wird uns berichtet.

Eine ſoziale Hebung des Pfarrhauſes bewirkte der Pietismus. Die bewußte und methodiſch geleitete Pflege des innern religiöſen und ſittlichen Lebens,

Digitized by Google

die ihn charakteriſirt, mußte dem geiſtlichen Amt, wenn ſein Träger der neuen Bewegung folgte, einen geſteigerten Einfluß ſchaffen. Und indem der Pietismus eine religiöſe Ariſtokratie erzeugte, die von der geſellſchaftlichen unabhängig war, trat er für eine Ausgleichung der Stände auf religiöſer Baſis ein, welche die dem Pfarrhaus bisher gezogenen Schranken beſeitigen mußte. Auch noch in einer andern Hinſicht wirkte der Pietismus befreiend; da er das individuelle Seelenleben und den Wechſel der Stimmungen und Vorgänge in demſelben in den Mittelpunkt ſtellte, bereitete er die Strömungen vor, die das achtzehnte Jahrhundert beherrſchten, die Periode der ſich ſelbſt genießenden Subjektivität. Doch müſſen wir allerdings die Einſchränkung machen, daß die eben gezeichnete Richtung dem Pietismus weder immer noch aller Orten eigen war, daß er vielmehr oft die negative Seite, die Weltflucht und die Bekämpfung auch erlaubter Bedürfniſſe, hervortreten ließ. Da erſchien denn das pietiſtiſche Pfarrhaus vor allem als die Stätte herber und ſtrenger Zucht, in der, wie Menß treffend bemerkt, ſich auch das Zeitalter des Korporalſtocks ſpiegelt. Der würtembergiſche Paſtor Flattich, der ſeiner Braut mit Bedacht eine Ohrfeige giebt, um ſie zu prüfen, ob ſie ſich in ſein aufbrauſendes Temperament werde ſchicken können; und der thüringiſche Pfarrer Heim, der Vater des berühmten Arztes, welcher ſämmtliche Kinder bei Verluſt eines Gegenſtandes bis zum Wiederfinden deſſelben abſtraft, ſind originelle Belege für die Autorität, die der pietiſtiſche Pfarrherr in Anſpruch nahm. Bei ſolcher geſetzlichen Lebensordnung pflegte die äſthetiſche Genußfähigkeit gering zu ſein; und es war wohl nicht blos Mangel an Zeit, der Spener davon abhielt, den Garten, welcher hinter ſeinem Hauſe in Berlin ſich befand, öfter zu beſuchen. Nur zwei bis dreimal und zwar immer blos auf einige Minuten, hat er während ſeiner vierzehnjährigen Wirkſamkeit in Berlin in ihm verweilt.

Die Abwendung von der Metaphyſik des Dogmas, die ſtarke Betonung des praktiſchen Elements, die Kultur des individuellen Seelenlebens verknüpft den Pietismus mit den Humanitätsbeſtrebungen und der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts. Die Reduktion der evangeliſchen Heilswahrheiten auf die Abſtraktionen einer allgemeinen Religioſität unterſcheidet beide. Im Pfarrhaus ſpiegelt ſich auch dieſer Umſchwung. Der Pfarrer wird in erſter Linie Volkslehrer, der auch durch Pflege rationeller Landwirthſchaft den Beleg für die Nutzbarkeit des Predigtamts liefert. Nicht durch ſpezifiſch kirchliche, ſondern durch allgemein humane Leiſtungen muß das Pfarramt ſein Exiſtenzrecht erhärten. Von dieſem Geſichtspunkt aus wird auch Reiz und Poeſie des Pfarrhauſes gewürdigt. Zumal das Pfarrhaus auf dem Lande erhält eine neue Beleuchtung. Es erſcheint als idylliſche Stätte ungekünſtelter, freier und doch

von Bildung geſättigter, echt menſchlicher Beziehung, als eine Verwirklichung idylliſchen Daſeins. So gewinnt es Bürgerrecht in der poetiſchen Literatur.

Die Theologie des neunzehnten Jahrhunderts kehrt zur Heilswahrheit zurück, ſucht aber den Erwerb der zurückgelegten Entwicklung, von Einſeitigkeiten befreit, feſtzuhalten, weil ſie ihn in ſeinem letzten Grund im Evangelium ſelbſt angelegt erkennt. Unveränderliche Grundlagen der Lehre, das Erbe der Orthodoxie, Pflege des innern Seelenlebens und Zucht des Wandels, den Ertrag pietiſtiſcher Myſtik und Lebensführung, einen offnen Sinn für alles wahrhaft Menſchliche in Staat und Geſellſchaft, in Wiſſenſchaft, Kunſt und Poeſie, den unveräußerlichen Gewinn der humaniſtiſchen Aufklärung — ſie ſucht dieſe Güter auf dem Boden ſpezifiſch-chriſtlicher Erfahrung zu einen. Schleiermacher gelingt es, ein Pfarrhaus zu gründen, in welchem, harmoniſch verbunden, dieſe Beziehungen ſich ausgleichen, und es ſteht nicht allein. Aber wie die Theologie der Gegenwart in vielen Farben ſchillert, indem ſie bei der Kombination der hiſtoriſchen Ergebniſſe bald dieſe bald jene Entwicklung bevorzugt, der Richtungen nicht zu gedenken, welche die Fundamente des Evangeliums, ja der Religion überhaupt untergraben, ſo iſt es auch ſchwer, in einem Bilde das Pfarrhaus der Gegenwart zu zeichnen. Aber ein Zug iſt allen Geſtalten desſelben, wo es treu und eifrig ſeiner Pflicht eingedenk iſt, gemeinſam. Es iſt zum Kampf berufen. Die Loslöſung der Maſſen von der Kirche, von Glauben und Sitte, ſtellt neue und große Aufgaben. Die Seelſorge muß die umfaſſendſten Dimenſionen annehmen, die Liebesthätigkeit zur Vereinsthätigkeit werden, um mit geeinten Kräften die Hinderniſſe zu beſiegen, die Verlornen zu gewinnen. Im Mittelpunkt dieſer Beſtrebungen ſteht das Pfarrhaus, dem Pfarrer und der Pfarrfrau iſt hier eine einflußreiche Stellung zugewieſen.

Haben wir gezeigt, wie ſich in der Geſtaltung des evangeliſchen Pfarrhauſes der Entwicklungsgang des chriſtlichen Lebens in eigenthümlicher Weiſe abſpiegelt und damit zugleich der Verlauf, den das Volksleben nach ſeinen innerlichſten Beziehungen, ſoweit es auf proteſtantiſchem Boden ſtand, genommen hat, ſo bleibt uns jetzt noch übrig, mit wenigen Strichen den Gewinn zu bezeichnen, der aus dem Pfarrhauſe der ſittlichen Kultur zugefloſſen iſt. Als ſolchen nennen wir zuerſt die Weihe des Familienlebens. Wo der Prieſter-Cölibat herrſcht, ruht auf der Ehe ein Bann; wo der Stand, der die Pflege des religiös-ſittlichen Lebens zu ſeinem Inhalt hat, von der Ehe ausgeſchloſſen iſt, da entbehrt dieſe, da entbehrt das weibliche Geſchlecht die ihm von der göttlichen Naturordnung zuerkannte Ehre und Würde. Das evangeliſche Pfarrhaus hat beide in ihre angeſtammten Rechte eingeſetzt. Und wie viel Güter ſind hierin eingeſchloſſen! Das Vertrauensverhältniß zwiſchen Geiſtlichem und Gemeinde, wie es in der Gemeinſamkeit der menſchlichen Beziehung, irdiſcher

Freude und irdiſchen Schmerzes, ruht; die Vorbildlichkeit chriſtlichen Familienlebens, zu der das Pfarrhaus berufen iſt, und die es im Großen und Ganzen auch dargeſtellt hat.

Wir nennen ferner Poeſie, Geſang und Muſik. In einer Zeit, in der die deutſche Dichtung flügellahm über den Boden ſtrich, war das Kirchenlied faſt das einzige Gebiet, auf dem ſie einen höheren Flug nahm. Und wenn ſeine Verfaſſer auch nicht ausſchließlich dem geiſtlichen Stande angehörten, ſo doch zum größten Theile. Mit dem Lied ging aber Geſang und Muſik Hand in Hand, und dieſe Beziehung ſtellte ſich oft in dem Bunde zwiſchen Paſtorat und Kantorat dar, wie wir ihn freundſchaftlich geſtaltet bei Luther und Walther, bei Matheſius und Hermann, bei Paul Gerhard und Ebeling finden. Zuweilen war auch Paſtorat und Kantorat in einer Perſon verbunden, der Dichter zugleich der Komponiſt. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß Hausgeſang und Hausmuſik im Pfarrhaus zuerſt eine Pflegeſtätte gefunden haben. Daſſelbe hatte auch hier Luther's Erbe angetreten.

Wir nennen endlich die Pflege der idealen Intereſſen, in welcher das Pfarrhaus, wie viele Konkurrenten es auch hat, allen andern Häuſern vorangegangen iſt. Den Beweis dafür liefert die Fülle hervorragender Perſönlichkeiten, deren Wiege im Pfarrhauſe geſtanden hat. Wir verzichten darauf, die ausgezeichneten Theologen zu nennen, welche den väterlichen Bahnen folgten; aber es wird von Intereſſe ſein, zu ſehen, welches Kontingent von Männern, auf die unſer Volk ſtolz iſt, zu allen Zeiten das Pfarrhaus geſtellt hat. Wir gedenken hier der Mathematiker und Aſtronomen Euler, Olbers, Enke; der Botaniker Linné und Sprengel; der Chemiker Berzelius und Mitſcherlich; der Mediziner Reil, Heim, Langenbeck; der Juriſten und Staatsmänner Pufendorf, Ancillon, Smidt; der Hiſtoriker Schlözer, Joh. von Müller, Heeren; der Dichter Gottſched, Bodmer, Gellert, Wieland, Leſſing, Hölty, Matthias Claudius, Hippel, Lichtenberg, Jean Paul, der Gebrüder Schlegel, Emanuel Geibel's; ſchließlich der Philologen Otfried Müller, Georg Nitzſch, F. W. Ritſchl. Blicken wir auf dieſe ſtattliche Reihe glänzender Namen, die ſich leicht mehren ließe; vergegenwärtigen wir uns ferner, welche Segnungen vom Pfarrhauſe her unſerm Volke zu Theil geworden ſind, ſo werden wir uns der Erkenntniß nicht zu verſchließen vermögen: das evangeliſche Pfarrhaus war und iſt ein unentbehrlicher Faktor unſrer ſittlichen Kultur; und daſſelbe zu ſchützen, zu fördern, zu ehren, iſt eine Pflicht aller, welchen das Heil unſres Volkes am Herzen liegt.

Königsberg i. Pr. H. Jacoby.

Die ſozialdemokratiſche Agitation in Amerika.

Noch vor wenigen Luſtren waren die politiſchen und volkswirtſchaftlichen Verhältniſſe in den Vereinigten Staaten ſo beſchaffen, daß ſozialdemokratiſche und kommuniſtiſche Agitationen dort wenig Boden faſſen konnten. Trotz der ſchnellen und oft ziemlich müheloſen Anhäufung von Reichthümern in den Händen Einzelner, war es doch der großen Maſſe der gewöhnlichen Arbeiterklaſſen möglich, nicht nur ein verhältnißmäßig ſorgenfreies Leben zu führen, ſondern durch Fleiß und Sparſamkeit auch ein beſcheidenes Eigenthum zu erwerben. Namentlich gelang es vielen deutſchen Einwanderern, die bekanntlich im Anfange der fünfziger Jahre maſſenhaft über den Ozean zogen, theils in den Städten, theils auf dem platten Lande in kurzer Zeit ſich auf eigenem Grund und Boden ein freundliches und ſicheres Heimweſen zu gründen. Die ſozialen und ökonomiſchen Zuſtände in der nordamerikaniſchen Union ſchienen in der That ſo geartet zu ſein, daß man ſich mit gutem Grunde der Hoffnung hingeben durfte, unter Benutzung der Fortſchritte der Wiſſenſchaft und der in Europa gemachten Erfahrungen jede berechtigte, politiſche oder volkswirthſchaftliche Reform auf dem Wege des natürlichen und geſetzmäßigen Fortſchritts ohne gewaltſame Erſchütterungen zu erreichen. Die einzige ſchwarze Wolke, welche der politiſch-ſoziale Horizont der Vereinigten Staaten aufwies, war das Inſtitut der Negerſklaverei. Die Negerſklaverei war es denn auch, welche in erſter Linie den langandauernden blutigen Sezeſſionskrieg ins Leben rief; und dieſer unſelige Bürgerkrieg iſt wiederum die Haupturſache davon geweſen, daß die Lebenskraft der Union auf politiſchem und ſozialem Gebiete den härteſten Prüfungen unterworfen ward.

Schon während des Sezeſſionskrieges, vornehmlich aber nach Beendigung deſſelben durch Niederwerfung des rebelliſchen Südens, erhob die Korruption ihr giftiges Haupt gefahrdrohender, als je zuvor. Während der achtjährigen Adminiſtration des Präſidenten U. S. Grant durchdrang die Korruption alle Zweige des Staates und des Geſchäftslebens in unerhörter Weiſe; die durch Eigennutz und Herrſchſucht bewirkte Ausartung des politiſchen Parteiweſens machte das durch die Bundesverfaſſung garantirte Recht der Selbſtregierung in vielen Fällen ganz illuſoriſch, die Bürger verloren den gewiſſenloſen Machinationen ſelbſtſüchtiger Parteigänger gegenüber die Luſt, ſich bei politiſchen Fragen zu betheiligen, und — um das Unglück vollſtändig zu machen — rief der Weltkrach von 1873 auch jenſeits des Atlantiſchen Oceans eine Geſchäftsſtockung hervor, wie ſie an Schwere, Dauer und Umfang bis dahin von dem Volke der nordamerikaniſchen Union noch nicht empfunden worden war. Selbſtverſtändlich litten wie überall, die arbeitenden Klaſſen auch in Amerika unter

dem Druck der Zeit am meiſten. Unter dieſen Umſtänden fand denn auch die ſozialdemokratiſche Agitation dort einen günſtigen Boden.

Wüſte Demagogen, die ſchon in Europa die ſozialdemokratiſche Schule gründlich durchgemacht hatten und durch ihr verbrecheriſches Treiben über das Meer gejagt waren, fanden für ihre hochtönenden Weltverbeſſerungspläne bei den leidenden amerikaniſchen Arbeitern nur zu leicht Gehör. An unruhigen Köpfen hatte Amerika, namentlich ſeit dem Seceſſionskriege, ohnehin keinen Mangel; es gab dort Leute genug, die, jeder ordentlichen und ernſten Arbeit feind, in der Agitation ſelbſt ihren Lebenszweck ſuchten und fanden, und ſo geſchah es, daß eingeborne Amerikaner bald mit den importirten Revolutionären wetteiferten, die unzufriedenen Elemente durch demagogiſche Vorſpiegelungen zu Geſetzwidrigkeiten und Gewaltthaten hinzureißen. Außer einigen geflüchteten Mitgliedern der Pariſer Kommune waren es leider vorzugsweiſe deutſche Agitatoren, die in ſozialiſtiſchen und kommuniſtiſchen Reden und Blättern nachzuweiſen ſuchten, daß man den beſitzenden Klaſſen den Krieg erklären müſſe. Die überall wuchernde Korruption gab zu Angriffen Veranlaſſung genug. Sorgfältig wurde natürlich von den Agitatoren verſchwiegen, daß die allgemeine Korruption auch die Arbeiterklaſſen ſchon um deshalb mit ergreifen mußte, weil Noth, Armuth und Mangel an Bildung keine günſtigen Vorbedingungen für ſittlich reine Zuſtände ſind. Wahrheit und Sittlichkeit ſind überhaupt Dinge, um die ſich die Sozialdemokraten weder in der alten, noch in der neuen Welt beſonders gekümmert haben; es läßt ſich aber auch, wie die „New Yorker Staatszeitung" kürzlich mit Recht hervorhob, gar leicht nachweiſen, daß es in der nordamerikaniſchen Union niemals zu ſo beklagenswerthen Zuſtänden hätte kommen können, wie ſie jetzt dort in Wirklichkeit exiſtiren, wenn es nicht Leuten wie Tweed und Konſorten gelungen wäre und noch immer gelänge, auch einen großen Theil der Arbeiter mit zu korrumpiren. Hierher gehört es denn auch, daß bei den häufigen und unter den verſchiedenſten Umſtänden erfolgenden Arbeitseinſtellungen die ſozialdemokratiſchen Agitatoren ſich ſtets unbedingt auf die Seite der Arbeiter ſtellten und ſelbſt die dabei nur zu oft vorkommenden Gewaltmaßregeln und ungeſetzlichen Ausſchreitungen zu vertheidigen pflegten. Agitation und Kampf, Umſturz und Vernichtung des Beſtehenden, — ſo lautet auch in Amerika der Wahlſpruch der Sozialdemokraten. In wie hohem Grade dieſer Wahlſpruch bei dem großen Eiſenbahnaufſtande, welcher im Jahre 1877 in verſchiedenen Unionsſtaaten in Szene geſetzt wurde, ſeine praktiſche Anwendung fand, haben wir ſchon früher in dieſen Blättern auseinandergeſetzt und brauchen daher jetzt nicht darauf zurückzukommen.

Statt auch den Arbeitern einmal den Spiegel der Selbſterkenntniß vorzuhalten, ſuchte die ſozialdemokratiſche und kommuniſtiſche Agitation vor allen

Dingen die böſen Leidenſchaften in den arbeitenden Klaſſen aufzuregen. Das Wort Benjamin Franklin's: „Wer den Arbeitern ſagt, daß ſie anders als durch Fleiß und Sparſamkeit ihre Lage verbeſſern können, iſt ein Verführer des Volkes", gilt den neuen Weltverbeſſerern als veraltet und auf unſere Zeiten nicht mehr anwendbar. Viel Genuß und wenig Arbeit, — das iſt die Quinteſſenz aller ſozialdemokratiſchen Lehren. Wie amerikaniſche Blätter melden, beabſichtigen die Sozialdemokraten und Kommuniſten im Laufe dieſes Sommers an verſchiedenen Orten der Union die Fahne des Aufruhrs zu erheben. In mehreren größeren Städten, z. B. in Chicago, St. Louis, San Franzisko, Pittsburg u. ſ. w., ſo wie in den Kohlenregionen Penſylvaniens, hat man bereits durch Bewaffnung und militäriſche Organiſationen dahin zielende Vorkehrungen getroffen. Am 16. Mai d. J. hielten z. B. die Sozialdemokraten von St. Louis eine Verſammlung ab, um ſich, wie ein Hauptagitator, ein gewiſſer Ferdinand Amrein, offen erklärte, in den Stand zu ſetzen, dem Militär und den Polizeimannſchaften die Spitze zu bieten. In die zu organiſirenden Arbeiter-Kompagnien ſollten vorzugsweiſe nur ſolche Arbeiter eingereiht werden, welche in Amerika oder in Europa ſchon als Soldaten gedient hätten; und es ſchrieben ſich auch ſofort 250 Mann als Landsknechte der Kommune ein. Daß aber den nordamerikaniſchen Sozialdemokraten nicht weniger, als ihren europäiſchen Geſinnungsgenoſſen, die Pariſer Kommune von 1871 als ein erſtrebenswerthes Ideal vorleuchtet, geht unter Andern aus den Artikeln der in St. Louis erſcheinenden deutſchen Kommuniſtenzeitung, der „Volksſtimme des Weſtens", deutlich hervor; dieſes von einem Herrn Otto-Walſter, der früher in Dresden als ſozialdemokratiſcher Agitator eine gewiſſe Rolle ſpielte, redigirte Blatt ließ ſich Mitte Mai dieſes Jahres alſo vernehmen: „Die Revolution der Pariſer Kommune war vollſtändig berechtigt, ihre Kämpfer waren Ehrenmänner, deren Kampf menſchlich — ihre Idee hoch, edel und erhaben; ihr einziges Verbrechen war — ſie haben nicht geſiegt. Hätten ſie geſiegt, ſo würden ſie heute höher geehrt und geachtet werden, als George Waſhington und deſſen Zeitgenoſſen; dieſe befreiten nur die Bewohner dieſes Landes (Amerikas) von dem Joche der Engländer, die Pariſer Kommunards aber wollten die Menſchheit von dem Joche der Korruption einer unmenſchlichen Ausbeutung befreien. Darum ehren wir die todten und lebenden Kämpfer dieſer hohen Idee, wir wollen den Lebenden hülfreich zur Seite ſtehen und die Gräber der todten von dem Schmutz der Gegner reinigen; wir haben die moraliſche Erbſchaft der Kommune angetreten und wir ſind ſtolz auf dieſe Ehre!"

So ſchreibt der Freund und Geſinnungsgenoſſe Bebel's und Liebknecht's. Aber warum ſollte ſich auch die rothe ſozialdemokratiſch-kommuniſtiſche Meute

Digitized by Google

nicht über Mordbrennerei und Gefangenenabſchlachtung gerade ſo freuen, wie vor Zeiten die ultramontane Papſtkirche über die Gräuel der Pariſer Bluthochzeit jubelte? Schwarz und Roth geſellte ſich ja ſtets gern zu einander.

Wenn man aber meinen ſollte, daß die geſchilderte Verherrlichung der Pariſer Kommune vereinzelt in den Vereinigten Staaten daſtehe, ſo würde man ſich ſehr irren. Wir könnten in dieſer Beziehung hier eine ganze Blumenleſe von ähnlichen Fällen geben, wenn es der uns zugemeſſene Raum nicht verböte. Nur noch ein Beiſpiel wollen wir kurz anführen, weil es auch in der engliſch-amerikaniſchen Preſſe zu Diskuſſionen Veranlaſſung gegeben hat. Es veranſtaltete nämlich am 18. März d. J. die in Newyork exiſtirende „Geſellſchaft der Flüchtlinge der Kommune“ in der dortigen Beethoven-Halle ein ſolennes Bankett zur Erinnerung an die Pariſer Mord- und Brandſzenen von 1871. Der Amerikaner *Swinton* hielt bei dieſer Gelegenheit die Hauptrede, den Vorſitz aber führte ein gewiſſer *Edmond Megy*, der eine hervorragende Rolle in den Kämpfen der Pariſer Kommune ſpielte. Dieſer Herr Megy hatte nun mit dem Berichterſtatter der „New-York World“ eine längere Unterhaltung, worin er erklärte, daß auch in den Vereinigten Staaten über kurz oder lang eine kommuniſtiſche Revolution ausbrechen würde. Die Sozialdemokraten und Kommuniſten hätten in faſt allen Unionsſtaaten ihre Agenten und ihre Organiſationen würden eifrig und mit Erfolg vervollkommnet. Bloſe geſetzliche Verbeſſerungen im ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Leben könnten nichts helfen; *ein vollſtändiger Umſturz alles Beſtehenden müſſe erfolgen*. Geſetzliche Methoden ſeien ſtets verkehrt; was geſetzlich ſei, gehe gegen das, was revolutionär ſei; eine Revolution ſtütze ſich niemals auf Geſetzlichkeit. Die Gewaltthaten in Pittsburg im verfloſſenen Jahre ſeien nur die Vorläufer der kommenden Revolution.

Dieſe ſozialdemokratiſch-kommuniſtiſche Logik hat nun aber auch, wie bereits angedeutet, in der engliſch-amerikaniſchen Preſſe große Aufregung hervorgerufen. So brachte z. B. die vielgeleſene und einflußreiche „New-York Tribune“ vom 8. Mai d. J. einen Leitartikel, der über „die Mittel gegen den Kommunismus (the remedy for communism) handelte. Die Schlußſätze dieſes Artikels lauten alſo: „Zwei Dinge ſind durchaus nothwendig, wenn nicht die ziviliſirte Geſellſchaft in dieſem Lande auf Jahre hinaus durch den Kommunismus in Unordnung geſtürzt werden ſoll. Zunächſt muß das Publikum bereit ſein, *jede Erhebung gegen das Geſetz raſch, gründlich und unbarmherzig niederzuſchmettern*. Die das Geſetz verletzenden Kommuniſten verdienen nicht mehr Duldſamkeit, als tolle Hunde (mad dogs). Zweitens muß ſich eine öffentliche Meinung bilden, die jede politiſche Partei oder jeden Politiker *in die Acht erklärt*, ſobald ſie ſich mit dem

Digitized by Google

Kommunismus in Verbindung einlaſſen oder deſſen Tendenzen begünſtigen. Die ziviliſirte Geſellſchaft muß lernen, jede Organiſation, gleichgültig ob ſie einen politiſchen oder einen andern Charakter trägt, als einen Feind des Gemeinweſens anzuſehen, ſobald ſie in irgend einem Grade ſich dem Kommunismus zuneigt; ſie muß behandelt werden, wie die Cholera oder die Blattern, da ihr Wirken tödtlicher ſein wird, als dieſe."

Dieſen Ausführungen der „New-York Tribune" ſtimmen nun im Weſentlichen die bedeutendſten deutſch- und engliſch-amerikaniſchen Zeitungen bei, indem auch ſie empfehlen, daß alle diejenigen Politiker, welche, um bei kommenden Wahlen die Stimmen der Sozialdemokraten und Kommuniſten zu gewinnen, um deren Gunſt buhlen, von dem geſunden Theile des amerikaniſchen Volkes energiſch verurtheilt werden ſollten. Außerdem aber wird darauf aufmerkſam gemacht, daß der Kongreß und die Legislaturen der einzelnen Unionsſtaaten bemüht ſein müßten, ſo weit es in der Macht der Geſetzgebung liege, die Arbeitsverhältniſſe zu beſſern und die Hemmniſſe der induſtriellen Thätigkeit aus dem Wege zu räumen. So müſſe unter anderm das hohe Schutzzollſyſtem beſeitigt und die Wiederaufnahme der Baarzahlung geſichert werden. Dem gegenüber laſſen ſich aber die beiden großen politiſchen Parteien, die Republikaner und die Demokraten, vielfach dazu hinreißen, kommuniſtiſche Anſchauungen in ihre Platformen aufzunehmen, um dadurch bei den bevorſtehenden wichtigen Herbſtwahlen an Anhang zu gewinnen. Das in ſeiner Mehrheit aus Mitgliedern der demokratiſchen Partei zuſammengeſetzte Repräſentantenhaus des Kongreſſes hat ſogar den Beſchluß gefaßt, das ſtehende Heer der Vereinigten Staaten von 25,000 auf 20,000 Mann herabzumindern; und doch ſtellte ſich bei dem Eiſenbahnaufſtande im verfloſſenen Jahre nur zu deutlich heraus, daß bei weitverbreiteten ſozialen Unruhen die Militärmacht der Union ſehr unzureichend ſei. Ja, ein Hauptführer der Demokraten, ein gewiſſer Hewitt, erklärte bei der betreffenden Berathung im Repräſentantenhauſe, „daß alle die Gewaltthätigkeiten, welche durch die Lokalbehörden und die Miliz der Einzelſtaaten nicht unterdrückt werden könnten, auch gar nicht unterdrückt zu werden brauchten"; und ein politiſcher Geſinnungsgenoſſe des Herrn Hewitt, ein Herr Knott, ging in ſeinem Anti-Militäreifer ſo weit, daß er meinte, „jede Anwendung von Soldatenmacht ſei verbrecheriſcher Natur (a penal offence), ſobald dieſelbe nicht auf ausdrücklichen Befehl des Kongreſſes geſchehe". Mit Recht erklärte daher die „New-York Tribune" vom 29. Mai d. J., „den Vereinigten Staaten ſei gegenwärtig der kommuniſtiſche Geiſt, der in die politiſchen Parteien eingedrungen ſei, gefährlicher, als alle Verſchwörungen geheimer Verbindungen bei verſchloſſenen Thüren". Neben den Republikanern und Demokraten hat ſich aber in jüngſter Zeit eine neue politiſche

Partei gebildet, die den bezeichnenden Namen „National Greenback Labor Party", d. h. Nationale Papiergeld- und Arbeiter-Partei, trägt und weſentlich aus Anhängern der Vermehrung des uneinlösbaren Papiergeldes und aus Sozialdemokraten beſteht.

Aus dem Vorſtehenden dürfte zur Genüge hervorgehen, daß die nordamerikaniſche Union nicht weniger, als europäiſche Nationen, von dem Gifte der Alles nivellirenden Sozialdemokratie infizirt iſt. Möchte ſich beſtätigen, was die „London Times" Mitte Mai d. J. von den kommuniſtiſchen Bewegungen in den Vereinigten Staaten ſagte: „Wir zweifeln nicht, daß, wenn die Nordamerikaner es mit ſozialdemokratiſchem Kommunismus in irgend einer gefährlichen Form zu thun haben, ſie energiſch gegen denſelben vorgehen werden." Der ſoziale Bau der Vereinigten Staaten iſt ſo gut im Stande ſolchen Gefahren erfolgreichen Widerſtand entgegenzuſetzen, als derjenige irgend eines andern Staates der Welt. Rudolf Doehn.

Aus dem Leben des Europäers im tropiſchen Weſtafrika.

Von Herman Soyaux.

1. Im Buſch.

Die tropiſche, und beſonders die ſüdäquatoriale Weſtküſte Afrikas wird oft abgelegen vom Weltverkehr genannt. Das war jedoch nur ſo lange ſtichhaltig, als der Weltverkehr ſein Rieſennetz nicht auch nach jenen Ländern hin ausſpannte. Es ſtellte ſich jedoch heraus, daß die Kapitalanlage zur Gewinnung der dortigen Produkte eine verhältnißmäßig geringe iſt, und deshalb durchſchneidet ſeit einer Reihe von Jahren eine immer wachſende Anzahl von Segelſchiffen und Dampfern den atlantiſchen Ozean zwiſchen Europa und Südweſt-Afrika.

Die Ausdehnung der jetzt von den Weltſtraßen an einzelnen Punkten berührten Küſte iſt indeſſen eine ſo große, daß die dort zahlreich angeſiedelten Weißen unter der Menge der ſchwarzen Bevölkerung immer noch verſchwinden und den Augen der ziviliſirten Welt durch ihre Vereinzelung entrückt ſind. Von Ausbreitung europäiſcher Geſittung iſt daher wenig zu bemerken, und nur an den atlantiſchen Geſtaden ſelbſt findet der Reiſende in unvollkommenem

Digitized by Google

Maße die früher für nothwendig erachteten Bedürfniſſe. Da aber, wo das Brauſen der Meeresbrandung nicht mehr hörbar iſt, nur wenige Meilen landein, verſchwindet auch das; er iſt in der Wildniß.

Trotzdem aber haben die weißen Anſiedler jenen Gebieten einen eigenthümlichen Charakter aufgeprägt — meiſt freilich nicht zum Vortheil derſelben, ſie haben durch den Handel in den Verhältniſſen der Eingebornen große, tiefgreifende Veränderungen herbeigeführt, und die Kenntniß der weſtafrikaniſchen Küſtengelände und deren Eingeborenen würde unvollkommen ſein, wenn ſie nicht auch das Treiben des dortigen Weißen mit berückſichtigte.

Der Hauptvertreter des Europäerthums an der Niederguinea-Küſte iſt der Portugieſe. Abgeſehen davon, daß er faſt ausſchließlich die Kolonialgebiete Angolas bevölkert, lebt er als Händler an der ganzen Küſtenſtrecke nördlich von dieſer Provinz und hat hier das Portugieſiſche als hauptſächliche Verkehrsſprache eingebürgert. Wie aber in Angola die offizielle Herrſchaft der Luſitanen mehr und mehr zuſammenſchrumpft, ſchwindet auch im Süden und Norden vom Congo jetzt mehr und mehr das Uebergewicht der im freien Lande angeſiedelten, privaten Portugieſen. Wo früher von den am Ufer der See erbauten Faktoreihäuſern nur die portugieſiſche Flagge die vorüberziehenden Schiffe grüßte, hat ſie jetzt bis auf winzige Reſte den Bannern der Niederlande, Englands und ſtellenweiſe auch ſchon dem Frankreichs weichen müſſen. Die einſt portugieſiſchen Kaufhäuſer gingen in die Hände von Firmen anderer Nationen über, aber trotzdem gehört die Mehrzahl der Weißen Niederguineas noch dem portugieſiſchen Volke an; nach Uebernahme der Faktoreien durch die Fremden wurden aus den einſtigen Beſitzern nun Verwalter derſelben, d. h. die Portugieſen, welche früher für eigene Rechnung oder im Dienſte vaterländiſcher Firmen arbeiteten, ſind jetzt Agenten holländiſcher, engliſcher und franzöſiſcher Häuſer.

Dieſe letzteren ſcheinen der Anſicht zu ſein, daß der Portugieſe als Händler für jene Gegenden am vortheilhafteſten zu verwenden ſei; aber nur in einer Beziehung — und auch hier noch mit Beſchränkung — kann dieſer Annahme Recht gegeben werden. Der Portugieſe erträgt trotz einer meiſt unzweckmäßigen Lebensweiſe das Klima beſſer, als der Holländer, Brite oder Franzoſe, und iſt daher billiger zu haben. Die Meinung, daß er am beſten mit den Eingeborenen zu verkehren verſtehe — und dieſe Anſicht iſt bei dem Engagement der Portugieſen die hauptleitende — iſt grundfalſch. Der Portugieſe hat ſich in den Augen des Negers allerdings von Alters her ein gewiſſes Air zu geben verſtanden, allein nur durch ſeine Härte, Grauſamkeit und inhumane Rückſichtsloſigkeit; aber ſchon jetzt läßt ſich mancherorten abſehen, wie weit das von portugieſiſchen Händlern gegen die Eingeborenen eingeſchlagene Verfahren aus-

reicht, auch hier wird der allzuſtraff geſpannte Bogen ſpringen. Die ſeltenen Beſuche, welche jenen Gegenden bisher von Reiſenden gemacht wurden, erklären unſere Unbekanntſchaft mit den dortigen Verhältniſſen oder die falſchen Anſichten über Land und Leute und ſo wird es ſicher unſeren Leſern nicht unerwünſcht ſein, einige Einblicke in das Leben der weſtafrikaniſchen Weißen zu erhalten. —

Ein Vorpoſten des Europäerthums! Weit hinauf am Fluß, entfernt von der Küſte, „no mato", im Buſch, ſteht eine kleine Anſiedelung. Ein Weißer, ein Portugieſe hauſt dort! Tag für Nacht rauſcht die Fluth des Stromes dem Meere zu vorüber, wie gern zöge der Einſame mit ihr, denn dort im Weſten, am Ufer der See wohnen Menſchen, die er hier unter den Eingeborenen gar nicht kennt, weil er ſie in ihnen nicht ſucht oder nicht zu ſuchen verſteht. —

Er iſt Agent einer größeren Firma und war früher Verwalter einer ſtattlichen Faktorei am Meeresſtrande. Dort hatte er ſich durch eine Uebereilung und Rohheit — er verwundete faſt grundlos einen freien Neger mit einem Meſſer — den Tadel und Zorn ſeiner Vorgeſetzten zugezogen. Jener Meſſerſtich veranlaßte Kämpfe und Kriege zwiſchen den Eingeborenen und den Anſiedlern, die Exiſtenz des ganzen Handels war eine Zeitlang in Frage geſtellt, ſein Haus hatte Verluſte erlitten und deshalb wurde der Schuldige in dieſe abgelegene Faktorei, welcher früher ein Mulatte vorgeſtanden hatte, verſetzt; — ſie iſt das Cayenne ſeiner Firma.

Die Niederlaſſung liegt nahe am Fluß; einige der zu ihr gehörigen Gebäude ſpiegeln ſich im zitternden, ſchwankend hin und hergezerrten Bilde auf der klaren Fluth. Die nächſte Faktorei iſt drei Tagereiſen ſtromab entfernt, an der Mündung des Stromes; dorthin ſchickt der Verbannte die Waaren, welche er im Lauf der Zeit von den Eingeborenen einhandelt und von dorther empfängt er die nöthigen Tauſchartikel. Monate, ein halbes Jahr und mehr noch verfließt, ehe einmal einer der Comptoiriſten ſeines Hauſes die langwierige Fahrt ſtromauf hierher wagt, um ſich perſönlich nach dem Geſchäftsgang zu erkundigen; ſonſt iſt er allein, immer ganz allein mit ſich ſelbſt, nur bisweilen empfängt er von den mitleidigen Faktoriſten an der Mündung des Fluſſes mit einer Waarenſendung einige alte Zeitungen, immer wieder lieſt er die vergilbten Blätter, bis er deren Inhalt faſt wörtlich auswendig weiß und ſie bei Seite legt. —

Sehen wir uns ein wenig in der Niederlaſſung um, dem Verbannungsort, dem verlorenen Poſten der Ziviliſation. Um einen freien Platz gruppiren ſich im Quadrat einige Häuſer, die alle aus dem gleichen, einheimiſchen Material erbaut ſind. Sie haben die Form der Eingeborenenwohnungen, d. h. ſie bilden im Grundriß ein längliches Viereck, überdeckt mit einem Satteldach. Die Giebelwände reichen nicht bis in den Winkel der Dachfirſt hinein, ſondern

ſchneiden in der Höhe der Dachränder ab und ſind durch ſenkrechte, parallele Latten mit der Innenſeite der beiden Dachhälften verbunden. So entſteht an beiden Giebel- und auch den übrigen Querwänden ein dreieckiges Gitter, welches die durch die ſpaltenreichen Wände ohnehin ſchon begünſtigte Luftzirkulation bis zum Ueberflüſſigen ſteigert.

Die Hauptheile der gewöhnlichen Häuſer in einem großen Gebiet des tropiſchen Weſtafrika beſtehen aus klaſſiſchem Material; Hunderte von Schaften des berühmten Papyrusgraſes (Cyperus Papyrus) aneinandergereiht, bilden die Wände. Faſt überall in den Küſtenlandſchaften ziehen ſich in einzelnen Thaleinſchnitten ausgedehnte Papyrusſümpfe hin, und auch die Flüſſe ſind hier und dort von dem ſchlankhalmigen, wunderbar ſchönen Graſe umuſert. In langſamem Auf- und Niederwallen wiegt ſich der Schaftenwald im Winde und leiſe erzittern die zierlichen Fadenkronen. Kein ſchönres Bild, als wenn die Nacht über der Erde lagert, das milde Licht des Mondes auf den glitzernden Strom herniederglänzt und durch den zarten, duftigen Schleier der Papyrusgraswipfel hierdurch die halbgeſchloſſenen, leuchtenden Blumen weißer, blauer und rother Waſſerroſen umſpielt. Und wenn dann die Landesplage, der Moskitenſchwarm, nicht zu läſtig iſt, wie wunderbar lauſcht es ſich dann im feſtverankerten, verborgenen Kanoe nach den ſtolz behörnten M-wuliantilopen (Tragelaphos euryceros), die dort drüben zwiſchen dem mächtigen Cypergras ans Ufer treten und von der murmelnden Fluth in langen Zügen trinken.

Aus dem edlen, ſaftigen Grün des Loangograſes — ſo heißt der Papyrus an jener Küſte — wird, wenn es geſchnitten worden, allmählig ein mattes Lehmgelb, die Dächer über den Loangowänden der Häuſer ſind von ähnlicher Farbe, nur ſpielen ſie noch mehr in ein dunkleres Braungrau; deshalb iſt der Anblick eines ſolchen Menſchenkäfigs ein gar triſter und monotoner. Um aus dem Loangograſe eine Wand herzuſtellen, wird ein Bund deſſelben, deſſen einzelne Schafte auf Naturfäden loſe aneinander gereiht ſind, aufgerollt und an Gerten auf beiden Seiten mit Libamba, dem dort gebräuchlichen Bindematerial, feſtgeſchnürt; dann wird die Wand oben und unten beſchnitten und ſie iſt zum Hausbau fertig. Mit derſelben Libamba, der Portugieſe nennt dieſe elaſtiſchen Fäden, welche unſerem Stuhlrohr gleichen und in der That auch von einer Kalamuspalme gewonnen ſind, Muſchinga, werden die Wände an die in die Erde eingerammten Mangrovenholzpfoſten des Hauſes feſtgeknotet. Um dem Bau größere Feſtigkeit zu geben, ſind die ſenkrechten Wandbalken, welche zugleich das Dach ſtützen, durch horizontale verbunden, ſo daß ſich leicht hier und dort ein paſſender Platz findet, um einige fenſter- und thürenartige Oeffnungen aus den Wänden herauszuſchneiden. An einem der Seitenbalken hängt dann an Lederſtücken eine Platte von Brettern; wenn es hoch kommt, werden die

Oeffnungen umrahmt, und Eingang und Ausguck iſt vollendet. Das Haus ſteht etwas erhöht auf einem etwa ½ Fuß hohen Lehm- oder Sandwall, um den dahinfluthenden Waſſermengen der Regenzeit das Eindringen zu verwehren. Auf den höchſten Giebelbalken ruht in der Länge des Hauſes eine lange mehrfach geſtützte Stange, auf welcher das Dach hängt. Es wird durch ein auf zahlreich nach den Wänden hinführenden Querbalken ruhendes Gitterwerk aus dünnen Gerten getragen und beſteht aus Fiederpalmenwedeln, welche der Länge nach zuſammengefaltet ſind und ſich ſchindelartig decken.

Soll das Haus dem Weißen als Wohnung dienen, ſo wird es durch eine Längenwand und mehrere Querwände in verſchiedene Zimmer getheilt, von denen einige auch gedielt, d. h. mit rohbehauenen Brettern ausgelegt werden. Das eine bildet das Schlafzimmer, das andere einen Eßſalon, die übrigen, ungedielt, ſind zu „Fetiſchen", Vorrathsräumen, beſtimmt. Das Mobiliar iſt mit einem roh gezimmerten, ſehr breiten Bett, überhangen mit der Moskitaire aus dünnem Baumwollenſtoff, einigen Stühlen, wackligen Tiſchen, einem Schrank, hölzernen Koffern und blechernen Käſten, um die „Werthſachen" gegen die Hauptbewohner des Baues, Ratten, Ameiſen und Feuchtigkeit zu ſchützen, fertig. Die Mehrzahl dieſer Meubles iſt von Eingeborenen hergeſtellt, nicht ungeſchickt in Anbetracht ihrer primitiven Werkzeuge. Von Komfort keine Spur, vielleicht beſteht er kaum noch in der Erinnerung des Bewohners.

Zur Linken und Rechten des dem Flußufer gegenüber errichteten Wohnhauſes, ſtehen ähnliche Häuſer, die als Waarenmagazine benützt werden. In der Nähe findet ſich eine kleine Anzahl niedriger Hütten, der Tſchimbeks für die Krumanos oder Sklaven, und der nahe am Ufer aus einem berußten Häuschen aufſteigende Rauch zeigt die Küche an. Einige Viehumzäunungen ſtehen leer und ſelbſt ein ſchwarzer Borſtenträger, der doch ſonſt ſelten fehlt iſt nicht vorhanden. So triſt aber das Gehöft ſelbſt iſt, ſo herrlich prangt ſeine Umgebung. Da reiht ſich im Halbrund um die Niederlaſſung Stamm an Stamm zum mächtigen Urwald, der ſeine mannigfachen Blatt- und Blüthenformen bis in die Fluth des Stromes hinabſendet. Umſonſt ſproßt und wächſt es dort immerdar und unaufhörlich, die Blumen erblühen und welken, die Früchte reifen und fallen, die Stämme wachſen, modern und nähren ihre Nachkommen — aber wer kümmert ſich um alle die Pracht und Herrlichkeit, wer ſieht danach? Nur der Krumano, der etwas Holz für die Küche der Faktorei ſchlägt. — Innerhalb der Faktorei iſt kein Grün zu ſehen, nur dem Wohnhaus gegenüber am Fluß ſteht eine ſchlanke Oelpalme (Elais guineensis), die einen ganz abſonderlichen Anblick bietet. Jedes einzelne Fiederblatt iſt zerfaſert und aus mehreren derſelben je ein Neſt der Webervögel gebildet, ſo daß den

Säulenſtamm nur ein Schopf Blattrippen krönt, an denen die Kugelneſter hin und herſchwanken. —

Greifen wir einen Tag aus dem Leben des hier gefeſſelten Weißen heraus und denken wir uns eine ihm endlos ſcheinende Anzahl gleicher Tage aneinander gereiht, ſo haben wir ein treues Bild ſeines Daſeins.

Noch dämmert die letzte Stunde der Nacht über der ſchlafenden Erde, Stille und Ruhe athmet die Natur, nur der Strom rauſcht ſein eintönig Lied. Aber das allmälig verblaſſende Licht der Sterne kündet die Nähe des Tages; ein Windhauch ſpielt in der Ruthenkrone jener Oelpalme am Ufer, daß die Neſter ſchaukeln und die erwachten Inſaſſen zwitſchernd ihre Köpfchen aus den wohligen Schwebebetten herausſtrecken. Auf dem Hofe iſt noch alles ſtill, bis ſich endlich die luckenartige Thür einer der Hütten öffnet, und gebückt ein Neger ſich aus ihr herauszwängt. Er iſt der Dolmetſch oder Lingſter, er vermittelt den Verkehr zwiſchen dem Weißen und den Eingeborenen und ſpielt gleichzeitig eine Art von Aufſeherrolle in der Faktorei. Noch ſchlaftrunken reibt er ſich die Augen, ſchaut nach der Sonne, deren Aufgang ſich in der über den Waldwipfeln aufſtrahlenden Lichtfülle anzeigt und ſchlendert zum Fluß, ſich an deſſen flachem Ufer zu waſchen. Schnell, aber gründlich iſt das geſchehen, und ſich in ſeine Tücher hüllend, ſchreitet der Schwarze zum Wohnhaus hinüber, an deſſen einer Ecke eine hölzerne Klapper hängt. Laut raſſelt das Zeichen des Tagesanbruchs und des Beginns der Arbeit, und widerlich trompetend rauſcht langſamen Flügelſchlages ein aufgeſchreckter Nashornvogel über den Fluß hinüber.

Eben ſteigt die Sonne ſtrahlend empor und ziert das Grün an Baum und Strauch verſchwenderiſch mit hellerglänzendem Thautropfenſchmuck, als auch aus den übrigen Hütten die Krumanos erſcheinen, ſchnell ihre Waſchung vornehmen und dann zuſammengeſchaart auf ihren Herrn und deſſen Befehle harren. Die Thür des Wohnhauſes öffnet ſich, und in weite Schlafhoſen, ein faltenreiches Hemd, Strümpfe und Morgenſchuhe gekleidet, erſcheint der Weiße. Er würde eine ſtattliche Erſcheinung abgeben, wenn er nicht ſo haltungslos und faul daherſchlürfte; auch ſein Antlitz iſt ausdruckslos, die Augen blicken matt und verdroſſen drein und nur die tiefen Furchen in dem gelbgrauen Geſicht erzählen von Leidenſchaften; Unmuth ſpricht aus den Zügen, vielleicht darüber, daß wieder einmal ein Tag begonnen. — Die Arbeit iſt bald vertheilt: Dieſe haben Palmöl zu kochen, Jene es in Fäſſer zu füllen, noch Andere Palmenkerne zu verpacken und der Dolmetſch hat alles zu beaufſichtigen.

Laut ſchallt nun der Ruf über den Hof: „moleques, cozinheiro, o chá; Moleques, Koch, den Thee! Ihr Taugenichtſe, Hunde, Negros, ſeid ihr noch nicht damit fertig?!“ Und nicht lange darauf eilen Hausdiener und Koch,

die in der Küche geſchlafen, mit Tellern, der Taſſe und dem dampfenden Thee hinüber ins Eßzimmer. Der Hausherr hat inzwiſchen „Toilette“ gemacht, er entnahm aus dem Schrank etwas Brod und kaltes Hühnerfleiſch — die Butter iſt ſchon vor mehreren Wochen den Weg allen Fleiſches gegangen — und verzehrt nun, einſam und allein ſein Frühſtück. Er hat zwar noch die beiden Moleques, jeden Winkes gewärtig, hinter ſeinem Stuhl ſtehen, aber das ſind, wie geſagt, für ihn keine Menſchen, er iſt allein! Langſam, die Zeit eilt ja nicht, ißt und trinkt der Herr; da, ein Fluch, eine Fluth von Scheltworten: auf dem Fleiſch wimmelt es von kleinen, ſchwarzen Ameiſen ohne Zahl, das Waſſer in einem der Näpfe, in welchen die vier Füße des Schrankes ſtehen, iſt eingetrocknet und die Thiere haben ihren Einzug über Nacht gehalten. Warum bemerkten das die Diener nicht? Ein paar derbe Ohrfeigen, einige Püffe — nur die Einleitung für eine derbere Strafe, denn der Erzürnte ſchickt einen der Geſchlagenen fort: „Rufe den Lingſter“. Der Dolmetſch erſcheint, um das Amt eines Profoß zu verwalten; der Europäer diktirt, ohne ein Wort weiter hinzuzufügen: „Cada um dos malandros dez com a palmatoria; Jedem dieſer Taugenichtſe zehn mit der Palmatoria!“

Die Palmatoria gehört auch zum Meublement und fehlt in keinem europäiſchen Hauſe Weſtafrikas. Sie iſt ein etwa fußlanger und zolldicker Schlägel von hartem, ſchwerem Holz, deſſen eines Ende ſich zu einer durchlöcherten Scheibe — etwa löffelartig — erweitert. Die Palmatoria fällt in ſauſendem Schlage auf die innere Handfläche (palma) des zu Beſtrafenden. Der Schmerz iſt heftig, die Hiebe brennen gewaltig, aber die Burſche ſind ſie ja ſchon gewöhnt, und mit bereitwilliger Schnelligkeit ſtrecken ſie abwechſelnd die Linke und die Rechte zum Empfang der Palmatorda vor. —

Einige Menſchen zeigen ſich vor der Thür des Zimmers, neugierig der Züchtigung zublickend. Es ſind Frauen, welche Lebensmittel zum Kauf anbieten. Der Dolmetſch empfängt den Schlüſſel zu einer Thür, welche vom Eßzimmer in den Rumfetiſch führt. Dort öffnet er ein Fenſter und erhält durch daſſelbe vom Hofe unter den Augen des Herrn, der beobachtend in der Thür ſteht, die Waaren, dafür Rum auszahlend. Da iſt Maniok, Chikoanga — ein gedämpfter Teig aus Maniokmehl —, Bataten, ein paar Hühnereier und ein Huhn. Die Preiſe ſind feſtſtehend, gefeilſcht wird nicht. Das Huhn, die Eier und die Bataten, wozu der Weiße noch ein wenig Salz und gordura — Fett — legt, wandern für das Mittageſſen in die Küche, das übrige bleibt im Fetiſch, um ſpäter unter die Krumanos, die anderen Bedienſteten und das ſchwarze Weib des Europäers vertheilt zu werden. — Das Weib! eine zu edle Bezeichnung für das, was die Negerin in ihrem Verhältniß zum Weißen darſtellt. Sie iſt die monatlich bezahlte Konkubine des Mannes, ſo wie ſie faſt

in jedem europäiſchen Hauſe jenes Landes zu treffen iſt. Er verſteht in der Schwarzen nichts anderes zu finden, als ein Werkzeug zur Befriedigung ſeiner Luſt, und faſt gewinnt uns die Anweſenheit dieſer Frau noch Achtung vor ihrem Genoſſen ab, wenn wir erfahren, daß unendlich vielen ſeiner Kollegen an jener Küſte das Weib nicht einmal mehr genügt! Auch ein Streiflicht auf den Einfluß des Europäers auf die Eingeborenen, denn das umſchriebene Laſter hat ſich ſchon bei ganzen Negerſtämmen eingebürgert! —

Der Fetiſch iſt geſchloſſen, und der Kaufmann ſieht nach der Arbeit ſeiner Krumanos, weniger aus Pflichtgefühl, als aus Langerweile. Kaum daß er hier und dort den Mund zu einigen Kraftworten öffnet, ſtill und ſchweigſam ſchaut er der ſchnell vor ſich gehenden Arbeit zu. In einem der Häuſer wird das in ſeifenähnlicher Konſiſtenz von den Eingeborenen zum Verkauf gebrachte Palmöl zum Reinigen gekocht; in eiſernen Keſſeln ſiedet das vegetabiliſche Fett über mächtigen Feuern, um geklärt in die bereitſtehenden Tonnen gefüllt zu werden. In dem benachbarten Gebäude werden Palmenkerne verpackt; an den Wänden liegen ſchon Hunderte von vollen Säcken aufgeſtapelt, am tennenartigen Boden wölbt ſich ein großer Berg der Kerne, die von den Arbeitern in die ſchmalen, länglichen Säcke aus dem Blatt der Fächerpalme (Hyphaena congensis) geſchüttet werden. Die Arbeit rückt im Beiſein des Herrn, denn die Sklaven wiſſen, welche Strafe ſie erwartet, wenn ſie etwa faul ſein ſollten. Einige ſind mit Ketten aneinander gefeſſelt, ſie hatten vor einiger Zeit einen vergeblichen Fluchtverſuch gemacht. Um den Hals eines jeden ſchmiegt ſich ein mit einem Buchſtabenſchloß verriegelter Ring, die eiſerne „Cravate" des Einen iſt durch eine etwa drei Klafter lange Kette mit der des Anderen verbunden. Und noch mehr, alle Sklaven ſind gebrannt, wie man bei uns Pferde zeichnet. Von einem alten Doppelflintenlauf wurde an der Mündung ſo viel abgenommen, daß eine Art Stempel von der ungefähren Form einer 3 übrig blieb. Die linke Bruſt des Sklaven mit Oel eingerieben, das glühend gemachte Eiſen auf die Haut gepreßt, es ziſcht auf und der Sklave hat das unveräußerliche Zeichen ſeiner Faktorei. Nun kann er nicht leicht entfliehen, Jedermann kennt die Stempel der verſchiedenen Faktoreien, würde ihn beim Begegnen feſtmachen und gegen Löſegeld zurückbringen.

In jedem Kaufhauſe jener weſtafrikaniſchen Gebiete, mit Ausnahme der engliſchen Firmen, werden Sklaven oder harmloſer klingend, Krumanos gehalten. Wo ſie ſind, ſpielen die Peitſchen aus der Haut des Flußpferdes und Ketten eine Hauptrolle. Der Portugieſe hält für den Neger muito páo, pouco pão e muito trabalho, viele Prügel, wenig Brod und viele Arbeit, nöthig; das ſind ſeine Erziehungs- und Zuchtmittel. Schnell entſchloſſenes Handeln, Geiſtesgegenwart, Konſequenz und eine imponirende äußerliche Er-

ſcheinung mit Körperkraft verbunden ſind ſeine Waffen gegen etwaige Rachegelüſte ſeiner Sklaven oder der übrigen Eingeborenen. Mancher der Portugieſen und der dort ſelten angeſiedelten Spanier verſchaffte ſich früher als Sklavenhändler, jetzt als ſklavenhaltender Kaufmann durch raffinirte Grauſamkeit ein faſt übernatürliches Anſehen unter den Negern; aber doch ereilte auch ihn ſein Schickſal: heute noch eine blühende Faktorei, morgen ein rauchender Trümmerhaufen über der Leiche des Weißen! —

Grauſamkeit zeichnet die meiſten Portugieſen in Weſtafrika aus, gewöhnlich iſt ſie aber nur ein Moment der Erregung. Ein Sklave verſchuldet das Mißfallen ſeines Herrn, einige Fauſtſchläge ins Geſicht und auf den Bauch, ein paar Fußtritte, cachorro, filha da puta — Hund, H..ſohn —, dann iſt alles wieder im alten Geleiſe. Der Schwarze hält ſtill und empfängt die Schläge ohne Klagelaut; es ſcheint, als ob der Muth des Weißen, der ja allein einer Menge Sklaven gegenüber ſteht, den Schwarzen bezaubert, aber wie viele elende Feiglinge giebt es unter den Grauſamen! — Oft aber nimmt dieſe Grauſamkeit noch kraſſere, erſchütterndere Formen an; nichts verabſcheuenswerther, als die Verſchwiſterung von Brutalität und Raffinement, welche ſich in den Strafen mancher weſtafrikaniſchen Häuſer kund giebt! — Ein Sklave ſtahl ein paar Fiſche, vielleicht weil er hungrig war, vielleicht um ſie gegen Rum zu verkaufen. Dafür wird er an einen Pfahl gebunden, zwei ſeiner handfeſten Mitſklaven ſtehen ihm zur Seite, bewaffnet mit der furchtbaren Flußpferdhautpeitſche, und ſchlagen auf den konvulſiviſch erzitternden Leib des Armen nach dem Komando ihres Herrn, der Eine von der einen, der Andere von der andern Seite her. „Um, duos, tres, quatro, cinco — dez, — vinte“ zählt der Weiße und im ſauſenden Zug ſchneidet die Peitſche in das bald blutende Fleiſch. Immer weiter — endlich basta! Nicht weit von der Faktorei ſteht ein Baum, an deſſen Stamm zahlloſe ſchwarze Beißameiſen empor- und hinablaufen. Dort, an dieſen Stamm wird jetzt der Ohnmächtige gefeſſelt, die gereizten Thiere fallen wüthend über ihn her und peinigen ihn mit ihren Biſſen in ſeinen Wunden, in den Augen, der Naſe, den Ohren, auf dem ganzen Körper in das ſchrecklichſte Bewußtſein zurück. Ein furchtbares Schmerzgebrüll ſchallt zum Himmel, bis es in wieherndem Schluchzen ſich auflöſt. Endlich wird der halb Wahnſinnige losgeſchnürt und ſeine Wunden mit Rum gewaſchen; hoffentlich wird er morgen wieder arbeiten können! — Das klingt ſchrecklich, aber frage den Weißen, ob er nicht glaube durch eine menſchlichere Behandlung mehr zu erreichen? und er wird dich verwundert anblicken und ſagen: „Os negros são bestias!“ —

Doch da ſtören uns Leute aus unſeren Erinnerungen und Betrachtungen; es ſind Eingeborene, die mit Palmöl, Palmkernen und Kautſchuk zum Handel

kommen. Ihre Waaren legten ſie vor einem der Magazine hin und nähern ſich nun dem Faktoriſten, zum Gruß leicht gebeugt und mit der Hand nach dem Kopf fahrend. Der Weiße ruft nach dem Dolmetſch, welcher die Ankömmlinge begrüßt und ihre Handelsartikel prüft. Das Palmöl und der Kautſchuk werden auf einer Brückenwage abgewogen, und zu bewundern iſt das Vertrauen welches die Schwarzen dieſer Manipulation gegenüber haben, die Palmenkerne werden in einer Einkiſte, welche der Weiße als Hohlmaß einführte, abgeſchätzt. Die Menge der Waaren und ihr Werth iſt feſtgeſtellt, und nun begiebt ſich der Händler in ſein Wohnhaus, um unter Aſſiſtenz ſeines Lingſter's Zahlung zu leiſten. Ein ziemlich großes Zimmer wird geöffnet, durch deſſen Fenſterluke ein heller Lichtſtrahl auf die hier aufgeſtapelten Schätze fällt. Da liegen in einem Fachgeſtell die verſchiedenen Sorten Zeuge, die im weſtafrikaniſchen Handel als Hauptzahlmittel gehen, beſonders Kattune, weiße oder bedruckte, aber auch Flanelle, Tricothemden und Jacken; ferner in Kiſten und Kaſten viele Eiſenwaaren, zerbrechliche Vorhängeſchlöſſer, ſchlechte Meſſer, Spiegel, werthloſe Schmuckſachen, aber vor allen Dingen alte Feuerſteingewehre und in kleinen Fäßchen grobkörniges „Negerpulver".

Aus all dieſen Gegenſtänden wählt nun der Sprecher der Eingebornen, unterſtützt von ſeinen Freunden aus, und bei dieſer Gelegenheit ſtrengt der Weiße alle ſeine Fähigkeit, ſein Können und ſeine Schlauheit an, um einen möglichſt vortheilhaften Handel abzuſchließen. Das ſind die einzigen Augenblicke während des ganzen Tages, die dem Kaufmann einiges Vergnügen bereiten, wenn ſie auch immer noch mit reichlichem Aerger verknüpft ſind. Es iſt intereſſant zu ſehen, wie der Schwarze ſeine Waaren herausſtreicht, diejenige des Gegners herabſetzt, ein Stück Zeug nach dem anderen zwiſchen den Fingern prüft, an jedem Gewehr, bis die Vorräthe erſchöpft ſind, genaue Unterſuchungen anſtellt, alles ſeinen Gefährten zuſchiebt, die ebenfalls nach langer Beſichtigung die Waaren dem Europäer zurückſtellen. Es dauert lange, ehe der Kauf abgeſchloſſen iſt, über eine Kleinigkeit wird ſtundenlang disputirt, die Verhandlungen führen trotzdem zu nichts, ſogar heftiger Wortwechſel entſpinnt ſich, Schelten und Schreien hüben und drüben, die Schwarzen werden abgewieſen und durch den Lingſter nicht gerade ſehr ſanft auf den Hof befördert, fluchend ſchließt der Händler ſeinen Fetiſch, um nun geärgert, noch ſchärferen Auges in ſeinem kleinen Hausweſen hier und dort triftige Gründe für Strafen und Schimpfreden zu finden.

Endlich aber — er wußte es ja ſchon vorher — melden ſich die Unzufriedenen nach langen Verhandlungen unter ſich wieder und erklären mit dem Angebot einverſtanden zu ſein. Von Neuem werden die Waaren geprüft, noch einmal ſucht das Haupt der kleinen Karavane zu „ſchrauben", bis der Weiße,

um die Quälgeiſter los zu werden, ſich etwas nachgiebig zeigt; noch einige Gläſer Rum als Draufgeld und die Schwarzen ziehen ab. — Dann iſt es wieder ſtill im Gehöft: es wurde Mittag und der Dolmetſch klappert zum Zeichen der Arbeitspauſe. Jetzt werden unter die Stationsneger Lebensmittel vertheilt, eine beſtimmte Menge Chicoanga und getrockneter Fiſche. Inzwiſchen deckten die Moleques den Tiſch des Weißen und auf den Ruf: a comida na mesa! wird die Suppe aufgetragen. Es iſt Hühnerſuppe mit Bataten, Aboboras (einer Kürbisfrucht) und anderen Früchten des Landes, eine dünne Suppe, die täglich wiederkehrt! Dann kommt das Huhn mit Bataten und eine Schüſſel Reis mit den Ueberreſten des kalten Fleiſches von heute Morgen. — Das iſt ein Speiſezettel, der ſich wochen-, ja monatelang bis zum Ueberdruß wiederholt, aber dieſer Abwechſelungsmangel iſt durch die Nothwendigkeit bedingt. Huhn und Reis, Reis und Huhn! Oft iſt es noch triſter, denn in der Brütezeit iſt oft zu doppelten und noch theureren Preiſen kein Huhn von den Eingeborenen zu erſtehen und es bleibt der Reis allein übrig und Muamba, ein Gericht von den Fiſchen der Krumanos und Palmöl. Der Verbannte bekommt zwar von Zeit zu Zeit einige Conſerven von ſeiner Firma, aber wie lange halten ſie vor? Gegen den Ueberdruß hat der Weſtafrikaner ein Mittel, den Piment, Pfefferfrüchte (von Capsicum frutescens), welche wie hölliſches Feuer brennen; eine Anzahl derſelben iſt in Eſſig gelegt und von dieſem ſcharfen Extrakt werden jeder Suppe und Sauce einige Tropfen zugeſetzt, ja zum Fleiſch einige friſche Früchte fein zerſchnitten verzehrt. — Das Getränk bildet, natürlich ſo lange er noch da iſt, ſchwerer, portugieſiſcher Landwein, ſpäter Genèvre, dann der gewöhnliche Negerrum, ein ſcheußlicher Stoff, der ſelten nach Rum ſchmeckt — und doch auch den Weißen noch oft genug berauſcht. —

Da ertönt ſchon wieder die Klapper zum Arbeitsantritt, der Einſame wirft einen Blick nach den Leuten und ſchlendert wieder in's Haus, um die heißen Tagesſtunden zu verſchlafen. Er dreht ein Häufchen des noch vorhandenen geringen Tabakvorraths in einem Stückchen Papier — es heißt mortualha, Leichentuch — zu einem cigarro, ſchnell verzehrt er ſich und bald liegt der Bedauernswerthe in tiefem Schlaf. Gönnen wir ihm dieſes Glück des Vergeſſens, es iſt in der That einer der Glanzpunkte in ſeinem einförmigen Daſein, er ſehnt ſich ſo ſehr nach dem Schlummer, daß er ihn oft genug durch Trinken zu erzwingen weiß.

Der Arme hat nicht lange Ruhe, ein Klopfen an der Thür erweckt ihn; zürnend und ſcheltend fragt er nach dem Grund der Störung und erfährt zu ſeiner Freude, daß ein cabrito — ein Ziegenbock — zum Verkauf angeboten werde. Der Handel wird glücklich abgeſchloſſen, der Ziegenbock für 3 Stücke

Digitized by Google

Zeug im Werth von 9 Mark gekauft und wandert ſofort in die Küche. Der Reſt des Tags vergeht auf der einen Seite in Nichtsthun, Vorſichhinbrüten, Träumen und Schelten, auf der anderen in Arbeit. Der Abend ſinkt hernieder in aller Pracht eines tropiſchen Sonnenuntergangs, aber was ſieht der Verbannte davon, er hat nur Sinn für die mächtigen Fleiſchhaufen auf ſeinem Tiſch; — lange aß er nur Huhn und immer wieder Huhn, er darf ſich wohl freuen! In allen möglichen Weiſen wurde der Ziegenbock zubereitet, als Suppe, geröſtet, gebraten, geſchmort, in den verſchiedenſten Saucen. Faſt das ganze Thier iſt ſchon verarbeitet, nur noch ein kleiner Reſt blieb für den morgigen Mittagstiſch zurück. Das iſt nöthig, denn in rohem Zuſtande würde das Fleiſch bei den hieſigen Temperaturverhältniſſen am nächſten Abend ſchon riechen. Einige Tage zehrt der Weiße davon, bis die Verweſung der Fleiſchſpeiſen dieſelben ungenießbar macht. Nach dem jantar — Abendbrod — noch ein cigarro und — Trinken, Trinken! Eine Stunde verrinnt, noch eine vielleicht, der Verlaſſene weiß es nicht, ſeine Uhr ſteht ſchon ſeit lange ſtill, er kümmert ſich auch nicht darum; eine ſchwarze Geſtalt huſcht durch den Raum in das Schlafzimmer — das Weib! Wankenden Schrittes macht er noch einen Rundgang durch das Gehöft, dann ſucht der Händler ſein Lager auf.

Das iſt *ein* Tag, der folgende und alle übrigen gleichen ihm; hin und wieder ein bischen mehr Prügelſtrafe, etwas mehr oder weniger Handel, Streit mit den Eingeborenen, Fieberanfälle! Mehr und mehr verkommt der Weiße, einſam lebt er auf ſeinem Poſten, handelnd, ſich nährend, vegetirend, ſchlafend, ohne Intereſſe für all' die fremdartige Natur, die ſich umſonſt ſchmückt, freudlos die langſam vorüberzögernden Tage zählend, rechnend, wann ihm die Erlöſung komme. Aber doch nur im Anfang, mehr und mehr gewöhnt er ſich an dieſes Daſein, bis er zu denken aufhört und nur inſtinktmäßig die übernommenen Pflichten erfüllt. Wer wird ſich auch wundern, daß der Verbannte binnen Jahresfriſt verwildert und ſich in ſeinem Wünſchen, Begehren, Thun und Denken den verachteten Schwarzen gleichſtellt? Nur ein geſtählter Charakter könnte dem Einfluß eines ſolchen — dürfen wir „Leben“ ſagen? — Widerſtand leiſten. — Erſt wenn ihm das Evangelium kommt, daß ſeine Verbannung aufgehoben und ihm eine den übrigen näher gelegene Faktorei übergeben werde, dann erwacht er wieder zum Leben, wenn er dann nicht ſchon ſo tief geſunken iſt, daß er ſich nicht mehr freuen und glücklich ſein kann! —

Die Pariſer Weltausſtellung.

Von Adolf Roſenberg.

2. Das Marsfeld. — Der Induſtriepalaſt. — Die Straße der fremden Nationen.

Die Jenabrücke, welche den Park des Trocadero mit dem des Marsfeldes verbindet, iſt erhöht und verbreitert worden, um ſich beſſer in den neuen, gewaltigen Rahmen zu fügen. Die ſteinernen, ungeſchlachten Roſſebändiger, die den Ein- und Ausgang der Brücke bewachen, ſind die einzigen Zeugen jener Zeit, als der kleine Korporal hier ſeine Truppenrevüen abhielt. Jetzt ſchauen ſie auf ein Bild des Friedens. Sie eröffnen gleichſam eine Allee von Statuen und Gruppen, die den Park des Marsfeldes bis zu der Terraſſe durchſchneidet, welche zu dem Induſtriepalaſte emporführt. Auch hier hat man keine Mühen und Koſten geſpart, um die öde Fläche in eine lachende anmuthige Landſchaft zu verwandeln. Kleine Teiche ſind angelegt worden, über die ſich zierliche gußeiſerne Brücken ſchwingen. Hügel ſind aufgeſchüttet und künſtliche Grotten ſo romantiſch wie möglich arrangirt worden. Aber das Waſſer hält vor den glühenden Sonnenſtrahlen nicht Stand, und die automatiſchen Gärtnerſpritzen müſſen ſich unaufhörlich drehen und Labung ſpenden, um die ſaftgrüne Friſche des Raſens zu wahren.

Der Park auf dem Marsfelde unterſcheidet ſich nicht von dem des Trocadero: dieſelben Blumenbeete, dieſelben kleinen Treibhäuſer, von denen ein jedes immer nur eine Blumenſpezies enthält, ähnliche Reſtaurants und Pavilons, nur daß das Amüſement hier mehr zurück und die Arbeit an ſeine Stelle tritt.

Der Pavillon der öffentlichen Arbeiten, ein Backſteinbau, der mit verſchiedenfarbigen glaſirten Terracotten bekleidet iſt, trägt auf ſeiner Spitze als Wahrzeichen die Laterne eines Leuchtthurms. Wie der Pavillon der Forſtkultur auf dem andern Ufer der Seine repräſentirt auch er einen der gerechteſten Ruhmestitel Frankreich's oder vielmehr der Napoleoniden, die den Wege- und Brückenbau ſtets für eine ihrer erſten Sorgen hielten. Große Karten veranſchaulichen uns das koloſſale Netz von Verkehrsſtraßen, mit welchen beſonders der dritte Napoleon Frankreich überzogen hat. Wie in der rationellen Waldkultur iſt in dieſem genial erdachten und praktiſch durchgeführten Syſtem von Verbindungswegen jeglicher Art einer der Haupthebel des franzöſiſchen Wohlſtandes zu ſuchen. Eine umfangreiche Ausſtellung von Plänen, plaſtiſchen Modellen, Durchſchnitten und Baumaterialien belehrt uns über die unermüd-

lichen Anſtrengungen, welche auch die neue Regierung macht, um das Beſtehende zu erhalten und zu verbeſſern und dem alten Netze immer neue Maſchen einzufügen. Auf großen Tiſchen ſehen wir Modelle von Brücken, Via- und Aquadukten, die ſich oft in doppelter Reihe übereinanderſchwingen, Miniaturkopien der berühmteſten Leuchtthürme, Signallaternen und Rettungsböte. Eines der Leuchtthurmmodelle, das eines fünfſtöckigen, iſt der Länge nach durchgeſchnitten. Wir erhalten einen Blick in's Innere und ſehen, wie die Franzoſen, welche die Kunſt zu leben, wie keine zweite Nation verſtehen, auch für die Männer ſorgen, deren Wachſamkeit das Leben von Tauſenden anvertraut iſt. Eine ſaubere Küche, eine kleine Bibliothek, ein Wohnzimmer und hoch oben, der Laterne am nächſten, das Schlafgemach — alſo ein Komplex von Räumen, der auch dem einſamen, von der Brandung umtobten Bewohner des Leuchtthurmes das Leben werth und angenehm macht. Eine beſondere Sorgfalt wird auf die Politur und die Zuſammenſtellung der Metallſcheiben verwandt, welche das Licht der Leuchtthurmslaterne umſchließen und daſſelbe oft zwanzig und dreißigfach reflektiren.

Dicht neben dem Pavillon der öffentlichen Arbeiten iſt die Maſchinenausſtellung Schneider's in Creuzot, des franzöſiſchen Krupp, etablirt. Es iſt ihm gelungen, kürzlich einen Dampfhammer zu konſtruiren, der den Tauſendcentnerhammer der Krupp'ſchen Werke noch um 500 Centner übertrifft.

Wie im Jahre 1867 die Krupp'ſche Gußſtahlkanone das Mirakel der Ausſtellung war, ſollte es heuer der Creuzot'ſche Dampfhammer ſein. Aber die Bahnverwaltungen weigerten ſich das Ungethüm zu transportiren, und ſo mußte man ſich damit begnügen, vor dem Creuzot'ſchen Pavillon ein hölzernes Modell des Giganten aufzurichten. Der Haupteffekt iſt dadurch freilich verloren gegangen, denn das grau angeſtrichene Gerüſt, das beinahe der Eindruck einer Guillotine macht, imponirt nicht ſonderlich, am wenigſten dem, deſſen Trommelfell bereits unter dem furchtbaren Dröhnen des Hammers „Fritz“ in Eſſen vibrirt hat.

Wir laſſen die Ausſtellung der Cementfabriken, die Eiſengießereien, die engliſche Maſchinenhalle mit ihren Säe- und Mähmaſchinen, die alles bisher Dageweſene in den Schatten ſtellen, bei Seite und ſteigen die Stufen empor, die uns zu der mächtigen Hauptfront des Induſtriepalaſtes, zur Galérie d'honneur, führen.

Der Induſtriepalaſt iſt eine einzige, gewaltige Halle, die größte, die jemals von Menſchenhand aufgeführt iſt. Sie bedeckt ein Areal von 252,000 Quadratmetern und hat eine Länge von 700 Metern bei einer Breite von 300. Glas und Eiſen ſind die Hauptmaterialien, die zur Herſtellung dieſes Rieſenbaues gedient haben. Dem Eiſen, aus welchen ſich der Bauſtil der Zukunft herausbilden ſoll, ſind bis jetzt noch keine decorativen Reize abgewonnen wor-

den. Man mußte demnach ein anderes Material zu Hilfe nehmen, um die grauen Flächen der gigantiſchen Pfeiler zu überkleiden, welche das gewölbte Zinkdach tragen. Gelbe Fächen mit farbigen ſtiliſirten Blumen aus gebranntem Thon, die zuſammengeſetzt ein aufſteigendes Ornament bilden, füllen die Stirnſeiten der zweiundzwanzig Pfeiler, welche die dem Trocadero zugekehrte Hauptfaçade des Induſtriepalaſtes gliedern. In der Mitte unterbricht ſie eine impoſante, von einer Kuppel überwölbte Triumphbogenarchitektur, die von zwei kleinen Pavillons flankirt iſt, während zwei große, die ebenfalls von gewaltigen Kuppeldächern überhöht ſind, an den Ecken den wirkſamen Abſchluß der Façade bilden. Die Glasflächen zwiſchen den Pilaſtern ſind durch ein quer durchſchneidendes Geſims in zwei ungleiche Kompartimente getheilt. Das obere, größere iſt durch ein ſchachbrettartiges Muſter aus weißem und hellblauem Glaſe belebt, das andere iſt in drei Fenſter von gewöhnlichen Dimenſionen getheilt. Unterhalb des Geſimſes ſtehen vor den Pilaſterabſchnitten zweiundzwanzig Koloſſalſtatuen von Gips, die Repräſentantinnen der fremden Nationen, die ſich an der Ausſtellung betheiligt haben. Sie ſind ziemlich dekorativ, faſt roh in einem bramarbaſirenden Barockſtile gearbeitet. Nimmt man noch eine Menge bunter Fahnen und eine Statue des Friedens auf der mittleren Kuppel hinzu, ſo iſt alles aufgezählt, was zur Dekoration der Hauptfaçade verwendet worden iſt. Bei Sonnenſchein gewährt ſie mit ihren wehenden Wimpeln, blitzenden Scheiben und glänzenden Zinkdächern einen feſtlichen heiteren Anblick. Wenn aber ein einförmiger Regen herniederplätſchert, wie es ſeit Eröffnung der Weltausſtellung bis in die dritte Juniwoche hinein faſt ohne Unterbrechung der Fall war, ſo wird man inne, daß Eiſen und Glas die troſtloſeſten Baumaterialien der Welt ſind.

Die Sucht etwas Neues und Ungewöhnliches zu bieten war hier ebenſo maßgebend geweſen wie bei dem Bau des Trocaderopalaſtes. In der Abſicht, alles vorhergegangene in den Schatten zu ſtellen, vermied man ſorglich alles, was einerſeits an die Wiener Weltausſtellung, andrerſeits an die Pariſer von 1867 erinnern konnte. Dieſe Tendenz iſt faſt zur Manie ausgeartet. Indem man kurzweg alles verwarf, was vorher dageweſen, verzichtete man auch auf die Summe von Erfahrungen, die ſich während der letzten beiden Weltausſtellungen angeſammelt. Die Politik ſpielte, wie in allen Verwaltungsangelegenheiten der dritten Republik, eine bedeutſame Rolle. Die Weltausſtellung von 1878 ſollte allein das Werk der Republik ſein und darum vermied man es ſorgfältig an die Mitwirkung der Männer zu appelliren, die an dem Arrangement der Ausſtellung von 1867 betheiligt waren. Auf die Bonapartiſten ſollte auch nicht ein Strahl des Ruhmes fallen, welcher der jungen Republik voll und ganz gebührt. Dieſer lächerliche Egoismus hat ſich gerächt.

Der Generalkommiſſar Krantz und das Heer ſeiner Unterbeamten haben gezeigt, daß ſie ihrer Aufgabe nicht gewachſen waren, und wenn trotzdem ſo Großes gelungen iſt, ſo iſt es mehr dem Eifer der fremden Kommiſſare zu danken als der Initiative der franzöſiſchen, die nirgends zu Ende kommen konnten. Dadurch daß die früher gemachten Erfahrungen prinzipiell ignorirt wurden, hat am meiſten das Publikum gelitten, alſo derjenige Theil, auf den das Budget der Weltausſtellung die größten Hoffnungen geſetzt hatte.

Der Turnierplatz der Arbeit ſollte den Schaubuden, den Café chantants, den Reſtaurationen keinen Raum gewähren. Was letztere anlangt, die nicht gut ganz und gar von dem Marsfelde ausgeſchloſſen werden konnten, ſo hat man ſich auf die denkbar geringſte Zahl beſchränkt. Die einzelnen Reſtaurants liegen faſt eine halbe Stunde Weges von einander entfernt. Im Laufe der Zeit ſah ſich Herr Krantz allerdings genöthigt, dem Drängen der Preſſe und des Publikums nachzugeben und weitere Inſtallationen zu geſtatten. Die Muſik war Anfangs offiziell völlig aus der Umfriedigung des Ausſtellungsraumes verbannt. Eine Zigeunerbande, wie ſie in Oeſterreich und Ungarn auf Märkten und Gaſſen aufzuſpielen pflegt, ſiedelte ſich in einer ungariſchen Czarda an und ſpielte Tag für Tag unverdroſſen ihre Tänze und Märſche. Was unter gewöhnlichen Umſtänden unbeachtet geblieben wäre, wurde auf dem Marsfelde, wo das Ohr im Uebrigen nur auf das Raſſeln der Maſchinen und auf das fürchterliche Getöſe eines Schweizer Glockenſpiels angewieſen war, das immer und ewig Weiſen aus der „Fille de Madame Angot“ ableierte, zum Ereigniß des Tages. Ganz Paris — und das darf ſich Herr Krantz auch auf ſein Sündenregiſter ſchreiben — litt vierzehn Tage lang am Zigeunerſchwindel. Der Prinz von Wales, der gern auf eigene Hand die Weltausſtellung durchſtreifte, verſchmähte es nicht, ſich mit ſeiner Gemahlin auf einem Balken vor der ungariſchen Czarda niederzulaſſen und eine Weile den Klängen der Zigeunermuſik zu lauſchen. Damit war das Signal gegeben. Die Inhaber der Konzertlokale eröffneten einen Sturmlauf gegen die braunen Muſikanten. Die unglücklichen Söhne der Pußta wurden durch die vornehmſten Salons gezogen und mit Champagner und Auſtern gefüttert, ja ſie mußten — und das war das Schlimmſte, das ihnen widerfahren konnte — den Redakteuren des „Figaro“ als unfreiwillige Reklame dienen, die in ihrem glänzenden Hauſe in der Rue de l'Hotel Drouot ein rauſchendes Feſt gaben, deſſen Mittelpunkt die Zigeuner bildeten.

Acht Tage darauf waren die Helden des Tages vergeſſen. Anfang Juni wurden erſt die offiziellen Concerte eröffnet, die allwöchentlich mehrere Male im Feſtſaale des Trocaderopalaſtes gegen beſonderes Entrée ſtattfinden werden. Dieſe Concerte waren mit einer Emphaſe, von der ſich unſere werthen

Digitized by Google

Landsleute keine Vorſtellung machen können, angekündigt worden, und das erſte erfreute ſich auch eines gewiſſen Erfolges. Aber ſchon dem zweiten und dritten fehlte es an dem nöthigen Publikum. Nur wenige waren aufopferungsfähig genug, die ſteile Höhe zum Trocaderopalaſte emporzuklimmen, um ſich an den Kompoſitionen längſt verſchollener, zweifelhafter Klaſſiker der franzöſiſchen Muſikliteratur zu erbauen. Man ſieht, die Bemühungen des Herrn Krantz, ſeine Landsleute zu den republikaniſchen Tugenden der Enthaltſamkeit und Reſignation heranzuziehen, ſind nur von ſehr geringem Erfolge begleitet.

Die Ausſtellung von 1867 war amüſanter! Das iſt das einſtimmige Urtheil, das man zu hören bekommt. Und im Munde eines Franzoſen, der nur lernt, wenn er ſich dabei amüſirt, iſt dieſes Urtheil bedeutſam. —

Das Fiſchgrätenſyſtem der Wiener Weltausſtellung hat ſich als unpraktiſch erwieſen. Das Radialſyſtem, d. h. die ſtrahlenförmige Anordnung von bedeckten Hallen um einen Centralbau, welche der Weltausſtellung von 1867 zu Grunde lag, ließ ſich bei einer Ausſtellung von dreifachem Umfang nicht durchführen. Man verſuchte deshalb die Durchführung eines dritten Syſtems, das ſich in der Folge als durchaus praktiſch und überſichtlich erwieſen hat.

Man theilte den ganzen Komplex des Rieſengebäudes in drei Gruppen, die parallel, aber durch zwei breite Promenaden getrennt, neben einander herlaufen. Die Ehrengalerie in der Front und die entſprechende Galérie du travail, der Arbeitsraum der kleinen Induſtrieen, an der Rückſeite halten den architektoniſchen Zuſammenhang zwiſchen dieſen drei Abtheilungen äußerlich aufrecht. Die Abtheilung zur Linken, deren Ausdehnung mit der der andern zur Rechten übereinſtimmt, enthält die Ausſtellung Frankreichs und ſeiner Kolonieen. Sie iſt der Länge nach, von der Ehrenhalle aus gerechnet, in fünf Galerien getheilt, die fünf von den ſechs Hauptgruppen entſprechen, in welche die Maſſen der Ausſtellungsgegenſtände zuſammengefaßt ſind: Unterricht, Wiſſenſchaft, Muſik u. ſ. w. — Mobiliar — Bekleidungsgegenſtände — Rohſtoffe — Maſchinen. Der Quere nach iſt die franzöſiſche Abtheilung von 24 Galerieen durchſchnitten.

Die mittlere Abtheilung umfaßt die Kunſtausſtellungen ſämmtlicher Länder, die Galérie des Beaux Arts. Sie iſt auf beiden Seiten von den oben erwähnten Promenaden umgeben, die hie und da durch Baumgruppen und Gartenanlagen belebt ſind, und wird in der Mitte von dem aus Backſteinen mit reicher Terrakottadekoration aufgeführten Pavillon der Stadt Paris unterbrochen. Die dritte Abtheilung umfaßt die Ausſtellung der fremden Länder. Hier erſt zeigt ſich das neue Organiſationsſyſtem von ſeiner beſten Seite. Paſſirt man nämlich die fünf Galerien der Länge nach, ſo gewinnt man einen Ueberblick über die gleichartigen Induſtrieprodukte *aller* Länder, während

man in jeder einzelnen Quertravée die geſammte Ausſtellung eines Landes beſichtigen kann. Wer alſo Studienzwecke verfolgt, hat die bequemſte Gelegenheit zu Vergleichen, indem er ſich an die Längengalerien hält, und die Quergalerien ſorgen ihrerſeits dafür, daß ſich der ſimple Flaneur nicht über Monotonie zu beklagen hat. Aus der Vogelperſpektive betrachtet, ſieht der Induſtriepalaſt wie ein ungeheurer Roſt mit drei Stäben aus.

Die Façade der dritten Abtheilung hat nach der Galérie des Beaux Arts einen abſonderlichen Schmuck erhalten, auf den die Arrangeure der Weltausſtellung nicht wenig ſtolz ſind. Man glaubte nämlich den internationalen Charakter dieſer Abtheilung nicht beſſer ausdrücken zu können, als durch eine Ausſtellung von Proben der Bauſtile, die in den betreffenden Ländern üblich oder in einer Zeit des Glanzes eine beſondere hohe Ausbildung erfahren haben. So entſtand die Straße der fremden Nationen, eine gewaltige Reihe von Façaden, in welcher alle Bauſtile der Welt vertreten ſind. Jede dieſer Façaden bildet zugleich den Eingang zu der Ausſtellung des Landes, von deſſen Bauſtil ſie eine charakteriſtiſche Probe ablegen ſoll.

So barock dieſe Idee auch iſt und ſo wenig ſie vor dem Richterſtuhle der äſthetiſchen Kritik beſtehen kann, eine maleriſche Wirkung und einen pikanten Reiz kann man ihr nicht abſprechen. Vielleicht hat ſie auch einen gewiſſen inſtruktiven Werth, denn ſie bildet gewiſſermaßen einen Katechismus der Bauſtile ſämmtlicher Länder, die ſich an der Ausſtellung betheiligt haben, einen Katechismus, der nicht aus trockenen Blättern beſteht, ſondern der wie eine phantaſtiſche Wandeldekoration an den Augen des Spaziergängers vorüberzieht. Man träumt ſich in die Wunderwerke der gothiſchen Architektur, in die heitere Klaſſizität Italien's, in die Bizarrerie China's hinein. Man erfährt, wie ein amerikaniſches Stationsgebäude ausſieht — die Yankees konnten kein beſſeres Beiſpiel finden, um ihre Kunſtbarbarei zu documentiren —, man erfährt, wie ſich ein indiſcher Pavillon außerhalb ſeiner Umgebung ausnimmt oder wie ſich ein belgiſches Rathhaus präſentirt, wenn es frei ſeine Façade entfalten kann und nicht in ein Gewirr mittelalterlicher Gaſſen eingezwängt iſt. Der Aeſthetiker ſchüttelt freilich über dieſen babyloniſchen Stilwirrwarr, über dieſe niedliche Beiſpielſammlung, die aus einem Kaſten Nürnberger Spielwaaren ausgepackt zu ſein ſcheint, bedenklich den Kopf: ein ruſſiſches Bauernhaus von Holz im reichſten Schnitzwerk neben einer eleganten Renaiſſanceloggia, ein mauriſcher Palaſt neben einem chineſiſchen Tempel, das Portal einer gothiſchen Kathedrale neben einem altgriechiſchen Wohnhaus, — das ſind am Ende Verbindungen, die ſich abenteuerlich genug ausnehmen. Nichtsdeſtoweniger iſt der Eindruck eines jeden Gebäudes für ſich ein angenehmer. Es liegt ein heiterer,

feſtlicher Glanz auf dieſen vielgeſtaltigen, in allen Farben des Regenbogens, in Gold und Silber prangenden Façaden.

Die Reihe derſelben beginnt mit England und ſchließt mit Holland. Die vornehmſte iſt die belgiſche, die einem Rathhauſe aus dem 16. Jahrhundert nachgebildet iſt. Es iſt für dieſen Bau ein Material gewählt worden, als handelte es ſich nicht um eine flüchtige Dekoration, ſondern um ein Monument für die Ewigkeit. Die Architekturtheile ſind aus blaugrauem Granit gehauen, die Flächen ſind mit dunkelrothen Backſteinen verblendet und acht prächtige, monolithe Marmorſäulen gliedern die Façade in vier Pavillons. Das obere Geſchoß öffnet ſich in der Mitte zu einer Halle, die durch eine Marmorbaluſtrade nach vorn abgeſchloſſen wird. Zwei Bronzeſtatuen krönen das Dach des ſtolzen Gebäudes, das den Reichthum der belgiſchen Städte des Renaiſſancezeitalters würdig repräſentirt.

Den Eingang zur öſterreichiſchen Abtheilung bildet eine elegante, luſtige Loggia, die von achtzehn gekuppelten Säulen getragen wird. Die äußeren Bogenzwickel ſind mit reizvollen Sgrafittomalereien, Kompoſitionen des erfindungsreichen Laufberger, gefüllt, während die innere Wand der Halle mit pompejaniſchem Roth und farbigen Blumenguirlanden dekorirt iſt. Das Geſims der Loggia wird von zwei Trophäen und acht Marmorſtatuen gekrönt, welche die Künſte des Friedens darſtellen. Unter dem ſchützenden Dache der Halle ſteht inmitten einer üppigen Blumengruppe die Statue des Kaiſers Franz Joſeph und unter den Bögen eine Anzahl der hervorragendſten monumentalen Skulpturwerke Wiener Bildhauer: Albrecht Dürer von Schmidgruber, Michel Angelo von Wagner, Beethoven und Prometheus von Zumbuſch, die Kunſtinduſtrie von Kundmann.

Portugal hat eine reich ornamentirte, von Fialen und Spitzbogen gekrönte gothiſche Façade in hellgelbem Sandſtein aufgeführt, deren Motive der Kathedrale von Coimbra entlehnt ſind. Griechenland hat eine elegante, weiß leuchtende Villa in klaſſiſchen Formen erbaut, deren Architekturtheile nach den Grundſätzen der antiken Polychromie auf das Reizvollſte bemalt ſind. Unter dem Balkon dieſer Villa erhebt ſich eine Statue der Athena Parthenos, wie ſie Phidias für die Akropolis gebildet hatte, ebenfalls mit vollſtändig durchgeführter Bemalung.

Als Kurioſum ſei noch erwähnt, daß Japan für die Dekoration ſeiner aus mächtigen Baumſtämmen aufgerüſteten Façade keine beſſere Dekoration gefunden hat als zwei rieſige Landkarten, von denen die eine den Plan der Stadt Tokio mit Bezeichnung aller merkwürdigen Gebäude bietet, während uns die andere einen Ueberblick über die geographiſche Situation des geſammten Inſelreiches ermöglicht.

Baden und die Reichstagsauflöſung.

(Aus Baden.)

Unter der Fluth von Mittheilungen, Kundgebungen und Erklärungen, welche ſeit der Reichstagsauflöſung in der offiziöſen Preſſe, in der „freiwillig gouvernementalen“ und in den Organen der politiſchen Parteipreſſe erſchienen ſind, ragt die offiziöſe Mittheilung der „Karlsruher Zeitung“ über die Stellung der badiſchen Regierung zu der Frage der Reichstagsauflöſung weithin leuchtend hervor. Die Mittheilung, datirt den 12. Juni, lautet: „Der Antrag auf Auflöſung des Reichstags war, wie wir vernehmen, in bundesräthlichen Kreiſen nicht ohne Bedenken aufgenommen worden. Auch die badiſche Regierung hätte gewünſcht, daß zunächſt der bisherige Reichstag einberufen worden wäre, in der Annahme, daß es jetzt den verbündeten Regierungen gelungen ſein würde, ſich mit einer großen Majorität des Parlaments über die Maßnahmen zu verſtändigen, welche zur energiſchen Bekämpfung eines in der erſchreckendſten Weiſe wiederholt zu Tage getretenen, die Grundlagen der ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Ordnung zerſtörenden Uebels unabweislich geboten ſind. Nur wenn wider Erwarten auf dieſem Wege nicht zum Ziele zu gelangen wäre, dann würde man den Zeitpunkt für gekommen erachten, den jetzigen Reichstag aufzulöſen und an die Nation zu appelliren. Wenn gleichwohl auch die badiſche Regierung ſchließlich dem Antrag auf ſofortige Auflöſung ihre Zuſtimmung nicht verſagt hat, ſo iſt dies nach der von ihr ſtets innegehaltenen freiſinnigen und nationalen Richtung nicht in der Abſicht, der Einführung einer reaktionären Wendung in der deutſchen Politik zu dienen, ſondern nur in der Erwägung geſchehen, daß der deutſchen Vormacht und dem leitenden Staatsmanne in einer hochgeſpannten Lage die dringend verlangte Anwendung einer verfaſſungsmäßigen Maßnahme nicht verſagt werden könne. Die der freiſinnigen Richtung feindlich gegenüber ſtehenden Parteien ſcheinen allerdings in der Auflöſung und bevorſtehenden Neuwahl des Reichstages bereits das Anbrechen ihrer Aera zu erblicken. Dazu gibt ihnen aber ſchon der ausgeſprochene Zweck des Bundesraths-Beſchluſſes keine Berechtigung, und gerade darum dürfte auch die oberſte Leitung des Reiches erwarten, daß dem von ihr eingebrachten Vorſchlage keine der verbündeten Regierungen ſich widerſetzen und damit ihren Abſichten mit Mißtrauen begegnen werde.“

Die Kundgebung iſt hochbedeutſam. Sie dokumentirt aufs Neue ſowohl den feſten Entſchluß der badiſchen Regierung, auf dem im Jahre 1860 betretenen Weg freiheitlicher Staatsentwickelung konſequent weiter zu ſchreiten, als auch die Ueberzeugung dieſer Regierung des freiſinnigſten der deutſchen Partikular-

Digitized by Google

ſtaaten, daß die Inaugurirung einer reaktionären Politik im Reich lediglich in dem Wünſchen und Hoffen der „der freiſinnigen Richtung feindlich gegenüber ſtehenden Parteien“ zu finden ſei. Vor Allem aber läßt ſie die nationale Geſinnung der badiſchen Regierung im hellſten Lichte erſcheinen.

Die Anſicht der Regierung, daß zunächſt der Verſuch einer Verſtändigung mit dem bisherigen Reichstag über Maßnahmen zur Bekämpfung der Sozialdemokratie zu erneuern und erſt nach dem Scheitern eines ſolchen Verſuchs zur Auflöſung zu ſchreiten geweſen ſei, ſteht bekanntlich in vollem Einklang mit der in national-liberalen Kreiſen weiteſt verbreiteten Auffaſſung. Speziell in Baden kam national-liberalerſeits der Auflöſung ſo gut wie keine Sympathie entgegen. Die Ablehnung der Sozialiſtennovelle achtete man allſeits für vollſtändig motivirt. „Ein auf gleicher Grundlage ruhender Geſetzentwurf“ dagegen, welcher die zu treffenden ſozialiſtiſchen Ziele ſcharf und beſtimmt bezeichnet und dabei einen raſch und ſicher arbeitenden Apparat behufs Beſeitigung dieſer „Ziele“ zur Verfügung geſtellt hätte, wäre willkommen geweſen, und man hielt ſich überzeugt, daß ihm in dem jetzt aufgelöſten Reichstag ein beſſeres Schickſal zu Theil geworden wäre, als die Sozialiſtennovelle es zu erfahren hatte. Solche rückwärts ſchauende Betrachtung mag jetzt freilich nicht mehr viel nützen, und die Tagespreſſe hat auch ſo ziemlich von ihr abſtrahirt. Aber das konnte und kann nicht hindern, daß ein Gefühl lebhafter Befriedigung durch das Land ging, als kund wurde, daß die Regierung dieſelbe Auffaſſung der Lage theilte. Das in ſo ſorgenſchwerer Zeit erneute Bekenntniß der badiſchen Regierung zu den Prinzipien der bis dahin befolgten freiſinnigen Politik iſt uns die werthvollſte Kundgebung unter den mehreren, welche, ſeit das Miniſterium Turban an die Spitze der Geſchäfte getreten iſt, nach dieſer Richtung hin ergangen ſind. Sie bezeugt den feſten Willensentſchluß, die Fahne freiſinniger Politik auch ferner hoch zu halten. Auch im Reich werde die reaktionäre Aera nicht anbrechen. Befürchtungen in dieſer Hinſicht beſtehen. Insbeſondere beunruhigt daß, wie die „Neue Frankfurter Preſſe“ kürzlich bemerkte, klare, feſt ausgeſprochene Ziele der Reichsregierung betreffs der innern Politik — wir denken vor Allem an die Frage der Steuerreform — dem größeren Publikum abſolut unbekannt ſind. Zweifellos ſind die Partikularregierungen betreffs dieſes Punktes ſoweit orientirt, daß auch in Bezug hierauf die badiſche Regierung ſich mit gutem Gewiſſen verſichert halten kann, die Hoffnung der reaktionären Richtung auf Anbrechen ihrer Aera ſei unbegründet. Hierbei möchte freilich ſorgſam im Auge zu behalten ſein, daß wohl auch der ſcharfſinnigſte Politiker kaum mit Beſtimmtheit zu ermeſſen vermag, welche einzelne Konſequenzen ſich bezüglich der Reichspolitik aus der Reichstagsauflöſung und den Neuwahlen ergeben. Konſervativerſeits iſt man höchſt unge-

halten auf die in Rede ſtehende offiziöſe Kundgebung der Regierung. Die „Norddeutſche Allgemeine Zeitung", die Kreuzzeitung und andere klagen, daß die Jolly'ſche Aera, welche man überwunden geglaubt habe, noch am Tageshimmel ſtehe. Am naivſten aber geberdet ſich das Landesorgan unſerer Deutſch-Konſervativen, indem es der badiſchen Regierung vorwirft, ſie „durchkreuze die Pläne des leitenden Staatsmannes, indem ſie ganz unverhohlen die Wahltrompete zu Gunſten der Wiederwahl der früheren nationalliberalen Mehrheit ertönen laſſe und vor einer Wendung in der deutſchen Politik warne. In das Stadium einer Reaktion im Sinne einer Gegenbewegung gegen eine unberechtigte Bewegung ſeien wir eingetreten, daran können offiziöſe Auslaſſungen nichts mehr ändern." Ach ja! die Herren hatten in unſerem Baden bereits die Hände ausgeſtreckt, die ihnen ſo heiter entgegen lachenden Früchte der Reaktion „in Sicht" jauchzend zu pflücken. Und nun kommt dieſer ſcharfe, klare Luſtzug und biegt die Aeſte rückwärts. Da iſt's zu begreifen, daß der Aerger momentan faſt kindiſch machen kann. Nun, es wird ſich ja zeigen, was für Siege die Deutſch-Konſervativen, welche den „offiziellen Fehdehandſchuh" aufnehmen wollen, im bevorſtehenden Wahlkampf erfechten werden.

Man hat, auch von national-liberaler Seite aus, die badiſche Regierung getadelt, daß ſie trotz ihres Bedenkens gegen ſofortige Reichstagsauflöſung dennoch dem dieſe Auflöſung befürwortenden preußiſchen Antrag zugeſtimmt haben. Wir zählen zu denen, die es gerne geſehen hätten, wenn Baden im Bundesrath mit Hamburg und Heſſen gegen die Sozialiſtennovelle votirt haben würde. Aber ebenſo ſind wir aus tiefſter Ueberzeugung denen beigeſellt, welche an Stelle des Rathes der „verbündeten Regierungen" eine einheitliche Reichsregierung geſetzt wünſchen, damit auch wirklich Ein Reich ſei und nicht nur — was ja doch das deutſche Reich mehr oder minder z. Z. noch iſt — ein Complex verbündeter „Staaten." Wo wir nun ſehen, daß der nationale Gedanke nach dieſer Richtung hin bejaht wird, ohne Preisgebung höchſter politiſcher Intereſſen bejaht wird, da ſtehen wir nicht an, unumwunden Beifall zu ſpenden. „Der deutſchen Vormacht und dem leitenden Staatsmann durfte in einer hochgeſpannten Lage die dringend verlangte Anwendung einer verfaſſungsmäßigen Maßnahme nicht verſagt werden." Dieſe Motivirung iſt lediglich und rückhaltlos anzuerkennen. Die badiſche Regierung mußte nur des Einen ſich überzeugt halten, daß die Auflöſung ehrlich und redlich ohne Hintergedanken, lediglich um des ausgeſprochenen, von ihr, der badiſchen Regierung nicht zu mißbilligenden Zweckes willen gefordert wurde. Sie hielt ſich deſſen überzeugt und ſo iſt und bleibt ihre Zuſtimmung eine auf's Höchſte zu verehrende nationale That.

Der Wahlkampf wird hart und bitter werden. In dem aufgelöſten

Reichstag hatte Baden 11 Nationalliberale entſendet, 1 Deutſchconſervativen, 2 Ultramontane. Die Wahlen zweier Nationalliberalen waren für ungültig erklärt und Neuwahlen noch nicht vollzogen wurden. Prophezeien iſt ſchwer. Freiburg iſt ein national-liberales Sorgenkind. In Karlsruhe werden's die Deutſchkonſervativen wieder mit aller Macht verſuchen. Aber trotzdem hoffen wir wieder elf Nationalliberale zu entſenden. Fiat!

D. 20. Juni. Hr.

Die nationalliberale Partei vor den Reichstagswahlen.*)

Es erſcheint uns als eine ernſte Pflicht d. Bl., die ſtets zur nationalen Partei gehalten haben, ohne im Dienſte einer Fraktion zu ſtehen, offen zu bekunden, daß der Wahlaufruf, welchen das noch von den bisherigen Abgeordneten früher eingeſetzte „Zentralwahlkomité der nationalliberalen Partei" am 16. Juni dieſes Jahres in Berlin erlaſſen, in weiten Kreiſen wenig befriedigt hat.

Jener Aufruf läßt es, und zwar höchſt wahrſcheinlich mit voller Abſicht, durchaus unklar, ob einer neuen, auf denſelben Grundlagen wie die vorige ruhenden Vorlage zur Abwehr ſozialdemokratiſcher Beſtrebungen entgegen getreten werden ſoll oder nicht. Die Wähler müſſen aber, um ſich zu entſcheiden, unbedingt baldigſt wiſſen, ob die Kandidaten für Ausnahmemaßnahmen gegen die Sozialdemokratie oder ob ſie nur für ſolche Maßnahmen zu ſtimmen gewillt ſind, welche ſich auf dem Boden des gemeinen Rechts bewegen. Sie müſſen es ſchleunigſt wiſſen, weil die Reichsregierung nun einmal an Ausnahmemaßregeln feſthält, deren nochmalige Ablehnung alſo einem Scheitern der geſetzlichen Abwehr gleichkäme, welche das aus ſeiner Ruhe aufgerüttelte deutſche Volk entſchieden verlangt. Die liberalen Wähler können ſich auch nicht befreunden mit der Anſicht, daß in erſter Linie das ihrer Richtung widerſtreitende Verfahren ſtehe, die nothwendigen ſcharfen Maßnahmen blos deshalb auf die ganze Bevölkerung auszudehnen, weil durch ſie nur der verworfenſte Theil derſelben getroffen werden ſoll. Wird aber das gemeine Recht nur accentuirt, weil man minder ſcharfe Maßregeln wünſcht, ſo danken wir erſt recht dafür; denn unbeſchadet des nebenher einzuleitenden Heilungsprozeſſes

*) Nicht von der Redaktion, ſondern von einem Manne, der ſchon von den Tagen des Nationalvereins an treu zur Partei gehalten.

ſind für den Augenblick die ſchärfſten Maßnahmen gegen die Feinde der Geſellſchaft nöthig.

Der erwähnte Aufruf iſt viel zu allgemein gehalten, während gerade die Gegenwart ein volles, offenes, reſolutes Herausgehen mit der Sprache erfordert. Und in dieſer Allgemeinheit enthält der Aufruf Wendungen, welche bezüglich der Abſichten große Bedenken geradezu herausfordern. Deutlich ſchimmert im 3. bis 6. Abſatze der Vorwurf durch, daß die Regierung den Reichstag mit Unrecht aufgelöſt und Neuwahlen zur ungeeigneten Zeit angeordnet habe Es hängt das zuſammen mit der folgenden Ausführung, daß der vorige Reichstag jetzt bereit geweſen wäre, das Nöthige zu genehmigen, zugleich aber läßt ſich herausleſen, daß man dieſe Bereitwilligkeit auf nichts weiter erſtreckt haben würde, als wozu man am 24. Mai bereit war. Dieſe Auffaſſung ſcheint beſtätigt zu werden durch die Haltung der beiden Organe der Partei, der „Berl. Aut. Korr." und der „Nat. Lib. Korr.", welche noch immer ſich in Mißtrauen gegen eine heraufziehende Reaktion ergehen. Als ob die Reaktion, welche wir allein zu fürchten haben, die nach Art derjenigen aus der Manteuffel'ſchen Zeit, überhaupt möglich wäre, ſolange die Schöpfer des deutſchen Reiches noch an der Spitze ſtehen, die ſich wohl hüten werden, einen ſolchen Weg zu betreten, der zugleich einen Rückgang von Preußens deutſcher Machtſtellung im Gefolge haben müßte! Jene Organe verſchweigen die Kundgebungen, aus denen ein grundſätzlicher Gegenſatz zahlreicher Stimmen der Partei hervorgeht, ſie ſprechen ſo, als ſei die Meinung der „Berliner Vorſehung" der Partei diejenige der Partei im ganzen Reiche, weil von denen, die am 16. Juni in Berlin verſammelt waren, niemand diſſentirt habe, und werfen ihren Gegnern vor, eine Meinungsverſchiedenheit wieder erträumt zu haben. Das iſt ein nicht zu entſchuldigendes Verfahren und nur begreiflich dadurch, daß das Gros der nationalen Partei in den Parlamenten von der Grundrichtung der Partei wieder abfällt nach der Richtung der Fortſchrittspartei hin. Dazu können wir ſo wenig ſchweigen wie Treitſchke.*)

Das Beſtreben jeder Partei, die Ihrigen möglichſt zuſammenzuhalten, iſt ja ganz natürlich, und es empfiehlt ſich gewiß zu allen Zeiten, Unebenheiten, Mißverſtändniſſe und kleinere Meinungsverſchiedenheiten im Innern der Partei zu verhüten oder zu begleichen; ganz etwas Anderes aber iſt es, wenn inmitten einer Partei Verſchiedenheiten ſich erheben, welche die Grundprinzipien, wenn dieſelben gar die Mittel und Wege betreffen, wie die politiſchen Ziele im Staatsleben praktiſch angeſtrebt werden ſollen.

*) Und wir haben unſere Meinungsverſchiedenheit bereits ausgeſprochen, ehe Treitſchke im Parlament und in den „Preuß. Jahrbüchern" ſeine Uebereinſtimmung mit unſern Anſichten kundgab. D. Red.

Digitized by Google

Unter ſolchen Umſtänden erſcheint es als politiſches Gebot der Partei, unumwunden wenn auch ſchweren Herzens anzuerkennen, daß eine geſundere Weiterentwickelung der öffentlichen Dinge in Zukunft eine Beachtung jener Minorität der Partei erheiſcht, welche am reinſten die urſprünglichen Ziele der Partei vertritt, und welche wir nicht ſowohl den „rechten Flügel“ als den wirklich ſtaatsmänniſchen Theil der Fraktion nennen möchten. Denn es iſt eine arge Täuſchung, zu glauben, der formelle Zuſammenſchluß könne von weſentlichen Nutzen ſein, wenn das nicht geſchieht. Für die allgemeinere Entwicklung müßte eine ſolche fortgeſetzte Nichtachtung der ſtaatsmänniſchen Köpfe der Partei ſogar nachtheilig ſein, und für Beide kann er ſich unverſehens bitter rächen; ſobald wichtigere Fragen nahen, können alle Vorſätze und das Ergebniß langer Bemühungen plötzlich in die Brüche gehen.

Es iſt bekannt, daß bei vielen Gelegenheiten, in wichtigen parlamentariſchen Fragen im nationalliberalen Lager eine Verſchiedenartigkeit der Richtung hervortrat. Dieſelbe betraf weniger die idealen Parteiziele, als das praktiſche Handeln im konkreten Falle. Die Sache war um ſo befremdlicher, als die Partei von Anfang an gerade auf dieſe praktiſche Richtung ihr Augenmerk lenken zu wollen ſchien. Gerade das ſchien das Bindemittel der verſchiedenartigen Elemente zu bilden, welche das Conglomerat der Partei umfaßt. Auf die kräftige Unterſtützung der Politik unſeres leitenden Staatmannes, auf die vorläufige Weglaſſung alles Nebenſächlichen, auf Feſthaltung der großen Geſichtspunkte ſchien es allein ankommen zu ſollen. Oftmals hörten wir, es beſtehe eigentlich kein Unterſchied mehr zwiſchen der nationalliberalen und der freikonſervativen Partei als Name und Entſtehungsart, und doch ſahen wir dann periodiſch ein Gravitiren nach der Fortſchrittspartei, welche praktiſche Wege grundſätzlich zu verwerfen ſcheint und nur Idealen nachjagt. Dieſe Erſcheinung hat bei vielen Genoſſen der nationalliberalen Partei die unangenehmſten Empfindungen hervorgerufen, namentlich dann, wenn auf die unwürdigſten Angriffe, welche die Fortſchrittspartei gegen die nationalliberale Partei richtete, dieſe ſich derſelben nur freundlichſt wieder zu nähern ſchien.

Jetzt aber wird das Verhalten der Partei gegenüber dem Sozialiſtengeſetze von der Geſchichte unzweifelhaft als ſchwerer Fehler gezeichnet werden, weil die Gefahren, welche daſſelbe abzuwehren beſtimmt war, jedenfalls größer waren als diejenigen, welche mit der Ablehnung oder Nichtanwendung vermieden werden ſollten. Die Oppoſition hat einen Punkt unbeachtet gelaſſen, gegen welchen keiner der vernommenen Einwände, und wenn ſie ſämmtlich begründet geweſen wären, aufzukommen vermag: es kam zunächſt lediglich auf raſches Einſchreiten an. Wenn in meinem Hauſe ernſtlich Feuer ausbricht, ſo verbringe ich die koſtbare Zeit nicht damit, daß ich mich mit den Hausgenoſſen

über die etwaige Schuld an der Entſtehung des Unglücks herumſtreite, noch auch mit Verſuchen zur Anwendung kleiner Hausmittel, ſondern ich ſchreite ſofort zu der Ausnahmemaßregel der Herbeirufung der Feuerwehr; daß deren Waſſerſtrahlen kein Heilmittel gegen die Möglichkeit künftiger Brände ſind, das braucht man nicht erſt in langen Reden beweiſen zu wollen. Auch der Wahlaufruf vom 16. Juni beruht auf der ſeltſamen Unterſtellung, daß das jetzt gewünſchte Geſetz die ſoziale Krankheit heilen ſolle. Die bloße Möglichkeit ſelbſt der baldigſten Wiederkehr der entſetzlichſten Vorgänge mußte der vorige Reichstag ſich vergegenwärtigen. Freilich läßt ſich nicht ſagen, die That vom 2. Juni wäre nach Annahme des Geſetzes unbedingt unterblieben; aber unſtreitig hat für die Zwiſchenzeit die Deckung gefehlt, ein Verſehen, welches im Felde Moltke nicht begangen hätte. Daß nun der unglückliche Zufall die ungläubige Reichstagsmehrheit ſo furchtbar Lügen ſtrafte, laſtet unter allen Umſtänden ſchwer auf ihr.

Gewiß fühlten viele derſelben das Bedürfniß nach der Gelegenheit, ſich bereiter zu zeigen. Man ſchien es nach dem 2. Juni für undenkbar halten zu müſſen, daß noch irgend ein antiſozialiſtiſcher Abgeordneter Ausnahmemaßregeln verwerfen könnte. Und dennoch drängt der Wahlaufruf vom 16. Juni die Vermuthung auf, daß ſogar Bennigſen und Genoſſen bei derſelben Meinung verbleiben werden.

Es mag ſein, daß die fünf Abgeordneten, welche in der „Nat. Ztg." vom 6. d. M. ihre Bereitwilligkeit, jetzt einer Vorlage wie der neulichen zuzuſtimmen, kundgaben, damit zunächſt nur einen ſchwachen Verſuch haben machen wollen, die Auflöſung des Reichstags abzuwenden, thatſächlich aber haben ſie damit nur den erſten Schritt gethan zu jener Enthüllung, welche offenbar einer jener Fünf oder ein geſinnungsverwandter Abgeordneter in der national-liberalen heſſiſchen „M. Ztg." vom 12. d. M. gab. Hiernach hat in der Partei eine Minderheit von 20 bis 30 Stimmen beſtanden. Dieſe würden zwar nicht ausgereicht haben, der Vorlage im Reichstage die Mehrheit zu verſchaffen, aber dennoch ſuchte man in der Partei zu verhindern, daß dieſe Herren ihrer Anſicht gemäß ſtimmten. Bennigſen nahm „eine gewiſſe vermittelnde Stellung" ein und wußte zu beruhigen durch den Hinweis auf eine etwaige Bereitwilligkeit im Herbſt. So kam zwiſchen der Richtung einerſeits Lasker's und des Vorſtandes, andererſeits Gneiſt's mit der Minderheit das Kompromiß zu Stande, wonach Bennigſen im Reichstag in jenem Sinne reden, die 20—30 aber ebenfalls mit Nein ſtimmen ſollten. Darauf wurden dieſe bei der 2. Leſung durch den nicht vorgeſehenen Antrag Beſeler-Gneiſt „in eine eigenthümliche Lage" verſetzt. Das Reſultat war, daß nur zwei Abgeordnete den Muth hatten, für den Antrag zu ſtimmen, 6 das Aus-

kunftsmittel der Enthaltung wählten, der Reſt aber, alſo wenigſtens 17, gegen die eigene Anſicht ſtimmten. Wo die Verhältniſſe bis zu ſolchem Grade von Unnatürlichkeit gediehen waren, wo ſelbſt ein Blatt wie das letzt erwähnte ſagt, daß „der Zwieſpalt“ in der Partei „nicht als blos formeller betrachtet wurde“ und daß „auf Seiten der Partei in den letzten Zeiten mehr Syſtematik als Politik obgewaltet“ habe, da hätte man wirklich erwarten dürfen, daß die Parteileitung, weniger als ſie das in dem Aufruf vom 16. d. M. gethan, das Bedürfniß hätte fühlen ſollen, auf ihre Weisheit und ihren richtigen Blick zu pochen in einer Frage, in der für ſie keinesfalls Lorbern mehr zu holen waren. Es war unſres Erachtens vielmehr Pflicht der nationalen Partei, einfach zu ſagen, daß ihre Anhänger der Regierung die außerordentlichen Vollmachten ertheilen müſſen, welche die Nothlage erheiſcht. Denn ſo wird das deutſche Volk am 30. Juli entſcheiden, ob nun die Berliner Vorſehung auf ihrem Schein beſteht oder nicht. —

Von dem ſchönen Lockruf der Neukonſervativen ſprechen wir ein ander Mal. —

Literatur.

Vier Jahre in Afrika (1871—75) *von Ernſt v. Weber.* Mit Abbildungen in Holzſchnitt, einem Plane und einer Karte. Zwei Theile, F. A. Brockhaus. Leipzig 1878. — Ein ſehr intereſſantes Buch, mit welchem wir unſere Leſer noch mehrfach zu beſchäftigen gedenken. Die ſtarken zwei Bände ſind entſtanden aus den Briefen, die der bekannte Reiſende über ſeine urſprünglich völlig improviſirte Fahrt nach Afrika an die Seinen nach Hauſe ſchrieb. Wer daher eine rein wiſſenſchaftliche ernſthafte Arbeit über die vom Verfaſſer durchmeſſenen Theile Südafrikas erwartet, der irrt ebenſo ſehr wie derjenige, der aus dem ſchwarzen Erdtheil am liebſten feuilletoniſtiſch gehaltene, abenteuerliche Reiſebeſchreibungen erwartet. Kunſtloſigkeit, abſolute Wahrhaftigkeit, rückhaltloſe Offenheit zeichnet dieſe brieflichen Berichte über ein bei uns beinahe noch völlig unbekanntes Land aus, die daneben doch ſehr lesbar und feſſelnd geſchrieben ſind. Was aber vor Allem dieſen beiden Bänden ihren beſonderen Werth verleiht, iſt die Thatſache, daß hier wohl der erſte Reiſebericht von ſolchem Umfange und von einem ſo kenntnißreichen Manne vorliegt, aus *deutſcher* Feder, über Länder, Zuſtände und Völker, die bisher literariſch, wie leider mehr und mehr auch politiſch ſo zu ſagen die Domaine der Engländer geworden ſind. Wir meinen ſpeziell die ſüdafrikaniſchen Diamantfelder, den Oranje-Freiſtaat und Natal.

Die Briefform hat unſres Erachtens doppelte Berechtigung unter den vorliegenden Verhältniſſen. Wie ſchon erwähnt war die Reiſe des Verfaſſers eigentlich eine Improviſation. Er war in Folge des Ausbruches des deutſch-franzöſiſchen Krieges ſchon in New-York von einer nach Kalifornien beabſichtigten Reiſe umgekehrt und verlebte den Spätherbſt in Florenz, als ihn die Nachricht von der Entdeckung der ſüdafrikaniſchen Diamantenfelder ereilte. Sofort machte er ſich bereit, dieſe Landſtriche mit einem in Afrika bereits gereiſten Grafen K. zu beſuchen. Am 25. Mai 1871 ſtachen beide in Southampton nach der Kapſtadt in See. In ſpäteſtens einem Jahre hoffte er wieder zu Hauſe zu ſein. Aus dem einen Jahr wurden vier, vier Jahre eingehender, umſichtiger, allſeitiger Beobachtung und Forſchung, namentlich auch über die ſozialen, politiſchen, wirthſchaftlichen Verhältniſſe jener Länder, die durch den räuberiſchen Handſtreich Großbritanniens gegen die Transvaal-Republik und den bekannten ländergierigen britiſchen Chauvinismus: „Ueber ganz Afrika, vom Tafelberge bis zum Nil, muß die britiſche Flagge wehen!" durch die wunderbaren neuen Entdeckungsfahrten Stanley's u. ſ. w. gerade in unſern Tagen das regſte Intereſſe wach rufen.

Die ſtatiſtiſchen und volkswirthſchaftlichen Daten, die das Werk enthält, beruhen offenbar auf verläßlichen Quellen. Die zahlreichen nur momentanen Stimmungen, die theilweiſe durch die Ereigniſſe überholten politiſchen Betrachtungen des Verfaſſers laſſen wir uns gern gefallen. Nicht blos, weil ſie durch die Briefform entſchuldbar, ſondern namentlich auch weil ſie als Augenblicksbilder immer intereſſant ſind. Am meiſten befriedigt wird der Deutſche ſein durch die rückſichtsloſe Kritik, welche der Verfaſſer gegen die Maßregeln der engliſchen Regierung ausſpricht und es ſoll uns freuen, wenn es richtig iſt, was der Verfaſſer verſichert, daß ſeine Beurtheilung dieſer britiſchen Regierungs- und Verwaltungspolitik getheilt wird von der ungeheuren Mehrheit der weißen Koloniſten Südafrika's. Wie gerecht dabei der Verfaſſer verfährt, mag ſchon daraus hervorgehen, daß er den Engländer — im Gegenſatz zu ſeiner Regierung — hochſchätzt „in ſeiner traditionellen Bedeutung eines geborenen Ariſtokraten, eines Cavaliers im vollſten und reinſten Sinne des Wortes".

Mit **dieſem Hefte** beginnt dieſe Zeitſchrift das III. Quartal ihres 37. Jahrgangs, **welches durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes zu beziehen iſt.** Preis pro Quartal 9 Mark.

Privatperſonen, geſellige Vereine, Leſegeſellſchaften, Kaffeehäuſer und **Konditoreien** werden um gefällige Berückſichtigung derſelben freundlichſt gebeten.

Leipzig, im Juni 1878. **Die Verlagshandlung.**

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

Digitized by Google

Sozialismus und Deportation.

Der Bevölkerung nach iſt das deutſche Reich der zweite Staat Europa's, welcher nur von den 72 Millionen Einwohner zählenden Rußland übertroffen wird. Innerhalb des Gebietes, welches das heutige deutſche Reich einnimmt, lebten, abgeſehen von Elſaß-Lothringen, im Jahre 1818 beiläufig 23,000,000 Menſchen, die ſich 1875 auf 42,750,000, alſo um faſt 20 Millionen Seelen im Verlaufe von nur 57 Jahren vermehrt hatten. Jetzt dürfte die Bevölkerung genau doppelt ſo ſtark ſein wie 1818; wir haben uns alſo im Verlaufe von 60 Jahren verdoppelt. Preußen hatte 1871—75 um 1,082,000, Bayern um 161,000, Sachſen um 204,000 Seelen zugenommen, während nur ſehr wenige Länder eine Abnahme zeigen; ſo Elſaß-Lothringen, Mecklenburg-Strelitz, Waldeck und Lauenburg. Auf die Quadratmeile entfallen im Deutſchen Reiche 4300 Einwohner im Durchſchnitt, ein Verhältniß, das allerdings von Belgien mit 9500 Einw., Großbritannien mit 5600 Einwohnern und Italien mit 5000 Einwohnern auf die Quadratmeile übertroffen wird, während Frankreich nur 3800, Oeſterreich-Ungarn 3200, Rußland gar nur 750 Einwohner auf die Quadratmeile zählt.

Durch ſolche Zahlen gewinnt man wohl einen allgemeinen Ueberblick über die Vermehrung der Bevölkerung eines Landes; indeſſen ſie genügen in dieſer Allgemeinheit nicht, um um ſich ein Urtheil zu erlauben über die Dichtigkeit der Bevölkerung, ſofern aus deren lokaler Anhäufung Schlüſſe auf gewiſſe ſoziale Zuſtände gezogen werden ſollen. Dazu eignen ſich ſchon beſſer die Karten, welche die Bevölkerungsdichtigkeit im Deutſchen Reiche darſtellen.*) Wir ſehen hier weite Gebiete, die noch nicht einmal 1000 Einwohner haben,

*) Wir beſitzen zwei ſehr gute: Eine von Behm in den „Geographiſchen Mittheilungen" 1874, Tafel I. und eine noch neuere von J. J. Kettler im „phyſikaliſch-ſtatiſtiſchen Atlas des deutſchen Reichs" von R. Andree und O. Peſchel.

während andere über 8000 beſitzen, und forſchen wir nach der Urſache für die letztere Menſchenanhäufung, ſo erkennen wir für dieſelbe einen ſehr natürlichen Grund. Ueberall da nämlich, wo Steinkohle unter dem Boden liegt, iſt die größte Dichtigkeit der Bevölkerung im Deutſchen Reiche: in Oberſchleſien bei Beuthen und Königshütte, bei Waldenburg, bei Dresden, bei Zwickau, in der Ruhrgegend, bei Saarbrücken. Dort ſind auch überall die Heerde der Sozialdemokratie, dort wurden ihre Abgeordneten gewählt oder erhielten wenigſtens ſehr anſehnliche Minoritäten. Es klingt paradox, iſt es aber nicht: In Deutſchland iſt die Sozialdemokratie an das Vorkommen der Steinkohlen gebunden, ſie hat dort, wo dieſe vorkommt, ihren Hauptſitz und verbreitet ſich von dieſen Stätten aus weiter über das Reich.

Theilweiſe haben wir in Deutſchland gewiß ſchon eine Uebervölkerung und dieſer iſt dann auch in nicht geringem Maße das Anwachſen der Sozialiſten-Peſt zuzuſchreiben. Man hat ſtets auf Frankreich und deſſen geringes Bevölkerungswachsthum als auf ein Beiſpiel von Degeneration hingewieſen; im Lichte oder vielmehr im Dunkel moderner ſozialiſtiſcher Verbieſterung erſcheint es aber fraglich ob es ein Vorzug für unſer Reich iſt, daß ſeine Bevölkerung in ſo außerordentlichem Maße zunimmt; während ſeine Hilfsquellen nicht in gleicher Weiſe ſich vermehren. Der Ueberſchuß der Geburten über die Sterbefälle beträgt bei uns etwa 11 auf 1000 Einwohner; in Frankreich aber nur 4. In Folge des Krieges kam die franzöſiſche Bevölkerung in eine ſehr ungünſtige Lage. 1870 wurden 103,394 weniger geboren als verſtarben, alſo minus 2,8 und 1871 ſogar 444,829 alſo minus 12,1 ‰. Und doch haben Statiſtiker, wie M. Bloch, in der neueſten Zeit es unternommen vom Standpunkte des ſozialen Wohlbefindens den Stillſtand oder die geringe Vermehrung der Bevölkerung gut zu heißen!

Was das deutſche Reich betrifft, ſo hat man für die Jahre 1867 bis 75 die Zunahme auf 63,6 pro 1000 Einwohner berechnet. Unter dieſem Durchſchnitte ſind aber ſehr bedeutende Gebietſtrecken geblieben, welche eine Abnahme der Bevölkerung zeigen. Dahin gehört faſt der ganze Strich durch Pommern bis Holſtein, bedeutende Strecken Schleſiens, der Provinzen Sachſen, Hannover, Weſtfalen, des Königreichs Bayern, Elſaß-Lothringen. In andern Bezirken dagegen erkennen wir eine weit den Durchſchnitt überragende Zunahme, die ſich unzweifelhaft als Reſultat der Wanderungen darſtellt. Die Großſtädte und die Induſtriegebiete ſind die Anziehungspunkte, nach denen ſich die Bevölkerung hinwendet und daher erkennt man denn auch auf einer Karte der Zunahme und Abnahme der Bevölkerung*) recht deutlich, wie in der Nähe

*) Wir beſitzen eine ſolche für die Periode 1867—1875 von E. Haſſe in dem erwähnten

Digitized by Google

großer Städte und Induſtriebezirke ſich Gebiete der Abnahme befinden. Die Städte ſaugen das Landvolk auf wie ein Schwamm die Feuchtigkeit. Zu den Gebieten der Bevölkerungsabnahme haben die Gebirgsländer eben ſo ihr Kontingent geſtellt wie die Flachländer. So weit es ſich überſehen läßt, hat die Höhenlage keineswegs die Ab- und Zunahme der Bevölkerung bedingt; ebenſowenig die Fruchtbarkeit des Bodens. Denn wir finden das unfruchtbare ſächſiſche Erzgebirge ebenſo im Wachsthum begriffen wie die unfruchtbare Niederung in der Umgegend von Berlin. Das Ausſchlaggebende wird vielmehr allenthalben der vorherrſchende Beruf gewiſſer Gegenden ſein. Die vorwiegend ackerbauenden Diſtrikte haben ihre Bevölkerung an die vorwiegend induſtriellen Bezirke abgegeben. Der Vergleich einer in das Detail gehenden Berufskarte mit der unſrigen würde jedenfalls vollſtändige Uebereinſtimmung zwiſchen Induſtrie und Zunahme, zwiſchen Landwirthſchaft und Abnahme konſtatiren. (Haſſe). Die Karte zeigt Zunahme von 568 auf 1000 im genannten Zeitraum für den Landkreis Eſſen und von 766 auf 1000 im Kreiſe Bochum! Ein Blick auf eine Tabelle, welche das Wachsthum unſerer Städte darſtellt, zeigt ein waſſerkopfartiges Anſchwellen, das die größten Bedenken wach rufen muß. In den 30 Jahren von 1845 bis 1875 iſt z. B. gewachſen Berlin von 409,000 auf 968,000; Hamburg von 149,000 auf 264,000; Breslau von 112,000 auf 240,000; Köln von 90,000 auf 134,000; Leipzig von 55,000 auf 126,000 Einwohner. Und ſo ähnlich bei anderen Städten. Uebervölkerung und ungleiche Vertheilung der Bevölkerung ſind entſchieden vorhanden und ſind Grund und Beförderungsmittel der ſozialiſtiſchen Umtriebe.

Unter ſolchen Umſtänden mag es erlaubt ſein wieder einmal die Frage aufzuwerfen, ob es nicht räthlich für Deutſchland ſei als Abzugskanäle überſeeiſche Pflanzſtätten anzulegen? Es iſt uns recht wohl bekannt, wie ſehr man in den leitenden Kreiſen Berlins gegen jede Art von Koloniſation und Erwerbung überſeeiſchen Beſitzes eingenommen iſt; noch friſch iſt in unſerm Gedächtniß, daß 1871 die etwaige Erwerbung einer franzöſiſchen Kolonie als Kompenſation für die Kriegskoſten vielfach vom deutſcher Seite empfohlen, von dem Fürſten Bismark aber verworfen wurde. Trotzdem mag bei der Nothlage des Vaterlands in gegenwärtiger Zeit die Angelegenheit noch einmal zur Prüfung vorgelegt werden. Vor mehr als zehn Jahren ſchon hat Ernſt Friedel*) den richtigen Anſchauungen über das Koloniſationsweſen mit Bezug auf Deutſch-

---

Atlas von Andree und Peſchel, Tafel 20 — ein lehrreiches Blatt zur Beurtheilung der Freizügigkeit.

*) Die Gründung preußiſch-deutſcher Kolonien im indiſchen und großen Ozean. Berlin, 1867.

land Bahn zu brechen verſucht und dabei mit Anlehnung an Wilhelm Roſcher*) die verſchiedenen Arten von Kolonieen, welche hier in Frage kommen, erörtert. Und über dieſe Arten müſſen wir uns im Klaren ſein, ehe wir in unſerer Unterſuchung vorwärts ſchreiten können.

Ackerbaukolonien ſind oder waren Auſtralien und Nordamerika. In derartige Länder, deren klimatiſche Verhältniſſe europäiſchen Auswanderern nicht allzu fremdartig vorkommen, ſtrömen Millionen von Anſiedlern, bemächtigen ſich in Kurzem der ausgedehnten Ackerbau- oder Weideflächen und vernichten in faſt ſtetem Kriege die eingeborne Bevölkerung. Zugleich haben ſie mit einer mächtigen Natur zu kämpfen: ſie haben Wälder zu roden, Sümpfe auszutrocknen, oder dürre Ländereien zu bewäſſern, Straßen, Kanäle, Schulen und Kirchen zu bauen, brauchen alſo Geld und können dem Mutterlande wenig oder nichts abgeben, beziehen vielmehr beträchtliche Unterſtützungen von dort, murren, ſo oft ſie etwas dagegen leiſten ſollen und fallen über kurz oder lang als ſelbſtſtändige Staaten mit demokratiſchen Verfaſſungen ab.

Anderer Art ſind die Eroberungskolonien, wie ſie früher die Spanier und Portugieſen in Mittel- und Südamerika begründeten, wie neuerdings die Franzoſen eine in Nordafrika (Algerien) angelegt haben. Auch nach ihnen ziehen ſich Auswanderer in Maſſen, aber weniger Ackerbauer, ſondern Abenteurer, Soldaten, Beamte; es entſteht in ihnen eine ſchroffe Ungleichheit der Stände und die Eingebornen werden nicht ausgerottet, ſondern bilden nur die unterſte Klaſſe der Bevölkerung, den Stoff, über welchen die Eingewanderten herrſchen. Eroberungskolonien werden immer in einem gewiſſen Grade unſittlich ſein und ungeſunde Verhältniſſe zeigen, bis ſie über kurz oder lang in eine der andern Formen übergegangen ſind.

Pflanzungskolonien ſind diejenigen, aus denen wir Kolonialwaaren beziehen. Unter heißen Himmelsſtrichen gelegen, bringen ſie Zucker, Kaffee, Gewürze ꝛc. hervor, ſelbſtverſtändlich nicht durch die freie Arbeit europäiſcher Anſiedler, ſondern mit Hilfe von eingeborenen oder aus andern Ländern herbeigeſchafften Arbeitern (Negerſklaven, Kulis). Dieſe Kolonien ſind die einträglichſten und man braucht blos auf die oſtaſiatiſchen den Holländern gehörigen Inſeln hinzuweiſen, um den ungeheuren Gewinn zu ermeſſen, der aus ſolchen Kolonien reſultirt.

Hierzu kommen noch die Handelskolonien der ſeefahrenden Völker, die leicht und ohne große Koſten errichtet werden können und meiſt einen reichen Ertrag bringen, wie z. B. Singapur.

Wir Deutſchen haben nun eine ganz bedeutende Auswanderung, die nur

*) Kolonie, Kolonialpolitik und Auswanderung. Leipzig und Heidelberg, 1856.

momentan in's Stocken gerathen iſt, ſehr bald ſich aber wieder heben dürfte. Sie führt alljährlich ſehr beträchtliche Summen an Geld ſowie an körperlicher und geiſtiger Kraft dem Auslande zu und bringt uns auf dieſe Weiſe Verluſte. Selten nur kehrt ein Ausgewanderter mit dem in der Fremde vermehrten Vermögen in die alte Heimat zurück. Die natürliche Neigung des germaniſchen Stammes zum Wandern, die Ueberbölkerung und die ſozialen Verhältniſſe ſind die Gründe, weshalb kein Volk, von den Irländern abgeſehen, mehr Auswanderer ſtellt als das deutſche. Während 1820 bis 1830 nicht mehr als 7729 deutſche Einwanderer in den Vereinigten Staaten eintrafen, ſtieg von 1831 bis 1840 die Ziffer auf 152,454, von 1841 bis 1850 auf 434,621 und von 1851 bis 1860 ſogar auf 951,667. Die höchſte Ziffer der aus Deutſchland in den Vereinigten Staaten Eingewanderte, betrug im Jahre 1854: 251,931, was im Zuſammenhange mit der politiſchen Unzufriedenheit jener Periode ſteht, wie denn überhaupt in den Zeiten politiſcher Mißſtimmung die Auswanderung weſentlich zunimmt und wir auch für die nächſte Zukunft einen Aufſchwung der Auswanderung vorherſagen möchten. Jetzt aber liegt die Auswanderung über Hamburg und Bremen ganz darnieder.

Bei uns giebt es auch tauſende von Leuten, und zwar höchſt befähigte, geſchickte und achtungswerthe Leute, welche in den engen von unſerer Geſittung geſteckten Schranken ſich nicht wohl fühlen, weil ſie nicht den richtigen Wirkungskreis, nicht Spielraum für ihre Kräfte finden, und die nun den Sozialiſten ſich in die Arme werfen, bei denen auch ſchon ein kleines Talent eine ſehr große Rolle ſpielen kann. Außerdem giebt es, um mit Friedel zu ſprechen, viele, welche durch eine unbedachte Handlung gezwungen werden, die Heimat zu verlaſſen und ſich jenſeits des Weltmeeres eine Heimat zu ſuchen, in welcher ſie von neuem beginnen und ſich im Schweiße ihres Angeſichts eine ehrenvolle Stellung erringen können. Alle dieſe gehen bei unſeren jetzigen Verhältniſſen mit wenigen Ausnahmen zu Grunde; entweder ſie verkümmern auf ungeeignetem Boden im Vaterlande, oder ſie werfen ſich verzweiflungsvoll dem Auslande in die Arme und finden dort ein Ende. Für ſolche Schiffbrüchige würde ſchon eine kleine deutſche Kolonie ein Rettungshafen ſein.

Vor allen Dingen aber würde uns ein Stück überſeeiſches Land von Nutzen ſein, um diejenigen unterzubringen, welche ſich außerhalb der heutigen geſellſchaftlichen Ordnung ſtellen und für die der Name „Vaterland" nur ein hohler Klang iſt. Wenn ſie blos nach „menſchenwürdigem" Daſein ringen, die Liebe zur Heimat nicht kennen, wenn ſie den Umſturz aller Sitte und Ordnung mehr oder minder offen predigen und in ihren ganzen Beſtrebungen Verbrecher gegen natürliche Geſetze ſind, dann haben wir auch keinerlei zarte Rückſichten mehr auf ſie zu nehmen und müſſen uns, wenn ein Heilungsprozeß

daheim nicht mehr möglich iſt, ihrer zu entledigen ſuchen. Wir ſind, ſo ſagen uns die Sozialdemokraten ja ſelbſt, erſt in den Anfängen der großen Bewegung, der Umſturz muß kommen, gleichviel ſo oder ſo, friedlich oder mit Gewalt. Uns zwingt man daher die Nothwehr auf und Staaten wie Gemeinden werden über kurz oder lang dazu greifen müſſen, ſich Leute vom Halſe zu ſchaffen, welche für ſie eine geradeſo drückende Laſt werden, wie unverbeſſerliche Landſtreicher, Diebe und andere Plagen der Geſellſchaft. Wie gern würde man oft das Doppelte des Ueberfahrtspreiſes bezahlen, um der beſtändig durch ſie verurſachten Sorge überhoben zu ſein! Der Staat, welcher Ruhe als die erſte Bürgerpflicht betrachtet, gewinnt entſchieden dadurch, daß die unruhigen Geiſter, welche zu Hauſe nicht gut thun, außer Landes gehen; denn erfahrungsgemäß erwachſen aus dieſen ſpäter nicht nur brauchbare Glieder für die menſchliche Geſellſchaft überhaupt, ſondern auch oft höchſt nützliche Staatsbürger für das Heimatland, welches ſie erſt in deſſen Kolonien ſchätzen und würdigen lernen.

Ein Syſtem, ähnlich wie es bei den Deportirten Auſtraliens in Anwendung kam und vortreffliche Frucht zeitigte, erſcheint uns als das geeignetſte, wenn einmal die Frage an das deutſche Reich herantritt ſich ſeiner mißrathenen Söhne zu entledigen. Freilich dürfen die Deportationsorte nicht wie jene Frankreichs, Portugals, Spaniens bloße Naturkerker ſein, welche nur aus Bequemlichkeitsgründen oder aus Sicherheitsrückſichten an die Stelle einheimiſcher Gefängniſſe treten, ſondern es müßte die landwirthſchaftliche und die induſtrielle Entfaltung der Kolonie mit der ſittlichen und geiſtigen Hebung Hand in Hand gehen und nach dem Grundſatze gewirkt werden: daß es keineswegs ein dem Menſchen innewohnender, natürlicher Hang zum Böſen, ſondern daß es zumeiſt die Macht der Verhältniſſe, Verführung, die Mangelhaftigkeit unſerer ſozialen Einrichtungen iſt, welche ihn zum Uebelthäter und Sozialiſten ſtempelt, und daß, ſobald er ſich in eine andere Lebensſphäre verſetzt ſieht, ſich ihm Gelegenheit bietet durch freie unbehinderte Bewegung aller phyſiſchen und geiſtigen Kräfte rechtſchaffen ſeinen Lebensunterhalt zu gewinnen.

Die heutigen Zuſtände der Kolonie von Neu-Südwales in Auſtralien, welche durch beinahe ein halbes Jahrhundert ihre Anſiedler aus Strafanſtalten rekrutirte, liefern das herrliche, weltgeſchichtliche Beiſpiel, was aus einer verderbten Menſchenmenge unter günſtigen Umſtänden durch eine verſtändige Leitung und Benutzung ihrer Kräfte werden kann.*) Zwiſchen Kerkermauern, in einſame Zellen geſperrt, würden die nach Botany-Bai transportirten Verbrecher dem Staate und der Geſellſchaft ohne irgend einen Erſatz ungeheure

*) Vergl. K. v. Scherzer, ſtatiſtiſch-kommerzielle Ergebniſſe einer Reiſe um die Erde. Leipzig, 1867.

Summen gekoſtet und ihre troſtloſe Exiſtenz wahrſcheinlich in einem dumpfen Dahinbrüten über ihr Schickſal und die Möglichkeit, ſich an ihren Mitmenſchen zu rächen, geendet haben. Nach einem fernen, geſunden, fruchtbaren Lande verſetzt, mit der erhebenden Ausſicht, durch Arbeit und Thätigkeit ſich wieder ein ehrliches Auskommen gründen und ſogar zur Wohlhabenheit und zum Reichthum gelangen zu können, erwieſen ſich die nämlichen Menſchen ohne erhebliche Koſten vom größten Nutzen für den Staat und die Geſellſchaft, indem ſie ein bisher ſo viel wie unbekanntes Land urbar machten und bebauten und dadurch die Gründer einer Gemeinde wurden, welche jetzt ſo viele Keime großartiger Entwickelungsfähigkeit zur Schau trägt.

Ein Syſtem, das trotz ſeiner höchſt fehlerhaften, häufig von gemeinen egoiſtiſchen Abſichten geleiteten Durchführung, ſolche Reſultate zu erzielen vermochte, kann von einem unbefangenen Beurtheiler unmöglich als völlig verwerflich und unzweckmäßig angeſehen werden, es ſcheint uns vielmehr bei der Gründung neuer überſeeiſcher Kolonien in Erdtheilen, deren erſte Beſiedelung mit gewiſſen lokalen Schwierigkeiten verbunden iſt, die höchſte Beachtung zu verdienen. Daß man dabei die in Auſtralien gemachten Erfahrungen benützen, die Krebsſchäden, unter welchen das Syſtem bisher in britiſchen Kolonien litt, beſeitigen müßte, verſteht ſich wohl von ſelbſt.

Wer ſich über das Syſtem der Deportation eingehend unterrichten will, dem iſt die Schrift von Franz von Holtzendorff*) zu empfehlen, der ſich entſchieden zu deſſen Gunſten ausſpricht. Man hat häufig und zuweilen mit einem Anflug von moraliſcher Entrüſtung gegen die Transportation von Sträflingen nach überſeeiſchen Ländern das Bedenken erhoben, ob es wohl recht, gewiſſenhaft und angemeſſen ſei, Verbrecher an einen, wenn auch noch ſo entfernten Punkt zu ſchaffen, um daſelbſt eine Art von Regenerationsprozeß auf ſie wirken zu laſſen; ob nicht das Verbrechen einen allmählichen Zerſetzungsprozeß der geſunden Elemente herbeiführen und eine allgemeine ſittliche Anarchie das Endreſultat deſſelben ſein würde.

Was nun vor allem den rechtlichen Standpunkt der Frage betrifft, ſo unterliegt es wohl nicht dem geringſten Zweifel, daß eine Regierung in allen jenen Theilen der Erde, wo ſie als Eigenthümerin des geſammten Landes angeſehen werden muß, auch das unbeſtreitbare Recht hat, darüber zu Gunſten der Verbannten zu disponiren und daß ihr Niemand die Befugniß ſtreitig machen kann, Deportirte unter allen ihr gut ſcheinenden Bedingungen auf ihren

*) Die Deportation als Strafmittel in alter und neuer Zeit und die Verbrecherkolonien der Engländer und Franzoſen in ihrer geſchichtlichen Entwicklung und kriminalgeſchichtlichen Bedeutung. Leipzig, 1859.

Digitized by Google

Ländereien anzuſiedeln, und ebenſo dieſe ohne irgend eine Beſchränkung zu verſchenken.

Den angeblich verderblichen, entſittlichenden Einfluß der Deportirten auf die nicht verbrecheriſchen Beſtandtheile einer kolonialen Bevölkernng angehend, ſo widerſprechen die Thatſachen am augenfälligſten einer ſolchen Annahme. Der gegenwärtige Zuſtand von Neu-Süd-Wales und Tasmanien iſt der ſchlagendſte Beweis für die Unrichtigkeit dieſer Behauptung. Und ebenſo können in gewiſſer Beziehung hier auch die nordamerikaniſchen Freiſtaaten als Beiſpiel angeführt werden, wohin ſich ſeit Jahrzehnten der Abſchaum der europäiſchen Geſellſchaft flüchtete, wo alle Elemente, welche die ſoziale Ordnung im monarchiſchen Europa zu ſtören drohten, ſich begegneten und wo ſich gleichwohl jetzt ein ſo ſtolzer Bau erhebt, der alle momentanen Stürme überdauert.

Das große Vorurtheil, welches in früherer Zeit gegen die Transportation als Strafmittel herrſchte und welches ſo weit ging, alles zu verleugnen, was namentlich in Auſtralien durch die Strafkoloniſation erzielt wurde, hat indeß in jüngſter Zeit einer beſonneneren, gerechteren Anſchauung Platz gemacht. Dr. Long, der Führer der auſtraliſchen Unabhängigkeitspartei und als ſolcher ein Feind der Deportation, hat ſich zu dem Bekenntniſſe veranlaßt geſehen, „daß die Transportationsſtrafe im allgemeinen bei zweckmäßiger Handhabung alle gerechten Anſprüche, die man vernünftigerweiſe an irgend ein Strafmittel ſtellen kann, vollkommen erfülle; daß ſie den Zwecken der Beſſerung des Sträflings mehr wie irgend eine andere entgegen komme und für Großbritannien zum Theil eine politiſche Nothwendigkeit iſt.“

Aehnlich Franz von Holtzendorff: „die Transportationen, ſagt er, zeigen, wie die für unbrauchbar gehaltenen Granitmaſſen verbrecheriſcher Bevölkerungsbeſtandtheile ſo weit verwittern können, daß eine reiſe Kultur auf ihnen Wurzel ſchlägt; ſie beweiſen den unberechenbaren Einfluß, welchen die ſtaatswirthſchaftlichen Verhältniſſe auf den Zuſtand öffentlicher Geſittung ausüben; ſie deuten an, wie wenig der unmittelbare Strafzwang als Forderung der Gerechtigkeit für die Verwirklichung der relativen Strafzwecke zu leiſten vermag; ſie lehren uns eine Beugung des Rechtsgedankens unter die Herrſchaft von Zufälligkeiten und Thatſachen kennen, für welche man in der Geſchichte des deutſchen Strafrechts vergeblich nach einer Parallele ſucht.“

Was die Koſten der Deportation betrifft, ſo ſind dieſelben begreiflicherweiſe größer oder geringer, je nach dem Stande der Koloniſation, welcher der Verbrecher zu dienen hat, je nach der Entfernung der Kolonie und nach dem Syſtem, vermittelſt deſſen man die Deportation zur Ausführung bringt. Sie zerfallen in die Anlagekoſten der Kolonie, in die Transportkoſten der Sträflinge und in die Unterhaltungskoſten derſelben nach ihrer Entfernung vom

Mutterlande. Als Anlagekoſten bei der Gründung einer neuen Kolonie ſind diejenigen anzuſehen, welche aus der Einrichtung von Baulichkeiten zur Aufnahme der Deportirten und aus der Differenz erwachſen, welche der Unterhalt der Sträflinge in den Kolonien im Vergleich zu ihrem Aufenthalte in der Heimath erfordert, weſentlich alſo die Fracht für die nach den neugegründeten Kolonien zu ſchaffenden Lebensbedürfniſſe; endlich auch jene Koſten, welche etwa zu beſondern militäriſchen Sicherheitszwecken gegenüber einer eingeborenen Bevölkerung, nicht aber zur Behauptung einer politiſchen Machtſtellung verwendet werden müſſen. Dieſe Anlagekoſten erreichen ihr Ende in dem Augenblicke, wo die äußere Selbſtändigkeit der Kolonie in ihren nothwendigen Exiſtenzbedingungen erzielt, wo ſie ökonomiſch vom Mutterlande unabhängig geworden iſt und der Werth ihrer eigenen Produkte genügt, um die Mehrkoſten für den Unterhalt der Sträflinge im allgemeinen zu decken. Je günſtiger die geographiſchen Bedingungen der Koloniſation ſind, je vortheilhafter die handelspolitiſche Stellung und die produktiven Kräfte erſcheinen, deſto ſchneller werden die Anlagekoſten ihr Ende nehmen und ſich im Verhältniß, als der Geldwerth des kultivirten Bodens ſteigt und die Möglichkeit, deſſen Produkte durch den Handel zu verwerthen, wächſt, durch ihre Reſultate kompenſiren.

Wir wollen hier nicht weiter auf die Einzelnheiten des Deportationsſyſtems und ſeine Koſten eingehen; mehr mag bei Holtzendorff nachgeleſen werden; aber uns erſcheint daſſelbe das ſchicklichſte Mittel, um uns jener Sozialiſten zu entledigen, die mit dem Strafgeſetzbuche in Kolliſion gerathen. Täuſchen wir uns doch nicht! Wir ſtehen erſt in den Anfängen dieſer Bewegung und ſie wird ſicher noch höhere Wellen ſchlagen, auch wenn jetzt Staat und Geſellſchaft noch ſo kräftig gegen dieſe Peſt vorgehen. Damit aber bei Zeiten der nöthige Abzugskanal vorhanden iſt, und nicht erſt eine Ueberfüllung der Gefängniſſe uns auf die richtigen Wege führt, muß das Reich ſchon jetzt zugreifen und ſich einen überſeeiſchen Beſitz ſichern, auf dem es ſeine mißrathenen Söhne unterbringen kann. Dort mögen auch alle die übrigen ſozialdemokratiſchen Elemente eine Unterkunft finden, die mit dem alten Staate und der alten Ordnung unzufrieden ſind.

So viel auch ſchon von der Welt vergeben iſt, ſo groß der britiſche, franzöſiſche, ſpaniſche, portugieſiſche Kolonialbeſitz auch iſt, ſo ſind doch immer noch ungeheure Strecken vorhanden, die, ohne europäiſche Beſitzer, produktenreich, geſund und in herrlicher Lage, ſich zu einer deutſchen Koloniſation und Beſitzergreifung eignen. Dahin gehört ein Theil der oſtaſiatiſchen Inſeln, dahin gehören die Neu-Hebriden, Salamonen und Santa Cruz-Inſeln im Stillen Ocean, dahin gehören aber auch vorzüglich manche afrikaniſche Gebiete.

Die neuen Entdeckungen eines Stanley, Cameron u. ſ. w. haben der

Afrikaforſchung und Afrikaausnutzung einen mächtigen Impuls gegeben. Das unter dem Vorſitze des Königs der Belgier in Brüſſel begründete internationale Comité zur Erforſchung und Kultivirung Afrikas beſchäftigt ſich auch mit Koloniſationsfragen. Südafrika bis zum Wendekreis iſt ſo gut wie unter britiſchem Einfluß und von hier — vom Kaplande und Transvaal — aus dringt europäiſche Kultur mehr und mehr in den ſchwarzen Erdtheil vor. Unermeßlich ſind die Natur- und Bodenſchätze, die hier noch gehoben werden können, jungfräulich der Boden, der der Beſtellung wartet, reich an edlen Metallen die Tiefe, für Millionen Rinder und Schafe das Weideland geeignet. Oſtafrika, das Gebiet, welches durch den deutſchen Baron von der Decken erforſcht wurde, der dort mit zahlreichen Gefährten ſein Leben ließ, iſt nach dem Ausſpruch ſeines Gefährten Dr. Kerſten*) eine ſolche Region, die beſonders für deutſche Koloniſation geeignet erſcheint. Namentlich ſind es die ſchönen, fruchtbaren und geſunden Gebiete am Schneeberge Lilimandſcharo und das Bergland Uſambara, auf die Kerſten hinweiſt, das Somal und Gallaland. „Es iſt unſre feſte Ueberzeugung, ſchreibt der genannte Reiſende, daß Oſtafrika ſich für Anſiedlungen aller Art eignet. Nirgends in Afrika, oder wenigſtens nicht in dem unbeſetzten Theile dieſer Ländermaſſe, finden wir ſo viele Vortheile vereinigt wie hier: die Wärme iſt gleichmäßig, das Klima trotz aller Verleumdungen ſo geſund wie irgendwo zwiſchen den Wendekreiſen, werthvolle Bodenerzeugniſſe ſind im Ueberfluſſe vorhanden ꝛc."

Hier alſo liegt ein Gebiet, wo man ohne mit fremden Mächten in Kolliſion zu gerathen, nur zuzugreifen braucht. Unſer unheimlich anwachſender Menſchenüberfluß, die Rohheit und Entſittlichung der ſozialiſtiſch durchſeuchten niederen Maſſen, ſie werden bald genug uns zwingen, dieſe Elemente nach außen hin abzuſtoßen. Möge bei Zeiten die Reichsregierung die Abſtoßung in die Hand nehmen und uns ein ſolches überſeeiſches Geneſungshaus ſichern, ſo lange es noch möglich iſt, ein ſolches zu erlangen!**)

*) Baron Carl Claus v. d. Decken Reiſen in Oſtafrika. Von Dr. O. Kerſten. Leipzig und Heidelberg, 1871. II. 193.

**) Die Redaktion bezeichnet den vorſtehenden Artikel nur als die eingehend begründete Meinung eines geſchätzten Mitarbeiters, nicht als ihre eigene Anſicht. D. Red.

Aus dem Leben des Europäers im tropiſchen Weſtafrika.

Von Herman Soyaux.

2. Am Strande.

Der Meeresſtrand! In gewaltigem Donnerwurf ſchnellt die atlantiſche See ihre Wogenausläufer an das Geſtade; unendlich dehnt die fluthende Fläche ſich hin, ein Bindeglied zwiſchen Europas kulturblühenden Ufern und dem wilden Lande, ein Träger, Beförderer und Verbreiter indogermaniſcher Civiliſation! Neckiſch ſchleudert der friſche Windhauch die Schaumflocken der brauſenden Brandung, wie einen Gruß aus arbeitsreichen Zonen bis hinauf in das dichte Grün von Eiskräutern, Bohnen und Trichterwinden am Strande. Nicht weit vom Ufer, durch einen ſchmalen Pfad, der durch das teppichartig niedrige und dichte Ufergrün ſich hinſchlängelt, mit dem Geſtade verbunden, ſteht auf einer Anhöhe eine Faktorei, eine ſtattliche Niederlaſſung, deren Aeußeres ſchon von Geſittung ſpricht und verräth, daß lebensfrohe, arbeitſame Männer ſie bewohnen. Ein ſchöner Bau mit oberem Gelaß ſchaut weit hinaus über den Ozean, rechts und links von Fächerpalmen umrahmt, die unabſehbar den Strand nach Norden und Süden umſäumen.

Wie freundlich einladend und anheimelnd ſieht das Haus drein! Hier nichts von den zerzauſten, unbeſtimmten Kontouren eines Blätterdaches und von Graswänden, nichts von dem Grau und Braun, wie an jenem Haus im Walde, ſondern alles ſchön ſcharf abgegrenzt auf dem lichtreichen Hintergrund einer mit Gebüſchen und einzelnen Bäumen überſtreuten Savane, Formen, welche die Arbeit geſchickter Menſchen plaſtiſcher zum Ausdruck bringen, Farben, licht und hell, wie ſie in ein heiteres Naturbild paſſen; — mit Luſt und Wohlgefallen ruht unſer Auge auf dem hübſchen Gebäude, vor dem an hohem Maſtbaum die Farben Alt-Englands im Hauch der Seebriſe luſtig flatternd hin und her wallen. —

Das Haus iſt ganz aus Holz gebaut, aus Brettern und Balken, eines jener Blockhäuſer, wie ſie auseinander genommen von Amerika herüberkommen und hier von Negern unter Aufſicht eines Schiffszimmermanns zuſammengeſetzt oder auch genau ebenſo ſchön und ſtattlich aus einheimiſchem Material und von ſchwarzen Arbeitern errichtet werden. Die Bretter der Wände ſind ſorgfältig aneinandergefügt und ſchön glatt gehobelt, die Thüren und Fenſter, die letzteren haben ſogar Glasſcheiben, ſchließen gut und ſind zierlich umrahmt,

das flachpyramidale Dach aus ſchindelartig übereinander gelegten, mit Asphalt-pappe überkleideten Brettern ragt weit über die Wände hinaus und ſtützt ſich auf Balken, welche gleichzeitig auch die um die ganze obere Etage führende Veranda tragen. Zu dieſer gehen zwei bequeme Treppen, die eine von der Seefront, die andere von der entgegengeſetzten Seite aus dem Hofe hinauf. Das ganze Haus iſt ſchneeweiß getüncht, nur die Stützbalken der Veranda und die Thüren und Fenſter ſind mit freundlich blauer Oelfarbe geſtrichen.

Das Innere iſt oben und unten gleichmäßig eingetheilt; in der Mitte zieht ſich durch die Breite des Hauſes ein großes Zimmer, gewöhnlich ohne Fenſter, da es im Oberſtock durch die beiden Flügelthüren, an welchen die Treppen münden, genügend Luft und Licht erhält; weht der Wind nicht gar zu ſtark, ſo ſtehen ſie faſt immer offen, denn gegen Zug iſt der Europäer in jenen Breiten, wenn er nicht gerade fieberkrank iſt, nicht ſo empfindlich, wie in ſeiner kühlen Heimath. Von dieſem Mittelzimmer führen vier Thüren, zwei an jeder Längenſeite nach vier verſchiedenen Stuben, welche die Ecken des Hauſes einnehmen und im obern Geſchoß je zwei Fenſter haben. Im unteren Geſchoß ſind weniger Fenſter angebracht, denn es dient nur zur Aufbewahrung von Vorräthen und als Zahlungsfetiſch, während oben alle Stuben bewohnt ſind; der große Raum bildet daß Eß- und Geſellſchaftszimmer, die übrigen die Wohnungen des Faktoriſten und ſeiner Genoſſen.

Wie das Aeußere dieſes Hauſes uns ſchon menſchenwürdiger erſcheint, ja, nach dem triſten Bilde im Buſch uns ein Palaſt dünkt, ſo erinnert auch die Einrichtung der Zimmer mehr an europäiſches Leben. Die Möbel ſind zum größten Theil europäiſchen Urſprungs, oder wenn von Eingeborenen her-geſtellt, fein und ſauber gearbeitet; es iſt nicht nur auf den Zweck der Stühle, Tiſche, Schränke, des Büffets u. ſ. w. geſehen, ſondern auch auf hübſche elegante Formen. Polſter dürfen wir in jenen inſekten- und feuchtigkeitsreichen Zonen nicht erwarten; wo wir ſie vermiſſen, finden wir bequeme Korbmöbel, wie z. B. die einladenden Korblehnſtühle und -Sophas, welche als Madeirachairs, faſt von jedem Schiffe billig gekauft, aus Funchal mitgebracht werden, und wenn wir hier und dort eine zerbrochene Fenſterſcheibe bemerken, ſo drücken wir in Hinblick auf die Zwecklofigkeit von Glasſenſtern in dieſen Ländern gern ein Auge zu und wir wundern uns ebenſowenig, daß die an den Wänden hängenden, ſchön geſchnitzten Uhren durch Roſt verdorben, nicht mehr die Zeit anzeigen; iſt doch die Sonne der beſte Stundenweiſer, um 6 Uhr früh erſcheint ſie über dem Lande, um 12 Uhr ſteht ſie ziemlich ſenkrecht über ihm und um 6 Uhr Abends taucht ſie hinter dem Meereshorizont unter.

Doch wie geſagt, es iſt eine Freude, in dieſem Hauſe ſich umzuſehen, denn überall ſpricht uns Sauberkeit und Ordnung an; auch auf dem großen

Digitized by Google

Hofe machen wir dieſelbe Beobachtung. Die Anlage desſelben iſt hier eine gleiche, wie die in den weiter im Inland ſtehenden kleineren Faktoreien, nur ſind die einzelnen Magazine, Arbeitshallen und übrigen Gebäude nicht alle aus Loangogras, ſondern theilweiſe aus weiß getünchten Brettern oder Lattenwänden gebaut und in größerem Maßſtabe angelegt, weil dieſe Faktorei ein Stapelplatz für die Filialen des benachbarten Bezirks iſt, wie auch ihr Chef eine gewiſſe Oberaufſicht über die Agenten der anderen ausübt. — Fröhlich flattert's auf dem Hof um einen großen Taubenſchlag, zahlreiche Hühner ſcharren im Sande, Schafe blöken, Ziegen meckern, Papageien ſtolziren mit komiſcher Gravität ſpreizbeinig umher, ein Aeffchen klettert am Hauſe hinauf und dort drüben, wo die Savane mit ihren mächtigen Graswogen, graziöſen Oelpalmen, barocken Affenbrodbäumen und buchenähnlichen Wollbäumen beginnt, dehnt ſich ein wohlgepflegter Garten hin, in welchem wir Gewächſe aus allen Zonen, zum Theil Geſchenke einer benachbarten Jeſuitenmiſſion, finden, Gemüſe des Nordens neben denen der Tropen, zarte Bananen neben der Marakuja (Passiflora edulis) mit den wunderbaren Paſſionsblumen und koſtbaren Früchten, und vieles andere mehr zum Genuß und zur Augenweide des Pflegers. — In der einen Ecke des Gehöftes ſteht auch eine Anzahl kleiner Hütten, aber wir ſind in einer engliſchen Faktorei und hier giebt es keine Krumanos, keine Sklaven, in dieſen Tſchimbeks wohnen Krooboys, freie Arbeiter vom Cap Palmas an der Oberguinea Küſte, die ſich für einen beſtimmten Monatsſold vermiethen; — deshalb freuen wir uns, wenn wir Englands Banner über dem weißen Dach des Hauſes flattern ſehen, denn dieſe Farben wehen nur über freien Menſchen, und unter freien Menſchen, Herren und Dienern, geſtaltet ſich das Leben anders, harmloſer, freudiger, achtungswerther und ſympatiſcher als in jenem einſamen portugieſiſchen Hauſe im düſteren, ſchweigenden Walde! — —

In herrlicher Strahlengluth taucht das belebende Tagesgeſtirn im Oſten über die Hügelzüge und jagt die Schatten der Nacht über die Ferne des Ozeans neckiſch in die Flucht. Ein freundliches Bild beleuchtet die Sonne; unten am Ufer der See tummeln ſich die Krooboys, der Dolmetſch, der Wäſcher und andere Bedienſtete der Niederlaſſung im Bade; da tritt auf die Veranda des Hauſes ein junger Europäer, läutet die dort hängende große Glocke und flugs horchen die Badenden auf, ſie verlaſſen die See, die in ihrer Brandung donnernd die ſchwarzen Leiber umfluthete, umhüllen ſich mit ihren Tüchern und ſpringen hinauf in das Gehöft, wo der Weiße ihrer bereits wartet und nun die Arbeit vertheilt. — Oben im Hauſe decken Moleques, oder wie ſie im engliſchen Hauſe heißen, die Boys, bereits geſchäftig den Frühſtückstiſch, und wenn der junge Mann — er iſt einer der Clerks —

Digitized by Google

wieder erſcheint, trifft er dort ſeinen ſchwarzen Kollegen, der ſich nur durch ſeine Hautfarbe von ihm unterſcheidet, und ſeinen Chef. Der Thee iſt aufgetragen, auch würzig duftender Kaffee wird ſervirt, ſchönes Brod aus amerikaniſchem Waizenmehl, welches in großen Mengen eingeführt und mit Hefe aus Palmwein verarbeitet wird, Butter in Blechbüchſen, Käſe, Fleiſch, Eier, auch einige Radieschen aus dem Garten prangen einladend auf dem weißen Tiſchtuch. Aufmerkſam auf die Wünſche ſeines Herrn achtend, ſteht hinter jedem der Tafelenden ein in ſaubere weiße, rothumgürtete Gewänder gehüllter Boy mit ſtolz unterſchlagenen Armen; ſchnell füllt er die eben geleerte Taſſe und präſentirt die befohlenen Speiſen. Das Geſpräch dreht ſich um die Arbeit des Tages, das Geſchäft und einzelne Vorkommniſſe; heiter und freundlich würzt die Unterhaltung das Frühmahl und mitleidig gedenken wir jenes Verlaſſenen, deſſen einſeitiges Geſpräch nur von Schelten, Schimpfen und Befehlen weiß. Erfriſcht erheben ſich die Herren, ein Pfeifchen wird geſtopft, eine Cigarette angeraucht, und fort eilt ein Jeder an ſeinen Poſten.

Die Hauptarbeit iſt heute das Laden eines kleinen Kutters, der nicht weit vom Seeſtrand verankert ſchaukelt. Er ſammelt die aufgeſtapelten Waaren der verſchiedenen Faktoreien ſeiner Firma, um ſie zu der Generalagentur zu befördern; von dort werden ſie mit Dampfern nach Europa verſchifft. — Das Meer iſt das Lebenselement des Kroobohs, und ſo ſehen wir denn am Ufer die Schwarzen vergnügt ſingend ſchaffen und arbeiten. Einzelne ziehen im Gänſemarſch, beladen mit Säcken von Palmenkernen oder Kopalharz, nach dem Strande wo ſie ihre Laſten abwerfen; andere ſtauen dieſelben in das auf den Ausläufern der Brandungswogen tanzende Boot, während ein ſchon beladenes Fahrzeug von den letzten Kroomen nach dem Kutter hinüber gerudert wird. Im Magazin beaufſichtigt der weiße Clerk die Arbeit und zählt die abgehenden Stücke, am Strand überwacht der ſchwarze Beamte das Verladen und empfängt von den zurückkehrenden Booten die Quittung über die am Bord des Kutters empfangenen Waaren. Der Chef der Faktorei iſt indeß in einem Magazin unter Beiſtand des Dragoman mit dem Einkauf von Lebensmitteln beſchäftigt. Eine Anzahl Frauen iſt verſammelt, um Feldfrüchte und ſonſtige Waaren gegen die üblichen Preiſe zu verwerthen. Durch Vermittelung des Dolmetſch wickelt ſich das Geſchäft ſchnell ab, befriedigt kehren die Eingeborenen heim, während der Lingſter gleich die Rationen für das Mittagsmahl der Leute in Empfang nimmt. Nicht immer, nur an beſtimmten Tagen iſt der Markt ſo groß wie er heute war, denn mehrere Male in der Woche erhalten die Kroomen Reis oder Bohnen und Fleiſch oder getrocknete Fiſche und nur an den andern Tagen jene Knollengewächſe und übrigen

Feldfrüchte, welche die Eingeborenen in allen Häuſern Weſtafrikas zum Verkauf bringen.

Die Arbeit am Strande eilt rüſtig vorwärts, ein Boot zieht ſchwer beladen auf das Meer hinaus, um einem anderen, leeren Platz zu machen; im Hauſe ſind die Boys dabei, die Zimmer zu ſäubern, Betten zu machen, aufzuräumen, den Filter für das Trinkwaſſer und die ſchöngeformten thönernen Kühler aus Madeira zu füllen, Zahnſtocher aus dem weißen, feſten Holz der Mangrove zu ſchnitzen, Tiſchgeſchirr zu waſchen und ſpäter in der vom Hauſe etwas entfernten Küche dem Cook bei ſeinen Verrichtungen behilflich zu ſein.

Die Fenſter des mit geſchmackvoll gemuſterten, feinen Matten der Eingeborenen ausgelegten Zimmers des Hausherrn ſind offen, und leiſe weht die zarte Muſſelinmoskitäre des ſauberen Bettes hin und her; an ſeinem Arbeitstiſch ſitzt der Faktoriſt über ſeinen Büchern, rechnend und zählend, Einnahmen und Ausgaben ſorgfältig eintragend. Nur von Zeit zu Zeit wirft er links durch das Fenſter einen Blick auf die Krooboys, um ſich vom Fortgang der Arbeit zu überzeugen. Er iſt ein Sohn Albions, eine lange, hagere Geſtalt mit freundlichem, bartloſen Geſicht, deſſen verhältnißmäßig friſche Farbe wenig Spuren eines Aufenthalts in geſundheitsſchädlichem Klima aufweiſt, und mit ſchlichtem, rothblondem Haar. Seine Kleidung iſt der Anzug, wie ihn die meiſten Europäer in den Tropen, und beſonders ſeine Landsleute tragen, leinene Schuhe, weiße Beinkleider, in der Hüfte von einer ſeidenen Schärpe umſchlungen, ein Faltenhemd und eine weiße Joppe mit metallglänzenden Ankerknöpfen; den Kopf bedeckt, auch meiſt im Zimmer, eine weiße Mütze. Die Stube macht einen ebenſo wohlthuenden Eindruck, wie ihr Bewohner, denn nicht allein, was zum Leben abſolut nothwendig, ſondern auch manches, was es verſchönt, fällt uns hier auf. Allerdings wenn wir aus Europa kommen, werden unſere Vergleiche nicht zu Gunſten Afrika's ausfallen und wir werden über Mangel an Comfort klagen, kommen wir aber aus dem „Buſch", ſo ſtaunen wir und fühlen den Athem der Civiliſation uns umhauchen. Erfreut bemerken wir ein gut ausgeſtattetes Bücherbrett, deſſen Schätze — wir finden namentlich naturwiſſenſchaftliche Werke, z. B. Bentley's Manual of Botany, Oliver's Flora of tropical Afrika u. a. m. — uns von den wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen unſeres Engländers Kunde geben, Papierballen mit getrockneten Pflanzen, Gläſer und Flaſchen mit mancherlei Gethier in Rum, dann Holz- und Rindeproben, Bilder an den Wänden, eine wohlaſſortirte Hausapotheke, eine kleine Elektriſirmaſchine, zahlreiche Zeitungen und Journale, darunter Blätter, die für Niederguinea ein überraſchend neues Datum zeigen, und ſogar ein Harmonium mit den Spuren häufigen Gebrauchs; alles das erzählt von der

Heimath und ſpricht von dem Intereſſe für Dinge auch außerhalb der Sphäre eines Kaufmanns, der nur mit Negern in Handelsverkehr ſteht.

Blicken wir durch die offenſtehende Thür ins Nebenzimmer, ſo ſehen wir dort am Fenſter eine ziemlich helle Mulattin bei einer Näharbeit ſitzen und ihr zu Füßen eine junge Schwarze, ihre Dienerin, bei ähnlicher Arbeit hocken; um die Gruppe herum ſpielt ein Knabe von etwa 3 Jahren. Die Mulattin iſt ein anſtändiges Weib, in einer Miſſion gut erzogen und mit den Lebensbedürfniſſen ihres Mannes vertraut. Das Verhältniß zwiſchen ihr und dem Engländer würde einer der gewöhnlichen Romanſchilderungen wohl nicht entſprechen, allein es iſt ein achtungswerthes und in der gegenſeitigen Werthſchätzung beider Theile begründet; hier iſt der Frau eine Stellung angewieſen, die ihrer würdiger, denn ſie ſorgt für ihre Hausgenoſſen, ſie hat manche Theile des Hausweſens, beſonders die Diener und die Küche, unter ſich und macht ſich ihrem Mann ſchwer entbehrlich. Das Kind — es hat die graublauen Augen des Vaters und das dunkle, ſtarklockige Haar der Mutter — iſt das Glück ſeiner Mutter, der ſorgfältig behütete Schatz des Engländers und könnte nicht mehr Liebe genießen, wenn er von einer in der Farbe Ebenbürtigen geboren wäre.

Stören wir nicht die leiſe geführte Unterhaltung der beiden Frauen und treten wir lieber in das Zimmer des Hausherrn zurück; der Thür deſſelben nähert ſich eben der Dragoman, ſein zierlich geflochtenes Käppchen ehrerbietig in der Hand. Es ſind Leute gekommen, die Elfenbein zum Verkauf anbieten. Der Faktoriſt verſchließt ſeine Bücher und eilt hinab in das Palmenkernmagazin, um zu erfahren, wie weit die Vorräthe verladen ſeien und von dem dort angeſtellten Clerk den großen Schlüſſelbund zu holen. Dann öffnet er die feſt verwahrten Gewölbe im unteren Gelaß ſeines Wohnhauſes, um die mächtigen Elephantenzähne zu wiegen und zu ſortiren — denn je ſchwerer der Zahn, deſto theurer das Gewicht deſſelben — und dann mit den Karawanenmännern über die Bezahlung der Waaren zu verhandeln. Daſſelbe Schauſpiel, wie im Buſch, wiederholt ſich hier, nur iſt es ruhiger und entſpricht mehr unſeren civiliſirten Anſchauungen vom Handel. Schimpfen und Schelten hören wir hier nicht, höchſtens ein höhnendes Witzwort des Weißen, welches die Lachmuskeln der Neger in langanhaltende Arbeit ſetzt, ein Ruf des höchſten Erſtaunens aus dem Mund des Schwarzen über die erſtaunliche Hartnäckigkeit des „Engliſhman". Die ganze Sache geht verhältnißmäßig ziemlich ſchnell von Statten, mäkeln auch die Eingeborenen noch lange genug — denn ſie können ohne zu feilſchen nicht handeln — ſo wiſſen ſie doch genau genug, wie weit ſie gehen dürfen, und daß der Engländer ſelten nachgiebt. Immerhin kommt es vor, daß beide Parteien ſich nicht einigen können, aber ohne Zetern,

Schimpfen und Lärmen wird den Schwarzen ihre Waare wieder ausgeliefert, und auch ohne mit Kraftworten oder noch Schlimmerem entlaſſen worden zu ſein, kehren ſie wieder, um den Handel endgültig abzuſchließen.

Wieder ſitzt der Hausherr oben über ſeinen Büchern, endlich ſind die Rechnungen zu ſeiner Zufriedenheit abgeſchloſſen, und er ſpaziert, ſeine Cigarette rauchend, auf der Veranda um ſein Haus herum, ſie bietet ihm den Vortheil, das ganze Gehöft überſehen und auch die Arbeit am Strande kontroliren zu können. Da ſtört ihn ſchon wieder ein die Treppe hinaufkommender Schwarzer, der einen Brief — Mokanda nennt der Eingeborene alles Geſchriebene und Gedruckte — in ein geſpaltenes Stäbchen geklemmt, vor ſich herträgt; er iſt ein Bote für eine andere Faktorei, aber es iſt Sitte, daß er in denjenigen Häuſern, die er während ſeines ſehr ſchnellen Dauerlaufs berührt, einen Stärkungstrunk Rum erhält. Auch das iſt beſorgt, und als drüben auf dem Kutter die Flagge emporgehißt wird, zum Zeichen, daß er keine Ladung mehr bergen könne, iſt es gerade Mittagszeit und der Kaufmann läutet ſeine Leute zu Mahl und Raſt zuſammen.

Auch am hieſigen Tiſch bilden Reis und Huhn eine der Hauptſchüſſeln, aber es ſind noch mancherlei Speiſen vorhanden, welche vergeſſen laſſen, daß wir in Afrika ſind; allerdings iſt für den Gourmand der Geſchmack vieler afrikaniſcher Gerichte, oder der Gemüſe, Fleiſcharten oder Früchte in Conſerven immer noch nicht derjenige friſcher Lebensmittel, allein Feinſchmeckerei hat in dieſen Verhältniſſen keine Berechtigung und verbietet ſich von ſelbſt. Doch braucht ſich auch eine europäiſche Tafel einer gebratenen afrikaniſchen Ente nicht zu ſchämen und das dortige Waldhuhn (Francolinus ashantensis Temm) iſt ſogar eine hochfeine Delikateſſe. Die verſchiedenen Speiſen kommen nicht gleichzeitig auf den Tiſch, ſondern werden eine nach der anderen von einigen Boys aus der Küche geholt; andere Burſchen bedienen am Tiſch, noch andere haben auf der Veranda einen Kübel aufgeſtellt, in welchem die Teller gewaſchen werden. In jenen Küſtenhäuſern hält man nämlich ſtreng auf das Wechſeln der Teller bei jeder Speiſe, ja, wenn wir uns von einem ſchmackhaften Gericht eine zweite Portion auflegen wollen, können wir ziemlich ſicher ſein, plötzlich einen friſchen Teller vor uns zu haben. Das Getränk bildet auch hier portugieſiſcher Rothwein, deſſen Schwere ihn eben für tropiſche Klimate paſſend macht. — Hier am Strande gehen europäiſche Lebensmittel allerdings auch hin und wieder aus, wenn einmal die Poſt- und Privatſchiffe ungewöhnlich lange fortbleiben, aber doch nur in ärmeren Faktoreien und nicht in dem Maße, wie in den Filialhäuſern des Inneren. Vor Allem aber giebt das Meer köſtliche Fiſche, wenn nicht zu ſtürmiſche Witterung herrſcht, täglich im Ueberfluß und auch Vieh, Schafe, Schweine, Hammel, Ziegen, Hühner,

Enten, auch wohl einmal eine Antilope werden oft zum Verkauf gebracht, ſo daß die Conſerven nur nebenher, bei Feſttagseſſen oder im Nothfalle angegriffen werden. Wein, Cognac, Genevre, Mehl, Schinken, Käſe, Butter, die auch durch ſehr gutes Olivenöl erſetzt wird u. ſ. w. bilden Handelsartikel, und meiſtens haben die Hauptfaktoreien für ſich und die Filialen davon auf Lager und wenn wirklich einmal nur Huhn und Reis auf den Tiſch kommen oder gar nur der letztere allein als Hauptſpeiſe figurirt, ſo erſetzt der kräftige Wein, der am ſeltenſten ausgeht, doch Vieles.

Mit gutem Grund verweilen wir länger, als der Gegenſtand werth ſcheint, beim Eſſen, denn es bildet mit Recht eine Hauptſorge des europäiſchen Anſiedlers. Kein krafſerer Gegenſatz, als der viel Mehl mit Knoblauch und mehr Vegetabilien eſſende Portugieſe und der von ſeinem Beaf — in welcher Form es auch ſei — nur ungern laſſende Engländer; dort ein menſchenähnliches Gebilde, gedunſen vom Trunk oder unnatürlich mager, kraft- und ſaftlos, hier ein ſtattlicher Mann von geſunder Farbe, kräftig, geſund und thätig. Bei dem in jenen Breiten ſtattfindenden, ſehr ſtarken Stoffwechſel iſt die Nahrungsfrage eine Hauptfrage, und wohl denen, die die Quantität durch die Qualität des Eſſens erſetzen können. —

Die Unterhaltung iſt eine ungezwungene und heitere, der Unterſchied etwa zwiſchen Chef und Clerks verſchwindet hier, wo die Europäer und ihnen gleichſtehende Schwarze auf einander angewieſen ſind; die Erkenntniß dieſer Thatſache läßt auch Männer im beſten Einvernehmen leben, deren verſchiedengeartetes Weſen ſich ſonſt vielleicht in Streit und Hader äußern würde. Nach Tiſch feſſelt der Thee, die Cigarrette oder eine Partie Schach die Herren noch eine Weile, bis es Zeit zum Läuten, zum Beginn der Arbeit iſt. — Das Hauptwerk des Nachmittags iſt das Sieden und Reinigen der angeſammelten Palmölvorräthe, doch nicht in der primitiven Weiſe, wie im Inlande in dreibeinigen Eiſenkeſſeln, ſondern in ſolchen, die faſt eine Tonne faſſen und über Feuerſtellen eingemauert ſind; kurz über dem Boden ſind ſie mit einem Hahn verſehen, aus welchem nach dem Setzen und Abſchöpſen der Unreinigkeiten das flüſſige Oel in die Verſandfäſſer abgelaſſen wird. Einige Leute räumen in den Fetiſchen im Parterre des Wohnhauſes auf; bei der Unſchlüſſigkeit der Schwarzen im Handel, die bald dieſe, bald jene Waare zur Beſichtigung verlangen, faſt alle Gewehre genau unterſuchen, jedes einzelne Stück Zeug im Gewölbe prüfen, iſt ein derartiges Räumen faſt allwöchentlich nöthig, um Ordnung in das Chaos zu bringen und eine Ueberſicht der vorhandenen Vorräthe oder eine Inventur zu ermöglichen.

Im Laufe des Nachmittags erſchallt gellendes Pfeifen am Strande, laute Rufe ertönen, näher und näher dringt der Lärm, endlich biegt es ums Haus,

es ſind zwei Hängematten, aus denen zwei Weiße ſpringen. Die ſchwarzen Träger der Hängematten werden zuerſt abgefertigt, einer der Clerks eilt herzu, öffnet den Fetiſch und theilt an jeden der Männer ein kleines Glas Rum aus; das iſt ſo Brauch wie bei den Briefboten. — Der Meeresſtrand iſt die Hauptſtraße der Weſtküſte Afrika's, an ihm entlang wird gereiſt und faſt in jedem Hauſe ſpricht der Reiſende ein, wenn er nicht gerade Eile hat. Ob fremd oder bekannt oder befreundet — er darf freilich keine notoriſch zu dunkle Exiſtenz ſein — überall wird er zuvorkommend und freundlich aufgenommen. Die Gaſtfreundſchaft iſt eine im ausgiebigſten Maße geübte Tugend in jenen Gegenden; thut es doch jedem Weißen wohl, einmal ein anderes Geſicht zu ſehen und einmal Neuigkeiten aus anderen Faktoreien zu hören. Beſonders der Portugieſe öffnet jedem ſein Haus mit einer Liebenswürdigkeit, die zu ausgezeichnet iſt, als daß ſie nicht mit manchen Schattenſeiten ſeines Charakters verſöhnen ſollte. Kommen wir in die Faktorei eines Portugieſen, ſo ſtellt uns der Wirth, vielleicht ohne unſeren Namen zu kennen, ſich und ſein ganzes Hausweſen zur Verfügung: „Senhor ésta na sua casa — Sie ſind in Ihrem Hauſe!“ —

Der Beſuch währt nicht lange; eine Einladung zum Abendbrod wird nicht angenommen, da die Herren (ſie ſind aus jener Faktorei, die wir etwa zwei Stunden weit nach Norden noch am Strande erblicken können) auf dem Wege zu einem Geſchäftsgenoſſen ſind, und nur einſprechen, um einen Cognac zu trinken und ſich nach dem Befinden der hieſigen Weißen zu erkundigen. Noch ein Trunk, der „Tſchintſchin“, wird genommen, ein ſchriller Pfiff ſchallt von der Veranda, und die Träger, die ſich im Schatten des Hauſes gelagert, ſpringen auf und ſtehen mit ihren Hängematten bereit zur Weiterreiſe. Die Hängematte oder Tipoja iſt das gebräuchliche Reiſevehikel der Europäer in Weſtafrika; ſie beſteht aus einem übermannslangen und etwa meterbreiten Stück ſtarken Segeltuches, welches an beiden ſchmalen Enden mit feſten Schnüren an einer langen, armdicken Stange, dem ſpaniſchrohrähnlichen Wedelſtiel einer Raphiapalme hängt. In dieſe Hängematte legt ſich, ein Kiſſen unter dem Kopf, mit Tabak, Pfeife und Zündhölzchen verproviantirt, der Reiſende, um vermittelſt der Stange auf den Schultern zweier kräftiger, auf dieſe harte Arbeit eingeübter Neger im Trabe getragen zu werden. —

Fort iſt der Beſuch, und bis auf den Geſang der Krooboys, die ohne Lieder nicht gut leben zu können ſcheinen, iſt es wieder ſtill in der Faktorei am Strande. Rüſtig ſchaffen die fleißigen ausdauernden Männer unter der Aufſicht der Clerks, hier und dort ein lauter Befehl, ein ärgerliches Scheltwort — aber im Vergleich zu den gebräuchlichen portugieſiſchen Kraftausdrücken ſtets anſtändig, ein gutmüthig ſpottender Scherz oder Schlag, aber

ohne jene grimmige Freude an den Leiden anderer, die uns im Buſch ſo empörte. Noch eine Handelskaravane trifft ein; das Geſchäft wird zur Zufriedenheit beider Theile abgeſchloſſen, als ſchon der Abend herniederſinkt. Mit all' jener glorreichen, wunderbaren Pracht und Herrlichkeit, wie ſie in dieſem Moment nur der eiſige Nord, die Wüſte und das Meer kennen, taucht die Sonne fern unter die Wogen der See und während der Faktoriſt, wie ſo oft ſchon, entzückt und ſtaunend dem Farbendrama am weſtlichen Horizont zuſchaut, ertönt in klaren, melodiſchen Tönen der Schlag der Glocke, — es iſt Feierabend; die Leute verzehren ihre einfachen Speiſen, der Tiſch zum Supper der Weißen iſt gedeckt, man nimmt das Mahl ein, unterhält ſich, und wenn das Abendbrod vorüber iſt, ſitzen die Herren noch ein Stündchen bei einem Glaſe Wein, leſen, plaudern über dies und jenes und der Hausherr entlockt dem vielgebrauchten Harmonium Melodien, deren choralartiger Charakter dieſem Inſtrument ſo ſehr entſpricht und in der friedlichen Ruhe der Niederlaſſung ſo ſchön zu der heiligen Stille einer warmen Tropennacht paßt. — —

So vergeht auch hier ein Tag nach dem anderen; hin und wieder mehr oder weniger Beſuch, eine Jagdpartie, oder auch mehr Arbeit, wenn die engliſche Mail oder ein größeres Privatſchiff der Firma kam, dann einmal eine Inſpektionsreiſe des Chefs, Ankunft von Zeitungen und Briefen, die für lange Zeit Stoff zur Unterhaltung bieten — genug des Wechſels, um das Leben der auch hier immerhin etwas Abgeſchiedenen reizvoller zu geſtalten. Wie ganz anders doch hier, wo ſittlicher Ernſt und harmloſer Frohſinn in einem unſerer Zeit würdigen Bildungsfonds wurzeln, als in der Faktorei des Portugieſen, der von ſeinen größeren Ahnen gar nichts gelernt, oder auch alles vergeſſen hat. — Wie wir auch bei uns auf dem „platten Lande“ tiefe Unterſchiede in dem Charakter der Anſiedlungen und ihres Lebens finden, ſo drückt ſich eine gleiche Verſchiedenheit auch in den wenigen Städten der Niederguineaküſte aus. Aus dem Hauſe des Portugieſen ſcheiden wir meiſt mit einer andern Art von Bedauern, als von dem Heimweſen eines Engländers. Der Letztere kommt aus ſeinem Vaterlande als Kaufmann hierher, ſein guter Einfluß auf die Eingeborenen verſchwindet vor dem böſen der zahlreicheren Portugieſen, die in den weitaus meiſten Fällen ihr Vaterland verließen, weil ſie dort nichts mehr zu thun wiſſen, als Abenteurer, die das Ausland als letztes Refugium betrachten und hier erſt zu Kaufleuten werden, denen der Zweck jedes Mittel heiligt.

Batum und Laziſtan.

Während auf dem Berliner Congreß und in der europäiſchen Preſſe faſt ausſchließlich von der Neuordnung der politiſchen und territorialen Verhältniſſe in der *europäiſchen* Türkei die Rede iſt, verlautet kaum ein Wort über jenen wichtigen Landſtrich in *Aſien*, der nach dem Frieden von San Stefano von der Türkei an Rußland abgetreten würde. Es iſt das Land von der Mündung des Tſchoruk ins Schwarze Meer bis an den Ararat, mit den Feſtungen Batum, Kars und Bajaſid, welches hier in Betracht kommt, und in dem gegenwärtig die einheimiſche Bevölkerung von einer tiefgehenden Erregung ergriffen iſt, welche zu weiteren Komplikationen führen kann.

Am Schwarzen Meere wohnt hier, zwiſchen Batum und Trapezunt, das Volk der Lazen, deſſen Vertreter in Batum zuſammentraten und am 29. Mai d. J. an die dort befindlichen Commiſſäre der Pforte ein Aktenſtück übergaben, aus dem wir Nachfolgendes herausheben:

„Sollte Batum den Ruſſen übergeben werden, ehe hierüber von den europäiſchen Mächten ein Uebereinkommen getroffen wurde, ſo werden wir als gute Patrioten unſer Leben für die Vertheidigung des heimiſchen Bodens opfern; wir haben darum die Waffen ergriffen um lieber mit Ehren zu ſterben, als in Unehren weiter zu leben. Diejenigen unter uns, welche keine Flinten haben, werden Aexte, Keulen, ſelbſt die Fingernägel gebrauchen, um einer ruſſiſchen Invaſion tapfer zu widerſtehen. Man möge es nun wiſſen, daß nichts uns von unſerem Entſchluſſe abhalten kann. Wir laden auf die verbrecheriſchen Schultern alles Blut, das vergoſſen werden könnte. Wir überlaſſen es der ottomaniſchen Regierung alsdann unſere Todten zu begraben. Großbritannien und den Mächten aber ſchieben wir die Aufgabe zu, uns zu rächen. Dem Mitleid unſrer mohamedaniſchen Brüder in Indien vertrauen wir unſre Wittwen und Waiſen an. — Indem wir ſo gegenüber Rußland und der Türkei proteſtiren, verlangen wir, daß die Ruſſen unſeren Boden nicht betreten ſollen. Wir verlangen, daß ſie aus Artwin abziehen und wenn nicht, werden wir den Kampf beginnen, indem wir ihnen alle Verantwortlichkeit zuſchieben. Wir verlangen, daß Abſchriften dieſes Proteſtes an die Pforte, an die Miniſter des Auswärtigen in Rußland, England, Frankreich, Italien, Deutſchland, Oeſterreich und an den General Komaroff in Livana mitgetheilt werden.“

Unterzeichnet iſt der Proteſt von Osman Paſcha und elf der vornehmſten Beys aus Laziſtan. Gleichzeitig ſandte man eine Schrift an die britiſche Geſandtſchaft in Konſtantinopel, in welcher die Lazen erklären ſich unter *britiſchen* Schutz ſtellen zu wollen.

Digitized by Google

Die Lazen, ein ſehr kriegeriſcher mohamedaniſcher Stamm, haben die Kämpfe, der Ruſſen gegen die Tſcherkeſſen und die Unterjochung der Bergvölker des Kaukaſus noch vor Augen und obgleich ſie niemals gute Anhänger des türkiſchen Reichs waren, fürchten ſie doch, daß ihr Glauben und ihre Nationalität unter ruſſiſchem Regiment ganz zu Grunde gehen werden und wollen daher lieber bei der Türkei bleiben. Von den Türken ſind ſie nach der Sprache und Abſtammung zugleich verſchieden, und auch ihre Inſtitutionen ſind ganz andere. Bei ihnen beſteht noch eine Art von Feudalſyſtem; ſie werden von eingeborenen Beys beherrſcht, die ihrerſeits unter dem Vali von Trapezunt ſtehen. So lange ſie ihre Steuern ruhig bezahlten, haben die Türken ſich wenig um ſie gekümmert. Mit großer Zähigkeit und blindem Fanatismus halten ſie an ihrer mohamedaniſchen Religion feſt und als der Krieg gegen Rußland ausbrach, griffen ſie ſchnell und freudig zu den Waffen, um den Religionsfeind zu bekämpfen. Freiwilligencorps von den Beys geführt, brachen in das ruſſiſche Gebiet ein und verbrannten Scheſkati, den ruſſiſchen Grenzpoſten am Tſchorukſu. Batum, ihr feſter Platz, wurde mit einer lebendigen Mauer todesmuthiger Lazen umgeben und erfolgreich vertheidigt. Dieſen Kriegern iſt es auch zu verdanken, daß Batum ſich gehalten hat und von den Ruſſen nicht genommen werden konnte. Sie, die Unüberwundenen, ſollen ſich nun nach dem Frieden von San Stefano den Ruſſen auf Gnade oder Ungnade übergeben. Das iſt zu viel für die Begriffe des kühnen Bergvolkes. Namentlich ſind es die Beys, die ſich widerſetzen, denn mit ihrer Macht, ihrem Einfluſſe wäre es zu Ende, wenn die Ruſſen das Land übernähmen. Theilung des Bodens von Seiten der Ruſſen, um den Einfluß dieſer Feudalherren zu brechen, wäre die ſichere Folge und alle Beys ſtellen ſich vor, daß ſie nach Sibirien transportirt würden. Sie wiſſen ja, wie es den Tſcherkeſſen und Tſchetſchenzen ergangen, und nun ſollen die kühnen, freien Lazen, die den Ruſſen an ſeiner Grenze verhöhnten, die vor ihm unbezwungen daſtehen, ſich ihm gebunden überliefern?

Die Lazen ſind ein ſchönes, kühnes Volk, lauter geborne Krieger, wohlgeübt in den Waffen, alle vortreffliche Schützen, da vom achten Jahre an ſchon jeder Knabe ſeine Flinte führt. Wenn auch nicht ſo fein wie ihre Nachbarn, die Georgier, und von dunklerer Farbe, zeichnen ſie ſich doch durch Fleiß aus. Am Meer ſind ſie gute Fiſcher, auch liefern ſie gute wettererprobte Matroſen. Landwirthſchaft iſt nicht ihre ſtarke Seite, aber als Handwerker leiſten ſie Tüchtiges. Vor dem Kriege wanderten ſie viel auf ruſſiſches Gebiet, um dort ſich in den Städten (Tiflis, Poti u. ſ. w.) ein Sümmchen zu verdienen. Ihr Land iſt vortrefflich für den Guerilla-Krieg geeignet. Der öſtliche Theil des Vilajets Trapezunt, welcher hier in Betracht kommt, wird in die Diſtrikte Ober- und Unter-Adſcharah, Madſchkal und Livana eingetheilt. Er

Digitized by Google

zeigt eine Reihenfolge ſtufenartig vom Schwarzen Meere aus aufſteigender Berge mit ſteilen Schluchten, dichten Wäldern, Kluften und verſchiedenen Bergſtrömen. Wege giebt es hier nicht und nur Wild- und Ziegenpfade leiten die Menſchen oder das vorſichtig einherſchreitende Saumroß. Adſcharah und Madſchkal umfaſſen den Seeabhang der Anatoliſch-Georgiſchen Gebirge, welche in der Ebene des Rön (Transkaukaſien) endigen. Höher und höher erheben ſich von hier aus die Gebirge, bis ſie das Plateau von Ardahan und Kars bilden. Der ſüdweſtliche Abfall liegt nach dem Thale des Euphrat zu. Adſcharah iſt die erſte Stufe zu dieſem Plateau und ſomit gewiſſermaßen der Schlüſſel zum Euphratthale; Ober-Adſcharah liegt in einer Höhe von 1000 Meter, hat 22 Dörfer und 12,000 Einwohner.

Bis vor kurzem war Scherif-Bey der regierende Häuptling des Landes; doch er iſt zu den Ruſſen übergegangen. Natürlich iſt er dadurch dem Haſſe ſeines Volkes verfallen, aber die Ruſſen ſtützen auf dieſe Unterwerfung natürlich auch ihre Anſprüche auf das Land. Der Mann ſtand ſtets mit den weitſichtigen Behörden von Tiflis in Verbindung, die ihm Geſchenke machten und ſeine Gunſt erwarben. Verlaſſen von ſeinem Volke, nur von ſeiner Familie begleitet, überſchritt er die ruſſiſche Grenze und begab ſich nach Tiflis.

Von Adſcharah führt ein leidlicher Saumpfad nach Batum, der einzige Weg auf dem man nach dieſer Feſte von Südweſten her vordringen kann. Er geht durch Madſchkal (26 Dörfer 8000 Einwohner). Daran ſchließt ſich das von den Ruſſen ſchon beſetzte Livana, zu beiden Seiten des Tſchorukfluſſes, mit der Hauptſtadt Artwin, welche in kommerzieller Beziehung nicht unwichtig iſt. Doch hört hier bereits das laziſche Element auf und die Armenier beginnen. Auf ganz Livana rechnet man 69 Dörfer mit 38,000 Einwohnern. Hauptpulsader des Landes iſt der Tſchoruk, welcher für Boote von einem halben Meter Tiefgang von Artwin bis zum Schwarzen Meere ſchiffbar iſt. Hier iſt Osman-Paſcha zu Hauſe, der die Führung der Lazen übernommen hat, und welcher ſeinen Titel den Verdienſten verdankt, die er ſich im letzten Kriege gegen die Ruſſen erwarb. Er iſt die Seele des Lazenaufſtandes, er hat auch die britiſche Flagge aufgezogen und die Deputation nach Konſtantinopel an den engliſchen Geſandten veranlaßt. Seit die Engländer aber nicht auf die kühne Idee eingingen, Batum für ſich zu nehmen, ſehen die Lazen, auch von den Türken verlaſſen, ſich auf die eigene Kraft angewieſen.

Ein Zuſammenſtoß zwiſchen Lazen und Ruſſen ſteht bevor und nach den Berichten von Anfang Juni waren mehrere tauſend wohlbewaffnete Krieger im Anmarſch auf Livana um dort den ruſſiſchen General Komaroff zu vertreiben.

A. Rauchhaupt.

Die Pariſer Weltausſtellung.

Von Adolf Roſenberg.

3. Die Schätze des Prinzen von Wales. — Gobelin's und Sèvres-Porzellan. — Guſtav Doré als Maler und Bildhauer.

In der Ehrenhalle ſind es vornehmlich zwei Ausſtellungen, welche des höchſten Intereſſes und des eifrigſten Studiums würdig ſind. Als glänzende Introduktion zu der franzöſiſchen Sektion der höchſte Trumpf, den die Franzoſen ausſpielen konnten: die vereinigte Ausſtellung der Manufactures Nationales, der Gobelin- und Porzellanfabrik von Sèvres. Auf der andern Seite, vor der engliſchen Sektion, iſt in dreißig Vitrinen die Sammlung des Prinzen von Wales aufgeſtellt, eine der great attractions der Weltausſtellung von 1878.

Dieſe Sammlung, welche auf der ganzen Welt nicht ihres Gleichen findet, hat dem edlen Prinzen weder Mühe noch Koſten verurſacht. Sie beſteht aus den koſtbaren Geſchenken und Huldigungsgaben, welche dem Prinzen während ſeiner indiſchen Reiſe 1875—76 von den Maharajahs, Rajahs und Sikhs, von Städten, Vereinen und Privatleuten dargebracht worden ſind. Es ſcheint, als hätten die indiſchen Vaſallenfürſten ihre Schatzkammern ausgeräumt, um ſich dem Sohne ihrer neuen „Kaiſerin“ angenehm zu machen: Gold, Silber, Juwelen und Elfenbein ſind hier in ſo ungeheuren Maſſen vereinigt, daß das Einzelne ſeinen Werth verliert, daß der materielle Werth des Ganzen überhaupt hinter der künſtleriſchen Bedeutung der einzelnen Gegenſtände zurücktritt.

In der Werthſchätzung der Edelſteine hat ſich innerhalb der letzten Jahre ohnehin eine Revolution vollzogen, welche den materiellen Werth gewiſſer Minenprodukte herabgedrückt hat. Die Kapminen haben eine ſo reiche Ausbeute gegeben, daß der Kapdiamant ſeine dominirende Herrſchaft verloren und an den braſilaniſchen abgegeben hat. Man fängt an, den Werth einer Diamantengattung nicht mehr nach ihrer Größe und ihrer Schönheit zu taxiren, ſondern mehr als Rarität, nach der Seltenheit ihres Auftretens. Die Diamanten des Prinzen von Wales, ſo erſtaunlich auch ihre Fülle iſt, verlieren eben dadurch ihren Werth. Ueberdies ſind nur wenige unter ihnen, die den Rang eines Solitärs beanſpruchen dürfen.

Die unſchätzbare Bedeutung dieſer in ihrer Art einzigen Sammlung liegt vielmehr darin, daß wir durch ſie ein vollſtändiges Bild von der auf uralten Traditionen fußenden Gold- und Silberwaaren-Induſtrie, überhaupt von der ganzen Kunſtinduſtrie Indiens erhalten. Die Ornamentik, die Gold- und

Digitized by Google

Silberſtickerei, das Email, die Inkruſtation mit Gold, Silber, Kupfer, Stahl, Elfenbein und Perlmutter, die Ciſelirkunſt, die Lackarbeit — alles wurzelt in Traditionen, welche bis in die älteſte Kultur der Gangesländer hinaufreichen. Nur wenige der ausgeſtellten Objekte — u. a. ein ſilbernes Theeſervice zu zwölf Taſſen in einem Koffer von Ebenholz — haben zu ihrem Nachtheil europäiſchen Einfluß erfahren, ein Einfluß, der nach und nach die nationalen Induſtrien der hinteraſiatiſchen Länder in ihrer durch Jahrhunderte bewahrten Originalität zu vernichten droht.

Jagdgewehre, Säbel, Piſtolen und Dolche bilden das Gros der Geſchenke, welche dem Prinzen geſpendet worden ſind. Damascirte Klingen von wunderbarer Arbeit, auf welche Zauberſprüche in arabiſchen und indiſchen Zeichen eingegraben ſind, ſtecken in Scheiden von grünem, lichtblauem oder karmoiſinrothem Sammet, der mit breiter dicker Goldſtickerei, mit weißen Perlen und vielfarbigen Edelſteinen dekorirt iſt. Perlen, Gold und Edelſteine vereinigen ſich zu phantaſtiſchen Bändern, welche die ſammetnen Degenbehälter umſchlingen. Andere Säbelſcheiden ſind in durchbrochener Goldarbeit ausgeführt, ſo daß der blitzende Stahl durch die ſchlangen- und drachenartigen Ornamente hindurchſchimmert. Sturmhauben mit goldenen Arabesken in tauſchirter Arbeit, Panzerhemden, Schilde, die mit Edelſteinen von der Größe eines Hühnereis verziert ſind, Jagdflinten, deren Schafte aus inkruſtirtem Elfenbein beſtehen, Streithämmer, Köcher, Bogen und Lanzen — das Alles zuſammen bildet eine Waffenſammlung, wie ſie kein Muſeum der Welt beſitzt.

Aber die Ausrüſtung eines indiſchen Kriegers iſt erſt vervollſtändigt durch das Reitzeug ſeines Roſſes, das nicht minder prunkend und komplizirt iſt als ſeine eigene Equipirung. Mehrere Garnituren mit den prachtvollſten Sätteln, Schabraken, Kandaren, Bruſt- und Schwanzriemen, die mit Gold, Muſcheln, Perlen und Edelſteinen buchſtäblich überſät ſind, gehören zu den Prunkſtücken der Sammlung. Sättel und Schabraken ſind aus purpurrothem, hellgrünem oder lichtblauen Sammet gefertigt und mit dicker Goldſtickerei auf das Verſchwenderiſcheſte dekorirt.

Doch der Glanz dieſer Reitzeuge verbleicht neben einem angeblich maſſiv ſilbernen, etwa ſieben Fuß hohen Throne, deſſen Füße von phantaſtiſchen Thieren, halb Greif, halb Elephant, gebildet werden. Aehnliche Fabelthiere, die in ſeltſamen Windungen emporſteigen, tragen auch die Armlehnen. Dieſe bizarren Thierkombinationen, zu denen Schlangen, Löwen, Greife, Elephanten und Drachen die Elemente beiſteuern, ſpielen in der Grammatik des indiſchen Ornaments, vornehmlich in der Seiden- und Brokatweberei, eine Hauptrolle. Der Seſſel und die Rücklehne des Thrones, welche in ihrer Mitte das ſilberne Wappen der vereinigten Königreiche trägt, iſt mit karmoiſinrother Seide über-

zogen. Mit demſelben Stoffe, der einen wundervollen Kontraſt zu dem ſtumpfen Tone des Silbers bildet, iſt auch der Baldachin ausgeſchlagen, welcher den Thron überhöht. Ihn krönt das Wappen des Prinzen von Wales: der Kronenreif mit den drei Federn und der Deviſe: Ich dien.

Mehrere Schränke ſind mit den prächtigſten Kleidungsſtücken angefüllt, die jedoch mehr für die Prunkliebe der Indier als für ihren Bequemlichkeitsſinn ſprechen. Wir finden darunter Gewebe von einer Durchſichtigkeit, einer Klarheit, ſeidene Stoffe von einem Glanz, einer Farbenpracht — ohne Anilin —, wie ſie von europäiſchen Manufakturen noch niemals erreicht worden ſind. Man begreift nicht, wie es möglich iſt, auf Stoffen, die leicht und luftig ſind, wie Spinnengewebe, breite Arabesken und phantaſtiſche Figuren, Pflanzen- und Thierverbindungen in dicker, reliefartiger Goldſtickerei anzubringen. Ein weiter Kaftan von pflaumenblauer Seide, der mit Pelz beſetzt und gefüttert iſt, zeigt eine ſolche Stickerei, deren Muſter aus ſeltſam verſchlungenen Drachenköpfen beſteht.

Eine beſondere Abtheilung in dieſer Ausſtellung bilden die koſtbaren Truhen, Käſten, Schatullen und Büchſen, welche als Behälter der Ergebenheitsadreſſen dienen, die dem Prinzen während ſeiner Reiſe überreicht worden ſind. Die Adreſſe des Bezirks Tinnevelley ruht in einem ſchwarz lackirten Käſtchen, das mit den zierlichſten, bandförmigen Elfenbeinornamenten bedeckt iſt, die in erhabener Arbeit aufgeſetzt ſind. Das Käſtchen ſteht auf einer mit grüner Seide überzogenen, runden Metallplatte, die durch ein aus dicker Goldſchnur geflochtenes Netz umſchloſſen iſt. Die Adreſſe von Calcutta liegt in einer maſſiv ſilbernen Caſſette, die von freigearbeiteten, goldenen und ſilbernen Lotosblumen umrankt iſt. Vier Tigerköpfe von Gold und zwei Elephantenhäupter von Silber umgeben den Kranz des Deckels, deſſen Griff von ſechs gewaltigen, ſpiegelblanken Tigerzähnen gebildet wird, deren Spitzen in Gold gefaßt ſind. Die Caſſette ſteht auf einem Kiſſen von purpurrothem Sammet. Die Adreſſe von Madras iſt in einer goldenen, mit Elfenbein ausgelegten Schatulle eingeſchloſſen, auf deren Deckel ein goldener Königstiger im vollem Laufe dargeſtellt iſt.

Im Lande der Elephanten iſt das Elfenbein nicht rar. Ein Beiſpiel dafür iſt das etwa drei Fuß hohe Modell des Rajahpalaſtes von Ramnuggur, eines Wunderwerkes der indiſchen Architektur, der mit ſeinen hundert Balkonen, Wohn-, Schlaf- und Badezimmern mit ſkrupulöſer Sorgfalt vom Dache bis zum Erdboden aus jenem Material geſchnitzt worden iſt. Wohl zwanzig Elephantenzähne mögen den Stoff zu den tauſend Platten und Stäben hergegeben haben, aus welchen dieſes Mirakel zuſammengeſetzt worden iſt.

Ich würde kein Ende finden, wollte ich in gleicher Ausführlichkeit die mit Edelſteinen geſchmückten Wedel und Fächer aus Pfauenfedern, die herrlichen

Filigranarbeiten, die Pokale und Becher en vermeil, die bis zur Durchſichtigkeit polirten, ſilberbeſchlagenen Biſonhörner, die als Tafelaufſätze dienen, die Hardahs, d. h. die Pavillons, die auf den Rücken der Elephanten gelegt werden, die kunſtvollen Emailarbeiten, beſonders Email cloisonné, welches die indiſchen Kunſthandwerker mit unvergleichlicher Sauberkeit auszuführen wiſſen, die Kupfergefäße mit Gold- und Silberinkruſtation — ich würde kein Ende finden, wollte ich alle dieſe Herrlichkeiten Revue paſſiren laſſen. Um eines jener polirten Biſonhörner, ein Exemplar von beſonderer Größe und Schönheit, welches von drei ſchwarzbraunen Bronzefiguren getragen wird, ringelt ſich eine große, ſilberne Schlange, deren Augen durch grüne Diamanten dargeſtellt ſind. Ein ſilbernes Theeſervice hat die Geſtalt eines Bananenbaums. Taſſen, Kannen und Becher hängen wie Bananen in den Zweigen umher. Zu den Prunkſtücken der Sammlung — und damit ſei unſere Umſchau beendet — gehört auch ein Nargileh, indiſch Hookah genannt. Er ſteht auf einer rothen, mit Gold geſtickten und dicht mit weißen Perlen beſetzten Sammetdecke, die ſo groß iſt, daß ſie zugleich den Raum für den Sitz des Rauchers gewährt. Der Kopf der Pfeife iſt mit ſtarkem Goldblech beſchlagen, das mit wundervollem Zellenſchmelz verziert iſt.

Inmitten dieſer Herrlichkeiten erhebt ſich auf hohem, mit Reliefs geſchmücktem Piedeſtal die bronzene Reiterſtatue des Prinzen von Wales von J. E. Boehm, welche ein Privatmann, Sir Albert Saſſoon, auf eigene Koſten hat anfertigen laſſen, um ſie der Stadt Bombay zur Erinnerung an den Aufenthalt des engliſchen Thronerben in Indien zu ſchenken.

Die linke Seite der Ehrengalerie nimmt eine ſtolze Säulenarchitektur in den Formen der italieniſchen Renaiſſance ein. Zwei Triumphbogen und ſechszehn gekuppelte Säulen aus lichtbraunem Holz mit vergoldeten Kapitälen umſchließen eine Reihe von Niſchen, auf deren Rückwänden die herrlichſten Erzeugniſſe der franzöſiſchen Gobelinmanufaktur ausgeſpannt ſind, während auf den Simſen und Poſtamenten, auf einer halbkreisförmigen Empore am Anfang und am Ende der Säulenreihe die prachtvollſten Exemplare der Porzellanfabrik von Sèvres aufgeſtellt ſind.

Zwei Jahrhunderte ſind verfloſſen, ſeitdem die von Jean Gobelin gegründete Tapetenweberei in den Beſitz des Staates übergegangen iſt. Alle Regierungen, die Orleans und die Bourbons, die Republikaner und die Napoleoniden haben die Gobelinfabrik des Staates mit gleicher Sorge gepflegt, und ſo hat ſich ein Inſtitut entwickelt, das auf der Welt ohne Gleichen daſteht. Was zwei Jahrhunderte in ſtetiger Entwicklung geſchaffen, vermochten ſelbſt die Mordbrenner der Kommune nicht zu zerſtören, als ſie an dem Schreckenstage des 25. Mai 1871 die Brandfackel in das Etabliſſement ſchleuderten.

Wohl wurde eine große Zahl alter Gobelins ein Raub der Flammen, ein unerſetzlicher Verluſt, wenn man bedenkt, daß in den Ausſtellungsräumen der Manufaktur die beſten Exemplare jeder Epoche als Muſterbilder für die Lernenden aufbewahrt wurden, wenn man bedenkt, daß die Gobelinweberei ſo zu ſagen das Echo der franzöſiſchen Malerei war. Aber die künſtleriſche Tradition wurde durch den Brand des 25. Mai nicht unterbrochen. Wenn wir die unerſchütterliche Lebenskraft Frankreichs an einem Beiſpiel ſo recht erkennen wollen, ſo bieten es die modernſten Gobelins, die nicht blos das Höchſte darſtellen, was bis jetzt in dieſer Kunſt erreicht worden iſt, ſondern die zugleich die Grenze deſſen repräſentiren, was nach menſchlicher Einſicht erreicht werden kann.

Es ſcheint nicht glaublich, daß die Gobelinmalerei noch feiner und weiter ausgebildet werden kann als es hier geſchehen iſt. Iſt es möglich, den vierundzwanzig Nüancen, welche die Manufaktur in jeder einzelnen Farbe beſitzt, noch fernere hinzuzufügen? Iſt es möglich, die Täuſchung noch weiter zu treiben als es hier geſchehen iſt? Das ſind keine Gewebe mehr, das ſind Gemälde, die mit den Oelbildern in Farbenglanz, Ton und Geſammteffekt erfolgreich wetteifern. Die Farben ſind von einer Intenſität, einer Leuchtkraft, wie ſie die Gobelinweberei der klaſſiſchen Zeit, deren Erzeugniſſe auf den Verſteigerungen im Hotel Drouot mit 40—80,000 Francs bezahlt werden, niemals erreicht hat. Und dieſe Leuchtkraft iſt, ſoweit ſich kontroliren läßt, ohne Zuhülfenahme des verderblichen Anilin erzielt worden.

Die Farbenabſtufungen ſind ſo fein, daß man noch auf einer Entfernung von drei Schritten glaubt, ein zarter Pinſel hätte dieſe glühenden Farben auf die Leinwand getragen. Zeichnung und Modellirung ſind, frei von jeder Härte, zart und weich wie ein Hauch. Die berühmteſten Gemälde des Louvre und auswärtiger Galerien haben als Vorlagen gedient. Man ſieht Correggio's liebliches Gemälde „die Madonna des heiligen Hieronymus", das ſich in der Kunſtakademie zu Parma befindet, und Domenico Ghirlandajos klaſſiſches Meiſterwerk „der Beſuch der heiligen Jungfrau bei der heiligen Eliſabeth" neben ausgezeichneten Imitationen der reizvollen Grotesken, mit denen Raffael und ſeine Schüler die Loggien des Vatikan ſchmückten. Eine Anzahl moderner Maler iſt faſt ausſchließlich für die Gobelinmanufaktur thätig. In den oberen Räumen des Etabliſſements befinden ſich Ateliers, in welchen Gemälde auf Cartons übertragen werden, die dann in Stücke zerſchnitten und den Webern als Vorlagen eingehändigt werden. In der franzöſiſchen Kunſtabtheilung ſieht man eine entzückende, in Waſſerfarben ausgeführte Kompoſition, das Feenkind, dem die Feen nach ſeiner Geburt die köſtlichſten Gaben bringen, von Mazerolle, eine Kompoſition, die als Muſter für die Gobelinmanufaktur dienen ſoll.

Die Gobelins, welche aus der Manufacture Nationale hervorgehen, ſind nicht verkäuflich. Der Staat verſchenkt ſie an Muſeen, an öffentliche Gebäude, an auswärtige Souverains. Durch dieſe Maßregel wird ihr Werth noch bedeutend erhöht. Auf der andern Seite iſt dieſe Maßregel übrigens vollkommen gerechtfertigt, da die Privatinduſtrie, welche bei weiten nicht über gleiche Mittel und vor allen Dingen nicht über das gleiche Material von geübten Kräften disponirt, mit den Manufakturen des Staates nicht konkurriren könnte. Was die Abtheilung der franzöſiſchen Induſtrie an Gobelins enthält, iſt an ſich höchſt beachtenswerth. Aber die Privatfabriken beſchränken ſich mehr auf das leichtere, dekorative Genre als auf Reproduktion klaſſiſcher Gemälde und monumentaler Arbeiten.

Die Porzellanfabrik in Sèvres hat ebenſo wie die Gobelinmanufaktur in Paris unter dem Kriege leiden müſſen. Wer ſie in Brand geſchoſſen hat, ob die Franzoſen oder die Deutſchen, mag hier unerörtert bleiben. Die Mythe ſpinnt ohnehin ſchon ihre Fäden um die beiden vielumſtrittenen Vororte von Paris, um St. Cloud und Sèvres. Heute ſteht es bei jedem Einwohner von St. Cloud und bei den meiſten Pariſern bereits unumſtößlich feſt, daß die Preußen nicht blos den größten Theil der Stadt in Aſche gelegt, ſondern daß ſie auch das Schloß in Brand geſchoſſen, in welchem Napoleon III. in jener verhängnißvollen Julinacht die Kriegserklärung gegen Preußen unterzeichnete. Daß es die Batterien waren, die auf dem jenſeitigen Seineufer bis zum Boulogner Wäldchen ſtanden, glaubt heute kein Franzoſe mehr. Die Stadt St. Cloud iſt beinahe völlig wieder aufgebaut. Nur hie und da guckt aus dem lauſchigen Grün eines ſchattigen Parks ein zerfallenes Haus, das der Beſitzer zum Andenken hat ſtehen laſſen und das ſich im Laufe der Jahre zu einer maleriſch-romantiſchen Ruine umgeſtaltet hat. Auch das Schloß liegt in Trümmern. Wer hat heute noch ein Intereſſe daran, die ſtolzen Mauern wieder aufzurichten, welche auf die Zauberfeſte der Kaiſerin Eugenie herabblickten? Nur der herrliche Park wird noch gepflegt. Aber auch hier wird man auf Schritt und Tritt, wenn man an den leeren Poſtamenten vorüberwandert, an die Bomben der franzöſiſchen Batterieen erinnert, welche die herrlichen Marmorſtatuen von St. Cloud von ihren Baſen herunterfegten.

Wenn man den Park quer durchſchritten hat, gelangt man auf jene Anhöhe, von der ſich die entzückendſte Fernſicht und der umfaſſendſte Ueberblick über die gewaltige Seineſtadt bietet, auf jene Anhöhe, auf der ſich einſt die Laterne des Diogenes erhob, die ebenfalls den Kriege zum Opfer fiel. Steigt man dieſe Anhöhe auf der entgegengeſetzten Seite hinunter, ſo führt der Weg in das Thal von Sèvres, direkt auf die Porzellanfabrik, die heute, um vieles prächtiger um die Hälfte vergrößert, längſt aus ihren Trümmern wieder er-

ſtanden iſt. Das reichhaltige Muſeum, welches köſtliche Proben von der Porzellanfabrikation aller Zeiten und aller Völker enthält, iſt noch vor der Okkuption von Sèvres durch die preußiſchen Truppen nach Paris in Sicherheit gebracht worden. An dieſem koſtbaren Material iſt alſo keine Einbuße erlitten worden. Auch die Fabrikation wird nach wie vor mit einem erhöhteren Erfolge fortgeſetzt, wenngleich die engliſche Konkurrenz immer gefährlicher wird. In einem Punkte hat ſie die Manufaktur von Sèvres ſogar bereits überflügelt, in der Pâte-sur-pâte-Malerei. Seit der Wiener Weltausſtellung hat ſich dieſer Zweig dekorativer Porzellanfabrikation auch in Deutſchland viele Freunde erworben. Jedermann kennt heute die graziöſen, durchſichtigen, alabaſterartigen Figürchen, die ſchwebenden Nymphen, Genien und Amoretten, welche, zart und duftig wie Frühlingsreif, das tiefe Blau oder das lichte Grau einer Vaſe durchbrechen. Der genialſte und kunſtfertigſte dieſer Pâte-sur-pâte-Maler, Mr. Solon, arbeitet heute nicht mehr in der Porzellanfabrik von Sèvres. Während des Krieges gelang es den Mintons in Stoke-upon-Trent dieſe unſchätzbare Kraft für ihre Fabrik zu gewinnen und dadurch den Sieg über die franzöſiſche Konkurrenz davonzutragen.

Indeſſen lehrt uns ein Blick auf die Ausſtellung der Sèvres-Fabrik in der Ehrengalerie, daß der alte Ruhm des Sèvres-Porzellan noch im hellen Glanze ſtrahlt. Das berühmte Kobalt-Blau, das bleu de Sèvres par excellence, iſt nach wie vor das Monopol der Manufaktur, und alle Anſtrengungen der Engländer, dieſen herrlichen ſaphirblauen Glanz nachzuahmen, ſind bis auf den heutigen Tag vergeblich geweſen. Die Ausſtellung enthält eine Reihe von ſolchen Prachtvaſen in ſeltener Größe und Schönheit. Man hat ſich nicht immer mit dem reinen Blau begnügt. Bei einigen Vaſen durchbrechen hie und da lichte, weißleuchtende Stellen, die wie Kryſtalle ausſehen, die blaue Fläche, ſo daß man wähnt, die Vaſen ſeien aus dunkelblauem Achat geſchliffen.

Zwei Henkel von vergoldeter Bronze und eine ſtarke Schnur aus demſelben Stoffe, die feſt um den Hals des Gefäßes geſchlungen iſt, bilden die einzige ornamentale Zuthat. Dieſe Vaſen wirken in ihrer Einfachheit am wohlthuendſten. Wo ein mehreres hinzugekommen iſt, hat man nicht immer das Abenteuerliche und Geſchmackloſe vermieden. So kleben z. B. auf dem Bauche einer überaus zart gefärbten, lichtgrünen Vaſe zwei Genien aus weißem Porzellan, welche die Füße weit von ſich ſtrecken, als wollten ſie jeden Augenblick herunterpurzeln. Man ſieht, wie die Sucht, immer etwas neues und originelles zu bieten, ſelbſt die auf klaſſiſchen Traditionen fußende Sèvresfabrikation zur Stilloſigkeit verleitet. Freilich ſind die Franzoſen in dieſer Richtung viel weniger ſkrupulös als wir. Ihr Ranzen iſt mit Schulweisheit nicht ſo vollgepfropft wie der unſrige. Sie ſind mit dem Katechismus der Aeſthetik nicht

ſo ſchnell bei der Hand, ſie folgen mehr dem Zuge ihrer künſtleriſchen Natur und — man muß es leider geſtehen — ſelbſt in ihren Verirrungen ſind ſie anziehend und intereſſant.

Eine ſolche Verirrung — nein! Das Wort wäre zu hart! — eine köſtliche Improviſation voll Geiſt und Laune, die den ſtrengen Stilgeſetzen lachend ein Schnippchen ſchlägt, hat der berühmte Zeichner und Maler, Guſtav Doré, zu Stande gebracht, ein Künſtler von vielſeitiger Begabung, der den Zeichenſtift mit gleicher Virtuoſität handhabt, wie das Modellirholz. Wer die reizenden Illuſtrationen des Meiſters zu Perraults Märchen, zu den Fabeln Lafontaines kennt, wird ermeſſen, was das bedeuten will. Wenn nur der Meiſter ſeine unglückliche Neigung für die religiöſe Malerei, für die Oelmalerei überhaupt aufgeben wollte! Auf dieſem Gebiete verläßt ihn ſelbſt ſein Zeichenſtift, den er doch ſonſt mit einer unvergleichlichen Virtuoſität beherrſcht. Die franzöſiſche Kunſtausſtellung zeigt uns ein abſchreckendes Beiſpiel dieſer Art. Doré hat zwar im Ganzen dort fünf Gemälde ausgeſtellt, aber vier von ihnen ſind nicht der Rede werth. Für das fünfte, welches den Beſchauer in die Arena eines römiſchen Circus führt, hat der Maler Grauen, Entſetzen, grüne Seife und elektriſches Licht zu einem Höllengemiſch zuſammengebraut, das ihm als Farbe gedient hat. Die Zuſchauer haben, geſättigt von dem blutigen Schauſpiel, längſt die Sitzreihen des Cirkus verlaſſen. Die Nacht iſt hereingebrochen, und ein klarer Sternenhimmel ſpannt ſich über Leichenhaufen, mit welchen die Arena überſät iſt. Es ſind todte Chriſten, die, von Löwen, Tigern und anderen wilden Beſtien zerfleiſcht, in ihrem Blute ſchwimmen. Schon bis zum Ueberdruß geſättigt, liegen die Thiere, zu ſcheußlichen Klumpen geballt, auf den Leichen umher. Hie und da ſchlägt noch ein blutlechzender Tiger ſeine Pranke in den noch zuckenden Leib einer zarten Märtyrerin. Da öffnet ſich der Himmel, und von grünem Glanze umfloſſen, der ſich gleichmäßig auf die Menſchen und auf die Beſtien ergießt, ſchwebt eine Engelſchaar herab, in den Händen die Märtyrerpalmen tragend.

Nicht viel glücklicher, wenn auch weniger geſpenſter- und grauenhaft, iſt ein rieſiges Bild, mit welchem Doró den „Salon“, die Jahresausſtellung der Pariſer Künſtler, ſchmücken zu müſſen glaubte. Es hat die Ausſtellung Chriſti mit der Dornenkrone auf dem blutenden Haupte, das ſogenannte Ecce homo, zum Gegenſtande. Chriſtus ſteht in der Mitte eines Gebäudes; zwiſchen ihm und dem unten lärmenden Volke zieht ſich eine breite, langweilige Treppe hin, die das Centrum des Gemäldes bildet, das in Compoſition und Colorit gleichmäßig verfehlt iſt. Ein zweites Bild, das ebenfalls im diesjährigen „Salon“ zu ſehen iſt, Moſes vor Pharao, wie er die Blutplage über Egypten verhängt

— man ſieht im Vordergrunde Männer, Frauen und Kinder im Blute ertrinken! — entzieht ſich vollends jeder Diskuſſion.

Glücklicherweiſe hat Doré dieſe Scharten durch jene glückliche Exkurſion auf das Gebiet der Plaſtik wieder ausgemerzt. Es iſt eine koloſſale Vaſe — und darum mag ſich ihre Schilderung an unſere Charakteriſtik der Sèvres-Gefäße anſchließen. Die Vaſe, vor der Hand nur Modell, aber für den Bronzeguß gedacht, iſt aus Gips geformt und mit einem hellgrünen bronzeartigen Anſtrich überzogen, der die Wirkung der antiken Patina, des aerugo nobilis, auf das glücklichſte imitirt. Sie hat ungefähr die Geſtalt einer griechiſchen Amphora ohne Henkel — ein ſchlanker Hals auf dicken Bauche — und mag etwa acht Fuß in der Höhe meſſen. Ueppiges Weinlaub, von vollen Trauben beſchwert, iſt um den Hals geſchlungen; es fällt in dicken Ranken auf den Bauch des Gefäßes herab, der den Tummelplatz einer unzähligen Menge der entzückendſten, reizendſten Figürchen bildet. Man denke: ein Bacchenal in plaſtiſchen, faſt frei ausgearbeiteten Figuren am Bauche eines Gefäßes. Amoretten, Nymphen und Satyrn treiben ihr loſes ausgelaſſenes Spiel. Zwiſchen den geflügelten, kleinen Burſchen, die ſich in athemloſer Haſt beeilen, an dem glatten Bauch, an dem ſteilen Halſe emporzuklimmen, iſt augenſcheinlich ein hitziger Wettſtreit entbrannt. Hier klammert ſich einer an den Fuß des andern, der ſich kaum noch ſelber zu halten weiß, dort hat ſich ein Unglücksmännchen in das dicke Weinlaub verwickelt und ſchreit jämmerlich um Hilfe und dort purzelt einer hinunter mitten in einen Knäuel kleiner Gefährten, die verzweifelt zu der ſchwindelnden Höhe emporſchauen. Keiner hat für den andern ein Ohr. „Hinauf! hinauf ſtrebt's." Aber es iſt ſchon zu ſpät. Oben auf dem Rande des Halſes ſind bereits ein paar kleine Kerle angelangt, welche aus Leibeskräften Viktoria! ſchreien, während die Nachzügler noch allerhand Fährlichkeiten zu beſtehen haben. Hier ſtellt ſich ihnen ein Ungeheuer in Geſtalt einer großen Eidechſe in den Weg, mit der ſie einen beherzten Kampf aufnehmen. Dort gerathen zwei andere in die Schlägereien zweier Satyrn, die ſich auch an dem Wettlauf betheiligen, aber unterwegs Streit bekommen haben. Und inmitten dieſes phantaſtiſchen, jeder Beſchreibung ſpottenden Gewirrs liegen in ſüßer Ruhe die ſchönſten Nymphen und Bacchantinen, eine immer bezaubernder als die andre, Figürchen von der Länge einer Hand, aber mit dem edelſten und reinſten Formengefühl, mit bewunderungswürdiger Körperkenntniß ausgeführt, mit einer holdſeligen Grazie übergoſſen, die auch die verfänglichſten Situationen in unſchuldigem Lichte erſcheinen läßt.

Digitized by Google

Die Hungersnoth in China.

Die letzten Berichte aus Shanghai und Peking über die Ausdehnung, welche die ſeit einem Jahre wüthende Hungersnoth erlangt hat, übertreffen alles, was uns an Schilderungen von ähnlichen Kalamitäten im Mittelalter bekannt geworden und ſtellen völlig in Schatten, was jüngſt über die Hungersnöthe in Perſien und Indien berichtet wurde. Es ſcheint hier eine jener großen und radikalen Menſchenausrottungen ſtattzufinden, die von Zeit zu Zeit ſtattfinden, um die Ueberfüllungen zu beſeitigen, welche das ſoziale Daſein ungemüthlich machen. Nicht blos „das ſkrophulöſe Geſindel“ Heinrich Leo's geht hier zu Grunde, ſondern alles: hoch und niedrig, reich und arm. Es iſt abſolut nichts Verzehrbares in ungeheuren Landſtrichen mehr vorhanden, als Menſchenfleiſch, und das iſt denn auch reichlich zum Genußmittel gewählt worden in Gebieten, die größer als Deutſchland und Oeſterreich-Ungarn zuſammengenommen ſind.

Ehe wir aber auf das entſetzliche Unglück ſelbſt eingehen, möge es geſtattet ſein, einen Blick auf die Uebervölkerung Chinas zu werfen, die hier weſentlich bedingend für die Hungersnoth mitwirkt. *Etwa ein Drittel ſämmtlicher Menſchen unſeres Erdballs wohnt in China*; man nimmt jetzt, trotz der ungeheuren Verheerungen, welche die Taiping-Kriege und andere Rebellionen verurſachten, noch 420 Millionen Einwohner für das Reich an, was mit dem ziemlich gut durchgeführten Cenſus von 1842 übereinſtimmt, der 414,686,994 Seelen ergab. Hätte ſeitdem die Bevölkerung in derſelben Weiſe wie früher zugenommen, ſo müßte ſie jetzt gegen 500 Millionen betragen, während man 1400 Millionen für die ganze Erde rechnet. Der tiefe Frieden, welcher die außerordentliche Vermehrung von 1711 bis 1842 geſtattete, hatte bald darauf ein Ende und obwohl die Bevölkerung anfangs noch für ein paar Jahre zugenommen haben mag, hat ſie ſich doch gewiß durch die furchtbaren Schläge, die China ſeitdem erlitten, gewiß wieder vermindert. Durch die Taiping-Rebellion allein ſollen gegen 30 Millionen Menſchen ihr Leben verloren haben; und obwohl dieſe Zahl als phantaſtiſch gelten mag, erſcheint ſie doch z. B. dem Herrn von Richthofen, welcher wochenlang durch Diſtrikte reiſte, wo von einer ſehr dichten Landbevölkerung nur drei Prozent geblieben ſind und die Einwohner großer volkreicher Städte, die bis zu einer halben oder ſelbſt einer Million Menſchen zählten, bis zum letzten Manne niedergemacht ſind, als nicht zu hoch gegriffen und wahrſcheinlich noch zu niedrig. Dazu kommen die Verluſte an Menſchenleben durch die mohammedaniſche Rebellion in den Provinzen Schenſi und Kanſu, welche ſich ebenfalls nach Millionen beziffern, da auch dort das Syſtem der Niedermetzelung ganzer Städte angewendet wurde, ferner

die viel geringere durch die mohammedaniſche Revolution in Yünnan und andere Revolutionen. Die Auswanderung nach fremden Ländern iſt zu geringfügig, um in anderer Weiſe in Betracht zu kommen, als inſofern, daß ſie dem Mutterlande junge Leute in ihrer beſten Kraft entzieht und dadurch die Vermehrung der Bevölkerung hemmt. Nimmt man dieſe verſchiedenen Faktoren in Betracht, ſo dürfte man, ohne Gefahr der Ueber- oder Unterſchätzung 420 Millionen als die gegenwärtige Bevölkerungszahl von China annehmen können.

Die Provinzen der Mitte und des Südens haben durchſchnittlich 8500, die des Nordens 6200, die des Weſtens nur 1800 Seelen auf die Quadratmeile, doch ſind auch ganze große Provinzialkomplexe mit 16,000 und noch mehr Einwohnern auf die Quadratmeile vorhanden. Die Uebervölkerung, welche in den großen Ziffern der chineſiſchen Bevölkerungsangaben ſich unverkennbar ausprägt, dieſe nun iſt es, die in Verbindung mit Mißjahren und ſchlechter Verwaltung bei dem vorwiegend ackerbauenden Volke (Reis iſt die Hauptnahrung) ſo fürchterliche Erſcheinungen hervorbringt, wie ſie die gegenwärtige Hungersnoth zeigt.

Der vom Hunger heimgeſuchte Theil Chinas beſteht aus dem größern Theile der Provinz Schanſi, aus dem ſüdweſtlichen Tſchili, dem weſtlichen Schantung und dem nördlichen Diſtrikte von Honan. Am ſchlimmſten ſieht es auf dieſer Fläche, die halb ſo groß wie das deutſche Reich iſt, im ſüdlichen Schanſi und deſſen Hauptſtadt Tai Yuen aus; denn hier muß die Bevölkerung, wenn nicht ein radikaler Wechſel der Umſtände eintritt, vollſtändig ausſterben. Nach den ſchrecklichen Einzelheiten, die man erfährt, nach den Berichten der Miſſionäre und Beamten iſt die jetzt herrſchende Hungersnoth bei weitem die furchtbarſte, die je über China gekommen. Die chineſiſchen Bauern legen nicht die Hände in den Schoß und ſterben nicht ruhig, wie im verfloſſenen Jahre die hungernden Indier; nein, ſie verzehren die Todten und erſchlagen Lebende, nur um Fleiſch zu bekommen. Daß hier keinerlei Uebertreibung vorliegt, erkennt man aus einem Berichte der amtlichen Pekinger Zeitung vom 15. März d. J., in welchem der Gouverneur von Honan, Li Honien mit Namen, und der kaiſerliche „Hungerkommiſſär", Yüan mit Namen, die Zuſtände der heimgeſuchten Provinzen ſchildern. Da heißt es: „Die Dürre, mit welcher die Provinz durch mehrere Jahre hindurch hintereinander heimgeſucht wurde, iſt die Urſache einer Hungersnoth geworden, wie ſie bisher noch nie exiſtirte. Als der Herbſt zum Winter wurde, wuchs die Zahl jener, die Hilfe ſuchten von Tag zu Tage bis ſie nach Millionen zählten: die niedrigen Klaſſen waren die zuerſt ergriffenen; ſie verſchwanden bald, oder zerſtreuten ſich ins Land, um ſich Nahrung zu ſuchen. Dann ergriff die Hungersnoth die Wohlhabenden und die Reichen, die gleichfalls im äußerſten Elende ſich befinden, dahinſterben

oder denen zu folgen verſuchen, welche ſchon auswanderten. In einer früheren Periode der Hungersnoth nährten ſich die Lebenden von den Körpern der Todten; dann verſchlangen die Starken die Schwachen und jetzt hat die allgemeine Zerſetzung einen ſo hohen Grad erreicht, daß die Menſchen ihre nächſten Verwandten verzehren. Die Geſchichte hat kein Beiſpiel von einem ſo fürchterlichen und entſetzlichen Zuſtande der Dinge und wenn nicht ſchleunigſt Hilfe geſchafft wird, ſo muß die ganze Region menſchenleer werden. Die lokalen Hilfsquellen ſind gänzlich erſchöpft; die Kornſpeicher leer und kein Geld in den Kaſſen. Die wenigen reichen Leute der Provinz haben ſo lange geholfen und gegeben, bis ſie ſelbſt verarmt ſind.“

Dieſer troſtloſe amtliche Bericht wird durch anderweitige Mittheilungen von Miſſionären in Schanſi durchweg beſtätigt. Der römiſch-katholiſche Biſchof dieſer Provinz, Monſignore Monagatta, der in der Hauptſtadt Tai Yuen wohnt, ſchreibt von dort am 24. März an den Prokurator der Lazariſten, welcher ihm 10,000 Taols (60,000 Mark) für die Nothleidenden überſandt: Jusqu'à présent l'on se contentait de manger ceux qui étaient déjà morts, mais maintenant l'on tue aussi les vivants pour les manger. Le mari mange sa femmo, les parents mangent leurs fils et leurs filles, et à leur tour les enfants mangent leurs parents, comme l'on entend dire presque chaquo jour. Das iſt doch die fürchterlichſte Menſchenfreſſerei!

So erzählt alſo der katholiſche Biſchof. Die Berichte der proteſtantiſchen Miſſionäre, die wir eingeſehen haben, ſind nicht minder grauenvoll. Reverend Richard, ein engliſcher Miſſionär, erzählt, daß er in Schanſi die Landſtraße förmlich mit Leichen eingefaßt ſah und daß man zu den widerlichſten Nahrungsmitteln griff. Man buk Brodkuchen aus Schiefer, die zermalmt und mit Reis- und Hirſehülſen verſetzt waren. Das ſo erhaltene „Brod“ ſieht nicht ſchlecht aus, ſchmeckt aber wie Staub und hat natürlich keinen Nahrungswerth. „Wölfe, Hunde, Raubvögel halten ihre reiche Ernte an den Todten am Wege“ heißt es im Berichte des Geiſtlichen.

In der Präfektur, in welcher die Hauptſtadt Schanſis liegt, iſt die Bevölkerung von mehr als einer Million auf 160,000 Seelen zuſammengeſchwunden und nach chineſiſchen Zeitungen ſind während dieſer einen Hungersnoth allein ſchon fünf Millionen Menſchen zu Grunde gegangen.

Die Regierung hat nur ſehr wenig bisher gethan, um dem Unglücke abzuhelfen. Für Schanſi wurden 500,000 Taels (à 6 Mark) und 100,000 Pikul Reis ausgeworfen und — höchſt charakteriſtiſch! — dabei ein Erlaß veröffentlicht, in welchem der Kaiſer ſich als Schuld und Urſache der Hungersnoth bekennt. Dieſes vom 22. März datirte Edikt lautet: Die Jahreszeit des Frühlings iſt nun gekommen und noch iſt kein Tropfen Feuchtigkeit gefallen.

Das Land auf tauſend Li hin liegt brach, weil es mehr Todte als Lebende darauf giebt. Wie kann man dieſe Zuſtände ertragen? Wir, deſſen Pflicht es iſt, über die Millionen unſres Volkes mit väterlicher Sorgfalt zu wachen, fühlen es, daß der Verluſt ſelbſt eines unſrer Unterthanen die Folge unſrer Miſſethaten iſt."

Während alle die reichen Handelshäuſer der Europäer in Shanghai, Tientſin, Amoy, Hongkong, Canton u. ſ. w. bereits große Summen aufgebracht haben, um die Noth zu lindern, bleiben die im Auslande wohnenden Chineſen nicht zurück. Ueberall in Auſtralien, Californien, in Hinterindien, auf den Sundainſeln, wo die Söhne des himmliſchen Reiches zu tauſenden als Emigranten wohnen und zu Wohlſtand gelangt ſind, haben ſie Sammlungen veranſtaltet und deren Ertrag für die Hungerleidenden in die Heimath geſchickt. So ſind denn, im Verein mit dem, was die Regierung bewilligt, Mittel vorhanden, um wenigſtens in etwas die Noth zu lindern und ein Schiff nach dem andern mit Reis beladen langt in den Häfen von Tientſin und Shanghai an. Dort ſind große Vorräthe aufgeſtapelt aber mit der Weiterbeförderung derſelben ins Innere, an den Sitz der Hungersnoth, ſteht es ſehr übel.

So hoch auch China kultivirt iſt, mit ſeinen Verkehrsmitteln iſt es ſchlecht beſchaffen. Herrlich iſt das Land durch großartige Ströme, wie Hoang-ho und Jang-tſe-kiang eröffnet, bis tief ins Innere gehen die europäiſchen Dampfer. In früherer Zeit war auch das Kanalweſen weit entwickelter, jetzt aber iſt der berühmte große Kaiſerkanal, der den Norden und Süden verknüpft, verfallen. Mit Straßen ſieht es in den bergigen Gegenden ſchlecht aus und gegen Eiſenbahnen ſträubt ſich die Regierung mit Hand und Fuß. Die einzige kurze Strecke, die bei Shanghai vor drei Jahren von den Engländern erbaut wurde, iſt im verfloſſenen Jahre von der Regierung wieder zerſtört worden, nachdem ſie nur ganz kurze Zeit im Betrieb war. Die Regierung fürchtet nämlich mit der Ausdehnung eines Eiſenbahnnetzes über das Land die Zunahme des europäiſchen Einfluſſes, da Bau und Verwaltung der Bahnen doch zunächſt von europäiſchen Unternehmern ausgehen müßten. Dann kommt, als zweites wichtiges, gegen den Bahnbau ſprechendes Moment ein religiöſes Motiv in Betracht. Ein im hohen Grade dem Ahnenkultus ergebenes Volk wie das chineſiſche fürchtet die Verletzung des Bodens, in dem die Gebeine der Väter ruhen, beim Eiſenbahnbau. Nach dem Fengſchui genannten Aberglauben wähnen die Chineſen thatſächlich, daß die natürliche oder künſtliche Configuration der ſie umgebenden Gegenſtände wirklich das Geſchick einer ganzen Stadt, einer Familie oder eines Individuums beeinflußt. Aus dieſem Grunde widerſetzen ſie ſich von ihrem Standpunkte aus der Einführung ſolcher Neuerungen, wie Eiſenbahn und Telegraphie, welche ihren Lieblingsaberglauben unvermeidlich

zerſtören müßten, um ihn nie wieder aufkommen zu laſſen. Und daß ſie es in der That glauben, daran kann niemand zweifeln, der ordentlich Volk und Land beobachtet hat. Die endloſen Unbequemlichkeiten, die ein Chineſe ohne Murren erträgt, nur um nicht gezwungen zu ſein, die Gebeine eines ſeiner Lieben in einen ungeheiligten Ort zu legen; die Summen, welche er zum Bau einer ſchützenden Pagode oder zur Vernichtung einer ihm ſchädlich ſcheinenden Kombination (von Häuſern, Bäumen ꝛc.) zeichnet; die Sorgfalt mit der er bemüht iſt, die wohlbekannten Grundſätze beim Bau oder der Einrichtung ſeines Privathauſes zu erfüllen — das alles beweiſt, daß die Feſſeln des Fengſchui tief in ſeine Seele gedrungen ſind, und daß der Glaube, in dem er aufgewachſen iſt, ſich keineswegs überlebt hat. Der kindliche Glaube ſeiner Jugendjahre erſtarkt allmählich zu einem feſten, unerſchütterlichen Vertrauen, gegen das vielleicht die Lächerlichkeit die beſte Waffe iſt. Aber erſt jahrelange Berührung mit fremden Nationen, erſt das tiefere Eindringen jener fremden Wiſſenſchaft, die ſich jetzt unbemerkbar in ſie einſchleicht, wird die Chineſen zu der Einſicht bringen, daß Fengſchui ein leerer Wahn iſt, daß es ſeine Rolle in der Geſchichte eines großen Volks geſpielt hat und jetzt nur noch mit dem Andenken an den vergangenen Ruhm der Herrſchaft China's — Bogen, Pfeil, Luntenbüchſe und Dſchonke — auf eine Stufe geſtellt werden muß.

Von Eiſenbahnen iſt alſo aus dieſem Grunde keine Rede und Laſtthiere müſſen den Reistransport beſorgen. Vom reichen Hafen Tientſin bis nach der Stadt Tai Yuen, dem Hauptſitze der Noth, ſind nur 40 Meilen und doch braucht man etwa 14 Tage um über die 4000 bis 5000 Fuß hohen Berge dorthin zu gelangen. Auf die Maulthierkarren geht wenig und ein Kameel, das Haupttransportmittel trägt nur vier Zentner. So läßt ſich die Noth nur tropfenweiſe lindern und während in der Nähe die reichen Vorräthe beinahe verfaulen, geht das Volk nach hunderttauſenden zu Grunde. Vielleicht geben dieſe Zuſtände doch noch Anlaß, daß China Eiſenbahnen erhält, die in dem ganz unter europäiſchem Einfluße ſtehenden Nachbarreiche Japan ſich ſchon mehr und mehr auszudehnen beginnen.

Literatur.

Die deutſche Sozialdemokratie. Ihre Geſchichte und ihre Lehre. Eine hiſtoriſch-kritiſche Darſtellung von Franz Mehring. Zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage. Bremen. C. Schünemann. 1878.

Wir haben bereits früher eingehend dieſer Schrift gedacht; ſchon als ſie in ihrem Jugendkleide als „Geſchichte der deutſchen Sozialdemokratie“ in die Welt trat. Dann wieder als die erſte Auflage dieſer fleißigen Studien erſchien, welche außer der Geſchichte auch die Dogmatik der deutſchen Sozialdemokratie nach authentiſchen Quellen gab. In dieſem Augenblicke, wo die zweite Auflage ausgegeben wird, kann kaum eine andere Schrift zeitgemäßer genannt werden, als dieſe. Der Verfaſſer hat Beides, die Geſchichte und die Theorie der deutſchen Sozialdemokratie, fortgeführt bis auf ihre letzten Lebenszeichen — vor den Attentaten, denn ſeit dieſen Verbrechen, die auf ſozialiſtiſche intellektuelle Urheberſchaft hinweiſen, wird ja bekanntlich aus den blutrothen Beſchlüſſen, Reden und Artikeln der Partei des Kaiſermordes das lieblichſte Blau treuer Fürſorge fürs Volkswohl und das holdeſte Grün ſozialen Friedens gemiſcht. Dieſe Färber- und Fälſchungskünſte bieten uns nicht die wahre Natur- und Lokalfarbe der deutſchen Sozialdemokratie und Mehring hat ſich daher mit Recht um ſie nicht gekümmert. Gerade die letzten wahren Programme der Rothen, die Mehring's Schrift im Wortlaut mittheilt, das Gothaer Programm von 1875 und das Genter Manifeſt von 1877 zeigen, wie deutlich jene „Ziele der deutſchen Sozialdemokratie“ zu greifen ſind, welche das vom Reichstage verworfene Sozialiſtengeſetz mit Strafe belegen wollte. Für die beginnende Wahlbewegung kann die Schrift große Dienſte leiſten. Aber auch lange nachdem ihre Wogen wieder geebnet ſein werden, wenn die deutſche Geſetzgebung an die ſchwierige Frage herantreten wird, wie des Krebsſchadens Herr zu werden ſei, den dieſe gott- und vaterlandsloſe Wühlerei in unſerm Volke ausgebreitet; ja noch in ſpätren Tagen, die wir alle noch zu erleben hoffen, wenn die ſchwere Krankheit ausgeſtoßen ſein wird, die wir heute bekämpfen, wird der rückblickende Patriot, der das Werden und Weſen dieſer Krankheit richtig beurtheilen will, gern zu dieſer klaren und inhaltreichen Schrift greifen.

Seit fünfzehn Jahren ſchon haben wir uns daran gewöhnt, an jedem wichtigen Wendepunkte unſrer nationalen Entwickelung, vor allem in ſchweren Kriſen unſres Volkes, die gewichtige Stimme Heinrich's von Treitſchke zu vernehmen, mahnend, warnend, ermuthigend, je nach der Lage des Augenblicks. Oftmals hat die Leidenſchaft der Erregung die Stimme des treuen Patrioten verkannt und mißachtet, wenn auch wenige deutſche Blätter dabei ſo wenig

Achtung vor der unabhängigen Meinung eines Gegners bezeugen mochten, wie das Organ der Familie Cotta, das jahrelang an die deutſchfeindliche reaktionäre Politik des Hauſes Habsburg verkuppelt war, jahrelang gleichzeitig ſich von Herrn Liebknecht Berichte ſchreiben ließ, und heute die traurige Stirn beſitzt zu reden von der „charakterloſen Selbſtſchändung, mit welcher Viele, die bis zur jüngſten Wendung zur nationalliberalen Partei zählten, heute ihre liberalen Grundſätze verleugnen". Man braucht nur die Gelegenheitsartikel Treitſchke's in ſeiner Sammlung „Zehn Jahre deutſcher Kämpfe" nachzuleſen, um zu erkennen, wie hoch dieſe ſturmgeborenen Kinder eines Koryphäen der deutſchen Wiſſenſchaft über dem Tagesgeſchwätz ſtehen, wie oft und in welchem Maße die Geſchichte ſeinen erregten Warnungen Recht gegeben hat.

Wir ſind hocherfreut, auch in der ſchweren Kriſis, die gegenwärtig unſer Volk bewegt, die mannhafte Stimme Treitſchke's zu vernehmen. Er hat noch vor Auflöſung des Reichstags im Juniheft der „Preuß. Jahrb." ſeine Meinung geäußert. Er hat im Verlag von G. Reimer in Berlin dieſen Ausdruck ſeiner innerſten Ueberzeugung in einer kleinen Broſchüre: „Der Sozialismus und der Meuchelmord" (30 Pfg.) erſcheinen laſſen. Keine andere Schrift unter all den Wahlaufrufen, den Programmen von Parteien, einzelnen Abgeordneten u. ſ. w. kann unſeres Erachtens der Beherzigung aller antiſozialiſtiſchen Parteien dringender empfohlen werden, als dieſe kleine Broſchüre. Die Gefahren der Sozialdemokratie, die innere Fäulniß ihrer Lehre und Beſtrebungen, der nothwendige urſächliche Zuſammenhang der fluchwürdigen Thaten vom 11. Mai und 2. Juni, die dringende Pflicht aller Ordnungsparteien, vor Allem dieſem Grundübel unſerer nationalen Entwickelung zu ſteuern, iſt nirgendwo ſo klar und überzeugend dargethan, als hier. Vor Allem mag die nationalliberale Partei aus dieſer Schrift die Bahn erkennen, auf welche ihre Geſchichte und ihr Weſen ſie nothgedrungen hinweiſt. H. B.

Soeben iſt im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig der erſte Band der autoriſirten deutſchen Ausgabe von Henry M. Stanley's epochemachender Afrikareiſe unter dem Titel „Durch den dunkeln Welttheil" erſchienen, ein Werk, deſſen Erſcheinen von der ganzen gebildeten Welt mit Spannung erwartet, mit größter Freude begrüßt wird. Wie könnten wenige Zeilen verſuchen, den Inhalt eines Buches auch nur anzudeuten, welches die Fahrten und Forſchungen eines Entdeckers erzählt, der nach dem maßgebenden Urtheile unſres Petermann der hervorragendſte aller Zeiten nach der bisherigen menſchlichen Erfahrung genannt zu werden verdient. Ihm dankt die Welt die Löſung von Räthſeln, an denen Jahrhunderte hinabſanken, Tauſende ſtarben und verdarben, ohne die Löſung zu finden. Dieſes Buch bietet ſie. Zahlreiche

Abbildungen und Karten geben einen Begriff der unermeßlichen Tragweite dieſer abenteuerlichen Entdeckungsreiſe, die vom Verfaſſer erzählt wird mit dem nüchternen Gleichmuth, der naiven Freude und der gottesfürchtigen Demuth des Neuengländers, die uns Deutſchen ſo naturverwandt ſind. Dieſe vorläufige Anzeige des bedeutſamen Werkes gedenken wir bald durch ausführliches Eingehen auf ſeinen Inhalt zu ergänzen.

Karl Friedrich Gauß, Zwölf Kapitel aus ſeinem Leben, von Ludwig Hänſelmann, Stadtarchivar in Braunſchweig. Leipzig, Duncker und Humblot 1878. Eine kleine, auf ganz authentiſchen Quellen, mündlichen wie ſchriftlichen, beruhende Jubiläumsgabe zu dem hundertjährigen Geburtstag des großen Denkers, welche ihn rein menſchlich, von der einfachſten und rührendſten Natürlichkeit und darum doch nicht minder groß und bedeutend zeigt.

Die Prachtausgabe von Schiller's Werken. (Stuttgart und Leipzig, Eduard Hallberger) iſt dermalen bis zur 26. Lieferung, d. h. nahezu bis zum Schluſſe der Trilogie Wallenſtein gediehen. Die Illuſtrationen zu Wallenſtein's Lager ſind von F. Heiges keck und wirkungsvoll, zu den Piccolomini und Wallenſtein's Tod von C. Häberlin mit ausgezeichneter Treue der Koſtüme und der Porträts, und dennoch mit echt künſtleriſcher Freiheit und Schönheit komponirt. Unter allen bisherigen Lieferungen dieſes Werkes möchten wir diejenigen, welche die Wallenſtein-Trilogie uns bietet, am höchſten ſtellen in künſtleriſcher Vollendung. Auch die Holzſchnitte von Brend'amour verdienen vollſte Anerkennung. —

Mit **dem 27. Hefte** begann dieſe Zeitſchrift das III. Quartal ihres 37. Jahrgangs, **welches durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes zu beziehen iſt.** Preis pro Quartal 9 Mark.

Privatperſonen, geſellige Vereine, Leſegeſellſchaften, Kaffeehäuſer und **Konditoreien** werden um gefällige Berückſichtigung derſelben freundlichſt gebeten.

Leipzig, im Juni 1878. **Die Verlagshandlung.**

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

Die Entwickelung des altrömiſchen Kriegsweſens.

Von Max Jähns.

I.

Von den Anfängen bis zum Veiiſchen Kriege.

Unter den drei ſüdlichen Halbinſeln Europas iſt Italien die rein europäiſche. Denn die Lage der Balkan-Halbinſel mit der reich entwickelten Oſtküſte und ihrer Inſelwelt deutet nach Aſien; die der Pyrenäen-Halbinſel weiſt nach Afrika und auf den Ozean; Italien dagegen nimmt zwiſchen den Gliedern Europas im Becken des Mittelmeeres eine centrale Stellung ein, und dieſer entſprang ſeine völkerverbindende und völkerbeherrſchende geſchichtliche Sendung. Keineswegs aber bietet die geographiſche Lage Italiens nur günſtige Bedingungen. Die Oſtküſte iſt hafen- und inſelarm; ſie hat daher immer nur zu untergeordneter Bedeutung gelangen können, und ihre Bevölkerung ward ſtets bevormundet von der des höher entwickelten weſtlichen Theils. Die ſehr große Ausdehnung des Litorales bei geringer kontinentaler Breite erwies ſich einer näheren Verbindung der italiſchen Stämme nicht günſtig, zumal die Gebirgsſtruktur das Land in viele Thäler und abgeſchloſſene Geſtadelandſchaften zerſchneidet. Ein natürlicher Mittelpunkt fehlt, und der Verkehr nicht weniger Gebiete vollzieht ſich leichter zur See als zu Lande. — Wohl hat man Meer und Alpen als natürliche Befeſtigungen Italiens geprieſen; aber die See ſchließt nicht nur ab, ſondern öffnet auch, und faſt alle Alpenpäſſe ſteigen vom Auslande her weniger ſteil empor als von der italiſchen Seite, oder ſie theilen ſich nach dieſer in ſo viele Nebenarme, daß nur überlegene Kräfte einem Eindringlinge mit Erfolg entgegentreten können.*) — Dieſer Lage entſpricht

*) Daniel: Handbuch der Geographie. Leipzig 1872.

es, daß Eroberung und Koloniſation ſchon in ſehr früher Zeit große Verbreitung auf dem Boden der Apenninenhalbinſel gewannen und die urſprüngliche Bevölkerung bis auf geringe, kaum erkennbare Reſte verdrängten, vermiſchten und auſſogen.

Die älteſten Spuren deuten auf Bewohner keltiſchen Urſprungs; dahin zählen die Ligurer, die Siculer, Sicaner und vielleicht auch die Umbrer. Altpelasgiſche, den Griechen verwandte Stämme, kühne Seefahrer und Städteerbauer, ſiedelten ſich an den Küſten des Weſtmeeres an, das von ihnen den Namen des Tyrrheniſchen erhielt, und verſtärkt durch Einwanderung aus dem nordiſchen Rätien, breiteten dieſe Etrusker ihre Herrſchaft vom Tiber bis an den Fuß der Alpen aus. — Südlich und ſüdöſtlich von ihnen hauſten die, wohl über das adriatiſche Meer eingewanderten, den äoliſchen Griechen nahe ſtehenden Auſonier Mittelitaliens: Latiner, Sabiner, Samniter u. A., welche in der Folge vorzugsweiſe als eigentliche Italer betrachtet und bezeichnet werden. Den Süden aber erfüllt das bunteſte Völkergemiſch. Da ſitzen in Campanien pelasgiſche Tyrrhener, die Brüder der Etrusker, daneben im Kyme ioniſche Griechen; das ganze Südgebiet ſteht unter der Herrſchaft helleniſcher Kolonieſtädte, zum Theil achäiſchen Urſprungs wie Sybaris und Kroton, zum Theil doriſcher Abſtammung wie Tarent; auf Sizilien endlich ſtoßen die Dorer mit den Phoenikern zuſammen; jenen fällt der Oſten, dieſen der Weſten zu, und von dem alten ſikuliſchen Stammvolke bleibt faſt nur der Name übrig.*)

Es iſt ſehr merkwürdig, daß nicht dieſe üppigen Geſtade Groß-Griechenlands der Ausgangspunkt der weltgeſchichtlichen Machtſtellung Italiens wurden, ſondern die Küſtengaue am Fuße der ſabiniſchen und aequiſchen Apenninen: das Gebiet von Latium (d. h. Plattland); und wieder ſind es nicht die alten Kulturſitze dieſer Gegend: Lavinium, Alba, Ardea und Tibur, an die ſich jene große Entwickelung knüpft, ſondern ein Städtchen, das aus der Vereinigung einer altlatiniſchen Anſiedlung auf dem Palatiniſchen Hügel mit einem ſabiniſchen Nachbarorte auf dem Quirinal und einer vielleicht etruskiſchen Beimiſchung hervorging: Rom. — Hegel hat darauf hingewieſen, daß Rom nicht eigentlich das natürliche Centrum der Halbinſel ſei, höchſtens das der Weſtküſte. Seine zwingende Macht liege nicht in der dominirenden Lage, ſondern in ſeiner Energie, in jenem Momente der Gewaltſamkeit, das allem römiſchen Weſen und Wirken ſeinen Stempel aufpräge. Das Werkzeug dieſes großartigſten Egoismus der Weltgeſchichte, das Werkzeug der kapitoliniſchen Staatskunſt war aber das römiſche Heer.

*) Nach G. A. v. Klöden: Handbuch der Erdkunde, 3. Aufl. 1876 und nach Kiepert's Erläuterungen zu ſeinem Atlas der antiken Welt. 1848.

Das Heerweſen Roms hat ſich durch die von Geſchlecht zu Geſchlecht überlieferten Kriegserfahrungen eines halben Jahrtauſends bis zu wiſſenſchaftlich begründeten Organiſationen herausgebildet*) und iſt auf dieſem langen Stufengange ſtets im innigſten Zuſammenhange mit den Entwickelungen der Staatsverfaſſung geblieben. Die Zeit der Könige und der Republik umfaßt ſein Werden und Wachſen von den erſten Urſprüngen bis zu der Höhe cäſariſcher Macht.

Zu der Zeit, da die Römer zuerſt als eine Volksperſönlichkeit in der Geſchichte erkennbar werden, lag bereits eine lange Vergangenheit hinter ihnen. Von Anfang an tritt die Gliederung des Volkes in einen herrſchenden und einen untergebenen Stand hervor und deutet auf Eroberung des Landes und Unterwerfung der früheren Einwohner.**) Auch in der Urzeit der Römer, wie in der der Hellenen iſt die allgemeine Wehrpflicht ſelbſtverſtändliche Grundlage der Gemeinde. Auf den pilumnus populus, d. h. auf die ſpeerſchwingende Wehrmannei flehen uralte Litaneien den Segen des Mars herab, und der das Volk leitende dictator oder rex redet die Verſammlung der Gemeindemitglieder als quirites, d. h. als Speermänner an.***) Neben den Vollbürgern oder Patriziern, welche meiſt zu Pferde fochten, ſtanden die Plebejer, die Unterthanen, und zwar ſolche, die ſich in Abhängigkeit von der Geſammtheit der Patrizier befanden, alſo dem Staate unmittelbar unterthan waren, und ſolche, die in Gruppen den einzelnen patriziſchen Familienhäuptern als Hörige, als Klienten, zugetheilt waren. Sie bildeten die Maſſe des Fußvolks.

Der König war vom Volke gewählt und vereinigte in ſeiner Perſon die Obliegenheiten des Feldherrn, des Oberprieſters und des höchſten Richters. Ihn ſchmückte die purpurverbrämte Toga (toga praetexta), und 10 Liktoren trugen ihm die Ruthenbündel (fasces) mit den Beilen (secures) voran. Zum Unterhalte war ihm ein Theil der Staatsländereien (der ager publicus) zugewieſen. War er geſtorben, ſo wurde die Regierung zunächſt von Zwiſchenkönigen (interreges) geführt, welche vom Senate ernannt wurden, der aus 300 Patriziern beſtand. Dieſer Senat bereitete mit dem Könige die Geſetze vor, und die Vollbürger ſtimmten über dieſelben nach Curien mit Ja oder Nein ab (comitia curiata).

Das patriziſche Volk zeigt ſich ſtreng gegliedert in Stämme, Geſchlechter und Familien, und auf dieſer Ordnung iſt der Staat aufgebaut. Die römiſche gens entwickelt einen Geſchlechtsgeiſt und einen Blutſtolz, der ſogar geſondert

---

*) Liv. hist. IX. 17.

**) Ihne: Römiſche Geſchichte I. S. 93.

***) Von quiris oder curis = Speer und ire = gehen, wie samnis und sabinus von σαύνιον = Speer. Mommſen erinnert auch an die Verwandtſchaft von populus und populare = verheeren.

neben dem Nationalſtolze ſteht und dem es entſpricht, daß die Kriegsverfaſſung ſich zuerſt im genokratiſchen Sinne geſtaltet. Wie viele Geſchlechter ſich vereinigten, um eine der 30 Curien zu bilden, die das ganze Volk der Patrizier darſtellten, wiſſen wir nicht; deutlich laſſen ſich dagegen die Curien erkennen als Sitz der Souveränetät, und durch Zuſammenfaſſung von je 10 Curien zu einer höheren Einheit ergaben ſich die drei Stammtribus der Ramner, Titier und Lucerer, deren uralte Namen ſchon den Römern fremdartig klangen, indes wahrſcheinlich eine Beziehung nicht nur zur urſprünglichen Herkunft von latiniſchen, ſabiniſchen und etruskiſchen Anſiedlern, ſondern auch zum Heerweſen hatten. — Das römiſche Heer bildete ſich nämlich als legio, d. h. als Ausleſe, in der Weiſe, daß jede der drei Stammtribus, wie ſie in 10 Curien zu je 10 Decurien zerfiel, auch 100 Reiter und 1000 Fußgänger ſtellte. Die Reiter hießen celeres = Schnelle oder flexuntes = Schwenkende, die Fußgänger milites (mil-es) d. h. Tauſendgänger.*) Die Legion zerfiel alſo in drei Theile, deren jeder aus einer Rittercenturie (Hundertſchaft) und einer Fußvolks-Tauſendſchaft beſtand, und jeder Abtheilung befahl ein Tribun. Auf derſelben militäriſchen Eintheilung beruht aber auch die Ordnung der römiſchen Volksverſammlung in 30 Curien und die noch in ſpäten Zeiten der Republik erhaltene Befugniß der Curien, den Konſuln durch die lex curiata de imperio die oberſte richterliche und militäriſche Machtvollkommenheit zu verleihen.**) Dem auf der Dingſtätte (comitium) in ſeinen Curien verſammelten Volke, alſo den Curiatkomitien, fielen Königswahl und Geſetzgebung, namentlich aber auch die Entſcheidung über Krieg und Frieden zu. Nur wenn die comitia mit dem Senate und dem ſie einberufenden Könige in der Kriegserklärung einig waren, galt der Krieg als ein gerechter, für den der Segen der Götter mit Fug zu erwarten ſei. — Die Kriegsankündigung geſchah in feierlicher Weiſe durch die „Fetialen“, öffentliche Herolde, welche als Symbol des heimiſchen Bodens „das reine Kraut“ und als Zeichen der Kriegseröffnung einen angeſengten blutigen Stab führten und ihren Auftrag in uralten Formen pomphaft ausrichteten.

Als die Bürgerſchaft ſich vermehrt, ja verdoppelt hatte, forderte man ihr auch die doppelte Zahl an Kriegsmannſchaft ab. Beim Fußvolke geſchah dies wohl einfach dadurch, daß man ſtatt einer zwei Legionen aufſtellte. Die Reiterei jedoch, welche nicht nach jedem Feldzuge neu formirt wurde, ſondern, gleich der der Athener, auch im Frieden beſtand und gemeinſame

---

*) Mommſen: „Römiſche Geſchichte.“ I.

**) Ihne: „Römiſche Geſchichte.“ I.

Uebungen hielt,*) wurde auf 6 Centurien erhöht: Tities, Ramnes, Luceres primi et secundi, deren jede ihren eigenen Tribun hatte.

Die Kampfweiſe der ritterlichen Geſchlechterlegion dürfte mit der der helleniſchen Heroenzeit nahezu übereingeſtimmt haben. Denn wenn auch die römiſchen Ritter nicht zu Wagen fochten, ſo thaten ſie ſich doch ganz ſo wie die *πρόμαχοι* des griechiſchen Epos im Einzelkampfe hervor und führten zwei Roſſe mit ſich, um, ſobald ſie den einen Gegner abgethan, zum zweiten Anritt das friſche Pferd beſteigen zu können.**) Mannigfache Andeutungen bei Livius laſſen darauf ſchließen, daß gleich den homeriſchen Wagenkämpfern, auch die römiſchen Ritter das erſte Treffen der Schlachtordnung, die milites dagegen das zweite Treffen bildeten.***) Zuweilen auch formirten die Ritter ein Elitekorps, welches bei höchſter Gefahr, von den Pferden abſitzend, in die Front trat und durch perſönliche Tapferkeit den Ausſchlag gab.†) — Eine ſchwergerüſtete Reiterei mit ausſchließlich patriziſchem Charakter machte demzufolge den eigentlichen Kern des älteſten Römerheeres aus, und ſolche Kampfweiſe ſcheint die allgemeine der Altitalier geweſen zu ſein. Sie erſcheint bei den Capuanern noch im zweiten puniſchen Kriege, und dieſer Verbreitung des Reiterweſens in Italien dürfte es zu danken ſein, daß Rom ſpäter in der Lage war, den Haupttheil ſeiner Kavallerie aus Bundesgenoſſen zu bilden. Aber auch bei den Römern ſelbſt erhielt ſich der Gebrauch des ritterlichen Einzelkampfes von den Urzeiten bis in das zweite Jahrhundert vor Chriſtus; denn wie Romulus gegen König Akron von Caenina, wie die Horatier gegen die Curiatier, ſo beweiſt u. a. noch Publ. Scipio Aemilianus (151 v. Chr.) ſeine Tapferkeit im Zweikampf, ſo rühmt ſich M. Servil. Pulex Geminus (202), daß er 23 Zweikämpfe in Folge von Herausforderungen beſtanden habe, und die Münzen der Servilier ſtellen ihn dar, wie er zu Roß, mit der Lanze anrennend, ſeinen Gegner niederſtößt.††) Aus einzelnen Stellen römiſcher Schriften erkennt man überdies, daß in der Frühzeit zuweilen ſogar ſolche Kämpfe ſelbſtändig von den Rittern aufgenommen wurden, zu welchen an und für ſich ſchwere Reiterei nicht als geeignet erachtet werden kann,†††) und auch für die Folgezeit ſind Nachrichten

---

*) Dieſe Uebungen beſtanden als Feſtlichkeiten der römiſchen Ritterſchaft bis in die ſpäteſte Zeit.

**) Marquard: Römiſche Staatsverwaltung. 1876. II. S. 312.

***) Jene Andeutungen dürften, trotz des phantaſtiſchen Charakters der Schlachtſchilderungen des Livius Wahrſcheinlichkeit haben, weil eine ſolche Aufſtellung von allen ſpäte üblichen Schlachtordnungen in der entſchiedenſten Weiſe abweicht. — Vergl. die Einleitun zu Köchly und Rüſtow Griech. Kriegsſchriftſteller. II. Taktiker 1.

†) Marquard a. a. O. S. 313.

††) Borghesi: Oeuvres I., 441 ff.

†††) Pauli Diac. excerpta ex lib. Pomp. Festi de significatione verborum Lib. XVIII.

von Gefechten überliefert, in denen die Reiterei den erſten Angriff machte und die hellen Haufen des Fußvolks erſt dann vorrückten, wenn durch jenen Angriff die feindliche Linie bereits erſchüttert oder durchbrochen war.*) Zur Gefechtseinleitung mögen übrigens noch einige Schaaren Leichtbewaffneter beigetragen haben, die als Schleuderer und Bogner außer Reih' und Glied kämpften.**)

Das Fußvolk, die plebs, von dem 10 Mann auf einen Reiter kamen, ſtand, wie bereits erwähnt, theilweiſe zu den einzelnen Rittern als ihren Patronen im Verhältniſſe von Clienten und erſcheint inſofern als deren perſönliches Gefolge. Zum Theil aber gehörte es der Geſammtheit der Patrizier an. Dieſer Theil der plebs war für die allgemeinen Gefechts- und Kriegszwecke jedenfalls beſſer verwendbar als die Clienten, und ſo mag ſich früh ſchon der Wunſch geregt haben, die Heeresverfaſſung auf anderer Grundlage aufzubauen als auf dem Geſchlechtsverbande. Solchen Beſtrebungen kamen die bürgerlichen Verhältniſſe bald entgegen.

Die Plebejer, ſoweit ſie nicht Clienten waren, erſcheinen als die Bewohner benachbarter Orte und Landſchaften, die, im Kriege bezwungen und vertragsmäßig in den römiſchen Staatsverband aufgenommen, doch als außerhalb des Geſchlechts- und Curienverbandes ſtehend, keinerlei ſtaatsbürgerliche Rechte hatten. Es waren alſo meiſt Bauern, die nur an Markttagen in die Stadt kamen; aber ihr Wohlſtand war in ſtetem Steigen begriffen, und an den Markttagen hielten ſie Gemeindeverſammlungen ab, bei denen ſie mehr und mehr ſelbſtbewußt und fordernd aufgetreten ſein mögen.

Mit der wachſenden Bedeutung Roms nahm auch die Zahl der in ſeinem Bereiche wohnenden Nichtbürger hostes oder peregrini, welche ſämmtlich zur plebs gerechnet wurden, namhaft zu. Immer dringender wurde die Nothwendigkeit, mächtigen Feinden gegenüber, die rechtlich ſchroff getrennten, durch gemeinſames Intereſſe aber eng zuſammengehaltenen Stände für die Kriegsleiſtung in billiger und wirkſamer Weiſe zu organiſiren. Der Zuſammenſtoß mit den nach griechiſcher Hoplitenart ſchwergerüſteten und phalangitiſch geſchaarten Etruskern wies gleichzeitig auf das Bedürfniß eines tüchtigen, gut bewaffneten und in geſchloſſener Phalanx fechtenden Fußvolks hin.***) Dieſe militäriſchen Forderungen trafen mit ſolchen der inneren Politik zuſammen; denn es konnte nicht

*) Liv. hist. II. 31.

**) Darauf deuten die offenbar uralten Wortbildungen velites und arquites und die ſpätere Organiſation der Legion (Mommſen).

***) Köchly und Rüſtow a. a. O. — Die Etrusker ſtanden noch i. J. 444 in der Phalanx, wie man aus Livius Worten ſchließen darf: Etrusci, quia nullis recentibus subsidiis fulta prima acies fuit, ante signa circaque omnes ceciderunt. (IX. 32.)

ausbleiben, daß die plebejiſchen Krieger einen mit ihrer Zahl ſtets wachſenden Einfluß auf die Beſchlüſſe übten, welche das geordnete Heer als Volksverſammlung faßte, auch wenn ſie nicht unmittelbar ſtimmberechtigt waren; es war unvermeidlich, daß eine Vertheilung der politiſchen Rechte nach dem Maße der politiſchen Pflichten eintreten mußte.*) — Solchen Erwägungen entſprach Centuriat-Verfaſſung, welche ſich an den Namen des Servius Tullius knüpft. Sie iſt die vornehmſte Grundlage des römiſchen Lebens, ſowohl in bürgerlicher als in kriegeriſcher Hinſicht.

Die ſervianiſche Verfaſſung ordnet das römiſche Volk nach Abtheilungen der ſtreitbaren Männer wie ſie im Heerbanne ſtehen und kämpfen und wie ſie in der Bürgerſchaft ſtimmen ſollten. Sie berückſichtigt jedoch, gleich der ſoloniſchen Verfaſſung Athens, lediglich ſolche Männer, welche vom eigenen Grundbeſitze Steuern zahlten, die assidui (Steuerzahler) oder locupletes (Begüterte). Damit erhielt die Kriegsverfaſſung Roms ſtatt der bisherigen genokratiſchen Baſis eine timokratiſche; die Dienſtpflicht und die damit zuſammenhängende Verpflichtung, dem Staate im Nothfalle vorzuſchießen (das Tributum) wurde auf alle Grundbeſitzer gelegt, mochten ſie bürgerlich oder blos Inſaſſen ſein; die Heeresfolge wurde aus einer Perſonal- zu einer Real-Laſt,**) der Kriegsdienſt aber ein Ehrenrecht und eine Ehrenpflicht für Jeden, den die Verfaſſung zur Ausübung politiſcher Rechte befähigte und den ſein Vermögen in den Stand ſetzte, ſich auf eigene Koſten zu rüſten. Dienſtpflicht und Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten wurden eng miteinander verknüpft, und da beide nach dem Maßſtabe des Vermögens geregelt wurden, ſo bewahrte die ganze Verfaſſung die ariſtokratiſche Geſtaltung und kriegeriſchen Charakter. — Dies hat nicht nur den entſchiedenſten Einfluß auf die Entwicklung der römiſchen Weltmacht geäußert, ſondern auch weſentlich zur Geſundheit des Staates beitragen.***)

Jeder anſäſſige Mann vom 17. bis zum 60. Lebensjahre, mit Einſchluß der Hausſöhne anſäſſiger Väter, war wehrpflichtig ohne Unterſchied der Geburt.

Statt der Eintheilung in die Stammtribus fand nun eine ſolche in 5 Klaſſen ſtatt, welche die geſammte Bürgerſchaft einſchloſſen. „Classis“ ſtammt von „calare“ = berufen, einladen; es heißt alſo die „Einberufung“ und in der Militärſprache kurzweg das Heer ſelbſt. Die 1. Klaſſe umfaßte die reichſten Bürger, die daher vorzugsweiſe classici, Zuerſtberufene, hießen und

*) Ihne a. a. O.

**) Mommſen a. a. O.

***) Vergl. Nitzſch: Das Verhältniß von Heer und Staat in der römiſchen Republik (Sybel's hiſtor. Zeitſchrift. Bd. 7. München 1862). Ferner: Lange, Römiſche Alterthümer. 3. Aufl. 1. Bd. Berlin 1876.

auf mehr als 100,000 Aſſe, d. h. Pfunde Kupfers geſchätzt waren. Für jede folgende Klaſſe nahm die Schätzung um 25,000 Aſſe ab, ſodaß in der 5. Klaſſe diejenigen Bürger ſtanden, welche zu weniger als 25,000 Aſſe geſchätzt waren. Die aber weniger als 11,000 Aſſe hatten, blieben als proletarii, d. h. als bloße Kindererzeuger, vom Kriegsdienſt im Weſentlichen frei.*)

Nach der damaligen Bodenvertheilung war mehr als die Hälfte der Bürger im Beſitze eines zum Eintritt in die erſte Klaſſe verpflichtenden Vermögens; denn es war dies eben nur der mittlere Werth einer ganzen Bauerſtelle. Die Classici ſind alſo Vollhufner. — Die Dreiviertel-, Halb- und Viertel-Hufner machten je ein knappes, die Achtelhufner ein reichliches Achtel aller Anſäſſigen aus. Dementſprechend wurde feſtgeſetzt, daß für das Fußvolk auf 80 Vollhufner je 20 der drei folgenden und 28 der fünften Klaſſe ausgehoben werden ſollten; oder, was daſſelbe ſagen will: die erſte Klaſſe umfaßte 80 Centurien, die zweite, dritte und vierte je 20, die fünfte 28 Centurien. Hierzu kamen noch 4 Centurien Spielleute, Waffenſchmiede und Zimmerleute. (Tubicines, cornicines und fabri.)**)

Geſondert von dieſer Einrichtung des Fußvolks iſt die der Reiterei. Allerdings wurde auch dieſe Waffe durch Servius Tullius allen Bürgern ohne Unterſchied der Geburt zugänglich gemacht und zugleich der Zahl nach verdreifacht, indem 12 neue Rittercenturien geſchaffen wurden; aber ſie behielt doch ihren patriziſchen Charakter, da nur die vermögendſten und anſehnlichſten Grundbeſitzer im Stande waren, in ihren Reihen zu dienen.***) Denn trotz der den Rittern gewährten Entſchädigung für Pferd und Futter (aes equestre und aes hordearium) blieb die Unterhaltung zweier Roſſe und eines Reitknechtes noch immer ſehr koſtſpielig, und ſo nahmen die 18 centuriae equitum innerhalb der erſten Cenſusklaſſe eine bevorzugte Stellung ein.

Der neuen Heereseinrichtung entſprach vollkommen die neue bürgerliche Verfaſſung: Von den patriziſchen Curiatkomitien ging die Volksſouveränetät über auf die Centuriatkomitien, d. h. auf die Verſammlung aller Wehrpflichtigen. Nicht mehr die Curien, ſondern die Centurien ſind es fortan, die zu den Teſtamenten der Krieger vor der Schlacht ihr Vollwort geben; die

*) Sie ſtellten nur einige adcensi, Erſatzmänner, die als velati (Unbewaffnete) mit dem Heere zogen und im Fall eintretender Lücken mit den Waffen der Gefallenen oder Kranken ausgerüſtet und eingereiht wurden.

**) Mommſen und Ihne.

***) Frauen, Unmündige und Greiſe, welche Grundbeſitz hatten, wurden angehalten, einzelnen Reitern die Pferde zu ſtellen, ſo daß es auch eine geringe Anzahl von Reitern gab, welche nicht Grundbeſitzer waren.

Digitized by Google

Centurien erſucht der König um ihre Einwilligung vor dem Beginn eines Angriffskrieges.*) — Jede Centurie hatte eine Stimme. Die Entſcheidung lag alſo in den Händen der classici, welche die 80 Centurien der erſten Klaſſe und die 18 Ritter-Centurien bildeten. Dafür aber kämpften ſie auch mit ſchwerer und koſtbarer Rüſtung in erſter Reihe und hatten ſpäterhin überdies noch die Hauptlaſt der Kriegsſteuer zu tragen.**)

Alle fünf Jahre wurde nach den eidlichen Angaben des verſammelten Volkes die Schatzungstafel und demzufolge die Eintheilung deſſelben für Beſteuerung und Heerdienſt neu geregelt, worauf ſich die ganze zum Kriegsdienſt berufene Bürgerſchaft bewaffnet zu einer Heerſchau ſtellte, die mit feierlichem Opfer endete.

Die Hälfte der Centurienzahl jeder Klaſſe umfaßte die Männer vom 17. bis zum 46. Jahre, die iuniores; die andere beſtand aus Bürgern vom 46. bis zum 60. Lebensjahre, seniores. Jene waren zum Felddienſt, dieſe im Nothfalle zum Schutz der Stadt beſtimmt. Die Reiterei als durchaus zum Felddienſt errichtet, beſtand lediglich aus jüngeren Männern.

Innerhalb der Dienſtzeit vom 17. bis zum vollendeten 45. Jahre war der Legionär übrigens nur zu 16, äußerſten Falles zu 20 Feldzügen, der Reiter nur zu 10 Feldzügen verpflichtet, welchen man mit Unterbrechungen beiwohnen konnte. Niemand aber durfte ſich um ein öffentliches Amt bewerben, der nicht wenigſtens die Hälfte dieſer Feldzüge mitgemacht hatte. Ausnahmen waren nur als Belohnung für ausgezeichnete Dienſte geſtattet.***) Zeitweiſe oder gänzliche Befreiung vom Kriegsdienſte fand allein Staatsdienern, Prieſtern oder körperlich Unfähigen gegenüber ſtatt. — Eine Verwendung der seniores trat übrigens, zumal in ſpäterer Zeit, nur in ſeltenen Fällen ein.†)

Die Bewaffnung innerhalb der Centurien war verſchieden. Nur die Vollhufner trugen die vollſtändige Hoplitenrüſtung; und von Klaſſe zu Klaſſe nahm die Zahl der Rüſtſtücke ab.

Wenn das Volk einen Angriffskrieg beſchloſſen hatte, ſo waren damit auch die erforderlichen Mittel genehmigt. Meiſt bedurfte man zu einer Heerfahrt nicht der Geſammtzahl der in den 85 centuriae iuniorum enthaltenen Mannſchaft, und es fand dann eine Aushebung, dilectus, ſtatt. Zu dieſer hatten

*) Mommſen a. a. O.

**) Ihne a. a. O.

***) Lic. Phil. V. 19. § 52.

†) Bei Beginn eines Krieges wurden ſie niemals gleich aufgeſtellt. Der während des Krieges das Stadtkommando führende praefectus urbis konnte ſie jederzeit, wenn es nöthig war, unter die Waffen rufen.

Digitized by Google

ſich ſämmtliche iuniores auf dem Capitol einzufinden. Ueber Nichterſcheinende verhängte der König Strafen: Vermögensbußen, Gefängniß, körperliche Züchtigung, ja Verkauf in die Sklaverei.*)

Bevor man das ausgehobene Heer im Felde verwendete, ward es nach uralter Sitte durch das sacramentum verpflichtet, dem Feldherrn, dem das imperium übertragen worden, zu gehorchen.

Die militäriſche Organiſation blieb beim Fußvolke die Legion und zwar als eine in altdoriſcher Art gereihte und gerüſtete Phalanx von 8 Gliedern Tiefe. Die ſchwergewaffneten Vollhufner ſtellten deren vier erſte Glieder her; in den beiden folgenden ſtanden die minder gerüſteten Bauern der 2. und 3. Klaſſe, während die der beiden letzten Klaſſen das 7. und 8. Glied bildeten oder gelegentlich neben der Phalanx als rorarii, d. h. als leichtbewaffnete „Sprenkler“ kämpften.**) — Wahrſcheinlich waren für die verſchiedenen Theile der phalangitiſchen Legion bereits die Namen der principes, triarii und hastati üblich, die in ſpäterer Zeit mit allerdings ganz und gar veränderter Bedeutung ſo viel gebraucht werden. Der Ausdruck principes oder proci erinnert an die Promachoi, die Vorkämpfer der Griechen, und bezeichnete gewiß die beſtbewaffneten Krieger der erſten Klaſſe; unter den triarii wird man entweder die Leute der 3. Klaſſe zu verſtehen haben, oder die der drei erſten, ſtets in geſchloſſener Phalanx fechtenden Klaſſen überhaupt***), während ſich die Bezeichnung hastati jedenfalls auf das geſammte Linienfußvolk bezog im Gegenſatze zu den Leichtbewaffneten, den ferentarii (Wurfſchützen) oder rorarii, welche nicht wie jene mit der hasta, dem Spieße bewaffnet waren.†)

Die Verleihung der hasta, welche noch ſpäter als Auszeichnung vorkommt (hasta pura), dürfte urſprünglich mit der Aufnahme in die höheren Cenſusklaſſen verbunden geweſen ſein, ſodaß die Führung der hasta als ein Ehrenrecht erſcheint.††) Jede Klaſſe ſcheint überdies ein beſonderes Feldzeichen gehabt zu haben: die erſte den Adler, die zweite den Wolf, die dritte den Minotaur, die vierte das Roß und die fünfte einen Eber.†††)

In jeder Legion dienten 42 Centurien, d. h. 4200 Mann.*) Von dieſen waren 3000 mit Spießen bewehrt (nämlich 2000 der erſten und je 500 der

---

*) Lange: Römiſche Alterthümer. Berlin 1876.

**) Mommſen: Römiſche Geſchichte I. (rorare = beträufeln, beſprengen).

***) Lange a. a. O.

†) Köchly und Rüſtow: Einleitung zu den Griech. Kriegsſchriftſtellern II. 1.

††) Marquard II. S. 318.

†††) Plinius n. h. 10, 5, 16.

*) Für das Jahr 494 noch giebt Dionyſios von Halikarnaſſos (VI. 42) die Zahl 4000 an.

Digitized by Google

2. und 3. Klaſſe); 1200 aber fochten als Leichtbewaffnete (und zwar 500 der 4. und 700 der 5. Klaſſe). Da es, abgeſehen von den 4 Centurien der Spielleute, Schmiede und Zimmerer, 168 Fußvolks-Centurien gab, ſo zählte die Fußmannſchaft 16,800 Mann in 4 Legionen, von denen 2 für den Felddienſt beſtimmt waren.*) — Von den 18 Centurien der Ritterſchaft, die alſo 1800 Pferde zählten, pflegten jeder ausrückenden Legion 3 Centurien beigegeben zu werden, welche in turmae eingetheilt wurden. Jede turma zerfiel in 3 decuriae zu je 10 Mann.**) Endlich waren der Legion auch noch 2400 Erſatzmannſchaften (adscriptii) zugewieſen, welche ſo lange bis ihr Eintritt in die Reihen erforderlich wurde, als accensi velati (unbewaffnete Reſerviſten) zu militäriſchen Hilfsleiſtungen, namentlich zur Ausbeſſerung der Heerſtraßen verwendet wurden.***)

Die Geſammtſtärke des römiſchen Heeres erſten und zweiten Aufgebots betrug alſo etwa 20,000 Mann, und dieſe Zahl entſprach gewiß der der römiſchen Grundbeſitzer und ihrer Söhne um die Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr. Die Geſammtbevölkerung dürfte 80 bis 90 Tauſend Menſchen geweſen ſein. Bei ſteigender Bevölkerung wurde dann die Zahl der Centurien nicht vermehrt, ſondern dieſe wurden durch zugegebene Leute verſtärkt, ſo daß eine Centurie der Folgezeit keine wirkliche Hunderſchaft mehr iſt.

Der Geſammtumfang des römiſchen Gebiets muß zu Beginn des 5. Jahrhunderts mindeſtens 20 Quadratmeilen betragen und nicht nur die Gegend zwiſchen Tiber und Anio, ſondern auch die albaniſche Mark umfaßt haben. Dies Gebiet wurde lokal in 4 Tribus eingetheilt: Palatina, Subura, Esquilina und Collina, welche ungefähr gleich bevölkert waren und mit der alten auf der Geſchlechtsverfaſſung beruhenden Dreitheilung nicht mehr das Geringſte zu thun hatten, ſo daß nun der Ausdruck „tribus“ (Drittel) ebenſo uneigentlich ward, wie heutzutage die Bezeichnung „Quartier“ oder Stadt-„Viertel“. — Dieſe Miſchung fand offenbar recht im Gegenſatze zu den alten Stammtribus ſtatt. Man wollte abſichtlich alle Unterſchiede der Herkunft und des Wohnorts in dem einen gemeinſamen Heere aufheben und die alten Bürger

*) Mommſen: Röm. Geſch. I. — Steinwender in ſeinem Aufſatze „Ueber die Stärke der römiſchen Legion und die Urſache ihres allmählichen Wachſens, Danzig 1877“ berechnet die Stärke des Geſammtheers nur auf 16,000 Mann; die Mommſen'ſche Ziffer läßt er erſt für die Zeit nach Gründung der Tribus Cruſtumina gelten.

**) Die 3 decuriae entſprachen urſprünglich den alten patriziſchen Tribus der Ramnes, Tities und Luceres.

***) Noch unter den Kaiſern gab es eine centuria accensorum velatorum, welche mit dem Bau derjenigen Straßen zu thun hatte, die auf Koſten des Aerars in Italien unterhalten wurden. (Marquard. II. S. 319). Die Zahl 2400 für die velati giebt Mommſen.

mit den zugezogenen Inſaſſen, die Patrizier mit der Plebs zu Einem Volke verſchmelzen.*)

Anfangs ſchloſſen die 4 Tribus der Stadt wahrſcheinlich die angrenzenden Theile des Landgebietes mit ein; bald aber traf man für den ager romanus eine ſelbſtändige Eintheilung in tribus rusticae, deren anfangs 16 eingerichtet und nach den in ihnen angeſeſſenen Patrizierfamilien benannt wurden. Den nun vorhandenen 20 Tribus trat dann, vermuthlich im 4. Jahrhundert, die ſogen. Crustumina als 21. Tribus hinzu. Jede dieſer Tribus ſcheint in 8 Centurien zerfallen zu ſein und ein Kontingent von 200 Mann zu jeder Legion geſtellt zu haben, ſodaß Aenderungen in der Zahl der Tribus unmittelbar Einfluß übten auf die Stärke der Legion. Eine ſolche Aenderung trat im Jahre 385 ein, indem vier neue Tribus hinzugefügt wurden. Zugleich wurde die Zahl der Centurien jeder Tribus verdoppelt alſo auf 16 gebracht, ſo daß es ſeit 385, abgeſehen von den Rittercenturien, 400 Centurien gab, d. h. eine Geſammtarmee von 40,000, ein Feldheer von 20,000 Mann zu Fuß. Dies wurde nun nicht mehr in 2 ſondern in 4 Legionen getheilt, und ſo war die Legionsſtärke damals 5000 Mann.**)

Die Bürgerverſammlungen der Römer, die Centuriatkomitien, hatten einen durchaus militäriſchen Charakter. Die verſammelte Menge war der „exercitus“. Die Centurien der erſten Klaſſe ſtanden in 4 Gliedern vorn; die der andern folgten in je einem Gliede. Außerdem waren die Männer aber vom rechten zum linken Flügel nach den Tribus geordnet, deren Bezirkskontingent je eine Cohorte***) darſtellte, ſodaß man ſich die Aufſtellungsweiſe der ſervianiſchen Zeit und zwar nicht nur die in der Phalanx ſondern auch die in den Comitien, ganz ſo wie die attiſche Heerſchaar in der Schlacht bei Marathon als eine Kette nebeneinander ſtehender Bezirkskontingente zu denken hat. Wie in Attika die Phylen, ſo waren in Rom die Tribus natürliche Grundlage der Maſſirung des Fußvolks.

Das taktiſche Verhalten der phalangitiſchen Klaſſenlegion entſprach wohl durchaus dem der altdoriſchen Phalanx; doch gab der Legion die Beigabe der Rittercenturien einen Vorzug. Denn obgleich dieſe nunmehr auf den Flügeln der Phalanx aufgeſtellt und deren Befehlshabern untergeordnet wurden, die Ritterſchaft alſo den Charakter als Hauptwaffe

*) Mommſen a. a. O.

**) Th. Steinwender: Ueber die Stärke der römiſchen Legion und die Urſache ihres allmählichen Wachſens. Programm des Königl. Gymnaſiums zu Marienburg. Danzig 1877.

***) In dem lat. chors, cors, cohors kehrt das griech. χόρτος wieder. Es bezeichnet wie hortus urſprünglich einen umfriedeten Raum, und ſchon dieſe Herkunft des Wortes Kohorte deutet darauf hin, daß der organiſatoriſche Begriff eine lokale Unterlage hat, alſo anfänglich das Kontingent eines beſtimmten Bezirkes darſtellte. (Ebd.)

Digitized by Google

verlor, ſo bildete ſie doch noch immer eine auserleſene und durch ihr Fortbeſtehen in Friedenstagen korporativ gefeſtigte Elitetruppe, welche auf den Kampf zu Roß wie zu Fuß eingerichtet war. In ſolchem Sinne erſcheint dieſe Ritterſchaft als erſter Keim der subsidia, d. h. jener Gefechtsreſerven, die ſich bei den Römern zu großer Konſequenz und Vollendung entwickelten, während ſie bei den Griechen niemals über die erſten Anfänge hinaus gediehen.*)

Den Oberbefehl über das ganze Heer führte der König ſelbſt als magister populi; den Befehl über die equites und über die ebenfalls meiſt außerhalb der eigentlichen Phalanx fechtenden Leichtbewaffneten führte der magister equitum. — Zu jeder Legion gehörten 6 Stabsoffiziere, die tribuni militum, welche im Gegenſatz zu allen andern römiſchen Magiſtraten auch aus den Reihen der Plebejer ernannt werden konnten.

Der Zeit nach fällt die Ausgeſtaltung der ſervianiſchen Verfaſſung, auf welcher das römiſche Heerweſen durch zwei volle Jahrhunderte beruhte, offenbar zuſammen mit dem Bau des neuen Mauerrings von Rom und der Anbahnung ſeiner Hegemonie über Latium. Die Form dieſer Vorherrſchaft war die eines Schutz- und Trutzbündniſſes zwiſchen dem römiſchen Volke und der latiniſchen Eidgenoſſenſchaft. Das Bundesheer ſollte zu gleichen Theilen aus Streitkräften beider Staaten gebildet werden, der Oberbefehl zwiſchen Rom und Latium wechſeln, Landerwerb und Beute gleich getheilt werden (aequum foedus). Trotz dieſer Beſtimmungen dürfte jedoch Rom auch damals ſchon das Uebergewicht gehabt haben, wie es da, wo ein Staatenbund und ein einheitlicher, noch dazu monarchiſcher Staat miteinander in dauernde Verbindung treten, dem letzteren gewöhnlich zuzufallen pflegt.**)

Der Geiſt Roms war zu jener Zeit bereits, ja wohl von jeher, ein ausgeprägt kriegeriſcher und eroberungsſüchtiger, und dieſe Richtung des Volkes ſpricht ſich auch in ſeinen religiöſen Anſchauungen und Gebräuchen aus. Der heiligſte Dienſt war der des Mars. Mars iſt eines Stammes mit mors. Der tödtende Gott wird als ſpeerſchwingender Vorkämpfer der Quiriten gedacht; das ihm geheiligte Thier, der Wolf, iſt das Wahrzeichen der römiſchen Gemeinde. Das Feſt des Kriegsgottes eröffnet am 1. März das ganze Jahr; ein Pferderennen leitet den heiligen Marsmonat ein, und die Höhepunkte deſſelben ſind die Feſttage des Schildſchmiedens, des Waffentanzes und der Drommetenweihe (14., 19. und 23. März). Dieſe Tage feiern zugleich den Beginn der Kriegsjahreszeit, den Heeresaufbruch, und ihnen entſpricht im

*) Köchly und Rüſtow a. a. O.
**) Mommſen a. a. O.

Digitized by Google

Herbſte bei der Heimkehr vom Feldzuge das Feſt der Waffenweihe am 19. Oktober. So bezeichnen die Jahresfeſte der Römer die jährliche Kriegszeit.

Die Vereinigung der geſammten Gewalt in den Händen des Königs gab dieſem eine große Macht, welche der Landesfeind, doch oftmals auch der Bürger ſchwer empfand. Der Uebermuth forderte den Haß heraus. Die Oppoſition ſetzte es endlich durch, daß das Königthum aufhörte, lebenslänglich zu ſein, und an die Stelle des bisherigen rex traten zwei Jahresherrſcher, welche ſich praetores Feldherrn, judices Richter, oder auch ſchlichtweg nur Kollegen, consules, nannten. Jeder der beiden Konſuln übte während des gemeinſchaftlichen Amtsjahres die höchſte Macht ſo voll und ganz wie der König ſie innegehabt; aber dieſem rechtlichen Verhältniſſe gegenüber bildete ſich doch bald die Praxis heraus, daß der eine Konſul den Heerbefehl, der andere die Rechtspflege übernahm.*) Jedem Konſul war überdies freigeſtellt, in außerordentlichen Zeiten, wenn etwa ein ſchwerer Krieg die Herſtellung der urſprünglichen Einheit der Magiſtratur zu fordern ſchien, die kollegialiſche Gleichberechtigung zu ſuſpendiren und einen dritten Amtsgenoſſen zu ernennen, dem dann beide Konſuln gehorchten. Ein ſolcher Inhaber der außerordentlichen Magiſtratur führte den Namen des Heermeiſters (magister populi) oder des Gebieters (dictator) und hatte ſich ſofort einen magister equitum, einen Reitermeiſter zu ernennen, woraus erhellt, daß der dictator urſpünglich als Führer des Fußvolks gedacht wurde. — Die Diktatur erloſch ſtets mit dem Amte des ernennenden Jahreskonſuls und durfte überhaupt niemals länger als ein halbes Jahr währen.

Auch ohne einen Diktator zu ernennen, konnte übrigens der Konſul den Heerbefehl einem andern Manne übertragen, der dann aber nur als der Beauftragte, der legatus des Konſuls erſcheint.

Im Heere herrſchte der Feldherr, mochte er nun Konſul, Diktator oder Legat ſein, mit unbeſchränkter Gewalt wie einſt der König. Aber weder er noch ſeine Truppen durften, beſtimmte Ausnahmefälle abgerechnet, die Stadt betreten, ſolange ſie unter dem Kriegsgeſetze ſtanden. Die ſtaatsrechtliche Trennung des militäriſchen vom bürgerlichen Elemente vollzieht ſich. Zwar kam es anfangs wohl noch vor, daß der Feldherr im Lager ſeine Mannſchaft zur Bürgerverſammlung berief, und ſo gefaßte Beſchlüſſe blieben auch giltig. Aber die Sitte mißbilligte derartiges Verfahren, und bald unterblieb es als

*) In der Folge wurde der Geſchäftskreis des Conſulates durch Einführung der Cenſur (im Jahre 443) und der Prätur (366) entlaſtet. Die beiden Cenſoren beaufſichtigten nicht nur die Sitten, ſondern auch die Eintheilung des Volkes, den Prätoren wurde die Rechtspflege übertragen.

wäre es verboten.*) — Dennoch äußerte das Heer den größten Einfluß auf die Verfaſſungsentwickelung von Rom. Die Sagen von dem wiederholten Auszuge des geſchloſſenen Heeres auf den heiligen Berg mit der Drohung, eine geſonderte plebejiſche Stadt zu gründen, die Nachrichten davon, daß angeſichts des unerträglichen Druckes der Patrizier die Maſſe des Volkes wiederholt mit Verweigerung der Heeresfolge gedroht habe, geben Kunde von ſolchem Einfluſſe, und das, jenen Bewegungen entſpringende Volkstribunat iſt gewiß hervorgegangen aus der Deputation plebejiſcher Heerestribune, wenn es in der Folge auch keinerlei militäriſche Beziehungen hatte, ſondern lediglich als eine dem patriziſchen Konſulat gegenüber geſtellte negative und kontrollirende Inſtitution der Plebs erſcheint.**) Durch dieſe Volkstribune kommt denn auch zum erſtenmale eine Divergenz zwiſchen Staatsverfaſſung und Heeresverfaſſung in das römiſche Volksthum. Die Vollgewalt des Staates hatte bisher durchaus in den Centuriatkomitien, der Verſammlung der Wehrpflichtigen geruht, in welcher die Abſtimmung ſich nach dem Cenſus richtete. Neben dieſen Centuriatkomitien hatten die alten Curienverſammlungen des Patriciats als eine ſtändiſche Einrichtung fortbeſtanden, der die Beamtenwahl und die Beſtätigung der Volksbeſchlüſſe zufiel. Nun ſtellten die Tribunen den alten Curien die comitia tributa, d. h. die Bezirksverſammlungen der plebs, entgegen, in denen nicht nach dem Vermögen ſondern durch Mehrheitsbeſchlüſſe (Plebiscite) abgeſtimmt wurde, und es gelang ihnen, nach und nach einen immer bedeutenderen Theil der Volksſouveränetät in dieſe Tribuskomitien zu verlegen. Dies aber war, ſo lange der Kriegsdienſt nach dem Cenſus geleiſtet wurde, eine Störung des Gleichgewichtes zwiſchen ſtaatlichem Rechte und kriegeriſcher Leiſtung zu Gunſten der demokratiſchen Intereſſen. — Im Jahre 445 ſetzte es die Oppoſition durch, daß, wie die Ehegemeinſchaft zwiſchen Patriziern und Plebejern geſtattet wurde, ſo auch an Stelle der Konſuln konſulariſche Militärtribunen (tribuni militum consulari potestate) ernannt werden konnten, deren Amt Plebejern zugänglich war, und im Jahre 367 wurde geſetzlich feſtgeſtellt, daß der eine der beiden Konſuln Plebejer ſein müſſe.

Dieſe letzte große Errungenſchaft, die den ſtändiſchen Streit ſchlichtete, war wohl großentheils eine Folge der ſchweren Kämpfe, welche Rom mit den Etruskern durchzuführen hatte und welche gebieteriſch die innere Einheit des Volkes forderten.

*) Mommſen a. a. O.

**) Im Jahre 493 wurden 2, in der Folge 5, endlich 10 Volkstribunen eingeſetzt.

Digitized by Google

Stanley's Entdeckungsreiſe durch Afrika.

Vorbereitungen. — Abreiſe. — Vorgefundene Probleme.

Wir beginnen bereits heute mit Erfüllung unſres Verſprechens, der bedeutſamen Entdeckungsreiſe Henry M. Stanley's „durch den dunkeln Welttheil"*) eingehender zu folgen.

Es wird hier eine Reihe der farbigſten, intereſſanteſten Bilder geboten die, einzig ihrer Art, einem Manne zu danken ſind, der, als er zuerſt in der Rolle eines Afrikaforſchers auftauchte, von der zünftigen Gelehrſamkeit mit Achſelzucken genannt wurde, und dem das bedenkliche Wort Humbug nachgerufen wurde, ſelbſt als er Livingſtone ſchon gefunden hatte. Nun, da derſelbe Mann zu Ende v. J. heimkehrte von einer Forſchungsreiſe ohne Gleichen, die in zwei Jahren, acht Monaten und zwanzig Tagen Probleme löſte, an deren Beantwortung Jahrhunderte lang kühne, gelehrte, mit reichen Mitteln ausgerüſtete Männer aller Nationen vergebens gearbeitet hatten, häuſten ſich Ehren auf ſein Haupt, die den Neid der Götter erregen könnten. Und wie ſchlicht und demüthig zählt Stanley dieſe Ehren in ſeinem Vorworte auf! „An erſter Stelle habe ich in tiefer Demuth meinen Dank der göttlichen Vorſehung auszuſprechen, den ſie mir und meinen am Leben gebliebenen Begleitern während unſrer letzten gefahr- und mühevollen Arbeiten in Afrika gewährt hat." Dann folgt eine faſt unendliche Zahl von Königen, Fürſten, Behörden, Würdenträgern, Gelehrten und hochanſehnlichen gelehrten Geſellſchaften, die dem kühnen Forſcher in ihrem Namen und im Namen der durch ſeine Verdienſte in ihrem edelſten Streben geförderten Menſchheit ihren Dank abſtatteten in Worten und Werken, Medaillen, Orden, Ernennungen und Auszeichnungen aller Art, welche die Geber nicht minder ehren, als den Empfänger.

Charakteriſtiſch genug beginnen dieſe Ehrengaben mit „willkommenen Dienſten und freundlichen Glückwünſchen", welche Portugieſen und Engländer der atlantiſchen Weſtküſte von Afrika an den beinahe verſchmachteten muthigen Reiſenden und ſeine Genoſſen landeinwärts ſenden, und „deren zur rechten Zeit beſorgte Lieferung von Lebensmitteln die Expedition zu neuem Leben erweckte". Nachdem dann menſchliche Kulturſtätten wiedergewonnen ſind, beginnt ein Triumphzug, deſſen ſich der ſtolzeſte Sieger nicht zu ſchämen hätte. Seine Einzelheiten haben uns die Tagesblätter erzählt; ſie ſind noch in unſrer friſchen Erinnerung. Immer geiſtiger und feiner wird die Huldigung. König Humbert

*) 1. Band in autoriſirter deutſcher Ueberſetzung, von Prof. Dr. C. Böttcher, mit Karten und Plänen, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1878.

ſchreibt eigenhändig unter ſein Stanley geſchenktes Bild: „All' intrepido viaggiatore Enrico Stanley Umberto Re". Der Khedive von Egypten verleiht das große Commandeurkreuz ſeines höchſten Ordens. Der Prinz von Wales geizt nicht mit ſeiner perſönlichen Anerkennung des großen Erfolges Stanley's. Geographiſche Geſellſchaften, die Elite der Wiſſenſchaft und Künſte, Handelskammern und das große gebildete Publikum wetteifern in Zeichen der Anerkennung. Und dennoch ſtellt der Sohn des großen freien Amerika mit Recht am höchſten unter all dieſen Ehrenbezeugungen den offiziellen Beifall ſeiner Regierung und das einſtimmig in beiden Häuſern des Congreſſes der Vereinigten Staaten angenommene Dankesvotum. Wie jedoch der ſiegreiche Führer in ſeinen Berichten immer am liebſten der heldenmüthigen verlorenen Mitkämpfer gedenkt und auf die Ueberlebenden die anerkennende Bewunderung zu lenken ſucht, ſo auch Stanley. „Leider iſt mir", ſagt er, „um dieſen Stolz und dieſe Ehren zu theilen, kein einziger jener braven jungen Engländer übrig geblieben, welche von dieſem Lande auszogen, um quer durch den dunkeln Continent zu reiſen, und welche mir durch ihre Treue und Zuneigung zu Herzensfreunden wurden; leider ſind zum Genuß der entzückenden Freuden der Ruhe unter theuren Freunden, nach monatelangen Kämpfen um das Leben unter Kannibalen und auf Katarakten, auch nur ſo wenige von jenen braven Afrikanern am Leben geblieben, welchen, als den dienſtwilligen Händen und den loyalen Herzen der Expedition, ſoviel vom Erfolge derſelben zu verdanken iſt."

Selten iſt wohl eine Reiſe von dieſer Wichtigkeit raſcher beſchloſſen, vorbereitet und angetreten worden, als dieſe.

Als Stanley im April 1874 aus dem Aſchantikriege nach England zurückkehrte, erreichte ihn die Nachricht von Livingſtone's Tod. Die Hauptwirkung, welche dieſe Nachricht auf Stanley hervorbrachte, war der feſte Entſchluß, deſſen Werk zu vervollſtändigen und entweder der geographiſchen Wiſſenſchaft zum Opfer zu fallen oder die großen Aufgaben zu löſen, die Livingſtone, Burton, Speke, Grant ungelöſt hinterlaſſen: den geſammten Lauf des Großen Stromes zu verfolgen und über alle Punkte, welche in ihren Entdeckungen noch problematiſch und unvollſtändig geblieben, Licht zu verbreiten. Zu dieſer Aufgabe bereitete Stanley ſich zunächſt vor, indem er ſich eine bedeutende Bibliothek über Afrika anſchaffte, welche zur Geographie, Botanik, Geologie und Ethnologie dieſes Welttheils in enger Beziehung ſtanden. Hundertunddreißig Werke dieſer Art durcharbeitete Stanley eifrig, mit dem Verſtändniß und Intereſſe eines Reiſenden, der den ſchwarzen Erdtheil ſchon viermal durchmeſſen hatte. Sein Kopf wurde „förmlich zu einem Compendium afrikaniſcher Geographie". Er kannte allmählig genau die Reſultate, welche die afrikaniſchen Forſcher bisher gewonnen hatten und wußte auch, wie viel von dem dunkeln Innern Afrika's

der Welt noch immer unbekannt war. Mehr und mehr wurde dieſes Studium zu ſeiner vorwiegenden Lebensaufgabe.

Da trat Stanley eines Tages, ganz erfüllt von ſeinen Gedanken und Plänen, in das Bureau des Londoner „Daily Telegraph". Während des Geſprächs mit einem der Redacteure war auch der Eigenthümer der Zeitung eingetreten. Die Rede kam auf Livingſtone und die Aufgaben, die er ungelöſt hinterlaſſen.

„Könnten und wollten Sie wohl ſein Werk vervollſtändigen?" fragte plötzlich der Verleger. „Und was iſt da zu thun."

„Der Ausfluß des Tanganika-See's iſt noch nicht entdeckt", erwiderte Stanley. „Wir wiſſen, mit Ausnahme der von Speke entworfenen Skizzen, faſt nichts vom Victoria-See, wir wiſſen nicht, ob er aus einem oder mehreren Seen beſteht und deshalb ſind die Quellen des Nils noch immer unbekannt."

„Glauben Sie, daß Sie dies alles feſtſtellen können, wenn wir Ihnen den Auftrag dazu ertheilen?"

„So lange ich das Leben behalte, wird wenigſtens Etwas fertig gebracht werden", erwiederte Stanley. „Wenn ich über die zur Vollendung der ganzen Arbeit nöthige Zeit hinauslebe, ſoll Alles gethan werden."

Vorläufig konnte nur dieſe Verſicherung gegeben werden. Denn der Eigenthümer des „New-York Herald", James Gordon Benett, hatte ältere Anſprüche an Stanley's Dienſte. Aber ſofort fragte der Herausgeber des Daily Telegraph bei Benett an, ob dieſer ſich mit dem engliſchen Blatte verbinden wolle zu einer „Sendung Stanley's nach Afrika, um die Entdeckungen Speke's, Burton's, Livingſtone's zu vervollſtändigen", und Benett blitzte unter dem atlantiſchen Ocean die lakoniſche Antwort zurück: „Ja. Benett." So war innerhalb vierundzwanzig Stunden die „neue Miſſion" Stanley's eine abgemachte Sache.

Mit derſelben Eile ging es an die Ausrüſtung der Expedition. Nicht mehr als vierzehn Tage wurden dem Reiſenden bewilligt, um Boote, eine Jolle, einen Schiffsnachen und einen Flußkahn anzukaufen, Pontons zu beſtellen und ſeine ſonſtige geſammte Ausrüſtung an Gewehren, Munition, Seilen, Sätteln, Arznei und Mundvorräthen herbeizuſchaffen, auch um die Geſchenke für die Häuptlinge, phyſikaliſche Inſtrumente, Schreib- und Zeichenmaterialien und photographiſchen Apparate 2c. aufzutreiben. Das große Boot wurde nach Stanley's eigenen Angaben gearbeitet, faſt 12⅓ Meter lang, 2 Meter Balkenbreite und 75 Centimeter Tiefe. Dieſes Boot ließ ſich in fünf Theile zerlegen, und jeder dieſer Theile wieder in zwei, wenn der Transport des Fünftheils noch zu ſchwer fiele. Auch drei junge Engländer, ein Handlungsdiener

Frederick Barker und zwei Brüder Pocock, John und Edward, Söhne eines achtbaren Fiſchers in der Grafſchaft Kent, boten ſich Stanley, gut empfohlen, trotz aller Abmahnungen vor dem tückiſchen Klima Afrika's, zur Mitreiſe an und wurden engagirt, ehe Stanley ſeine Abſchiedsfahrt nach Amerika antrat. Hier wurde nur fünf Tage bei den Freunden und Landsleuten geraſtet, dann ging es wieder nach England zurück.

Zwölfhundert Anmeldungen von bereitwilligen Theilnehmern der großen Reiſe hatte Stanley ſchon in England bei ſeiner Abreiſe nach Amerika zurückgelaſſen. Generäle, Oberſten, Hauptleute, Lieutenants, Hotel-Commiſſionäre, Handwerker, Kellner, Bediente, Magnetiſeure, ſpiritiſtiſche Medien u. ſ. w. riſſen ſich ſo zu ſagen um die Ehre, Stanley auf ſeiner „neuen Miſſion“ zu begleiten. Sie Alle waren natürlich durchaus an das Klima gewöhnt, und wußten ganz ſicher, daß ſie Stanley gefallen, wichtige Dienſte leiſten, und durch ihren Scharfſinn und ihre Anſtelligkeit aus allen möglichen Verlegenheiten erretten würden. Sie wollten ihn in Luftballons oder fliegenden Wagen in die Lüfte heben, ihn und ſeine Genoſſen durch alle Zauberkünſte unſichtbar machen, oder vermöge der „Wiſſenſchaft des Magnetismus“ alle Wilden in Schlaf verſenken, ſo daß Stanley mit den Seinen ohne irgend eine Störung oder Gefahr nach beliebiger Richtung hätte mitten durch ſie hindurchreiſen können. Eine kleine amerikaniſche Uebertreibung liegt indeſſen doch vielleicht der „mit Sicherheit“ ausgeſprochenen Behauptung zu Grunde: daß Stanley, wenn er damals Geld dazu beſeſſen hätte, „5000 Engländer, 5000 Amerikaner, 2000 Franzoſen, 2000 Deutſche, 500 Italiener, 250 Schweizer, 200 Belgier 50 Spanier und 5 Griechen nach Afrika hätte mitnehmen können.“ Aber beſtimmt wurden die ſchätzbaren Dienſte aller dieſer Bittſteller von Stanley abgelehnt und nur das Brüderpaar Pocock und Frederick Barker aus England mitgenommen, aus dem Mutterlande des Reiſenden dagegen nicht ein Einziger.

Eine Anzahl meiſt ſehr nützlicher Reiſeartikel wurde Stanley noch beim Scheiden von der großen Zahl Freunde, die er in England beſaß, als „Zeichen ihrer Hochachtung“ dargebracht. Es waren das Feldflaſchen, Uhren, Waſſergefäſſe, Pfeifen, Piſtolen, Meſſer, Taſchenbücher, Schreibzeuge, Cigarren, Taſchenapotheken, Bibeln, Gebetbücher, engliſche Heidentractätchen, Gedichte, kleine ſeidene Fahnen, goldene Ringe u. ſ. w. Eine Dame ſchenkte einen prächtigen preisgekrönten Kettenhund, Namens Caſtor, ein engliſcher Offizier einen zweiten, und in der Hundeheimath (Dog's home) in Balterſea kaufte Stanley ſelbſt einen Spürhund, einen Bullenbeißer und einen Dachshund, von denen die Dogge „Bull“ ſich, wie wir ſchon hier im Voraus bemerken, als die Perle der ganzen Hundefamilie, als das zäheſte, treueſte und geſcheuteſte Thier erwies. Aber auch ſie mußte den Strapazen der Reiſe erliegen. „Nur zwei

Digitized by Google

kleine Abſchiedsdiners“ nahm Stanley vor ſeiner Abreiſe von England an. Das eine gab der Daily Tellgraph, das andere der New-York Herald. Die Spitzen der Preſſe und der unerſchrockene Nilquellenfahrer Kapitän Fred. Burnaby trafen ſich hier, und mit dem letzten Lebewohl der Collegen von der Preſſe geſtärkt, verließ Stanley London und ſchiffte ſich am 15. Auguſt 1874 mit ſeinen Begleitern und ſeiner Reiſeausrüſtung nach Zanzibar ein, um von der Oſtküſte Afrika's aus ſeine Entdeckungsreiſen zu beginnen.

Es ſcheint hier am Platze, ehe wir Stanley auf ſeiner abenteuerreichen Reiſe weiter folgen, kurz feſtzuſtellen, wie weit die Erforſchung der Nilquellen und des „großen Fluſſes“ von Livingſtone gediehen war, bevor Stanley in dieſe Räthſel Klarheit brachte.

Die erſte Kunde von einem großen innerafrikaniſchen See von ſonderbarer Geſtalt, der ſich über zwölf Breitegrade erſtrecken ſollte, gelangte Mitte der fünfziger Jahre unſeres Jahrhunderts durch die in Mombeſſa an der Oſtküſte von Afrika ſtationirten Miſſionäre und Entdecker Krapf, Rebmann und Erhardt, nach Europa. Sie hatten dieſe Kunde von arabiſchen Händlern und Eingeborenen, die mit dem Innern Afrika's bekannt waren, übereinſtimmend vernommen. Die engliſche Königl. Geogr. Geſellſchaft ſandte hierauf die Lieutenants von der oſtindiſchen Armee Burton und Speke zur Erforſchung „dieſer intereſſanten Gegend im Binnenlande“ aus. Die beiden Reiſenden landeten in Zanzibar am 20. Dezember 1856. Am 13. Februar 1858 erblickten und entdeckten ſie zuerſt den See Tanganika nach einer Reiſe von 950 Meilen oder 540 geographiſchen Meilen in gerader Linie von ihrem Ausgangspunkte am indiſchen Ozean. Wieviel ſie von dem See entdeckten, veranſchaulicht eine Karte, die dem vorliegenden Werke beigegeben iſt. Die beigegebenen Karten ſind überhaupt beſonders lehrreich für die Entwickelung der Erforſchung des äquatorialen Afrika. Sie beginnen mit der Karte von Dapper 1676. Es folgt dann die Karte „Krapf, Rebmann, Livingſtone, Erhardt“, die ein Bild gibt, wie man ſich in den Miſſionsſtationen des öſtlichen Afrika und, nach den Fahrten dieſer tapferen Gottesſtreiter in das Innere Afrikas, auch in Europa von 1849 bis 1856 Afrika vom Aequator bis zum 15. ſüdlichen Breitegrad vorſtellte. Die folgende Karte veranſchaulicht die Forſchungsergebniſſe von Livingſtone, Burton und Speke, Speke und Grant und endlich von der Decken von 1856 bis 1863. Die hervorragenden Leiſtungen, welche in dem Jahren 1866 bis 1875 Schweinfurth, Baker, Livingſtone, Stanley und Cameron auf demſelben Gebiete aufzuweiſen haben, zeigt die vierte Karte. Welche überraſchend großartige Vervollſtändigung unſre Kenntniß der geographiſchen Beſchaffenheit dieſes Gebietes durch Stanley's Reiſe von 1874—77 erfahren, zeigt endlich die fünfte Karte. Man braucht nur die vierte neben die fünfte Karte zu halten und man wird

Digitized by Google

erſtaunt ſein, welche Fülle neuer Entdeckungen der Energie eines einzigen Mannes in ſo kurzer Zeit zu danken iſt.*)

Die meiſten unſrer Leſer freilich haben dieſe Karten nicht vor Augen. Wir orientiren ſie daher über die Reſultate dieſer mannigfachen Reiſen am beſten, indem wir zu Burton und Speke zurückkehren. Speke fuhr zuerſt über den Tanganika See nach deſſen weſtlicher Seite, nach der Inſel Kaſengé und kehrte auf derſelben Route nach Kawelé zurück, einem von Arabern im Lande Udſchidſchi bewohnten Diſtrikt. Bei der zweiten Erforſchung des Sees begleitete Lieutenant Burton Speke nach einer Bucht in Uvira, welche etwa 13 Meilen vom Nordende des Sees entfernt lag. Da es ihnen jedoch nicht möglich war, das Ende des Sees zu erreichen, ſo kehrten ſie beide noch Udſchidſchi zurück. Am 26. Mai 1858 traten ſie die Heimreiſe an, am 20. Juni trafen ſie in Unyanyembé ein. Sie hatten die Entfernung des Sees von der Oſtküſte, ſeine ungefähre Länge und Breite und ſeinen Namen feſtgeſtellt. Auf der kurzen Strecke, auf welche ſie den See befahren, hatten ſie auch kartographiſche Aufnahmen beſorgt. Aber den Waſſereinfluß in den See hatten ſie ſo wenig feſtgeſtellt, wie deſſen Abfluß. Bei dem Auftreten Livingſtone's im äquatorialen Afrika werden wir auf den Tanganika See-zurückkommen.

Am 9. Juli 1858 brach der unternehmende Lieutenant Speke von Unyanymbé wieder auf, wo er Lieutenant Burton bei der Ausarbeitung der Reſultate der bisherigen Forſchungsreiſe zurückließ, und wandte ſich mit einer kleinen Schaar muthiger Männer nach Norden. Am 30. Juli gelangte er an das Südende eines Sees, welchen die ihn begleitenden Neger N'yanza, die Araber Ukerewé nannten. Speke erklärte den See, der weit größer als der Tanganika, ſich ſo weit in die Breite dehnte, daß niemand über ihn hinwegſehen konnte, und ſo weit in die Länge, daß niemand ſein Ende kannte, gleich von Anfang als den Urſprung des Weißen Nils. Er nannte den See nach dem Rechte des erſten Entdeckers zu Ehren ſeiner Königin Victoria N'yanza. Er kehrte nach einem flüchtigen Blick auf den See mit ſeiner beſtimmten Behauptung, die Quellen des Weißen Nil entdeckt zu haben, zu Burton zurück, der ſelbſtverſtändlich dieſe Behauptung des Reiſegefährten ſofort noch im Herzen Afrika's und ſpäter nicht minder energiſch daheim in ſeinen Werken, in Vorleſungen, Reden und Journalartikeln beſtritt. Nach 25 Monaten, am 28. Februar — Stanley ſagt komiſcherweiſe am 30., und der Ueberſetzer ſchreibt es ihm nach — endigte die Forſchungsreiſe der beiden Lieutenants.

*) Die Kunſt des Ueberſetzers hat ſich auf die Nomenclatur dieſer Karten nicht erſtreckt. Die Namen ſind, offenbar der Koſtenerſparniß halber, in der deutſchen Ausgabe engliſch geblieben. Natürlich thut das dem Verſtändniß der Karten keinen Eintrag.

Schon am 25. September 1860 brach Speke mit dem Titel Kapitän und als Führer einer neuen Expedition im Auftrage der Englischen Geographischen Geſellſchaft mit ſeinem alten indiſchen Kameraden Kapitän Grant abermals von Zanzibar auf. Erſt am 31. Januar 1862 wurden ſie des Victoria Nyanza anſichtig. Sie entdeckten ſpäter am nördlichen Seeufer die Murchiſon=Bai und am 28. Juli die Ripon=Fälle am Ausfluß des Victoria=Sees. Das ganze Ergebniß ſeiner zweijährigen Reiſe faßt Speke auch diesmal in die Worte zuſammen, daß „der alte Vater Nil unzweifelhaft in dieſem See entſpringe, dieſer die Quelle des heiligen Fluſſes ſei, welcher die Wiege des erſten Verkündigers unſeres Glaubens trug.“ Danach durchlief der Nil die erſtaunliche Länge von 2300 (engl.) Meilen, d. h. mehr als ein Elftel der Länge des Erdumfangs. Speke fährt fort: „Von dem ſüdlichſten Punkte des Sees, wo der Nil ausſtrömt, nun weſtlich herum bis dahin, wo der Große Nil ausſtrömt, iſt nur ein Zufluß von Bedeutung, der Kitangule=Fluß.“ Später bemerkt er hierzu: „Ein Umſtand erſchien zuerſt etwas verwirrend. Die Waſſermaſſe im Kitangule (Alexandra=Nil) ſchien ſo groß wie die des Nil (Victoria); der eine war aber ein langſamfließender, der andere ein ſchnellſtrömender Fluß, und aus dieſem Grunde konnte ich keine zutreffende Schätzung ihres relativen Umfangs und ihres Verhältniſſes zueinander machen. „Erhebliche Bedenken gegen die Richtigkeit der Speke'ſchen Hypotheſe blieben nach wie vor beſtehen, und zwar ebenſo ſehr gegen ſeine Nilquellenentdeckung, als gegen ſeine Schätzung des Flächengehaltes des Victoriaſees, der 29,000 Quadratmeilen bedecken ſollte! Namentlich David Livingſtone verwies den großen See Speke's nach Berichten arabiſcher Händler, die er auf ſeiner letzten Entdeckungsreiſe aufgenommen, unter die zahlloſen „Binſengräben“ Innerafrika's. Auch der einſtige Kamerad Burton ſorgte für eine möglichſt geringſchätzige Beurtheilung. So erſchien denn die genauere Durchforſchung des Victoria=Sees als die Hauptaufgabe eines neuen Entdeckers, um die Unruhe und Unzufriedenheit zu beſeitigen welche die bisherigen Berichte in der wiſſenſchaftlichen Welt erregt hatten. Am 4. Juni 1862 ſchifften ſich Speke und Grant in Alexandrien nach England ein, wo ſie nach einer Abweſenheit von 1146 Tagen anlangten.

Die Forſchungsreiſen David Livingſtone's brachten zunächſt mehr Licht in die Beſchaffenheit des Tanganika=Sees. Er ſah dieſen zuerſt am 2. April 1867 von dem ſteilen Plateau aus, das ſich am Südweſtende des Sees erhebt, bis nach Kaſenge, der von Speke 1858 beſuchten Inſel. Er bereiſte nun theils allein, theils 1871 mit Stanley und dann acht Monate, nachdem dieſer ihn verlaſſen, vom Auguſt bis Oktober 1872 den See in ſeiner ganzen Ausdehnung mit einziger Ausnahme des Ausfluſſes des Sees, dem Lukuga=Fluß, den im Februar 1874 Lieutenant Cameron ziemlich mühelos entdeckte. Namentlich

gebührt Livingſtone und Stanley das Verdienſt, daß ſie am 29. Nov. 1871 den Einfluß dieſes Sees in dem in drei ſtarken Strömungen einmündenden Luſigé oder Ruſizi entdeckten.

Der Gedanke, der Livingſtone's letzte Jahre beſchäftigte, war der, des „großen Stromes“, den er im Seegebiet des Tanganika verfolgte. Auch er glaubte darin den Urquell des Nils zu entdecken. Seine ungeläuterten miſſionäriſchen Velleitäten gaukelten ihm vor, daß er den Faden „der legendenhaften Erzählungen von Moſes, der nach Unter-Aethiopien mit ſeiner Pflegemutter Merr gezogen ſei und dort eine Stadt gegründet habe, die er ihr zu Ehren „Meroe“ genannt“, finden werde. Hätte er nur das einzige Buch von Duncker's Geſchichte des Alterthums vor ſich gehabt, er wäre ſofort klar darüber geweſen, daß das Meroe, das er im See Mweru oder Moero vor ſich glaubte, viele Meilen weiter nordöſtlich zu ſuchen ſei. Livingſtone ſelbſt wäre dann der untrüglichen Flußſpur gefolgt und hätte mit Naturnothwendigkeit alle Gewäſſer, die hier vor ſeinen Augen zuſammentrafen, dem Waſſergebiet des großen Congo zugewieſen, deſſen Lauf er auf einer ſo großen Strecke gefolgt iſt, daß Stanley den oberen Lauf des Fluſſes vom 15. bis 25 Längengrad und etwa vom 2. Grad nördl. bis zum 5. Grad ſüdl. Breite geradezu Livingſtone-Fluß nennt. Aber Livingſtone überließ es dem Lieutenant Cameron, der im Auguſt 1874 auf Livingſtone's Route nach Kuſongo's Gebiet in Manyema weiter gezogen war, und dann etwa 35 Meilen in einem Canoe durchfahren hatte bis Nyangwé in Norden, wo Livingſtone auch ſchon geweſen, die kühne Hypotheſe auszuſprechen: „Dieſer große Strom muß einer der Hauptzuflüſſe des Congo ſein.“ Auch Friedr. v. Hellwald ſpricht dieſen erſt durch Stanley's neueſte Reiſe außer Zweifel geſtellten Gedanken ſchon 1875 in den Grenzboten aus.*)

Dieſe Fülle von Räthſeln zu löſen war die Aufgabe Stanley's.

*) Grenzboten 1875. III. S. 170 fg. 201 fg. (205 a. E.)

Digitized by Google

Die Pariſer Weltausſtellung.

Von Adolf Roſenberg.

4. Die engliſche Ausſtellung. — Charakter der engliſchen Malerei. — Die engliſche Plaſtik.

Mit einem Koſtenaufwande, der an das Märchenhafte grenzt und den kaum ein zweites Volk der Welt wiederholen könnte, hat die engliſche Nation die Ehre des Prinzen von Wales vertreten, welcher das Protektorat über die engliſche Ausſtellung und damit zugleich die Bürgſchaft eines außerordentlichen Gelingens übernahm. In welcher Weiſe der Prinz ſeine Pflicht als Ausſteller erfüllt hat, haben wir bei der Beſchreibung ſeiner Schätze geſehen, welche in dieſem Jahre ebenſoſehr eine der glänzendſten Centralſonnen der Ausſtellung bilden wie 1867 die Juwelen der engliſchen Krone. Wenn man letztere jetzt vermißt und ihr Fernbleiben dadurch motivirt hat, daß England zu wenig Vertrauen in die Dauerhaftigkeit der politiſchen Verhältniſſe Frankreichs ſetze, um einem Lande, in dem die heftigſten Parteikämpfe hin- und herwogen und bald ein klerikales, bald ein bonapartiſtiſches, bald ein republikaniſches Miniſterium an die Oberfläche werfen, ſeinen Kohinor und deſſen Trabanten anzuvertrauen, ſo läßt ſich dagegen die Thatſache anführen, daß die Schätze des Prinzen von Wales einen nicht viel geringeren Werth repräſentiren und daß England füglich keine koſtbareren Güter nach Paris ſchicken konnte, als die erleſene Auswahl von Gemälden und Aquarellen, welche acht große Säle der Kunſthalle füllt. Der Grund, weshalb England ſeine Krondiamanten nicht ausgeſtellt hat, mag einerſeits darin liegen, daß es den Glanz der Sammlung des Prinzen nicht verdunkeln wollte, andererſeits darin, daß die franzöſiſche Regierung ihren Kronſchatz auszuſtellen beabſichtigte. Dieſer Entſchluß der letzteren iſt vielfach beſpöttelt worden. Nicht mit Unrecht. Eine republikaniſche Regierung ſtellt die Juwelen der Krone aus, die unter den Anhängern der verſchiedenen monarchiſchen Parteien die glänzendſten Erinnerungen und die weitgehendſten Hoffnungen und Wünſche wachrufen. Man braucht nur den köſtlichen Solitär zu betrachten, den Napoleon III. bei ſeiner Hochzeit mit der Gräfin von Montijo am Degen trug. Man braucht nur an die wechſelvollen Schickſale zu denken, welche dieſe herrlichen Diamanten während der erſten franzöſiſchen Revolution zu erdulden hatten. Hat das Kaiſerreich, ſo fragte man mit bitterem Hohn, denn auch im Jahre 1867 eine Ausſtellung von phrygiſchen Mützen veranſtaltet?

England wollte alſo nicht mit den franzöſiſchen Krondiamanten rivaliſiren.

Digitized by Google

Ueberdies wurde ſeine Ausſtellungskommiſſion auch von der Abſicht geleitet, auf allen Feldern der Kunſt und der gewerblichen Thätigkeit etwas Neues zu bieten. Und ſie hat dieſe Abſicht in umfaſſendem Maaße erreicht. Die engliſche Ausſtellung iſt unter denen der fremden Nationen nicht blos die reichſte, ſondern auch die vielſeitigſte und glänzendſte. Sie nimmt allein im Induſtriepalaſte den vierten Theil des geſammten Raumes in Anſpruch, der den fremden Nationen überlaſſen iſt. Die indiſche Abtheilung hat hier noch nicht einmal Platz gefunden, ſie occupirt den rechten Flügel der Ehrengallerie. Die engliſche Kunſt beanſprucht acht Säle der Kunſthalle, nächſt Frankreich wiederum den größten Raum, der einer Nation angewieſen iſt. Dazu geſellt ſich noch eine ſtattliche Anzahl von Annexbauten, Pavillons ꝛc. für Separat- und Privatausſtellungen.

An der Straße der internationalen Façaden hat England, dem Raume entſprechend, den ſeine Ausſtellung gefüllt hat, drei originelle und charakteriſtiſche Bauten aufgeführt, deren Frontentwicklung ungefähr 164 Meter beträgt. Das erſte dieſer Gebäude iſt ein Rohbau aus imitirten rothen Ziegeln im Stile der Königin Anna. Der Erbauer deſſelben hat nämlich ein Ziegelſurrogat erfunden, das aus übereinandergelegten Platten von Portlandcement und rothem Kalk beſteht, welche die Form von Ziegeln haben und in Holzrahmen eingelaſſen werden. Zwei andere Ausſteller haben die decorative Ausſtellung des Innern übernommen. Der Erbauer hat das Haus dem Prinzen von Wales zur Dispoſition geſtellt.

Das zweite Gebäude, das ebenfalls zu Ehren des Prinzen errichtet iſt und deshalb der Pavillon des Prinzen von Wales heißt, zeigt die Stilformen die zur Zeit der Königin Eliſabeth üblich waren. Fünfzehn engliſche Fabrikanten, darunter die erſten Induſtriefirmen des Landes, die Mintons, Elkington & Co., Doulton & Co. und drei Geſellſchaften, an ihrer Spitze die königliche Teppichweberei in Windſor, haben ſich zur Herſtellung und dekorativen Ausſtattung dieſes Pavillons vereinigt. Er ſoll in ſeinem Innern, in den Möbeln, Gobelins, Tapeten, im Silbergeſchirr, im Porzellan, in den Geweben ein vollſtändiges Bild von dem gegenwärtigen Stande der engliſchen Induſtrie liefern. Man kann ſich denken, daß die engliſchen Fabrikanten vor keinem Aufwande zurückgeſchreckt ſind, um dieſes Bild möglichſt glänzend zu geſtalten. Die Herſtellungskoſten des Pavillons und der Werth ſeiner inneren Ausſtattung werden auf ca. 300,000 Pfund geſchätzt. Wenn auch die letztere nach Beendigung der Ausſtellung ihren Werth nicht verliert, ſo bleibt immer noch eine Summe von ca. 20,000 Pfund oder 420,000 Mk. übrig, die für Transportkoſten, für Materialien, für den Bau u. ſ. w. unwiederbringlich aufgeopfert iſt. Wo mit ſolchen faſt incommenſurablen Zahlen operirt wird, kann freilich ein Erfolg, der alles übrige neben ſich verdunkelt, nicht ausbleiben.

Das dritte Gebäude iſt ein moderner Ziegelrohbau mit Terracottadekoration, der von einer einzigen Firma, von Doulton & Co., errichtet, von einer zweiten dekorirt und ebenfalls dem Prinzen von Wales zur Diſpoſition geſtellt worden iſt. Das vierte, ein Fachwerkbau, iſt nach dem Muſter der bürgerlichen Wohnhäuſer erbaut, die vom 15. bis zum 17. Jahrhundert in England üblich waren. Das fünfte endlich iſt einer Villa aus der Zeit König Wilhelm III. nachgebildet. —

Die Schöpfungen der engliſchen Kunſt ſind auf dem Continente ſo gut wie unbekannt, ſeitdem der Siegeszug der Photographie und des Lichtdrucks der Herrſchaft der engliſchen Lithographie den Garaus gemacht hat. Streng genommen haben ſich nur zwei engliſche Maler eine gewiſſe Popularität auf dem Continent errungen. Der berühmte Thiermaler Sir Edwin Landſeer, deſſen Pferde, Hunde und Hirſche, deſſen Fuchsjagden und Pferderennen in vielen tauſenden von Lithographien und Stahlſtichen verbreitet ſind, und der Maler des klaſſiſchen Alterthums, Alma Tadema, zwar ein Belgier von Geburt, aber in London anſäſſig und in Charakter und Ausdrucksweiſe völlig der engliſchen Kunſt angehörig. Seine Popularität datirt erſt aus der allerneueſten Zeit, ſeitdem ſeine Bilder die Runde auf den europäiſchen Kunſtausſtellungen gemacht haben, etwa ſeit 1872. Neben dieſen beiden war höchſtens nur noch Sir John Gilbert, der Hiſtorienmaler und ausgezeichnete Aquarelliſt, und H. Herkomer, ein ebenſo vortrefflicher, auf energiſche Charakteriſtik bedachter Portrait- und Genremaler, den engeren Kreiſen der Kunſtfreunde bekannt.

Die Wiener Weltausſtellung hat nicht viel zu einer näheren Kenntniß der engliſchen Kunſt beigetragen. Sie war kärglich beſchickt im Vergleich zur Pariſer, wo wir zum erſten Male ein vollſtändiges Bild von dem gegenwärtigen Stande der engliſchen Kunſt, von den rapiden Fortſchritten erhalten, welche insbeſondere die engliſche Malerei über Landſeer hinausgemacht hat. Der einſt gefeierte Thiermaler iſt heute bereits eine Größe, deren Ruhm der Tradition angehört. Die ſechs Bilder, die von ihm in der engliſchen Abtheilung zu ſehen ſind, erſcheinen uns flach und akademiſch, flau in der Farbe, als ſtiliſirte Abbilder der Natur. Sie ſind recht eigentlich die Repräſentanten einer Epoche, die zwar für die Beurtheilung und Werthſchätzung der engliſchen Kunſt und des engliſchen Weſens im Auslande maßgebend geweſen, die aber heute längſt abgeſchloſſen iſt. Wir müſſen heute einen ganz anderen Maaßſtab an die Beurtheilung der engliſchen Cultur legen, und dieſen Maaßſtab liefert uns die engliſche Literatur, die mit der romantiſchen Vergangenheit ebenſo energiſch gebrochen hat, wie die Kunſt.

Als die Blüthe der Literatur hat ſich in England, nicht wie in Frankreich, das Drama, ſondern der Roman entfaltet. Während die franzöſiſche Kunſt

Digitized by Google

einen eminent dramatiſchen oder vielmehr theatraliſchen Charakter zur Schau trägt, hat die engliſche einen ſtark epiſchen Zug. Die engliſchen Künſtler malen keine dramatiſch bewegten Situationen, keine grellen Effektſcenen, die durch Stoff und Colorit gleichmäßig die Nerven der Beſchauer aufregen, ſondern ſie malen die ruhige Exiſtenz, das behagliche Daſein, welches an Herz und Gemüth appellirt. Während die offizielle Protektion, deren ſich die Kunſt in Frankreich von Staatswegen zu erfreuen hat, die franzöſiſchen Maler zur Entwicklung großer Mittel, zur Hiſtorienmalerei in großem Stile veranlaßt, zieht ſich die engliſche Kunſt mehr in das Haus des Bürgers zurück. Bei den Engländern wird die monumentale Malerei wenig oder gar nicht gepflegt, bei ihnen gilt das Bild als der edelſte Schmuck der menſchlichen Behauſung. Wenn deshalb die engliſche Malerei nicht zu der höchſten Entwicklung gediehen iſt, deren die Malerei überhaupt fähig iſt, ſo hat ſie ſich auf der anderen Seite in der umfaſſendſten Weiſe die Vortheile zu Nutze gemacht, welche ihr der ſtetige Verkehr mit dem Leben, mit den wechſelnden Anſchauungen und Bedürfniſſen der Nation bietet. Während ſich die franzöſiſche Malerei faſt ganz dem Leben entfremdet hat, ſteht keine zweite Kunſt der Welt in ſo inniger Harmonie mit dem Leben wie die engliſche. Am nächſten kommt ihr dann die Deutſche. Aber den deutſchen Malern fehlt im allgemeinen jene ſouveräne Herrſchaft über die techniſchen Mittel ihrer Kunſt, welche die engliſchen Maler nicht minder wie die franzöſiſchen in vollſtem Maaße beſitzen, in ſolchem Maaße, daß in England und Frankreich dieſe vollkommene Beherrſchung als etwas durchaus Selbſtverſtändliches betrachtet wird. Es iſt dort ganz undenkbar, daß Stümper, die weder zeichnen noch modelliren können, zu Anſehn und Ruf gelangen, wie es leider in Deutſchland an der Tagesordnung iſt. Da giebt es keine Maler, die wie Makart und Böcklin mit „genialen" Verkürzungen, mit verkrüppelten Beinen und Armen, mit Verzeichnungen und ſonſtigen Verſchrobenheiten kokettiren. In England giebt es keine Maler, die, um ſich intereſſant zu machen, wie Gabriel Max, blau, gelb und grün angelaufene Leichname für lebendige Menſchen ausgeben.

Der Grund, weshalb Engländer und Franzoſen zu einer ſolchen Beherrſchung der Technik gelangt ſind, liegt einerſeits in der äſthetiſchen Erziehung, andrerſeits in der Methode des Zeichenunterrichtes und in der Fürſorge, welche dieſem Zweige des öffentlichen Unterrichts gewidmet wird. Aus der Pflege des Zeichenunterrichts erklärt ſich der gewaltige Aufſchwung, welcher das Kunſtgewerbe in Frankreich und England genommen, erklärt es ſich, weshalb das deutſche Kunſtgewerbe trotz aller Anſtrengungen von Seiten des Staates und der Privaten nicht emporkommen will. Solange das Uebel in Deutſchland

Digitized by Google

nicht mit aller Energie an der Wurzel angegriffen wird, iſt an keine Aufbeſſerung in unſerem Vaterlande zu denken.

Die koloſſale Ausſtellung der franzöſiſchen und engliſchen Zeichen- und Gewerbeſchulen, welche die zweite Gruppe der Weltausſtellung „Education et enseignement“ bildet, giebt die beſte Gelegenheit, die engliſchen und franzöſiſchen Methoden kennen zu lernen und die über alle Maaßen glänzenden Reſultate, die mit ihnen erzielt worden ſind. Die Cultur iſt von Oſten nach Weſten gegangen. Sie kann auf einmal wieder den umgekehrten Weg einſchlagen, und mag der Deutſche, deſſen Ueberlegenheit in manchen Induſtriezweigen — ich nenne hier nur die Eiſen- und Leinenindustrie — auch nach der Pariſer Weltausſtellung unanfechtbar bleibt, ſich nicht ſchämen, an der Quelle die Mittel und Wege zu ſtudiren, um einem großen Zweige der heimiſchen Induſtrie aufzuhelfen, der arg verkümmert iſt.

Tragen doch die Franzoſen, die auf ihre Kunſt und ihr Kunſtgewerbe ſo eitel ſind, wie kein zweites Volk der Welt, kein Bedenken, bei den Engländern in die Schule zu gehen. Zu den vielen bitteren Erfahrungen, zu denen ihre Exposition universelle ihnen verholfen hat, gehört auch diejenige, daß die Engländer ſie im Zeichenunterricht hie und da überflügelt haben. Sie geſtehen dieſe Thatſache frank und frei ein, machen ſich aber auch ſofort an's Werk, um das Verſäumniß nachzuholen.

Keine Kunſt der Welt — wir kommen noch einmal darauf zurück — zeigt eine ſo innige Harmonie mit dem Leben, den Lebensanſchauungen und Lebensbedürfniſſen ihres Volkes, wie die engliſche. Sie iſt durch und durch der Abglanz des engliſchen Weſens: heiter und ſchwermüthig zugleich, ausgelaſſen und träumeriſch, ohne dramatiſchen Zug, aber auch ohne die unſelige Sucht nach dem Senſationellen und Grauenhaften, an der die franzöſiſche Malerei krankt und die auch leider bereits in Deutſchland importirt worden iſt. Anmuth, Harmonie, Ruhe und Heiterkeit — das ſind die hervorſtechendſten Charakterzüge der engliſchen Kunſt, wie ſie uns in ihren Spitzen auf dem Marsfelde entgegentritt.

Dieſelbe iſolirte Stellung, welcher der Engländer geographiſch einnimmt, behauptet auch ſeine Kunſt. Kein franzöſiſcher, kein deutſcher Einfluß: nur die Tradition des eigenen Landes, die heimiſche Natur und die Vorbilder der klaſſiſchen Kunſt, wie ſie die National gallery in London und die großen Privatſammlungen bieten, reflektiren in der Technik. Es giebt eine ganze Klaſſe von engliſchen Malern, die an archäologiſchen Reminiscenzen ihr Gefallen finden und ſich eng an die Künſtler der italieniſchen Frührenaiſſance, an Domenico Ghirlandajo, an Sandro Botticelli, an Luca Signorelli, an Mantegna anſchließen. Ihre ruhige Heiterkeit, ihre freundliche Würde, auch

wohl ihr ſtrenger Ernſt, harmoniren mit dem Charakter des idealen engliſchen Gentleman. Und die engliſche Kunſt iſt gentlemanlike durch und durch: jeder gewöhnliche, gemeine Zug, jedes niedrige Element liegt ihr fern. Die groben Karrikaturen des „Punch“ haben mit der engliſchen Kunſt, wie ſie ſich in der Malerei auf dem Marsfelde offenbart, nichts gemein.

Auf der anderen Seite übt freilich auch die Prüderie des engliſchen Weſens ihren Einfluß auf die Kunſt. Der nackte Körper iſt ſo gut wie verpönt. Bei der Vernachläſſigung der idealen Malerei ſcheint ſich den engliſchen Malern keine Gelegenheit zu bieten, dem nackten Körper zu ſeinem Rechte in der Kunſt zu verhelfen. Aber man wird dieſes Mangels eigentlich nur gewahr, wenn man aus der franzöſiſchen Kunſtausſtellung kommt, in der ein bis dato unerhörter Kultus des Nackten getrieben worden iſt. So anerkennenswerth dieſe unverhohlene Freude der Franzoſen an der unverhüllten Natur auch iſt, ſo wenig verdient ſie Aufmunterung, nachdem man die Beobachtung gemacht hat, daß alle dieſe nackten Geſtalten meiſt weiblichen Geſchlechts nicht Abbilder einer friſchen, geſunden Wirklichkeit, ſondern mehr oder minder gezierte, elegante Phraſen ſind, kalligraphiſche Schnörkel, Gebilde ohne Fleiſch und Knochen, die ausſehen, als wären ſie aus Seifenſchaum zuſammengeſchlagen.

Der Orient hat auch den engliſchen Malern eine reiche Fülle dankbarer Motive geboten. Aber ſie ſind nicht, wie die Franzoſen, in die Bäder der Odalisken gedrungen, ſondern ſie haben das friſche, volle Menſchenleben auf der Straße aufgeſucht, ſie ſind in die Schulen, in die Moſcheen, in die Bibliotheken gegangen, ſie haben ſich von der Schönheit der mauriſchen Paläſte, von der märchenhaften Pracht der orientaliſchen Gärten inſpiriren laſſen.

Die engliſche Oeltechnik iſt nicht ſo glänzend, nicht ſo blendend und beſtechend wie die franzöſiſche. Dafür iſt ſie ſolider, harmoniſcher und wohlthuender. Die engliſchen Maler haben für den eigenthümlichen Charakter ihrer Kunſt eine ebenſo originelle und entſprechende Ausdrucksweiſe in der Farbe und im Colorit gefunden. Ein klarer, goldiger, freundlicher Ton bildet die Grundſtimmung ihrer Gemälde. So erhalten ſelbſt ernſte und tragiſche Stoffe durch die Färbung ein verſöhnliches Element, und die höchſte Aufgabe der Kunſt ſoll doch darin beſtehen, die Disharmonien des Lebens aufzulöſen und das Leben nicht in der nackten Wirklichkeit, ſondern im verklärenden Lichte zu zeigen.

Die Aquarellmalerei, die in England ſtets eine ſorgfältige Pflege erfuhr, hat ſich zu einer herrlichen Blüthe entfaltet. Indem ſie es aufgegeben hat, der Oelmalerei nachzuahmen, hat ſie die Kräfte, die in der Waſſerfarbe ſchlummerten, zu vollſter Entwicklung gebracht. Sie hat eine Gluth, eine Tiefe der Farbe bei aller Zartheit, eine Leuchtkraft erzielt, welche der feinſten Schattirungen

wie der ſtärkſten Effekte gleich fähig iſt. Und daneben weiß ſie einen Schmelz, eine Harmonie des Tons zu erreichen, die mit denen der Oelmalerei erfolgreich wetteifern.

Was die engliſchen Maler ferner vor den Künſtlern anderer Nationen auszeichnet, iſt die Nobleſſe ihrer Auffaſſung. Man ſieht es ihren Bildern an, daß ſie ſich in der Elite ihrer Geſellſchaft bewegen, daß ſich ihnen im ſteten Verkehr mit den Beſten ihres Landes immer neue Stoffgebiete, immer neue Perſpektiven eröffnen, daß ſie auf das innigſte mit der jeweilig herrſchenden, geiſtigen und literariſchen Strömung vertraut ſind. Ihr Stoffgebiet iſt unbegrenzt wie das Leben. Aber nicht zufrieden damit, ſuchen ſie in ihren Schöpfungen alte Kulturen wieder zu beleben, deren Reſte ihre Landsleute aus dem Schlamme des Nil, aus dem Sande der Euphratländer, aus den Wüſten Paläſtinas an das Tageslicht fördern.

Die Entwicklung der modernen engliſchen Kunſt iſt mit der der modernen Romanliteratur parallel gelaufen. Die neuere Romanliteratur England's hat bekanntlich der Frau einen hervorragenden Platz angewieſen, einen Platz, den ſie Dank der ihr eigenen Charakterſtärke, welche die engliſche Erziehung herauszubilden pflegt, auch beanſpruchen darf und zu behaupten weiß. Die engliſchen Romane ſind in Deutſchland ſo populär geworden, daß es keines weiteren Wortes zu ihrer Charakteriſtik bedarf. Das Geheimniß ihres Erfolges liegt darin, daß ſie ein, wenn auch nüchternes, ſo doch getreues und lebendiges Abbild der Zeit ſind, in der ſie geſchrieben wurden. Der deutſche Romanſchriftſteller lebt hingegen in einer ſelbſt erſchaffenen Idealwelt, in welcher nur wenige mit ihm zu hauſen ſich entſchließen können, oder er ſpinnt ſich beſten Falles in die verſchollene Philiſtergeſellſchaft ein, die vor einem Menſchenalter unſere vielfältigen Vaterländer repräſentirte. Trotzdem wird man nicht müde, die engliſchen Romane zu verſpotten: man will von den ewigen Backfiſchen, von den in der Welt herumgeſtoßenen Erzieherinnen und Geſellſchaftsdamen, von den reichen Erbinnen, die einſam, halb verſteinert durchs Leben wandern, bis der Prometheus kommt, der das Feuer bringt, nichts mehr wiſſen. Aber man betrachte nur darauf hin die Bilder der engliſchen Genremaler, man ſehe nur, wie ſich die Romanliteratur in der Kunſt ſpiegelt oder, richtiger geſagt, wie die Kunſt gleich der Literatur im Leben wurzelnd, den ergänzenden und erläuternden Kommentar zu der letzteren bietet. Aus allen dieſen Bildern grüßt uns ein friſches, geſundes Leben. Süße Mädchengeſtalten von engelhafter Schönheit blicken uns mit großen, leuchtenden Augen an, die ſo geſcheidt dreinſchauen, als wollten ſie die unergründlichſten Welträthſel löſen. Die roſigen Wangen ſtrotzen von Geſundheit und Jugendfriſche, ein Bischen Schwermuth hockt tief unten in den Augenſternen, aber die reizend geſchwungenen Lippen

Digitized by Google

umſpielt wiederum ein ſchelmiſches Lächeln. Und es ſind nicht Damen, die ihre Zeit verſchwenden, um ſo entzückende Mädchengeſtalten auf die Leinwand zu zaubern, nicht Damen wie die Verfaſſerinnen der verſpotteten „Gouvernantenromane", ſondern reiſe Männer, die mit Ehren, Würden und Medaillen geſchmückt ſind, Männer wie Boughton, Leighton und Leslie, die zu den vornehmſten Repräſentanten der engliſchen Malerei gehören. Ein anmuthiges Genrebild von Boughton zeigt uns eine heitere Mädchenſchaar, ältere und jüngere, Roſen, die ſich eben zur vollen Blüthe erſchloſſen haben, und noch ſcheu verſchloſſene Knospen, zur Frühjahrszeit im Gehölz. Sie wollten die Erſtlinge des Lenzes pflücken, als der launige April plötzlich über die luſtige Schaar eine Schneewolke ausſchüttete, die ſie zuſammentrieb wie ein Sperlingsvölkchen. Und derſelbe Boughton malt uns eine ernſte, ſchwermüthige Abendlandſchaft mit Steinklopfern, die an der Landſtraße ihr ſaures Tagewerk verrichten, mit wandernden Frauen, die eine jede ihre Bürde tragend, ſei es ein Kind oder eine andere minder ſüße Laſt, vom Abendgold beleuchtet, ihre Schritte dem heimathlichen Dach zuwenden. Leighton, der den Pinſel ebenſo geſchickt zu führen verſteht als den Meißel, zeigt uns zwei lächelnde Mädchen in kleidſamem, halborientaliſchem Koſtüm, ein älteres und ein jüngeres, mit den Anfangsgründen der Muſik beſchäftigt. Aber auch er weiß ernſte Töne anzuſchlagen. Neben dieſes heitere Genrebild ſtellt er eine religiöſe Kompoſition ſtrengen Stils: Elias, dem der Engel in der Wüſte erſcheint und Speiſe und Trank ſpendet. Leslie, der dritte, erſchließt uns die vornehme Schönheit eines engliſchen Parks, den im Vordergrunde ein Bach durchfließt. Auf der Brücke, die über den Bach führt, und auf dem ſaftigen Raſen des Ufers ſtehen junge Mädchen, die — eine Frage an das Schickſal — Roſen in den Bach werfen und dem Spiele des vorwärts treibenden Waſſers zuſchauen. Gerade darin, daß der Engländer uns auf ſeinen Bildern den Menſchen mit Vorliebe im innigſten Zuſammenhang mit der Natur zeigt, und zwar, indem er beide gleichwerthig behandelt, nicht den einen als Staffage und nicht die andere als bloßen Hintergrund, gerade in dieſer Zuſammenſtimmung des Belebten und Unbelebten liegt der hauptſächlichſte Reiz dieſer Gemälde. Die Figuren ſind meiſt in Zweidrittel-Lebensgröße dargeſtellt, ein Maßſtab, der dem Maler geſtattet, die ſeeliſchen Affekte im Angeſicht deutlich wiederzuſpiegeln. Ein Muſter von ſtimmungs- und empfindungsvoller Verbindung der Landſchaft mit den Gefühlen des Menſchen hat E. H. Fahey mit einem Bilde geboten, auf dem wir in der Abenddämmerung eine junge Dame ſehen, welche am Ufer eines ſtillen Weihers ſteht und in ſehnſüchtiger, ungeduldiger Erwartung nach der andern Seite hinüberblickt: Er kommt nicht! Nicht minder ergreifend und unmittelbar zum Herzen ſprechend iſt ein Genrebild von Marcus Stone: eine glückliche Arbeiter-

familie an der Mauer eines Parkes. Die Frau hat dem Gatten das Mittagbrod und ihre beiden friſchen Knaben gebracht, Glück und Seligkeit thront inmitten der kleinen Gruppe, während durch das Gitter eine Lady in Trauerkleidern von ſchmerzlichen Erinnerungen ergriffen auf die Fröhlichen blickt.

So vornehm die engliſchen Genremaler auch ſind und ſo ſehr ſie in ihrer Auffaſſung und Formengebung ariſtokratiſche Neigungen verrathen, ſo wenig machen ſie das Leben der großen Geſellſchaft zum Gegenſtande ihrer Bilder. Das Leben der Landleute bietet ihnen ungleich größere Reize als die Ballſäle und die Geſellſchaftszimmer der Hauptſtädte. Unter den dreihundert Oelgemälden der Ausſtellung befindet ſich nur ein einziges, das uns in einen Salon der eleganten Welt führt: Die Morgenröthe von Gregory. Der poetiſche Titel rechtfertigt das Sujet des Bildes keineswegs. In der Mitte des Salons ſteht eine Dame in roſenfarbenem Kleide vor einem Blumentiſch, auf dem ſich ein üppiger Azaleenflor entfaltet, und ihr gegenüber ein ſchwarz befrackter Herr, der mit ihr eine Konverſation führt. Im Hintergrunde ſitzt ein anderer Herr am Piano. Noch brennen die Lampen im Saal, aber durch die Vorhänge bricht ſchon das Morgenroth, das mit dem gelben Lampenlicht kämpft. Aus dieſem Wechſelſpiel verſchiedener Lichter ergeben ſich pikante Effekte, die ſich beſonders da, wo das Licht auf die Blumen und auf die Damentoilette fällt, auf das Lebhafteſte markiren.

Der Engländer betrachtet das Leben der Bauern nicht von ſo idealen Geſichtspunkten wie Frankreich's größter Bauernmaler, Breton. Er malt nicht die ſentimentalen, gedankenſchweren Landleute der Georges Sand, er verfällt aber auch nicht in den widerlichen, wenn auch genialen Realismus Courbet's, der leider auch in Deutſchland bereits um ſich gegriffen hat. Er ſucht die Bauern bei ihrer Arbeit auf, beim Säen, Pflügen, bei der Kartoffel- und Heuernte, aber er malt ſie nicht um ihrer ſelbſt, ſondern um der Natur willen, die ſie verſchönen und zum Tribut zwingen. Breton liebt als echter Franzoſe die Gruppe, das lebende Bild, die theatraliſche Poſe. Er malt heimkehrende Schnitterinnen von der Poeſie des Abendgolds verklärt, Mäher und Mäherinnen, die auf dem Raſen Mittagsruhe halten, während das Sonnenlicht in den Zweigen ſpielt. Der Engländer iſt nüchterner, aber auch um vieles wahrer, und darin liegt ſeine Poeſie.

R. W. Macbeth iſt der bedeutendſte dieſer Bauernmaler. Auf der „Kartoffelernte in Lincolnſhire“ welch' ein geſchäftiges Treiben der Männer, Frauen und Kinder, über deren Köpfen ſich ſchwarze Wolken zuſammenthürmen! Wie lebendig iſt die athemloſe Haſt ausgedrückt, mit der hier geſchafft wird, und wie charakteriſtiſch iſt die dumpfe Gewitterſchwüle! Ein zweites Bild desſelben Malers hebt den Schleier von einer ſozialen Schattenſeite des luſtigen

Digitized by Google

Altengland's. In der Morgendämmerung werden die Arbeiter durch Aufſeher, die mit Hunden umherſtreichen, von ihren armſeligen Lagerſtätten aufgejagt und zur Arbeit getrieben. Um ſo wohlthuender wirkt dagegen ein Bild von Herkomer, der mit Sir John Gilbert, Leighton und Alma Tadema zu den originellſten und beſten Talenten unter den engliſchen Künſtlern gehört: eine Dorfſtraße, die ſich das Ufer eines Flüßchens entlang zieht, mit Landleuten, welche ſich der Ruhe des Feierabends hingeben.

So haben alle Freuden, Leiden und Mühen des Landlebens ihre geiſtvollen, menſchenkundigen Schilderer gefunden, die mit ſcharfem Beobachtungsſinn, mit einer markigen Charakteriſtik die Grazie der Formengebung und die Wahrheit des Lebens verbinden. Aber dieſe Maler haben nicht bloß ein Auge für die Reize der Landſchaft von Kent, Wales und Lincolnſhire, ſie dringen auch in die kalten Nebel London's und in die Tiefen des ſozialen Elends der Themſeſtadt. So hat Luke Fildes eine jener ergreifenden Szenen gemalt, wie ſie ſich allabendlich während der nebligen Herbſt- und Winterszeit vor den Nachtaſylen, den Stätten des Laſters und der Armuth, ereignen: zerlumpte Bettler, verſchämte Arme, welche die bitterſte Noth hierher getrieben hat und die mit zitternden Händen die letzten Pence aus den durchlöcherten Börſen zuſammenſuchen, Strolche und Tagediebe — alles drängt ſich vor den Thüren des Aſyls zuſammen und harrt auf den Augenblick der Eröffnung. Und dann ein anderes Nachtbild, ein freundlicheres! Sonnabend Nacht im Oſten von London von Barnard: eine Markt- und Straßenſzene bei greller Beleuchtung durch Fackeln und Windlichter, mit der Verve und dem derben Humor eines Menzel gemalt. Sonſt iſt der Humor Alt-England's auf der Ausſtellung ſchlecht weggekommen. Eine behagliche Fröhlichkeit erregen viele Bilder, aber auf die Lachmuskeln wirkt nur ein einziges: der Derbytag von C. Green, einem der ausgezeichnetſten Aquarellmaler England's. Man ſieht nur den Rand der Rennbahn, die Barrière und das erregte Publikum im Moment, wo die Botſchaft von Mund zu Mund geht: Sie kommen! Sie kommen! Wie das drängt, ſchiebt, ſtößt! Wie der eine auf den andern ſteigt! Wie dort ein Cylinder eingedrückt wird, wie hier einer mit einer künſtlichen Tribüne eigener Konſtruktion zuſammenbricht! Alle Augen ſind auf einen Punkt gerichtet und doch — welche Mannigfaltigkeit des Ausdrucks in dieſen hundert Köpfen, die der vortreffliche Meiſter alle mit gleicher Liebe ausgeführt, mit gleicher Schärfe charakteriſirt hat, alle, bis auf den armen Policemann, der allein den Strom zurückdämmen ſoll und doch hingeriſſen wird von der Macht des aufregenden Moments: Sie kommen! Sie kommen!

Dieſe flüchtige Ueberſicht kann dem Leſer kaum einen annähernden Begriff von den Reichthum der engliſchen Kunſt an originellen Künſtlererſcheinungen

geben. Doch ſei wenigſtens noch Herkomer's prächtiges Bild „der Gottesdienſt der Invaliden "und die Galerie der meiſterhaften Porträts von Watts erwähnt, die man nennen muß, wenn man von den beſten Porträts redet, welche in der Kunſthalle der Nationen auf dem Marsfelde zu ſehen ſind. In der franzöſiſchen Abtheilung iſt es Bonnat, in der engliſchen Watts, in der öſterreichiſchen von Angeli, in der deutſchen Guſtav Richter, denen die Palme gebührt.

Die engliſche Plaſtik entſpricht dagegen ganz und gar nicht der Bedeutung und dem hohen Werthe der engliſchen Malerei. Hier zeigt ſich der engliſche Nationalcharakter in ſeiner puritaniſchen Strenge von einer ungünſtigen Seite In der Plaſtik iſt der nackte Körper nicht ſo leicht bei Seite zu ſchieben. Was. die engliſchen Bildhauer auf dieſem Gebiete geleiſtet haben, erhebt ſich nicht über die Konvention. Die ausgeſtellten Portraitbüſten zeichnen ſich durch eine noble Auffaſſung aus, aber ſie bieten weder in der Technik noch im Arrangement etwas Außergewöhnliches. Eine Ausnahme macht nur eine Büſte der Prinzeſſin von Wales von d'Epinay. Ein enganliegendes Kleid läßt die ſchlanken Formen der Büſte vortheilhaft hervortreten, während ein hoher Stuartkragen den feinen Hals umſchließt. Ein weiter faltiger Hermelinmantel, der ſo arrangirt iſt, daß er einen Theil des Rückens und die Arme verhüllt, bildet zugleich den Büſtenfuß. Ein Athlet, der mit einer Schlange kämpft, welche ſeinen Körper umſchlingt, eine Bronzeſtatue von dem oben als Maler genannten Leighton, und ein verlaſſenes Mädchen, welches ſoeben ihr Kind ermordet hat und den gezückten Dolch noch in der erhobenen Hand hält, von Franzis Fulter, ſind die einzigen Bildwerke, die neben jener Büſte noch bemerkenswerth ſind. Aber auch ſie erheben ſich nicht weit über die akademiſche Formel.

Die Botſchaft des ſchweizeriſchen Bundesraths über die Gotthardbahn.

Ende Juni d. J. hat der Bundesrath der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft eine „Botſchaft" ausgegeben über den dermaligen Stand der Gotthardbahn; genauer über die Frage, in welcher Weiſe die Schweiz die acht Millionen Franken aufbringen ſoll, welche nach dem Luzerner Vertrag vom 5. Januar d. J. Seiten der Schweiz nachgezahlt werden müſſen, wenn Deutſchland und Italien ſich an der Fortführung des großen Werkes überhaupt durch weitere Beiträge betheiligen ſollen.

Digitized by Google

Ehe auf den Inhalt dieſer Staatsſchrift eingegangen werden kann, muß kurz berichtet werden, wie die Sachlage für die Schweiz durch die Luzerner Konferenz vom 5. Januar d. J. ſich geſtaltet hatte.

Danach ſollten die Mehrbedürfniſſe, welche nach der vorjährigen neuen Berechnung das Gotthardunternehmen zu ſeiner Vollendung auf der Strecke Immenſee-Flüelen-Pino bedarf, von der Schweiz im Geſammtbetrage von acht Millionen Franken aufgebracht werden. Anderthalb Millionen hiervon hatten die betheiligten ſchweizeriſchen Eiſenbahnen, die Centralbahn und die Nordoſtbahn feſt und unbedingt zur Zahlung übernommen. Die übrigen $6\frac{1}{2}$ Millionen ſollten die betheiligten Kantone aufbringen: Bern, Zürich, Baſel, Luzern, Aargau, Zug, Uri, Schwyz, Unterwalden u. ſ. w. Die nichts als katholiſchen, und daher für weitere Intereſſen unzugänglichen kleinen Kantone Uri, Nidwalden, Zug, hatten, wie vorauszuſehen, ihren Antheil an den Mehrkoſten dieſer Weltbahn abgelehnt. Das ſchlug dem Faſſe noch nicht gerade den Boden aus. Denn mancher wohlhabende Mann pflegt in Deutſchland, wenn er mal ſtirbt ſeiner Vaterſtadt mehr an gemeinnützigen Legaten zu hinterlaſſen, als dieſe drei Kantönli, in ihrer von der Vorſehung ſpeziell regierten Konfuſion von Staatsweisheit zuſammengenommen, dem gemeinen Nutzen bei dieſer Gelegenheit verweigern zu müſſen glaubten.

Für Fernſtehende durchaus überraſchend kam dagegen am 20. Mai d. J. die Kunde, „das Volk von Zürich“ habe am 19. Mai die den Kanton treffende Subvention von 800,000 Franks ausdrücklich abgelehnt; um ſo unerwarteter, da der Züricher Kantonsrath nach mehrtägigen, gründlichen Verhandlungen dieſe Summe gemäß dem Vertrage vom 5. Januar d. J. für den Kanton Zürich übernommen hatte.

Dieſe Kunde kam den Fernſtehenden ſehr überraſchend und wirkte überaus deprimirend, namentlich in Deutſchland. Bei uns gilt die Stadt und der Kanton Zürich in mancher Hinſicht als der unſerm Volksthum, namentlich dem ſüddeutſchen verwandteſte der Schweiz. Das Völkchen iſt dort betriebſam, in hervorragender Weiſe induſtriell thätig; die Leute kommen in der Welt herum und verbauern nicht auf der Scholle; in mancherlei Beziehung wird der Kanton Zürich bei uns und in der Schweiz ſelbſt als der erſte der Schweiz angeſehen. Weite Geſichtspunkte, lebendigen, verſtändigen Sinn für eine große internationale Verkehrsfrage hofften wohl die meiſten gerade von Zürich am erſten gewürdigt zu ſehen. Waren doch von dorther der Schweiz ſeit einem Menſchenalter nicht die ſchlechteſten Staatsmänner gekommen, wirkte hier doch, von allen Anderen abgeſehen, der große und berechtigte Einfluß Alfred Eſcher's für die Subvention des Kantons zu Gunſten der Gotthardbahn, hatte in demſelben Sinne doch von Anfang an ein beſtredigirtes, maßvolles und von

wirklich ſtaatsmänniſchen Geſichtspunkten geleitetes Organ der Schweiz, die „Neue Züricher Zeitung“, gewirkt.

Aber andrerſeits haben die genaueren Beobachter des politiſchen und ſozialen Lebens in dieſem Kanton kaum etwas anderes erwartet, als die Verwerfung der Gotthardſubſidien durch das „Züricher Volk“. Der Radikalismus hat dort ſeit Jahren das Regiment beſeſſen. Das „Referendum“, d. h. die durch eine einfache, unmotivirte und unverantwortliche Abſtimmung des Volkes verfaſſungsmäßig eingeſetzte Oberkritik der zufälligen ſouveränen Mehrheit über die ſorgfältigſten, kenntnißreichſten Arbeiten von Sachverſtändigen, von Abgeordneten, die ohnehin aus einem auf breiteſter demokratiſcher Baſis etablirten Wahlrecht hervorgegangen ſind, iſt in unſern Augen eine Waffe, die faſt ausnahmslos im geſunden Fleiſch des Staates wüthen wird. Denn nichts iſt der großen Maſſe unverſtändlicher und ſchwerer anzuerziehen, als die intereſſeloſe Pflichterfüllung für den Staat, der kategoriſche Imperativ quand même, die Auferlegung harter Laſten, die Alle im Volke treffen, durch das Volk, d. h. die Maſſen ſelbſt. Vollends verhängnißvoll aber wird dieſe Abſtimmung immer ſich äußern in Gemeinweſen, die ſchon jahrelang der Negation und Auflöſung der Staatsordnung vorgearbeitet haben dadurch, daß ſie den Radikalismus in die Regierungsgewalt eingeſetzt hatten, d. h. diejenige Partei, für welche das animaliſche Behagen gleichbedeutend iſt mit der politiſchen Freiheit des Bürgers, die konſequenterweiſe alſo jede Laſt, die der Staat auferlegt, als eine Minderung der angeborenen Freiheitsrechte empfinden muß.

Genug davon. Denn ſchließlich iſt es ja ganz gleichgültig, aus welchen ſouveränen Erwägungen ſeines Beliebens das „Volk von Zürich“ die Subſidien zur Gotthardbahn verworfen und dadurch die ganze Schweiz und das noch größere Italien und Deutſchland vor die Möglichkeit geſtellt hat, daß die Gotthardbahn nicht zu Stande komme und alle auf Grund einer ſchweizeriſchen Verfaſſung, die das Referendum nicht kannte, eingezahlten Beiträge der Vertragsſtaaten verloren ſind. Genug, daß es ſo iſt. Die Lehre wird für keinen der Vertragsſtaaten verloren ſein. Auch nicht für den ſchweizeriſchen Bundesrath, deſſen „Botſchaft“ ganz klar ausdrückt, daß er ſich durchaus keiner Illuſion hingiebt, ſobald er zu dem Hazardſpiel des Referendum ſeine Karten hergeben ſoll. Der ſchweizeriſche Bundesrath ſagt in ſeiner Denkſchrift offen heraus: „Wenn Zürich, das an dem Zuſtandekommen einer Schienenverbindung mit Italien wohl mehr als irgend ein andrer Theil der Schweiz intereſſirt iſt, ſich an einer Nachſubvention aus kantonalen Mitteln nicht betheiligen will, ſo wird kein anderer Kanton es thun und wird es auch billigerweiſe keinem andern zugemuthet werden können. Es werden daher alle, die noch nicht geſprochen haben, ohne allen Zweifel dem Beiſpiele Zürich's folgen, und diejenigen die

bereits ihre Quote zugeſagt haben, werden nicht ohne Grund erklären, daß dieſe Zuſage ausdrücklich oder ſtillſchweigend an die Vorausſetzung geknüpft war, daß die Kombination, wenigſtens in ihren Hauptzügen gelinge. So löſt ſich denn die ganze Kette, wenn der eine Ring — Zürich — ſich nicht in dieſelbe einfügt.“ Daß der Verſuch einer nochmaligen Volksabſtimmung im Kanton Zürich verfaſſungsmäßig zuläſſig und der Kantonsrath zu dieſem Experiment gern bereit ſei, bezweifelt der Bundesrath nicht, aber „ob der Erfolg den Erwartungen entſprechen würde, iſt eine Frage, die, bei der erfahrungsmäßigen Unberechenbarkeit aller Volksabſtimmungen Niemand auch nur mit halber Sicherheit zu beantworten vermag.“ Sicher, fährt der Bericht fort, iſt nur Eins: daß bei Einhaltung der geſetzlichen Friſten für ein zweites Referendum, dieſes erſt „tief im Monat Auguſt“ eingeholt werden könne. Die ſchweizeriſche Bundesverſammlung (das Parlament, beſtehend aus Nationalrath (Volkshaus) und Ständerath (Kantonsregierungsvertretung) könne daher um ſo mehr nur eventuelle Beſchlüſſe faſſen, als jeder betheiligte Kanton ſeine Entſcheidung erſt nach derjenigen des Kanton Zürich werde faſſen wollen. Die Schweiz ſehe ſich dann, auch wenn die Bundesverſammlung zu einer theilweiſen Beihülfe aus Bundesmitteln ſich bereit gezeigt, „und ihr Antrag die Klippe des Referendums glücklich überwunden hätte, in die ſonderbare Lage verſetzt, in Folge der Weigerung eines oder einiger Kantone den definitiven Beitritt zum Luzerner Protokoll ablehnen zu müſſen und dann — im Jahr 1879! — die mühevolle Arbeit noch einmal zu beginnen.“

Bei dieſer complizirten Sachlage und der gebieteriſchen Nothwendigkeit, „nach den unſäglichen Zögerungen, endlich einmal zu einem Abſchluſſe zu gelangen, will es dem Bundesrathe ſcheinen, daß es faſt verlorene Mühe ſei, noch weiter die Kombination vom 5. Januar 1878 zum Ausgangspunkt zu nehmen, und daß es der Realität der Dinge beſſer entſpreche, wenn man ſchon von heute an daſſelbe als geſcheitert erklärt, wenigſtens ſoweit es die Betheiligung der Kantone betrifft.“ Die Verpflichtung der betheiligten Bahnen dagegen zu anderthalb Millionen Franks hält der Bundesrath für unbeſtreitbar, auch bei dieſer kantonalen Renitenz. Daraus ergiebt ſich nun nach Anſicht des Bundesrathes die Alternative: entweder den Vertragsmächten zu erklären, daß die Schweiz überhaupt daran verzweifle die acht Millionen Nachſchuß für die Gotthardbahn aufzubringen, oder die beiden Bahnen die anderthalb Millionen aufbringen zu laſſen, und die übrigen ſechs und eine halbe Million aus Bundesmitteln zuzuſagen. Selbſtverſtändlich greift der Bundesrath nur ungern zu dieſem Auskunftsmittel. Ihm wäre das „Repartitions-

tableau“ vom 5. Januar mit kantonaler Verpflichtung weit lieber geweſen. Aber es geht nicht anders, daher muß der Bund eintreten.

Die Verfaſſungsmäßigkeit der Bundesbetheiligung an der Sache, die ſeltſamerweiſe in „publiziſtiſchen Debatten“ auch in Zweifel gezogen worden iſt — bei uns würde die Vertretung ſolcher Zweifel wahrſcheinlich Herr Windthorſt oder ein anderer waſchechter Partikulariſt übernehmen — ſucht die bundesräthliche Denkſchrift nicht erſt weitläufig zu begründen, da Art. 23 der ſchweizeriſchen Bundesverfaſſung gerade auf Fälle der vorliegenden Art anwendbar erſcheint.

Maßgebend aber iſt für den Bundesrath die Frage, ob die Bundesbetheiligung vom politiſchen und Zweckmäßigkeitsſtandpunkt zuläſſig und empfehlenswerth ſei. Dieſe Frage zerlegt ſich eigentlich in zwei: Iſt die Gotthardbahngeſellſchaft im Stande die ihr obliegende Nachzahlung von 14 Millionen Francs Aktien und 12 Millionen Obligationen an den Mann zu bringen? Und wird es den Technikern möglich ſein, den neuen Koſtenanſchlag einzuhalten.

Da die Aufbringung der nothwendigen Mehrbedürfniſſe durch die Gotthardbahngeſellſchaft vorauszugehen hat, wenn eine weitere Betheiligung der Vertragsſtaaten eintreten ſoll, ſo trägt die Bereitwilligkeit der Vertragsſtaaten, alſo auch der Eidgenoſſenſchaft, zur Zuſage neuer Beihilfen nur einen eventuellen Charakter. Es ſteht aber durchaus zu vermuthen, daß die Geſellſchaft das Erforderliche aufbringe.

Sehr lehrreich und tröſtlich dagegen iſt dasjenige, was die Denkſchrift über die wahrſcheinliche Richtigkeit der jetzigen Koſtenanſchläge ſagt. Der Hauptfehler, der bei den Anſchlägen des Jahres 1869 gemacht wurde, beſtand darin, daß man glaubte auf Grund eines ganz ungenügenden Traceplanes im Maßſtabe von 1 : 10,000 bei einer Bahn dieſer Art einigermaßen zuverläſſige Berechnungen aufſtellen zu können und dieſer Irrthum iſt es, der ſich ſo ſchwer gerächt hat. Heute dagegen haben wir es mit einem bis in alle Details hinaus ſorgfältig ausgearbeiteten Plane im Maßſtabe von 1 : 1000 und bei ſchwierigem Terrain mit Schichtenplänen im Maßſtabe von 1 : 500 mit Horizontalkurven in Abſtänden von nur 1 Meter zu thun, einer Arbeit, welche die Frucht mehrjähriger mühevoller Studien eines großen und ausgewählten Korps von Ingenieuren darſtellt, bei der alſo etwaige Irrthümer in der Berechnung der Koſten ſich bei eingehender Prüfung des geſammten Materials verhältnißmäßig leicht müſſen auffinden laſſen. Namentlich iſt das falſche Gerücht von einer angeblich neuen Mißrechnung, das ſo viel zur Verwerfung der Nachſubvention in Zürich beigetragen, durchaus ungegründet. Und endlich iſt aus der Denkſchrift zu entnehmen, daß es möglich erſcheint, durch einen ſoliden, vom Bun-

Digitized by Google

desrath als ſolchen anerkannten Generalakkord die Summe des effektiven Bedarfs für die Vollendung des reduzirten Netzes zu ermäßigen.

Dieſe Denkſchrift muß in der Schweiz ſelbſt wie im Auslande nur den günſtigſten Eindruck machen. Und gewiß iſt in die Weisheit der ſchweizer Nationalverſammlung das Vertrauen zu hegen, daß ſie hinter der Einſicht ihrer Bundesregierung nicht werde zurückſtehen wollen.

Literatur.

Dr. jur. A. Emminghaus, Ernſt Wilhelm Arnoldi, Leben und Schöpfungen eines deutſchen Kaufmanns. Mit Porträt. Weimar, Hermann Böhlau, 1878.

Der Held dieſer Biographie war bekanntlich der Begründer der deutſchen Feuer- und Lebensverſicherungsbank zu Gotha, deſſen hundertjähriges Geburtsfeſt am 21. Mai d. J. von ſeiner Vaterſtadt Gotha und theilnehmend von dem größten Theile der deutſchen Preſſe gefeiert wurde. Geſchrieben iſt die Biographie von dem dermaligen Direktor der Lebensverſicherungsanſtalt zu Gotha, dem Nationalökonomen Emminghaus. Wer annehmen wollte, daß er es hier nur mit einer der vielen ſchlecht und rechten Jubiläumsgaben zu thun habe, deren nicht geringſter Fluch darin beſteht, daß ſie zu einem beſtimmten Tage fertig werden müſſen, der würde ſehr irren. Wenn auch das unvermeidliche Motto aus Hamlet „I shall not look upon his like again“, das der Verfaſſer vor ſein Schlußkapitel ſetzt, den Mund ein Bischen zu voll nimmt, ſo ſoll doch keineswegs geleugnet werden, daß Arnoldi eine durchaus hervorragende eigenartige Geſtalt, ein im beſten Sinne des Wortes deutſcher Mann geweſen, deſſen Andenken mit Recht heute noch hoch gehalten wird. Wir ſehen in ihm, lange bevor er ſeinen Namen im Alter der Reife durch die gewaltige Verſicherungsanſtalt, die er geſchaffen, geſchichtlich machte, einen der Wenigen, welche im deutſchen Bürgerthum ohne Vorurtheil, mit klarſter Erkenntniß, für das Zuſtandekommen des Zollvereins thätig waren und die ſchutzzöllneriſchen Anſprüche bekämpfte. Ueberhaupt iſt ſein klarer deutſcher Patriotismus ein Zug ſeines Weſens, der in ſeinem ganzen Leben erfreulich hervortritt. Selbſtverſtändlich iſt auch der Werdegang und die Verwirklichung des Hauptplanes ſeines Lebens von höchſtem Intereſſe und durch die ſachkundigſte Feder geſchildert. Die Jugend des Helden durchwandern wir an ſeinen eigenhändigen biographiſchen Aufzeichnungen. Da Arnoldi die napoleoniſche Schreckenszeit ſchon als Dreißiger erlebte, ſo kann man ſich denken, welche Fülle intereſſanten kulturhiſtoriſchen Materials dieſe Aufzeichnungen zu Tage fördern.

Aus alter und neuer Zeit. Vorträge und Aufſätze von Friedrich von Weech. Leipzig, Duncker & Humblot, 1878.

Seitdem Carl Hillebrand in dem von d. Bl. mehrfach erwähnten vierten Band ſeiner „Zeiten, Völker und Menſchen“ den er „Profile“ betitelt, eine Rechtfertigung der Sammlung zerſtreuter, durch das Intereſſe des Tages oder Augenblickes hervorgerufener Arbeiten unternommen hat, wird Mancher ſich auf den guten Namen dieſes Hiſtorikers und Ethnographen berufen, wenn auch er ſeine zerſtreuten Arbeiten ſammelt. Auch Friedrich von Weech thut das und wir meinen mit eben ſo gutem, vielleicht theilweiſe ſogar mit beſſerem Rechte, als Carl Hillebrand bei Zuſammenſtellung ſeiner „Profile“. Denn die innere Berechtigung für alle derartige Sammlungen hängt doch einzig und allein nur vom Werthe der einzelnen Theile der Sammlung ab. Auf die ſchöne Harmonie des Ganzen, auf die einheitliche Durcharbeitung, die ein gelehrtes Buch bieten ſoll und gewährt, muß der Leſer eines derartigen Sammelwerkes von Anfang an verzichten. Um ſo höhere Anſprüche werden an die einzelnen Theile geſtellt werden dürfen. Gegenüber jedem einzelnen iſt die Frage berechtigt: lohnte ſich deine Aufnahme in dieſe Geſellſchaft? Wenn man mit dieſer Frage die einzelnen Aufſätze und Vorträge muſtert, die Friedrich von Weech hier zuſammengeſtellt hat, wird man unbedenklich bei Jedem mit Ja antworten. Die Abſchnitte „aus alter Zeit“: „Kaiſer Ludwig der Baier und Papſt Clemens VII.“, „Nürnberg im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert“, „Burkhart Zink, der Chroniſt von Augsburg“ bieten, großentheils an der Hand archivaliſcher Quellen, ſchön abgerundete, feſſelnde Bilder. In „den Markgräfinnen Maria Viktoria und Karoline Luiſe von Baden“ erhalten wir die wahrheitsgetreue Charakterzeichnung zweier deutſcher Fürſtinnen aus dem Jahrhundert der Aufklärung; anmuthig heben ſich dieſe echt weiblichen Geſtalten vom düſtren Hintergrunde einer ſittenloſen, immer raſcher dem Sturme der Revolution entgegentreibenden Zeit. Das authentiſche Material für dieſe Zeichnung hat der Verfaſſer dem Badiſchen Archiv zu danken, welches die Liberalität des Freiherrn Roggenbach ihm und Treitſchke ſchon vor fünfzehn Jahren erſchloſſen. Derſelben Quelle iſt in der Hauptſache der Stoff entnommen für die trefflichen Zeitbilder aus dem Anfange unſres Jahrhunderts „Franzöſiſche Zuſtände während der hundert Tage und während der Okkupation“, „Die Anfänge des konſtitutionellen Lebens in Baden“, „Eindrücke der Julirevolution in Deutſchland“, „Metternich und Huntlin“. Jenes große Geſchick in der individuellen Erfaſſung und Zeichnung, welche der Verfaſſer ſchon in ſeinen „Badiſchen Biographien“ bekundet, beweiſt er hier von neuem in den Abhandlungen „Karl von Rotteck“, „Johann Friedrich Böhmer“, „König Maximilian II. von Baiern. Damit treten wir zugleich in die neueſte Zeit. Einige der tapferſten Vorkämpfer der deutſchen Einheit: Karl Mathy, Ludwig Häuſſer, Robert von Mohl finden treffliche Würdigung. Der Reſt der werthvollen Sammlung iſt einigen kunſthiſtoriſchen Abhandlungen: „Eduard Devrient“, „C. F. Leſſing's Disputation Luther's mit Eck“ gewidmet, während die Unterſuchung über „die freiwillige Hilfsthätigkeit unter dem rothen Kreuz und die Friedensarbeit der Hilfsvereine“ ſowie „die Eröffnung der Univerſität Straßburg“ Stoffe berühren, die ſich unmittelbar an den letzten Krieg anſchließen. Das Buch iſt Heinrich von Treitſchke gewidmet und dadurch genügend der politiſche Standpunkt des Verfaſſers für diejenigen gekennzeichnet, welche darüber in Zweifel ſein ſollten.

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Die Entwickelung des altrömiſchen Kriegsweſens.

Von Max Jähns.

II.

Von der Einführung des Staatsſoldes bis zum Pyrrhiſchen Kriege.

In Etrurien ſtand Rom ein Städtebund gegenüber, deſſen Macht diejenige des latiniſchen Bundes ganz unvergleichlich übertraf.

Die bisherigen Kriege hatten Rom's Gebiet immer nur in ſüdöſtlicher Richtung ausgedehnt; nordweſtlich zog in unmittelbarer Nähe der Stadt die Grenze Etrurien's hin; das tuskiſche Veii iſt wenig mehr als zwei deutſche Meilen von Rom entfernt. — Der Umfang Veii's war dem des damaligen Rom gleich; es lag auf einer von drei Seiten durch tiefe Flußthäler abgeſchnittenen Felſenhöhe und ſchloß zahlreiche Beſatzung ein; die Solidität und Pracht ſeiner Bauten übertraf diejenige Rom's. Veii war der Hauptort des ſüdlichen Etrurien's und vollkommen im Stande, auch ohne fremde Hilfe, ſeine Unabhängigkeit zu wahren.

Die Römer erkannten, daß zu einem Kriege mit einem ſo ebenbürtigen Feinde die alte Heeresverfaſſung nicht ausreiche. War dieſe doch lediglich auf Sommerfeldzüge berechnet geweſen, wie ſie einbrechende Räuberhorden der Aequer und Volsker nothwendig machten. — Um eine große feſte Stadt zu beſiegen, erſchien die alte Bürgerwehr, die ſich ſelbſt bewaffnete und beköſtigte und nur auf kurze Zeit die Feldarbeit durch den Kriegsdienſt unterbrach, keineswegs genügend. Sie mußte erſetzt werden durch ein ſchlagfertiges Heer, welches im Stande war, das ganze Jahr im Felde zu bleiben. Dies ging nur an, wenn man ihm die Sorge für die häuslichen Geſchäfte abnahm und dazu bedurfte es der Einführung des Soldes.

Allerdings erhielt das Fußvolk ſchon in der königlichen Zeit ein Ver-

pflegungsgeld, aber nicht aus der Staatskaſſe, ſondern von den einzelnen Tribus, zu denen es gehörte, ſodaß die Laſt doch auf den Gemeinden ruhte. Zweimal waren bereits Anträge auf Soldzahlung aus dem Pachtgelde der Staatsländereien geſcheitert, und während die Domanialbeſitzungen ſich in Folge der glücklichen Kriege mehr und mehr ausdehnten, jedoch lediglich den reichen Patriziern zu Gute kamen, griffen in der Bauerſchaft Verarmung und Verſchuldung immer mehr um ſich. Jetzt, da es ſich um den veientiſchen Krieg handelte, ſahen die Landleute den offenbaren Ruin vor Augen; ſie waren im Begriffe, ihre Einwilligung zur Kriegserklärung zu verſagen, und in dieſer Zwangslage entſchloß ſich endlich der Senat, regelmäßigen Sold zu zahlen, d. h. die bisherigen Verpflegungsgelder der Diſtrikte auf die Staatskaſſe zu übernehmen. Damit wurde der Sold angewieſen auf den Ertrag der indirekten Steuern und der Domänen. Nur für den Fall, daß die Staatskaſſe augenblicklich leer ſei, wurde des Soldes wegen eine allgemeine Umlage (tributum) ausgeſchrieben, die indeß als Zwangsanleihe betrachtet und vom Staate ſpäterhin zurückgezahlt ward.*) — Das tributum vertheilte man derart auf die Bürger, daß man 1 in ſeltenen Fällen auch 2 oder 3 pro Mille des Steuerkapitals erhob. Livius erzählt, daß es bei der erſten Steuerzahlung Aufſehen erregte, als einige Senatoren ihre pfündigen Kupferaſſe auf Wagen in die Schatzkammer fahren ließen. — Zum Solde wurde übrigens noch ein Beuteantheil ausgezahlt. Mit Ausnahme der Gefangenen, die zum Beſten der öffentlichen Kaſſe verſteigert wurden, fiel die geſammte Beute von Veii, wie die der volskiſchen Staat Anxur den Legionen anheim. Auch verringerte man während der Kriege die Summe der Beiſteuer dadurch, daß man ſich Lieferungen an Geld, Kleidern und Getreide ausbedang, ſo oft der Feind Waffenſtillſtand oder andere Vergünſtigungen begehrte.**) — Dieſe Einrichtungen ſind von der größten Bedeutung geworden ſowohl für eine weitere Entwickelung des Heerweſens und die Art der Kriegführung wie für das innere Staatsleben.

Bisher waren die Etrusker auch in militäriſcher Beziehung das Vorbild der Römer geweſen; man hat Urſache, anzunehmen, daß ſogar die auf die Vermögensklaſſen begründete Heerespflichtigkeit eine Nachahmung tuskiſcher Einrichtungen war.***) Mit der Einführung des Soldes emanzipirten ſich die Römer von ihrem Vorbilde. Denn während die tyrrheniſchen Städte, griechiſcher Art folgend, neben dem Bürgerdienſte die Werbung von Soldknechten betrieben zu haben ſcheinen, hütete ſich Rom davor, einen ſo verhängnißvollen Weg zu

*) Mommſen a. a. O.

**) Göll: Kulturbilder aus Hellas und Rom.

***) Müller's Etrusker. I. 390.

beſchreiten; es hielt vielmehr feſt an dem ausſchließlichen Bürgerkriegsdienſt, und die Einführung des Soldes diente keineswegs als Lockung zu einem gewinnreichen Gewerbe, ſondern nur als Erleichterung der Laſt. — Dieſe Einrichtung iſt für die kriegeriſche Kraft Rom's vom größten Werth geworden und hat ihr ein wohlverdientes Uebergewicht lange Zeit hindurch geſichert.

Mit der Einführung des Soldes hing noch eine andere Neuerung zuſammen. Bisher hatte ſich die Reiterei aus geeigneten Männern der erſten Vermögungsklaſſe zuſammengeſetzt, ohne daß dafür innerhalb jener Klaſſe noch ein beſonderer Cenſus ſtattgefunden hätte. Jetzt wurde ein ſolcher eingeführt, und zwar betrug der census equester wahrſcheinlich das Zehnfache des Minimalſatzes der erſten Klaſſe. In Folge deſſen füllten ſich nun die Rittercenturien ausſchließlich mit den reichſten Männern. Dieſe aber waren zu nicht geringem Theile bejahrt oder in Führerſtellen beim Heere oder Staatsbeamte, und ſo kam es, daß die cenſusmäßige Ritterſchaft bald genug ihren eigentlich militäriſchen Charakter zu verlieren begann und mehr und mehr zu einer Abtheilung der Ariſtokratie wurde, welche die Plutokraten Rom's d. h. die reichſten Männer des Patriziats wie des Plebejats, umfaßte. Dem entſprach es, daß ſich nun neben den Rittercenturien eine zweite eigentliche Reiterei entwickelte. Anlaß dazu wurde der Umſtand, daß ſich bei der Belagerung von Veii junge Leute freiwillig zum Reiterdienſte gemeldet hatten, obgleich ſie nicht zu den Rittercenturien gehörten. Dieſer freiwillige Reiterdienſt (equo privato) mochte ſich nun wohl beſſer bewährt haben als der der Centurien (equo publico) und man entſchloß ſich, die Geſtellung Freiwilliger durch beſonders günſtige Bedingungen aufzumuntern: die equites erhielten den dreifachen Sold und beim Triumphe den dreifachen Beuteantheil der pedites.*)

Der einfache Tages-Sold betrug etwa 25 Pfennig heutigen Geldes, wurde aber nur zum Theil baar, zum Theil in Naturalien ausgezahlt. Dem Reiter wurde auch die Gerſtenration geliefert und vom Solde abgezogen.**)

Die Einführung der Löhnung ward bald der Ausgangspunkt weiterer Aenderung der alten ſervianiſchen Heeresordnung, ja endlich einer tiefgreifenden Umgeſtaltung, welche ſich im Laufe der Zeit, ſchrittweiſe und allmälig vollzog und in deren Folge die Unterſchiede der Cenſusklaſſen innerhalb der Legion ſtetig an Bedeutung verloren. Wohl blieb die Eintheilung des Volkes nach Vermögensklaſſen fortbeſtehen; allein an die Stelle der ausſchließlich nach dem Cenſus geregelten Wehrpflicht trat nach und nach ein durch die Soldzahlung ermöglichtes Conſcriptionsſyſtem,

*) Lange und Marquard.

**) v. Baumann: Studien über die Verpflegung der Kriegsheere im Felde. Leipzig 1867.

allerdings immer nur innerhalb der anſäſſigen Bürgerſchaft. — Die geſammte waffenfähige Mannſchaft wurde in Stammrollen eingetragen, welche die Grundlage der Aushebungen bildeten. Vollzogen wurden dieſe im Namen der Konſuln durch Staatsbeamte, welche vor Allem dafür zu ſorgen hatten, daß die Zuſammenſetzung der Legion eine zweckentſprechende Gliederung nach Dienſtalter, Waffenübung und Tüchtigkeit ermöglichte. Gegen dieſen rein militäriſchen Geſichtspunkt trat der politiſche einer proportionellen Heranziehung der Cenſusklaſſen nach und nach völlig zurück, und dadurch ſetzten ſich Kriegsleiſtung und bürgerliche Berechtigung wieder ins Gleichgewicht.

Dieſe Entwickelung vollzog ſich während der galliſchen Kriege.

Rom hatte die Bedrängniß Etrurien's durch die keltiſchen Gallier zu ſeinem Angriff auf Veii benutzt. Veii war nach langem Kampf erobert und zerſtört und dadurch der römiſche Staat in eine höhere Machtſphäre emporgehoben, ſeine Kraft nahezu verdoppelt. Aber ſechs Jahre nach der Zerſtörung Veii's hauſten die Gallier auch in den rauchenden Trümmern Rom's.

Das Einſtrömen keltiſcher Schwärme über die Alpen hatte von Jahr zu Jahr zugenommen. Die fruchtbare Po-Ebene wurde durch ſie faſt wieder zur Wildniß; das nördliche Italien zwiſchen Alpen und Apenninen, unter den Etruskern ein Land blühender Kultur, empfing nun mit Recht den Namen des cisalpiniſchen Gallien. Den freien Kelten galt es, recht im Gegenſatze zu den Römern, als ſchimpflich, mit eigenen Händen das Feld zu beſtellen; unſtät und wanderluſtig brachten ihre wilden Schaaren es nur zu höchſt unvollkommenen bürgerlichen Verfaſſungen; die einzige Ordnung, in welche ſie ſich fanden, war die militäriſche. — Gewöhnlich fochten ſie zu Fuße; doch hatten ſie auch Reiterſchaaren und Streitwagen.*) Abgeſehen von dem hohen, gewaltigen Schilde waren ſie ohne Schutzwaffen, namentlich unbehelmt. Das lange einſchneidige, nur zum Hiebe geeignete, ſchlecht gehärtete Bronzeſchwert in der Fauſt ſtürzten ſie ſich mit gellendem Kriegsgeſchrei in raſendem Anprall auf den überraſchten Feind, der, wenn er ſolcher Kampfart ungewohnt war, regelmäßig durchbrochen und zerſprengt wurde. — So ging es denn auch den Römern als ſie im Jahre 390 den Kelten am Bache Allia entgegentraten. Unter unerprobten Feldherrn (Camillus war verbannt) zogen die Quiriten übermüthig in den Kampf, nicht wie gegen ein Heer, ſondern wie gegen Räuber: waren es doch nur Wilde, die man bekämpfen ſollte; was bedurfte es des Lagers und der Sicherung des Rückzuges? — Der paniſche Schrecken, die Flucht, die Niederlage waren furchtbar; der Abzug der Barbaren mußte

*) Mommſen. Vergl. Polyb. II. 33, III. 114; Liv. XXII, 46. Plutarch: Camill. 40 und 1.

Digitized by Google

mit den größten Opfern erkauft werden; und auch dies gab nur für kurze Friſt Ruhe; denn noch oftmals kehrten die Gallier nach Latium zurück, nun aber entſchloſſen und ſiegreich bekämpft von Marcus Furius Camillus und ſpäter von ſeinem Sohne Lucius Furius. Dieſe Kämpfe haben durch 70 Jahre (390 bis 323) angedauert, und in ihnen hat auch das römiſche Kriegsweſen namhafte Fortſchritte gemacht.

Die wichtigſten Reformen knüpfen ſich an den Namen des älteren Camillus. — Zunächſt gab der Ungeſtüm der galliſchen Angriffe Veranlaſſung, diejenige Tiefe der Gefechtsaufſtellung, welche bisher nur vorübergehend durch Eintreten der vorzugsweiſe zum zerſtreuten Gefechte beſtimmten unteren Cenſusklaſſen erzielt worden war, d. h. die achtgliedrige Stellung zur Norm zu erheben. Dieſe Heranziehung der niederen Cenſusklaſſen zum eigentlichen Hoplitendienſt und die mit der vermehrten Tiefe der Phalanx geſteigerte Schwierigkeit der Evolutionen hat dann eben darauf hingewirkt, das alte Klaſſenſyſtem in ſeiner unmittelbaren Anwendung auf die Schlachtordnung zu verlaſſen und dagegen die Mannſchaft einerſeits gleichmäßiger zu bewaffnen, andererſeits ſie, ihrer Geübtheit und Tüchtigkeit gemäß, in den Gliedern und Rotten zu vertheilen.

Demnächſt verbeſſerte man die Bewaffnung. Um den ſchlimmen Kopfhieben der galliſchen Schwerter begegnen zu können, wurde der bisherige, vermuthlich lederne und nur mit Erz beſchlagene Helm (galea) durch eine glatte metallene Sturmhaube erſetzt (cassis). Der bisher von der erſten Cenſusklaſſe geführte argoliſche Rundſchild (clupeus), der die Schultern nicht gehörig zu decken vermochte, wurde jetzt von dem länglich-viereckigen scutum verdrängt, das bisher nur den unteren Klaſſen als Schutzwaffe gedient hatte. Es wurde bei dieſer Gelegenheit durch eine breite rundumlaufende Metallplatte verbeſſert und verſtärkt. An ihr brach ſich die Kraft der niederfahrenden keltiſchen Klinge. Der Spieß blieb in Anwendung; doch übte Camillus ſeine Mannſchaft darauf, ſich deſſelben auch zum Pariren zu bedienen.

Ganz eigenartig entwickelte ſich, wahrſcheinlich in Folge trauriger Erfahrungen im galliſchen Kriege, der römiſche Marſch- und Lagerdienſt. Wo das Heer, wenn auch nur für eine einzige Nacht, das Lager nahm, da ward dies ohne Ausnahme mit einer regelmäßigen Umwallung verſehen. Ein ſolches Syſtem geſtattete den Römern, die Vortheile entſchloſſener Offenſive mit der höheren Sicherheit der Defenſive zu verbinden. Mochte ihre Strategie noch ſo zufahrend ſein; die einzelne Aktion war ſtets durch das befeſtigte Lager wohl baſirt und konnte, ſobald es nothwendig erſchien, von dem angriffsweiſen Verfahren zur vorbereiteten Vertheidigung übergehen. „Der Römer," ſo meint ein lateiniſches Sprichwort, „ſiegt durch Stillſitzen."

Digitized by Google

Wahrſcheinlich iſt auf Camillus auch ſchon die grundſätzliche Umwandlung der Triarier zu einer Elitetruppe von Veteranen zurückzuführen. Eine derartige Truppe, welche die Beſtimmung hatte, als Reſerve zu dienen und namentlich die das Lager zu vertheidigen,*) dürfte den Galliern gegenüber um ſo wünſchenswerther geweſen ſein, als die equites durch ihre Umwandlung aus der Ritterſchaft in eine Reiterei doch allmälig viel von ihrem alten Elitecharakter und ihrer Fähigkeit als Doppelkämpfer verwendet zu werden, eingebüßt haben mochten. In dieſer Ausſonderung der Triarier als einer Altersklaſſe iſt eine weitere Urſache jener grundſätzlichen Veränderungen zu ſuchen, welche den Cenſusunterſchied immer entſchiedener zurückdrängten zu Gunſten des Unterſchiedes der Kriegsgeübtheit und des Dienſtalters, auf welchem ſeit den galliſchen Kriegen die Eintheilung der Legion im Weſentlichen ruht.

Das innere Leben Rom's nach den galliſchen Kriegen kennzeichnet ſich durch die unbeſtrittene Herrſchaft der Nobilität. Geſetzlich gab es allerdings keinen nennenswerthen politiſchen Unterſchied zwiſchen den Bürgern mehr; die Vorzüge jedoch, welche Vermögen, Geburt und eine von Geſchlecht zu Geſchlecht fortgepflanzte politiſche Praxis den vornehmen Familien gewährten, zeigten ſich nach wie vor wirkſam; der Geburtsadel erweiterte ſich eben nur zu einem Beamtenadel, der auch im Heerweſen deutlich erkennbar iſt. Bald ſchloß ſich hinter einer verhältnißmäßig kleinen Zahl plebejiſcher Familien, mit denen das Patriziat ſein früheres Monopol auf die Aemter theilen mußte, der Kreis der ſogen. Nobilität, und ſelten nur gelang es einem homo novus, ſich in den herrſchenden Ring einzuführen. Aber die ausgezeichnete Tüchtigkeit der Ariſtokratie erklärt es, daß ſich das römiſche Volk bei dieſer Lage der Dinge bis zum Anfange des 2. Jahrhunderts beruhigte.

Uebrigens wurden der Plebs von Zeit zu Zeit auch Zugeſtändniſſe gemacht und darunter iſt eins auf rein militäriſchem Gebiet, welches höchſt merkwürdig erſcheint; es betrifft nämlich die Wahl der Militärtribunen, d. h. der Stabsoffiziere der Legionen. Deren gab es bei jeder Legion ſechs, alſo bei den jährlich ausgehobenen vier Legionen 24. Ihre Ernennung kam urſprünglich dem Konſul zu. Aber im Jahre 362 ſchon war dem Volke die Wahl von 6 Tribunen, alſo dem Viertel der Geſammtzahl, im Jahre 311 die von 16 Stabsoffizieren bewilligt worden, und im Jahre 207 endlich wurde, wie hier vorgreifend bemerkt ſei, die Wahl aller 24 Tribunen als Magiſtraten des römiſchen Volkes den Tributcomitien übertragen.**) Rein militäriſch betrachtet,

*) Dyonis 5, 15. — Vergl. Niebuhr, R. G. II., S. 226; Köchly und Rüſtow, Griech. Kriegsſchriftſteller I., S. 44 u. 50; Marquard II. S. 348.

**) Geppert: De tribunis militum in legionibus Romanorum. Berlin 1872.

erſcheint das natürlich einfach verwerflich; ich werde aber noch darauf hinweiſen, welche Umſtände die Schädlichkeit eines ſolchen Verfahrens milderten, ja geraume Friſt hindurch faſt aufhoben. — Es iſt dies übrigens für lange Zeit die einzige Verfaſſungsfrage, welche militäriſches Intereſſe hat.

Nach Außen hin war die Geſchichte Roms während derſelben Zeit um ſo bewegter. In ihrem Verlaufe vollzog ſich die Erhebung der Stadt zur alleinigen Großmacht im Syſtem der Mittelmeerſtaaten. Die erſten Stadien dieſer Entwickelung ſind die Kämpfe mit den empörten Latinern, die mit den Etruskern und die mit den Samnitern. Der große Latinerkrieg war die erſte ſchwere Prüfung des durch Camillus reorganiſirten Heerweſens der Römer. Das erkannte ſchon Livius, und deshalb giebt er bei dieſer Gelegenheit ſeinen Leſern einen Ueberblick über die Heereseinrichtung Rom's zu jener Zeit.

Die empörten Latiner ſahen ſich nach dreijährigem ernſtem Ringen im Jahre 340 bei Triſanum gänzlich beſiegt. Der latiniſche Bund ward aufgelöſt, und die unterworfenen Städte wurden iſolirt. Einzeln mußten ſie neue Verträge mit Rom ſchließen, in denen ihnen dies ihre Kriegsleiſtungen u. ſ. w vorſchrieb. Es ward den latiniſchen Gemeinden verboten, ihre Kontingente von ſich aus aufzuſtellen und ins Feld zu ſenden; ſie verloren das Kriegs- und Vertragsrecht gegenüber dem Auslande; der Oberbefehl, der früher gewechſelt, kam ein für allemal an Rom; dieſes ernannte die Stabsoffiziere der latiniſchen Kontingente und zwar vorwiegend aus römiſchen Bürgern. Es ſind das die 12 praefecti sociorum, welche ebenſo je 6 und 6 den beiden „alae" der Bundesgenoſſen vorſtehen wie die Kriegstribunen den Legionen des römiſchen Heeres. Dagegen durfte nach wie vor den latiniſchen Orten in ihrer Geſammtheit keine ſtärkere Mannſchaftsgeſtellung zugemuthet werden als der römiſchen Gemeinde, und der Oberfeldherr war gehalten, die latiniſchen Truppen nicht zu zerſplittern.*)

Dies ſtraffere Anziehen der Zügel in Latium war um ſo wichtiger, als zu gleicher Zeit Rom dazu kam, in Campanien feſten Fuß zu faſſen. Dort hatte während des latiniſchen Krieges das Bergvolk der Samniten in raſchen Zügen das ganze Küſtenland, griechiſche wie kampaniſche Städte, unter ſeine Botmäßigkeit gebracht. Streitigkeiten veranlaßten die Römer, einzuſchreiten und zu helfen. Sie thaten das aber ſo gründlich, daß ſie bereits um 330 eine Reihe bedeutender campaniſcher Städte, darunter Capua und Cumä, ihrem Machtgebiet einverleibt hatten. — Hieraus entſprangen die beiden großen Samniterkriege, die für das Kriegsweſen bei weitem wichtigſten jener Zeit.

*) Mommſen. — Näheres über die bundesgenöſſiſchen Streitkräfte weiter unten!

Die Samniter ſaßen vorzugsweiſe in den heutigen Abruzzen, und die andauernden und wiederkehrenden Feldzüge in einem Berglande und gegen ein Bergvolk riefen eine der größten taktiſchen Neugeſtaltungen aller Zeiten hervor: die Manipular-Legion.

Die bisherige phalangitiſche Legion war wie die helleniſche Phalanx in ununterbrochener Front aufgeſtellt worden. Aber ſie hatte natürlich ebenſowohl wie jene Evolutionseinheiten gehabt. Als ſolche konnten die Bezirkskontingente der Tribus, die Cohorten, nicht dienen, obgleich dieſe allerdings zuweilen als ſelbſtſtändige taktiſche Komplexe verwendet wurden;*) Evolutionseinheit waren vielmehr die Manipel. Dieſe manipuli beſtanden vermuthlich in quadratiſchen Trupps von 8 Mann Front und 8 Mann Tiefe, oder (bei Entſendung der Leichtbewaffneten zum zerſtreuten Gefechte) in Rechtecken von 8 Mann Front zu 6 Mann Tiefe. Manipulus heißt wörtlich „eine Handvoll", ein „Bündel".**) — In dem ſchwierigen Gelände des ſamnitiſchen Gebirges konnte die zuſammenhängende Linie der Phalanx nur ſehr beſchränkte Anwendung finden; häufig mußte die Nothwendigkeit eintreten, für die Bekämpfung von Päſſen und Schluchten kleine Kolonnen anzuwenden. Und geradeſo wie einſt Xenophon in den karduchiſchen Bergen ſeine Kompagniekolonne, ὄρθιος λόχος, erfand, ſo werden die Römer in den ſamnitiſchen Bergen mit ihren Manipeln operirt haben. — Bei dieſen Gebirgskämpfen mußte nun auch die Bedeutung der Wurfwaffen in erhöhtem Maße hervortreten, und insbeſondere ſcheinen die Römer nachtheilige Erfahrungen hinſichtlich einer von ihnen bisher wenig gewürdigten Gattung des Wurfſpießes gemacht zu haben, deren ſich die Samniter zur Vertheidigung wie zum Angriff bedienten. Es war dies eine ſchwere Wurfwaffe, welche unter dem Namen des „pilum" in der Folge die recht eigentliche Nationalwaffe des römiſchen Fußvolks wurde. Zuerſt ſcheint mit derſelben die Truppe der Triarier ausgerüſtet worden zu ſein, der ſie namentlich bei der ihr gewöhnlich zufallenden Vertheidigung des Lagers, alſo beim Wurfe von oben nach unten, von ganz beſonderem Nutzen ſein mußte.

Auf der Grundlage dieſer neuen Erfahrungen geſtaltet ſich nun die neue Legion. Nicht nur für einzelne Unternehmungen, ſondern auch für die eigentliche Schlachtordnung wird die Linie der Phalanx unterbrochen. Die

*) Livius führt nicht nur bei den Nachbarvölkern (II. 64, V. 16, VII. 7) ſondern auch bei den Römern ſelbſt Cohorten auf (II. 20; III. 5, 43, 69; IV. 27, 28, 38, 59). Die Kopfzahl giebt er nicht an, wohl aber Dyoniſios, der Cohorten von 500, 600, ja einmal eine ſolche (die des Siccius) von 800 Mann erwähnt (IX. 63, 71; X. 43).

**) Andere behaupten die urſprüngliche Identität von Manipulus und centuria und meinen der Name ſtamme daher, daß der Centurie in der Frühzeit als Feldzeichen ein Heubündel (manipulus) auf einer Stange vorausgetragen worden ſei. Das klingt ſehr unwahrſcheinlich!

Manipel, zu ſelbſtändigen taktiſchen Einheiten erhoben, ſtehen mit regelmäßigen Intervallen, welche ihrer Frontlänge gleich geweſen zu ſein ſcheinen, nebeneinander und zugleich in mehren Treffen mit Abſtänden hintereinander, und zwar ſchachbrettartig, ſodaß die Manipel der hinteren Treffen die Intervallen der vorderen decken.

Den nächſten Anlaß zu dieſer Formation gab vielleicht das Vorbild der Latiner, von denen gewiß iſt, daß ſie der römiſchen Phalanx in der Schlacht am See Regillus in 3 Treffen entgegentraten,*) und deren Einrichtungen bei der nahen und dauernden Verbindung mit den Römern dieſen ſtets vor Augen waren. Unterſtützt aber wurde die Veränderung der Taktik wohl auch durch die Neubewaffnung der Triarier mit dem pilum, welche dieſelben als ein beſonderes Korps erſcheinen ließ. Die Triarier bildeten nämlich nun als „pilani" die Reſerve, das 3. Treffen der Legion. Vor ihnen ſtanden die „antepilani", welche wie bisher mit Spieß und Schild bewaffnet waren, in zwei Treffen. Das erſte derſelben beſtand aus der Blüthe der eben erſt für den Kriegsdienſt herangewachſenen jungen Mannſchaft und zählte zu einem Drittel Leichtbewaffnete; das zweite Treffen nahm die älteren und beſonders gut gerüſteten Leute auf, welche zum Unterſchiede von den hastati des erſten Treffens als principes bezeichnet wurden. — Endlich gehörten zur Legion noch wie vor Alters die unregelmäßigen Spreukler, die rorarii und endlich die Erſatzmannſchaften, die accensi.**)

Es war dies eine Uebergangsorganiſation, welche man nach ihrem, freilich höchſt undeutlichen Beſchreiber die Manipularlegion des Livius genannt hat. Schon hier tritt ein Verſtellen der Truppenbezeichnungen ein, welches ſich in der Folge noch ſteigert und viel Verwirrung angerichtet hat. Die principes ſtehn in der Legion nicht mehr voran; der Name der hastati wird auf das 1. Treffen eingeſchränkt. Die alten, bei der Cenſusgliederung zutreffenden Benennungen der verſchiedenen Phalangenglieder wurden eben beibehalten, entſprachen aber der neuen Lage der Dinge nicht mehr. Dergleichen iſt zu allen Zeiten vorgekommen. Nur beiſpielsweiſe erinnere ich an die Uebertragung des Namens der „Grenadiere" auf Truppentheile, die mit dem Granatenwerfen auch nicht das Geringſte zu thun haben. Man kann ſich daher auch gar nicht wundern, wenn die Namen der hastati, principes und triarii ſchon dem Varro (80 v. Chr.) ein Räthſel waren.***) — Hinſichtlich des erſten Treffens der römiſchen Legion iſt die Anordnung von 20 Leichtbewaffneten bei jedem Manipel be-

*) Liv. II. 19. 20.

**) Dieſe Auffaſſung folgt im weſentlichen der klaren und überzeugenden Darlegung in Köchly's und Rüſtow's Einleitung zu den griechiſchen Taktikern.

***) Varro: De lingua latina 5, 89.

merkenswerth. Sie leiten das Gefecht ein, bekämpfen die Wurfſpieß- und Schleuderſchützen der feindlichen Vorhut und ziehen ſich beim Herannahen der gegneriſchen Maſſen durch die Intervallen des 1. Treffens zurück, um ſich hinter ihrem Manipel aufzuſtellen. Damit waren die Manipel des 1. Treffens ſelbſtändig für die verſchiedenen Gefechtszwecke organiſirt, was beim Gebirgskriege unzweifelhaft von großem Werthe war.

Die mit dem pilum bewaffneten Triarier ſcheinen anfangs übrigens nicht regelmäßig mit in der Schlachtordnung geſtanden zu haben, ſondern häufiger noch, ſo wie ſchon früher, zur Beſetzung und Vertheidigung des Lagers verwendet worden zu ſein.*)

Die Samniterkriege waren eine ſchwere Aufgabe für Rom und es fehlte ihnen nicht an unglücklichen Begebenheiten, deren berühmteſte die Gefangennahme eines römiſchen Heeres bei den kaudiniſchen Päſſen iſt; aber der endliche Erfolg war doch ein vollkommener Triumph der Römer. Sie behaupteten nicht nur Campanien ſondern auch Apulien. — Und jetzt beginnt jenes meiſterhafte *Syſtem, die eroberten Landſtriche durch Militärſtraßen zu ſichern* und an dieſen entlang *Kolonien als Feſtungen* einzurichten, theils rein römiſche Bürgerkolonien, theils ſolche mit latiniſcher Beimiſchung. Die erſte dieſer Straßen war die vom Cenſor Appius Claudius von Rom nach Capua angelegte via Appia. (312) Darauf folgte die flaminiſche Straße, tiberaufwärts der Adria zu, und die via Valeria nordöſtlich ins Marſenland. Während der Anlage dieſer Straßen und Kolonien erhob ſich noch einmal die ganze mittelitalieniſche Coalition gegen Rom und zog ſogar die Gallier von der Po-Ebene als Bundesgenoſſen heran. Aber die Schlacht bei Sentinum in Umbrien brach die Macht der Allirten, und im Jahre 290 war Rom die unbeſtrittene Herrin von ganz Centralitalien.

Mit der Feſtſetzung in Apulien, wo Venuſia allein 20,000 Koloniſten erhielt, war Rom im Jahre 282 bis dicht vor das doriſche *Tarent* gerückt. Sofort brachte der Stolz der Tarentiner den Ausbruch des Kampfes zu Wege, zu deſſen Führung die Griechen jedoch, unfähig, ſich mit eigenen Kräften zu halten, den *König Pyrrhos von Epeiros* herüberriefen.

Damit trat eine Prüfung an Rom heran, wie es eine ſolche noch nicht zu beſtehen gehabt; denn Pyrrhos und ſein Heer waren das Ergebniß einer Jahrhunderte alten hochentwickelten kriegskünſtleriſchen Kultur, die ſich unter Alexander in glorreichen Siegen den ganzen Oſten unterworfen hatte. Es mußte fraglich erſcheinen, ob Rom die Kraft und das Geſchick beſäße, einem ſolchen Gegner zu widerſtehen.

*) Niebuhr: Römiſche Geſchichte II. S. 531.

Digitized by Google

Hinſichtlich der Kraft durfte Rom indeſſen wohl zuverſichtlich ſein; denn es empfand ſich mit vollem Recht als ein bewaffnetes *Volk* und war ſich wohl bewußt, welchen Werth eine ſo unbedingte Einheit von Volk und Heer beſitze; dieſe aber war typiſch feſtgeſtellt. Der echteſte Soldatengeiſt verſchwiſtert ſich mit dem tüchtigſten Bürgerſinne. Der Verſuch, das Heer zu Staatsſtreichen im Lager zu benutzen, iſt während einer Reihe von Jahrhunderten unerhört geweſen und zwar deshalb, weil jenes Heer beſtändig ſeiner inneren Zuſammenſetzung nach wechſelte, weil jeder einzelne Mann in nicht zu langen Zwiſchenräumen heimkehrte und an dem politiſchen Leben der Bürgerſchaft wieder theilnahm. Dies ſtetige Ab- und Zufluthen militäriſcher Intereſſen in die Comitien, politiſch denkender Menſchen in die Armee hielt beide Theile des Volkes, den in der Toga, wie den im Waffenrocke, in jenem glücklichen Gleichſchritte, der von jeher ſtaunende Bewunderung der Geſchichtsforſcher erweckt hat.

In Bezug auf die *Stärke der Legionen* freilich fand eine ſo unmittelbare Wechſelwirkung zwiſchen deren Wachsthum und dem Zunehmen der Tribuszahl, wie ſie früher beſtanden, um dieſe Zeit ſchon nicht mehr ſtatt. Bis zum Jahr 385 war mit jeder neuen Tribus die Legion um 200 Mann gewachſen; während der folgenden Bezirkseinrichtungen hatte das jedoch aufgehört. Die Zahl der Tribus ſteigt bis auf 31; aber die Legion zählt nach wie vor 5000 Mann; ja ſie ſinkt vorübergehend auf den alten Satz von 4000 herab, um dann, trotz weiterer Vermehrung der Bezirke bis auf 35, für faſt ein volles Jahrhundert (von 303 bis 217) die Normalſtärke von 4200 Mann zu behaupten. Das ganze 4. Jahrhundert war eine Zeit des Werdens und Wachſens, in der ſich die Agrarverhältniſſe und damit die Organiſationen des geſammten Staatsweſens in einem großen Entwickelungsprozeſſe befanden. Es kann daher nicht auffallen, wenn man, um fortwährende Aenderungen in dem Zahlenſyſtem des Kriegsheeres zu vermeiden, einſtweilen bei der alten Legion der 25 Tribus ſtehen blieb. Entweder wurden zu dem Ende die Kontingente aller Tribus gleichmäßig herabgeſetzt, oder (und dies iſt wahrſcheinlicher) die Bürger der neu hinzutretenden Bezirke nahmen vorläufig nicht Theil am regulären Kriegsdienſte, weil ſie meiſt der ärmſten Volksklaſſe angehörten und vor Allem an der Begründung ihrer wirthſchaftlichen Exiſtenz zu arbeiten hatten. Uebrigens waren ſie bei der zum Theil ſchon bedeutenden Entfernung ihres Wohnſitzes von Rom (die Tribus Falerna z. B. lag in Campanien, Velina im Apennin) feindlichen Angriffen zunächſt ausgeſetzt; ſie mochten daher als ſtehende Beſatzung ihrer Feldmark und Grenzwache aufgefaßt und demgemäß nicht ausgehoben werden. Waren doch die maritimen Bürgerkolonien noch viel ſpäter von der Aushebung befreit, weil ſie bei ihrer Deduktion die Strand-

Digitized by Google

wache übernommen hatten.*) — Das endliche Herabgehen der Legion von 5000 auf 4200 Mann im Jahr 303 hängt dann wahrſcheinlich mit der in jenem Jahre erfolgten Verweiſung der Libertinen aller Tribus auf die 4 ſtädtiſchen Tribus zuſammen, eine cenſoriſche Maßregel, welche das Erlöſchen der regelmäßigen Aushebung in den Stadtbezirken zur Folge gehabt zu haben ſcheint.**) — Vermuthlich kamen aber zu dieſen bürgerlichen Bedingungen auch noch taktiſche Rückſichten. Zu Ende des 4. Jahrhunderts beſtanden 32 Tribus, welche bei unveränderter Heranziehung Legionen von 6400 Mann ergeben hätten — eine den Römern offenbar nicht mehr handlich erſcheinende Heereseinheit. — Jedenfalls zählt ſeit dem Jahre 303 die Legion organiſationsmäßig wieder 4200 Mann.

Der Regel nach wurden in jedem Jahre 4 neue Legionen ausgehoben, nach Bedarf jedoch auch mehr. Wie früher blieben die Proletarier, d. h. die unter 11,000 as Cenſirten vom Dienſte frei, und die Formen der Aushebung (dilectus) glichen ebenfalls im Weſentlichen denen der Königszeit. Nachdem ſich die Pflichtigen an dem vom Konſul beſtimmten Tage auf dem Kapitole eingeſtellt, wurden zuerſt die 24 Tribunen auf die 4 Legionen vertheilt, da ſie bei dem Erſatzgeſchäfte mitzuwirken hatten. Dieſem präſidirten die Konſuln auf den elfenbeinernen curuliſchen Seſſeln — ſo ſehr war die Aushebung Haupt- und Staats-Aktion. Man begann mit dem dilectus der Fußtruppen. Zunächſt ward von ſämmtlichen erſchienenen Tribus eine ausgeloſt und verleſen, und nun ließ man immer je 4 an Alter und Tüchtigkeit möglichſt gleichwerthige Leute vortreten, vertheilte ſie auf die vier Legionen und fuhr dann mit den andern Tribus in derſelben Weiſe fort, ſodaß jede Legion aus allen Tribus Rekruten erhielt und zwar gleich gute. Bei der erſten Tribus hatte ein Tribun der erſten Legion die Vorwahl, bei der zweiten ein Tribun der zweiten Legion u. ſ. f. Da der römiſche Aberglaube in allem Zufälligen etwas Bedeutungsvolles ſuchte, ſo ſah man darauf, daß zuerſt Namen guten Klanges aufgerufen wurden, wie Salvius, Valerius, Statorius. Erſchwert wurde die peinlich ſorgfältige Art der Rekrutirung noch dadurch, daß man die Soldaten ſogleich nach ihrem Dienſtalter in die verſchiedenen Treffen und Centurien einordnete. — Nicht ſelten meldeten ſich Freiwillige zum Eintritt. — Zweimal (275 und 152 v. Chr.) wird erwähnt, daß man die Rekruten nicht auswählte ſondern ausloſte. Ein ſolches Verfahren geſtattete man ſich jedoch nur bei Aushebung eines subitarius exercitus in Fällen der Noth (in tumultu). Erſchienen aufgerufene Pflichtige nicht, ſo drohten ihnen noch jetzt dieſelben

*) Liv. XXVII., 38.

**) Steinwender a. a. O.

Digitized by Google

Strafen wie in der Zeit des Servius Tullius.*) — Befreiung vom Dienſte gewährten nur die Ueberſchreitung der Altersgrenze von 46 (einigemal 50) Jahren oder die Vollendung der geſetzlich vorgeſchriebenen Anzahl von Feldzügen, die Bekleidung gewiſſer Ehren- und Prieſterämter, die als Belohnung oder wegen beſonderer Staatsgeſchäfte bewilligte vacatio militiae ſowie endlich körperliche Unfähigkeit.

Nach geſchehener Aushebung erfolgte die *Vereidigung*. Zuerſt ſchwuren die Legaten und Tribunen. Letztere nahmen dann dem Heere den Eid ab. Ein Mann jeder Legion ſprach die Formel und alle andern, namentlich aufgerufen und einzeln vortretend, bekräftigten ihren Eid mit den Worten: idem in me! Dieſer Eid heißt sacramentum, weil er mit einer sacratio verbunden iſt: er erſt berechtigt den Krieger, von der Waffe Gebrauch zu machen und den Feind zu tödten, und wer ihn bricht, wird sacer d. h. geächtet und des Todes werth.**)

Die *Beförderung innerhalb der Legion* geſchah durch den Feldherrn, aber nicht weiter als bis zur Stelle eines erſten Centurio des erſten Manipels der Triarier. Damit endete die Subaltern-Laufbahn. Die Stabsoffiziere wurden, wie erwähnt, abgeſehen von den Tribunen der über die gewöhnliche Vierzahl aufgeſtellten Legionen, vom Volke in den Comitien erwählt. Sie bewarben ſich zu dieſem Zwecke um die Stimmen, traten, wie alle Magiſtrate, ihr Amt am 1. Januar an, führten daſſelbe ein Jahr lang und hießen tribuni militum a populo.***) Dies Verfahren, ſo ſehr es dem Geiſte des modernen Kriegsſyſtems widerſpricht, hat ſich bei den Römern durch Jahrhunderte der ſchwerſten Kriege behauptet, und daß es möglich war, mit ſolchen gewählten Stabsoffizieren Pyrrhus und Hannibal zu ſchlagen, beweiſt, daß der Geiſt der Volksverſammlung ſelbſt ein weſentlich ſoldatiſcher geweſen ſein muß, voll Beſonnenheit und mit nüchternem Blicke für die geeignete Perſönlichkeit. Eine derartige Haltung aber bewahrten ſich die Comitien durch ihre ununterbrochenen Beziehungen zu den Legionen, deren Traditionen und Erfahrungen in ihnen weiterlebten. Dieſer civis Romanus, zu Haus in beſchränkten Verhältniſſen, kein beſſerer Bauer als jeder andere, ward in der Legion geſchult durch kriegeriſche Zucht und durch Ueberwindung der Gefahr. Er gleicht den Matroſen und Kapitänen unſerer frieſiſchen Küſten, deren enger Inſelhorizont, unter dem ſie ihre beſchränkte Landſtelle bauen, erweitert wird durch die wechſelnden Aufgaben immer neuer Seereiſen, durch die Noth und

*) Vergl. oben S. 90.

**) Marquard a. a. O. — In tumultu ließ man übrigens auch wohl alle Rekruten einer Legion auf einmal zuſammen ſchwören (coniuratio).

***) Marquard II. S. 354.

Digitized by Google

die Zucht des Schifferlebens. Der römiſche Legionar genoß indeſſen darüber hinaus noch des Segens einer großen, ſieg- und ehrenreichen Kameradſchaft. — Wie die Legion auf die Comitien, ſo wirkten dieſe aber auch auf jene. Unter der eiſernen Ruthe der Disziplin blieb der Legionar doch immer der ſouveräne Mann, deſſen Stimme daheim eben deshalb von Gewicht war, weil er die Ehre und die Mittel hatte, in der Elitetruppe Italien's zu ſtehen.*)

Uebrigens gewährte nicht nur die Einſicht der Comitien, ſondern auch die *Herkunft der Tribunen* Bürgſchaft für die Tüchtigkeit der Führung der römiſchen Legionen. Die *Stabsoffiziere* wurden nämlich *grundſätzlich nur aus dem Stande der Senatoren und Ritter gewählt.* Und zwar war es Vorſchrift, daß von den tribuni militum a populo, d. h. von den 24 Tribunen der vier erſten Legionen, 14 aus ſolchen Perſonen gewählt werden mußten, welche fünf, 10 aber aus ſolchen, welche zehn Feldzüge mitgemacht hatten,**) und nicht ſelten fanden ſich unter den Tribunen Männer, welche die höchſten Staatsämter, die Aedilität, die Prätur und das Konſulat bekleidet hatten. — Daß die Stabsoffiziere der außerordentlichen Legionen, die vom Conſul ernannt und zum Unterſchiede von den gewählten als tribuni militum rufuli bezeichnet wurden,***) gewiß erprobte Männer aus gutem Hauſe waren, dafür ſpricht der geſunde Sinn, welcher die Behörden des damaligen Rom ſo merkwürdig auszeichnete. — Da nun die Senatoren und Ritter jener Zeit die Blüthe der Intelligenz, das konſervative Intereſſe der Beſitzenden und die hiſtoriſche Würde angeſtammten Adels in ihren Reihen vereinigten, ſo erſcheint die Führung des bewaffneten Volkes durch ſie ebenſo naturgemäß wie geſichert.

Man begreift das Uebergewicht, welches eine ſolche Heeresverfaſſung den Römern geben mußte, wenn man ſich vergegenwärtigt, wie die meiſten Völker, mit denen ſie in Italien kriegeriſch zuſammentrafen, weit entfernt von der bürgerlichen Mannhaftigkeit Roms, mehr oder minder dem Söldnerweſen huldigten. Zuerſt hatte es ſich um die Campaner gehandelt. Den Griechen gleich hatte das üppige pelasgiſche Capua ſeine Seele in doppelter Weiſe dem Söldnerthum verkauft. Während es ſelbſt ſich nicht zu bergen wußte vor den Angriffen der Samniter, ſtrömte ſeine ſtreitbare Jugend goldgierig nach Sizilien, um dort den griechiſchen Tyrannen Solddienſt zu thun, und die Campaner mußten Fremde werben, um nur fechten zu können. — Selbſt die Samniter, obgleich an kampffähigen Männern reicher als an Geld, bedienten ſich in ihren

*) Nitzſch: Das Verhältniß von Heer und Staat in der römiſchen Republik. (Sybel's hiſtor. Zeitſchrift. Bd. 7).

**) Polybios 6, 19, 1.

***) Marquard II. S. 354.

Digitized by Google

unglücklichen Kriegen gegen Rom der Miethstruppen, und die hellenischen Italiker endlich, Tarent voran, stützten ſich faſt ausſchließlich auf Bandenführer und Söldnerhaufen des öſtlichen Mutterlandes. Man darf ſich nicht täuſchen laſſen durch den Königsnamen der Männer, die im Solde Tarent's gefochten. Archidamos von Sparta, Alexandros, der Bruder der Königin Olympias von Makedonien, ja endlich die glänzende Geſtalt des ritterlichen Epeirotenkönigs Pyrrhos ſelbſt — ſie alle ſind doch nicht mehr oder weniger als Condottieren. Wahrlich: nicht nur eine Machtfrage, ſondern ein Gegenſatz tiefwurzelnder Prinzipien kommt in den Schlachten zwiſchen Pyrrhos und Rom zu weltgeſchichtlichem Austrag. „Hier zuerſt" ſagt Mommſen „wird der Kampf zwiſchen Söldnerarmee und Bürgerheer, zwiſchen Phalanx und Legion, zwiſchen Heerkönigthum und Senatorenregiment, zwiſchen individuellem Talent und nationaler Kraft, zwiſchen Hellas und Rom großartig durchgefochten."

Die Rechtsfrage beim Uebergange in den ſozialiſtiſchen Staat.*)

In ſeiner Reichstagsrede vom 18. April 1877 empfahl Herr Bebel den Abgeordneten Schäffle's „Quinteſſenz des Sozialismus" zur Lektüre, da dieſe Schrift in der That die Quinteſſenz der ſozialiſtiſchen Anſchauungen enthalte und alſo geeignet ſei, der bei der Mehrheit der Redner vorherrſchenden „eminenten Unkenntniß in Bezug auf die ſozialdemokratiſchen Beſtrebungen" abzuhelfen.

Jedenfalls iſt das leſende Publikum Deutſchland's dem Wunſche des ſozialiſtiſchen Parlamentsmitgliedes in hohem Grade nachgekommen. In verhältnißmäßig kurzer Zeit iſt jene Schrift des bekannten Nationalökonomen in vielen Tauſenden von Exemplaren ſelbſt in Kreiſe gedrungen, welche bisher der ſozialiſtiſchen Literatur völlig verſchloſſen waren.

Und nicht ohne Grund hat ſie dieſe weite Verbreitung erfahren. Schäffle hat in ihr mit großer Literaturkenntniß, mit reicher Gedankenarbeit ein wiſſenſchaftlich leidlich begründetes und doch ziemlich gemeinverſtändliches Bild von den volkswirthſchaftlichen Konſequenzen des neueſten Sozialismus zu geben verſucht. Beſſer als je ein Sozialiſt es vermochte, ſchildert er in großen Zügen die ungeheuren Umwälzungen, welche die Durchführung der ſozialiſtiſchen

*) Der Artikel war uns ſchon vor dem 2. Juni d. J. zugegangen. D. Red.

Theorien für die Geſtaltung des menſchlichen Wirthſchaftslebens, für den Prozeß der Gütererzeugung, des Güterumſatzes und der Gütervertheilung zur Folge haben würden. Er abſtrahirt zu dieſem Zweck aus der ſozialiſtiſchen Literatur deren oberſtes Prinzip, die Verwandlung des Privateigenthums an Produktivkapitalien in geſellſchaftliches Eigenthum, und aus dieſem oberſten Prinzip zieht er mit großer Klarheit nach allen Seiten hin die Konſequenzen, gleichviel ob die ſozialiſtiſchen Parteiführer ſelbſt dieſelben gezogen haben oder auch nur ahnen. Dieſe Unterſuchungen ſind um ſo dankenswerther, je weniger die ſozialdemokratiſche Literatur über die poſitiven Ziele der Bewegung klaren Aufſchluß giebt. Selbſt das wiſſenſchaftliche Hauptwerk der deutſchen Sozialdemokratie, das „Kapital“ von Karl Marx, beſchränkt ſich auf eine dialektiſch gewandte, aber auf falſchen Definitionen der nationalökonomiſchen Grundbegriffe beruhende Kritik der Produktionsverhältniſſe in der heutigen Geſellſchaftsordnung. Die große Zahl der kleineren ſozialiſtiſchen Agitations- und Hetzſchriften vollends gibt nur ſelten einmal eine Andeutung über die Ausführung der poſitiven Seite ihres Parteiprogrammes, und in dieſen Angaben widerſprechen ſich die einzelnen Schriften zum großen Theil noch untereinander.

An ſich müßte daher das Erſcheinen der Schäffle'ſchen Schrift auch den Gegnern der ſozialiſtiſchen Anſchauungen erwünſcht ſein, da ſie eine weſentliche Lücke unſerer Kenntniß ausſüllt über das, was der Sozialismus grundſätzlich wollen muß. Aber nicht ohne guten Grund hat Bebel die Schäffle'ſche Broſchüre von der Tribüne des Reichstags herab empfohlen, und nicht ohne Grund hat die vortrefflich organiſirte ſozialiſtiſche Kolportage ſich ihrer bemächtigt. Leider muß konſtatirt werden, daß Schäffle in dieſer Schrift entgegen den früher von ihm vertretenen Anſichten einen dem Sozialismus prinzipiell geneigten Standpunkt eingenommen hat. Die große Mehrzahl der Leſer hat ſich mit derartigen Unterſuchungen wenig beſchäftigt und iſt daher nicht im Stande, dieſe mit der äußerſten Sorgfalt und Geſchicklichkeit abgewogenen und durchgefeilten Auseinanderſetzungen mit der nöthigen Kritik aufzunehmen. Sie wirken um ſo verführeriſcher, grade weil ſie in ihrer objektiven Form des rein ſubjektiven und oft gehäſſigen Tons entbehren, durch welchen die ſozialiſtiſchen Schriften nicht zu ihrer Partei gehörende gebildete Leſer in der Regel von vornherein gegen ſich einnehmen.

Es ſcheint daher angemeſſen, vor einem größeren Leſerkreiſe zunächſt diejenige Frage mit ſteter Berückſichtigung des Schäffle'ſchen Buches kritiſch zu unterſuchen, welche den Ausgangspunkt bei einer leidenſchaftsloſen Betrachtung der ſozialiſtiſchen Theorien bilden muß — wir meinen die Frage nach dem Recht beim Uebergang in den ſozialiſtiſchen Staat.

Bekanntlich gipfeln die ſozialiſtiſchen Theorien in dem Satze, daß alle

jetzt im Privatbeſitz befindlichen Produktivkapitalien (der geſammte Grund und Boden, alle Fabriken und Werkſtätten, alle Maſchinen und Werkzeuge, alle Werthpapiere und Erſparniſſe, die vorhandenen Rohſtoffe, Transportmittel, Vieh u. ſ. w.) in den Geſellſchaftsbeſitz, in den Beſitz des durchaus gleichheitlich organiſirten Staates übergehen ſollen. Die Staatsregierung würde dann die geſammte nationale Güterproduktion in ihrer Hand haben, ähnlich wie jetzt das Direktorium einer großen Aktienfabrik die Produktion eines weit engeren Kreiſes leitet. Es würde aller Handel, alle freie Konkurrenz aufhören, indem der Staat durch ſeine Beamten auch das ungeheure Werk der Vertheilung des Geſammtprodukts unter die einzelnen Unterthanen nach einem einheitlichen Maßſtabe vornehmen ließe.

Wir wollen hier zunächſt nicht unterſuchen, ob ein ſo organiſirter Staat überhaupt exiſtiren kann, ob, wenn er möglich ſein ſollte, die Einführung dieſer allgemeinen Bevormundungsanſtalt mit ihrer zahlloſen Bureaukratie einen Fortſchritt gegenüber den jetzt beſtehenden Zuſtänden und nicht vielmehr einen Rückfall in die ſchlimmſten Zeiten des Despotismus und der Unkultur darſtellen würde. Vielmehr wollen wir hier nur die Frage betrachten, welches Recht denn der Staat hätte, den Einzelnen den größten Theil ihres Vermögens zu konfisziren?

Nach der jetzt beſtehenden Rechtsordnung garantirt der Staat den ungeſtörten Genuß ſeines Beſitzes einem Jeden, welcher denſelben nicht widerrechtlich erworben hat. So iſt das Privateigenthum und in noch erhöhtem Maße das Erbrecht der mächtigſte Hebel zur Erzielung einer geſteigerten Wirthſchaftlichkeit, der Sparſamkeit und des Fleißes, da ein Jeder ſich bewußt iſt, daß die Früchte ſeiner Mühen auch wirklich ihm ſelbſt und denen, die ihm am nächſten ſtehen, zu Gute kommen werden.

Freilich giebt es in allen ziviliſirten Staaten der Neuzeit ein Expropriationsrecht des Staates. Die Staatsgewalt iſt befugt, den Einzelnen zur Abtretung gewiſſer für das Gemeininteresse nothwendiger Objekte zu zwingen — aber nur gegen vollkommenen Erſatz für den Werth des abgetretenen Gegenſtandes und für das ſonſtige Intereſſe des bisherigen Beſitzers an dem Behalten ſeiner Sache.

Ganz unzweifelhaft darf die Staatsgewalt, wenn eine höhere ſittliche oder ökonomiſche Rückſicht es erheiſcht, auch ganzen Kategorien von Vermögensobjekten die ihnen bisher innewohnende Qualität nehmen, Objekte von Privatrechten zu ſein. Aber ſelbſtverſtändlich iſt er den bisherigen Berechtigten für die Aufhebung dieſer Rechtsverhältniſſe zu vollem Schadenserſatz verpflichtet. Solange die Sklaverei in den Kolonien der europäiſchen Kulturſtaaten noch beſtand, konnten Menſchen gleich lebloſen Sachen und Thieren Objekte der

Vermögungsgewalt eines Anderen ſein. Als die Träger der Staatsgewalt, von der tiefen Unwürdigkeit und Unſittlichkeit eines ſolchen Verhältniſſes durchdrungen, die Sklaverei abſchafften, waren ſie vollſtändig im Recht. Mit nicht minder gutem Recht konnten aber die Sklavenbeſitzer vollen Erſatz für den Werth verlangen, den die Sklaven für ſie hatten. Denn ſie hatten, geſtützt und im Vertrauen auf die beſtehenden Staatsgeſetze das Eigenthum an ihnen gültig erworben. Dieſer korrekte Standpunkt iſt auch in der That in den Kolonien mehrerer europäiſcher Staaten ſtrikt durchgeführt worden.

Als in der Neuzeit die alten privatrechtlichen Frohnden und Zehnten in Folge der veränderten ökonomiſchen Verhältniſſe die gedeihliche wirthſchaftliche Entwickelung der Geſammtheit hinderten, hob man ſie auf. Durch das Dazwiſchentreten des Staates aber wurde es möglich, daß die bisherigen Berechtigten anſtatt derſelben Kapitalien oder Rentenbriefe erhielten, deren jährlicher Zinsbetrag dem Werthe der aufgehobenen Leiſtungen entſprach.

Ein ſchreiendes Unrecht aber würde es ſein, wollte der ſozialiſtiſch gewordene Staat den weitaus größten Theil der bisherigen privaten Vermögensobjekte ſeinen rechtmäßigen Beſitzern wider ihren Willen entziehen, ohne ihnen ihr Intereſſe voll zu vergüten. Man denke ſich z. B. zwei Männer mit gleichem Einkommen, von denen der Eine ſeine Einnahmen verjubelte, der Andere vielleicht ſich das Geld vom Munde abdarbte, um ſich ſelbſt ein ſorgenfreies Alter, ſeinen Kindern die Mittel zu einer guten Erziehung zu verſchaffen. Der Letztere hat ſich im Vertrauen auf die beſtehende Rechtsordnung Opfer auferlegt, die mit der Konfiskation der privaten Produktivkapitalien vergeblich dargebracht ſein würden. Denn mag nun die Vertheilung der Genußmittel im ſozialiſtiſchen Staat nach dem Bedarf oder nach dem Arbeitsertrag der Einzelnen geſchehen — immer würde er ebenſoviel bekommen, wenn er ſich jene Entbehrungen nicht auferlegt hätte.

Wenn alſo nicht nachgewieſen werden kann, daß der ſozialiſtiſche Staat im Stande iſt, die privaten Produktivkapitalien ihrem vollen Werth entſprechend abzulöſen, ſo iſt vom Standpunkt des Rechts wie der Billigkeit die Konfiskation derſelben, und damit die ganze Einführung des ſozialiſtiſchen Staates ein Unding.

Die ungeheure Rechtsverletzung, welche in einer einfachen Konfiskation der privaten Produktivkapitalien durch den Staat liegen würde, hat ſelbſt einige Sozialiſten ſtutzig gemacht. Auch Schäffle hilft ſich in ſeiner Quinteſſenz des Sozialismus über die Rechtsfrage damit hinweg, daß er die jetzigen Kapitalbeſitzer durch eine 30—50 Jahre lang dauernde jährliche Zahlung von Genußmitteln entſchädigen will. Eine Familie, die jetzt z. B. eine Million Mark an Grundſtücken beſitzt, ſoll vielleicht 40 Jahre lang an Lebensmitteln, Klei-

dern, Hausrath, Luxusgegenſtänden jährlich eine Rate im Werthe von 25,000 Mark erhalten. Eine ſolche Familie „wäre alſo in der Lage, reichlichſt zu genießen und zu — verſchenken. Aber ſie könnte nicht mehr kapitaliſiren, ihren Ueberfluß nicht mehr in Rentenquellen verwandeln, ſie wäre ſelbſt bei intaktem Vererbungsrecht in 2—3 Generationen auf perſönliche Arbeit, wie jede andere Familie, angewieſen."

Entſpricht nun eine derartige Ablöſung durch Genußmittelraten dem Werthe, welchen die Kapitalien für ihre Eigenthümer haben? Das Intereſſe derſelben an dem Beſitze ihrer Kapitalien iſt rein wirthſchaftlich betrachtet ein doppeltes. Einerſeits können ſie im Bedarfsfall den Grundſtock des Vermögens angreifen, welcher ihnen dergeſtalt als Nothpfennig dient, andererſeits ziehen ſie daraus Jahr für Jahr eine Quantität Früchte oder Zinſen, welche ſie nach Belieben verbrauchen oder wiederum zinsbar anlegen können. Nach Schäffle würden ſie allerdings für den Grundſtock des Vermögens durch eine Reihe von Ratenzahlungen entſchädigt werden. Da ſie dieſelben aber im beſten Falle nur binnen kurzer Friſt verzehren, nicht aber zinsbar anlegen können, ſo würde ihnen der wichtigſte Theil ihrer Vermögensrechte, die Rente, die ſie alljährlich aus dem intakt bleibenden Vermögen ziehen, ohne jegliches Entgelt vom Staate genommen werden. Während jetzt der Beſitzer von Grundſtücken oder Werthpapieren im Betrage von einer Million Mark bei dem niedrig bemeſſenen Zinsfuß von 4 % jährlich 40,000 Mark einnimmt, ſo lange er lebt, und nach ſeinem Tode ſeine Erben die 40,000 Mark bekommen, ohne daß die Subſtanz des Vermögens irgendwie angegriffen würde, bekäme er nach Schäffle etwa 40 Jahre lang jährlich 25,000 Mark. Nach Ablauf dieſer 40 Jahre erhält er weiter gar Nichts an Kapital oder Zinſen. Und das ſoll eine volle und gerechte Ablöſung ſein!

Dürfen wir denn aber überhaupt auf die Zahlung auch nur einer ſolchen durchaus ungenügenden Entſchädigung rechnen? Auch dem vertrauensſeligſten Geiſte muß es nachgerade klar ſein, daß die gegen die „kapitaliſtiſchen Blutſauger" Jahrzehnte hindurch ſyſtematiſch fanatiſirten Maſſen niemals den Beſitzenden von heute den bedeutenderen Theil der geſellſchaftlichen Genußmittel für eine Reihe von Jahren zuwenden würden, wenn ſie endlich das geträumte goldene Zeitalter der Freiheit, Gleichheit und des Ueberfluſſes erreicht zu haben glauben. Wie die Dinge jetzt liegen, iſt eine Verwirklichung des ſozialiſtiſchen Zukunftsſtaats nur auf dem Wege einer ſozialen Revolution, eines langen furchtbaren Ringens zwiſchen Beſitzloſen und Beſitzenden zu erwarten, von dem die Gräuel der Pariſer Kommune nur eine ſchwache Vorahnung geben. Selbſt wenn die ſozialiſtiſchen Führer in den Zeiten des erbittertſten Bürgerkrieges eine Mäßigung bethätigen ſollten, von der ſie bis jetzt

in der Zeit des inneren Friedens keine Proben abgelegt haben — würden unmittelbar nach einem ſolchen Kampf bis aufs Meſſer die bethörten Maſſen dahin zu bringen ſein, daß ſie den unter Strömen von Blut beſiegten Gegnern nicht nur das Leben, ſondern auch auf eine Reihe von Jahren hinaus eine bevorzugte ſoziale Stellung einräumten? In der That glaubt das auch Schäffle ſelbſt nicht. An einer Stelle (S. 18) ſpricht er von der Geneigtheit des Sozialismus, „den jetzigen Privateigenthümern, wenn dieſe ſich nur gutwillig expropriiren ließen, eine Ablöſungsentſchädigung zu leiſten.“ Wenn ſie nur gutwillig ſich expropriiren ließen! Aber daß ſie nicht gutwillig ihr rechtmäßiges Eigenthum für ein durchaus prekäres, ungenügendes Aequivalent hingeben werden, iſt ſo ſonnenklar, daß es keines weiteren Beweiſes bedarf.

Wird ein ſchreiendes Unrecht etwa dadurch zum Recht, daß es gewaltſam durch Mord und Todtſchlag ins Werk geſetzt wird? Und doch verliert Schäffle über die Rechtsfrage in dieſem, praktiſch einzig möglichen Fall kein Wort!

Wir haben geſehen, in wie hohem Grade es unwahrſcheinlich iſt, daß der von den Sozialdemokraten geplante Umſturz unſerer heutigen Geſellſchaftsordnung friedlich und ohne Blut bewerkſtelligt werden würde. Aber um alle Möglichkeiten zu erſchöpfen, wollen wir einmal annehmen, daß dieſer kaum denkbare Fall wirklich einträte. Auch dann würde es den Leitern des ſozialiſtiſch gewordenen Staates aus wirthſchaftlichen wie aus politiſchen Gründen geradezu unmöglich ſein, jene projektirte und wie wir geſehen haben, völlig ungenügende Ablöſung wirklich durchzuführen, ſelbſt wenn ſie den ernſten Willen dazu hätten. Bekanntlich vermehrt ſich die Bevölkerungszahl aller europäiſchen Staaten alljährlich, und zwar die Deutſchland's in beſonders hohem Grade. Der dadurch verengte Nahrungsſpielraum kann nur in der Weiſe wieder erweitert werden, daß zu den ſchon vorhandenen Produktivkapitalien neue hinzukommen. Da die Bodenfläche nicht beliebig vermehrbar iſt, ſo muß auf die Landwirthſchaft immer mehr Kapital und Arbeit aufgewandt werden in Geſtalt von Drainirungen, künſtlichen Dungmitteln, landwirthſchaftlichen Maſchinen u. ſ. w. Da auch der ſo geſteigerte Ertrag der Landwirthſchaft in den höher kultivirten Ländern die fortwährend ſteigende Bevölkerung nicht zu ernähren im Stande iſt, ſo muß immer mehr Getreide u. ſ. w. aus dem Ausland eingeführt werden. Um die Mittel zum Ankauf deſſelben zu gewinnen, muß die Produktivität und die Exportfähigkeit der einheimiſchen Induſtrie durch Errichtung neuer Fabriken, Einführung neuer Maſchinen fort und fort erhöht werden. Der Güteraustauſch (Handel) muß durch Anlegung neuer Verkehrswege, durch Eiſenbahn-, Kanal- und Hafenbauten, durch Stromregulirungen befördert werden.

Digitized by Google

Zu allen dieſen Zwecken bedarf es des Kapitals und der Arbeit. Die Zahl der vorhandenen Arbeiter (im weiteſten Sinne!) wächſt mit der Bevölkerungsziffer. Damit aber das zahlreicher werdende Volk nicht verarme und in immer größeres Elend gerathe, bedarf es auch einer Zunahme der Kapitalien. Dieſe geſchieht in der heutigen Geſellſchaft vornehmlich dadurch, daß die „kapitaliſtiſchen Plusmacher" einen Theil ihrer Einnahmen nicht verzehren, ſondern zum Vortheil nicht nur ihrer eigenen Taſche, ſondern auch der Geſammtheit und insbeſondere der arbeitenden Klaſſe wieder produktiv anlegen. Wollte nun der ſozialiſtiſche Staat in jener Uebergangsperiode von 30—50 Jahren ihnen den größeren Theil ihrer bisherigen Einnahmen (in dem früher von uns erwähnten Beiſpiel $62^1/_2$ % derſelben) in Genußmittelraten weiterzahlen, ſo würde die Höhe der unproduktiven Konſumtion geſteigert, der Volkswohlſtand auf die Dauer, ganz abgeſehen von den Wirkungen der ſozialiſtiſchen Geſellſchaftsverfaſſung, ruinirt werden. Denn die produktive Verwendung jener Ablöſungsraten würde ja verboten und, wenigſtens nach Schäffle, auch völlig unmöglich ſein.

Es würde der Fall eintreten können, daß im Staate der ſozialen Gleichheit ſolche „Ratenempfänger" Genußmittel, die ſie ſelbſt nicht mehr konſumiren könnten, unbenutzt zu Grunde gehen ließen, während viele ihrer Mitbürger ſie ſehr gut gebrauchen könnten. Wahrſcheinlich würde man ſie dann zwingen, ihren Ueberfluß zu „verſchenken". Aber ein Verfahren, wobei man mit der einen Hand giebt und mit der andern wieder nimmt, wäre in der That eine klaſſiſche Ablöſung!

Ein freiwilliges Verſchenken wiederum hätte ſeine ſehr bedenkliche Seite für den ſozialiſtiſchen Staat. In den erſten Jahrzehnten würde es ſicher eine ſtarke Partei in demſelben geben, welche die Rückkehr zu der alten Geſellſchaftsordnung wünſchte. Das Gros der bisherigen höheren Stände würde gar bald durch Millionen bisheriger Kleinbürger und Handarbeiter verſtärkt werden, die ihre in der Regel ſelbſt über das Maß deſſen, was einem Marx u. ſ. w. möglich ſcheint, weit hinausgehenden utopiſtiſchen Ideale nicht verwirklicht ſähen. Wäre es bei ſolchen Zuſtänden den bisherigen Reichen möglich, dieſe Partei unter den Maſſen durch freigebige Spenden von Genußmitteln zu verſtärken, ſo nähme der ſozialiſtiſche Staat gar bald ein Ende mit Schrecken.

Die projektirte Ablöſung der privaten Produktivkapitalien iſt alſo nicht nur durchaus ungenügend, ſondern auch unter allen Umſtänden unausführbar. In der That iſt ſie auch für die ſozialiſtiſche Partei nur dazu auf dem Papiere vorhanden, um Leuten, die noch einiges Rechtsgefühl haben, ihre Bedenken gegen den großartigen Raubplan wegzueskamotiren. Herr Bebel ſagt ſogar von dieſer Ablöſung in der oben erwähnten Reichstagsrede vom 18. April 1877 gar Nichts. Er thut ſo — und das iſt freilich das Bequemſte zur Beſeitigung

der unangenehmen Frage — als ob die Beſitzenden von heute überhaupt kein Recht auf ihren Beſitz hätten. Er ſucht zur Bekräftigung ſeiner Behauptungen nachzuweiſen, daß wirklich Staaten in der Neuzeit Vermögenskonfiskationen ohne Entſchädigung vorgenommen hätten. Wir wollen ihm noch mehr zugeſtehen. Es wird nicht blos in vereinzelten Fällen das Eigenthumsrecht verletzt, ſondern tagtäglich geraubt und geſtohlen. Aber das begründet in unſeren Augen noch kein Recht, zu rauben und zu ſtehlen.

Die Pariſer Weltausſtellung.

Von Adolf Roſenberg.

5. Die Kunſt in Frankreich. — Die franzöſiſche Hiſtorienmalerei.

Die Kunſt nimmt heute in dem Kulturleben Frankreich's eine Stellung ein, die ungefähr derjenigen entſpricht, welche ſie im alten Griechenland in den Zeiten des Perikles oder im Zeitalter der italieniſchen Renaiſſance innegehabt hat. Gepflegt und gehätſchelt von der Regierung, getragen von dem Verſtändniß, von der Liebe, ja bisweilen von der leidenſchaftlichen Parteinahme eines gebildeten Volkes kann ſie ſich, im vollſten Bewußtſein, daß ſie einen der wichtigſten Faktoren im Kulturleben ihrer Nation bildet, frei, ungehindert und von reichen Mitteln unterſtützt, entfalten. Wenn der Staat, die Kirche und die Munizipalitäten vorzugsweiſe für ihre Zwecke die Malerei großen Stils, die religiöſe und die Hiſtorienmalerei, unterſtützen, ſo darf ſich der Pariſer Porträtmaler — denn wie für die Politik iſt auch für die Kunſt Paris Frankreich —, der Genre- und Landſchaftsmaler an die Crème einer internationalen Geſellſchaft wenden, die ihre Reichthümer in Paris genießt und auch ihrerſeits die Protektion der Kunſt übernimmt. Bei einer Vergleichung franzöſiſcher und deutſcher Verhältniſſe, namentlich wenn man das Abſatzgebiet beider Nationen in Anſchlag bringt, darf man dieſe ſehr wichtige Thatſache, die von größter Tragweite iſt, nicht außer Acht laſſen. Der franzöſiſche Buchhändler, der Kunſtinduſtrielle, der Maler darf bei ſeinen Spekulationen die ganze Welt als Konſument in Rechnung ziehen, während die Deutſchen bis jetzt nur eine ſehr beſchränkte Anzahl von Nationen für ihr Abſatzgebiet gewonnen haben. Ein nennenswerther Export deutſcher Gemälde insbeſondere findet nur nach Amerika ſtatt.

Die Hiſtorienmalerei großen Stils iſt in Deutſchland ſeit dem deutſch-franzöſiſchen Kriege auch nicht um einen Schritt vorwärts gekommen, wiewohl man von dem Einfluſſe einer nationalen Erregung und Erhebung, die ohne Gleichen in der Weltgeſchichte daſteht, das Gegentheil erwartet hat. Ja, innerhalb der letzten zehn Jahre iſt kaum ein Hiſtorienbild geſchaffen worden, das einen Eindruck hinterlaſſen hat, der ſich mit dem meſſen könnte, den die Hiſtorienbilder der Düſſeldorfer Schule z. B. Leſſing's „Huß auf dem Scheiterhaufen“ hervorgerufen haben. Es exiſtirt zwar in Deutſchland eine „Verbindung für hiſtoriſche Kunſt“, welche die Hebung und Förderung der Hiſtorienmalerei bezweckt, aber dieſe Vereinigung beſtellt jährlich nur ein einziges Hiſtorienbild von größerem Umfange. Die Leiter der öffentlichen Sammlungen moderner Gemälde — es ſind ihrer nicht allzuviele in Deutſchland, höchſtens ein Dutzend — ſind meiſt auf kärgliche Mittel angewieſen und überdies durch allerlei lokale Verhältniſſe in ihren Maßnahmen gebunden. Sie ſollen für die ausgeſetzten Summen möglichſt viele Bilder erwerben, um möglichſt vielen Künſtlern das Benefizium einer ehrenvollen Unterſtützung zu Theil werden zu laſſen. Oft leitet ſie auch der Ehrgeiz, ihre Säle möglichſt ſchnell mit Bildern zu füllen — genug, die hiſtoriſche Malerei kommt in Deutſchland an allen Ecken und Enden zu kurz, um ſo mehr, als ſie von der Kirche ganz ignorirt und von dem Staate nur in mäßigem Umfange und auch das erſt ſeit ganz kurzer Zeit protegirt wird.

Anders in Frankreich, wo jede größere Provinzialſtadt ihr Muſeum hat, wo ſich ein edler Wetteifer unter den verſchiedenen Munizipalitäten betreffs der Erwerbung von Gemälden entſpinnt, die auf einem Pariſer „Salon“ — ſo nennt man die Jahresausſtellung der Pariſer Künſtler — Aufſehen erregt haben. Paris geht natürlich den Provinzialſtädten mit gutem Beiſpiel voran. Die Pariſer Stadtverwaltung hat zudem noch die Aufgabe, die Kunſtſchätze zu erſetzen, welche die Mordbrenner der Kommune vernichtet haben. Der Pavillon der Stadt Paris, welcher ſich in der Mitte des Induſtriepalaſtes erhebt und die Kunſthalle in zwei Hälften theilt, zeigt uns bereits, wie ernſt die Stadtverwaltung ihre Aufgabe nimmt, wie ſehr ſie beſtrebt iſt, die Lücken auszufüllen, welche die Fackeln und das Petroleum geriſſen. Iſt in Deutſchland ſchon eine Stadtverwaltung auf den Gedanken gekommen, das Lokal ihres Standesamtes mit Gemälden zu ſchmücken? Man hat ſich kaum hier und da entſchloſſen, einem Orte, wo menſchliche Geſchicke zu Tauſenden beſiegelt werden, das fahle, graue Kolorit der Amtsſtube zu nehmen, während man in Paris die Säle, in denen die bürgerlichen Trauungen ſtattfinden, mit ſinnreichen, zum Herzen ſprechenden Gemälden ſchmückt. So ſehen wir z. B. im Pavillon der Stadt Paris eine Reihe von Plafondmalereien aus der Salle des Mariages

der Mairie des vierten Pariſer Arrondiſſements von Cormon, welche die Geburt, die Heirath, die Wohlthätigkeit, die Erziehung, den Krieg und den Tod in genrehaften Darſtellungen ſymboliſiren. Wir ſehen dort die großen allegoriſchen Gemälde, die Bonnat für den Saal des Aſſiſenhofes im Pariſer Juſtizpalaſt gemalt hat, und daneben eine zweite Reihe auf Vermählung und Hochzeit bezüglicher Darſtellungen aus einer andern Mairie von E. Levy, Bilder mit zahlreichen, lebensgroßen Figuren, deren liebliche, naive Anmuth mit den religiöſen Gemälden der italieniſchen Frührenaiſſance wetteifert.

Ich habe oben geſagt, daß die franzöſiſche Kunſt heute eine ähnliche Stellung einnimmt wie zu den Zeiten des Perikles die griechiſche. Hat ſich nun aber auch, ſo wird man fragen, insbeſondere die franzöſiſche Hiſtorienmalerei der großen Fürſorge würdig gemacht, die ihr von allen Seiten zu Theil wird? Steht die franzöſiſche Kunſt unter gleichen Begünſtigungen auch qualitativ auf derſelben hohen Stufe, welche die Kunſt Griechenland's im perikleiſchen Zeitalter eingenommen hat?

Auf dieſe Frage muß rund und nett mit Nein! geantwortet werden. Die franzöſiſche Malerei großen Stils — die grande peinture — befindet ſich im Großen und Ganzen auf bedauerlichen Irrwegen. Sie huldigt, um das mit wenigen Worten hier vorauszunehmen, was wir im Folgenden begründen werden, einem grauenhaften, völlig kunſtwidrigen Realismus, ſie greift nach den abenteuerlichſten, bizarrſten Stoffen, ſie ſpielt mit Grauen und Entſetzen, ſie ſchwelgt im Brutalen, ſie wälzt ſich förmlich im Blute. Indem wir gegen dieſe verderbliche Richtung mit aller Energie Front machen und das hohle Treiben der franzöſiſchen Hiſtorienmalerei in ſeiner ganzer Blöße aufdecken, treffen wir zugleich eine, wenn auch vor der Hand noch kleine Klaſſe deutſcher Maler, die, von der Krankheit der modernen Hiſtorienmalerei Frankreich's angeſteckt, die Apotheoſe des Bizarren und Grauenhaften auch in die deutſche Kunſt einzubürgern verſuchen.

Das Vorwort zum offiziellen Katalog der franzöſiſchen Kunſtausſtellung konſtatirt mit großer Befriedigung einen bedeutenden Aufſchwung der Hiſtorienmalerei ſeit der Weltausſtellung von 1867. Damals hatte die franzöſiſche Hiſtorienmalerei eben ihre beiden Häupter verloren, Delacroix und Ingres. In den nächſten zehn Jahren folgten ihnen die Jüngeren, die ihren Einfluß mehr oder minder ſtark empfunden und weiter verbreitet hatten: Picot, Rouget, Schnetz, Heſſe, Pils u. a. Im Jahre 1867 mußte die internationale Jury einen Rückgang der hiſtoriſchen und monumentalen Malerei in Frankreich — aber auch in den andern Ländern Europa's — konſtatiren. Das blieb bis zum Jahre 1872. In dieſer Periode genoß in Frankreich die Genremalerei faſt ausſchließlich der öffentlichen Gunſt. Erſt in den Jahren 1872 und 1873

bemerkte man wieder einen Aufſchwung der Hiſtorienmalerei, und im Jahre 1875 „konſtatirte, ſo heißt es in der Vorrede wörtlich, der Miniſter des öffentlichen Unterrichts und der ſchönen Künſte offiziell eine allgemeine Rückkehr zu den ernſten Studien und endlich, im Jahre 1876, konnte er auf den außergewöhnlichen Glanz einer Kunſtausſtellung hinweiſen, in der man der herrlichen Bewegung einer Renaiſſance beiwohnte." Obwohl man den Direktor der ſchönen Künſte, den Marquis de Chennevières, unter deſſen Amtsführung der offizielle Katalog noch erſchienen iſt, ſicherlich allzu ſtarker republikaniſcher Neigungen nicht verdächtigen darf, wird man doch in jener hiſtoriſchen Darſtellung den Stolz nicht verkennen, mit welchem die Republik ſich die Verdienſte um die Hebung der grande peinture beimißt. Im Jahre 1867, d. h. als das zweite Kaiſerreich im Zenith ſeines Glanzes ſtand, war die Hiſtorienmalerei in Verfall gerathen. Während der Jahre 1873—1876 iſt ſie wieder, unter den ſchützenden Fittigen der Republik, zu ihrem alten Glanze emporgediehen Und heute, im Jahre 1878, wo die Republik ſich mit der Gloriole einer Weltausſtellung ſchmücken konnte, hat die Malerei großen Stils wieder die alte Stellung eingenommen, die ſie während des Kaiſerreichs verloren hatte! Kommt her und glaubt! Ein rieſiges Hiſtorienbild reiht ſich an das andere, und alle ſind ſie in den Jahren 1873—1877 geſchaffen worden, in den Jahren der Republik!

Aber was ihr hier ſeht, ſo heißt es in der Vorrede weiter, iſt nur ein Bruchtheil von dem, was wirklich auf dieſem Gebiete geleiſtet worden iſt. Man muß die großen Wandmalereien hinzunehmen, die ſeit 1867 innerhalb der öffentlichen Bauten, der Kirchen, der Verwaltungsgebäude des Staates und der Städte ausgeführt worden ſind. Es werden aus Paris zitirt: die Wandmalereien in der großen Oper, im Palais des Ordens der Ehrenlegion, im Juſtizpalaſt, in der Kirche Sainte-Geneviève und Trinité; aus den Provinzen: die Wandgemälde in den Muſeen von Marſeille und Amiens, im Stadthaus von Poiters, in den Theatern von Bordeaux und Reims. Endlich enthält die Vorrede noch ein paar intereſſante Zahlen, die ein helles Licht auf die franzöſiſchen Künſtlerverhältniſſe werfen. Wenn man ihnen glauben darf, beträgt die Zahl derjenigen franzöſiſchen Maler, die bereits Werke im „Salon" ausgeſtellt haben, 5000. Durchſchnittlich werden zu dieſer Jahresausſtellung 4000 Gemälde eingeſandt, von denen 2—3000 zur Ausſtellung gelangen. Jeder Künſtler hat dabei nur das Recht, zwei Gemälde einzuſenden. Im „Salon" von 1878, der mit beſonderem Glanze in Scene geſetzt worden iſt, beträgt die Anzahl der Oelgemälde 2330, die Summe der Gemälde, Zeichnungen, Aquarellen, Miniaturen u. ſ. w. 3987, die Geſammtſumme der ausgeſtellten Kunſtwerke überhaupt einſchließlich der Skulptur und der Architektur 4985. Die

Digitized by Google

akademiſche Kunſtausſtellung in Berlin, die bisher nur alle zwei Jahre ſtattfand und die jetzt ein ziemlich vollſtändiges Bild von der künſtleriſchen Bewegung Deutſchland's entrollt, hat noch nie mehr als 1400 Kunſtwerke umfaßt. Dieſe Zahlen bedürfen keines Kommentars.

In der Kunſthalle auf dem Marsfelde ſind alſo diejenigen Gemälde ausgeſtellt, aus welchen der Miniſter der ſchönen Künſte die „Renaiſſance" der Hiſtorienmalerei konſtatirt hat.

Das erſte charakteriſtiſche Merkmal, das uns zunächſt augenfällig entgegentritt, iſt ein negatives: die franzöſiſche Hiſtorienmalerei ſteht in keinem Zuſammenhange mit dem Volke und ſeiner Tradition, ſie ſchöpft nicht aus der Geſchichte oder der Sage des eigenen Landes. Unter den 861 Bildern, die auf dem Marsfelde zu ſehen ſind, wird man kaum ein Dutzend finden, die in Zuſammenhang mit der großen Vergangenheit Frankreich's ſtehen. Die in politiſcher Hinſicht unglückſelige Gegenwart legt ohne Zweifel den Hiſtorienmalern allerlei Hinderniſſe in den Weg, die ſich am Ende ſo aufthürmen, daß ſie Niemand mehr zu überſteigen wagt. Eine Verherrlichung des abſoluten Königthums wäre heute ebenſo anſtößig wie eine Glorification der napoleoniſchen Siege, und die Erinnerung an die Schreckenstage der Kommune benimmt den Malern die Luſt, ſich an den Großthaten der erſten Revolution zu begeiſtern. Es bliebe noch der Verzweiflungskampf der Republik gegen die verbündeten Heere Deutſchland's, aber die franzöſiſche Regierung hat in anerkennenswerther Courtoiſie — wie ſie ſich ſelbſt in der darauf bezüglichen Verordnung ausdrückt: par des raisons de haute convenance — alle aus den Ereigniſſen des letzten Krieges geſchöpften Bilder ſowohl von der Weltausſtellung als auch von dem Salon des Jahres 1878 ausgeſchloſſen. Selbſtverſtändlich iſt die deutſche Kunſtausſtellungskommiſſion von demſelben Grundſatze ausgegangen, und ſo kam es, daß die Franzoſen auch heute wiederum daſſelbe Urtheil über die deutſche Hiſtorienmalerei ausgeſprochen haben, das ſie vor zehn Jahren gefällt: ſie befindet ſich im Stillſtand oder gar in der Decadence. Thatſächlich liegt aber die Stärke der deutſchen Hiſtorienmalerei jüngſter Zeit in den Gemälden, welche die Siege der deutſchen Waffen verherrlicht haben, während die franzöſiſchen Bilder, ſo vorzüglich ſie an ſich ſind und ſo ſehr ſie in mannigfacher Hinſicht den deutſchen überlegen ſind, in ihrer Geſammtheit nicht den Anſpruch auf den Charakter hiſtoriſcher Gemälde erheben können, ſondern nur die Bedeutung des Genrebildes haben, weil ſie nicht über die Epiſode hinausgehen. Die franzöſiſchen Kriegsmaler — ſie gehören zu den talentvollſten und beſten der Nation — haben ihre neueſten Schöpfungen in einer Privatausſtellung dem Publikum geboten, die ſo intereſſant iſt, daß ich noch näher auf dieſelbe zurückkommen werde.

Digitized by Google

Wenn wir etwa ein Dutzend Hiſtorienbilder aus der franzöſiſchen Geſchichte namhaft machen können, ſo hat jedoch kaum die Hälfte derſelben einen beſonderen Werth. Der heilige Ludwig iſt einer der Könige, der unter den heutigen politiſchen Komplicationen noch am wenigſten offenſiv iſt. Ihm hat A. Cabanel, eines der Häupter der franzöſiſchen Malerſchule, eine große durch eine Säulenſtellung in fünf Theile geſonderte Kompoſition gewidmet, welche die wichtigſten Momente aus dem Leben des frommen Herrſchers darſtellt. Die figurenreiche Malerei iſt für das Pantheon beſtimmt und gehört zu den monumentalen Arbeiten, die auf Veranlaſſung des Marquis von Chennevières, des bisherigen Direktors der ſchönen Künſte, in großer Anzahl zum Mißvergnügen ſeiner antiklerikalen Gegner unternommen worden ſind. Ihr Mißvergnügen iſt angeſichts dieſes Cabanel'ſchen Hiſtorienbildes ſehr erklärlich: ſelten iſt ſo etwas Troſtloſes und Langweiliges gemalt worden als dieſe Apotheoſe des heiligen Ludwig. Der Maler hat ſogar ſein ſonſt geſundes und kräftiges Colorit zu einer flauen, energieloſen Stimmung herabgedrückt, um die Monotonie des Enſembles beileibe nicht durch einen vorlauten Farbenton zu ſtören.

Ein echtes Hiſtorienbild, beiläufig das einzige in der franzöſiſchen Ausſtellung, dem man nach allen Richtungen hin ungetheilten Beifall zollen kann, iſt hingegen die Leichenparade des in den Kriegen der erſten Republik gegen die Oeſterreicher gefallenen Generals Marceau von J. P. Laurens, ein Bild von großer Konzeption und von brillanter Durchführung in den Details. General Marceau, der während der Rheincampagne ſchwer verwundet in die Gefangenſchaft der Oeſterreicher gerieth und zwei Tage darauf ſtarb, liegt auf einem Bette ausgeſtreckt. Die edlen, ausdrucksvollen Züge des Verblichenen ſind genau der ſchönen Statue nachgebildet, welche die Nordfaçade des Louvre ziert. Die Offiziere des öſterreichiſchen Generalſtabes umſtehen das Bett des Helden. Am Kopfende ſitzt ein alter Offizier, der weinend ſein Haupt ſenkt, während der öſterreichiſche Erzherzog am Fußende ſteht und dem Todten ſeine Honneurs macht. Die Szene iſt ſchlicht und einfach, ohne das übliche theatraliſche Pathos vorgetragen und wirkt um ſo ergreifender, als der Maler die Farbenſtimmung etwas gedämpft hat, um den Charakter des feierlichen Vorgangs auch durch das Kolorit auszudrücken. Noch zu zwei andern Bildern hat der Maler die Stoffe der franzöſiſchen Geſchichte entlehnt. Das eine ſtellt die Exkommunikation des Königs Robert des Frommen vor, der ſich den Kirchenfluch zugezogen, weil er eine nahe Verwandte geheirathet und dieſe Ehe nicht löſen wollte. Der Maler hat in weiſer Einſicht den Moment gewählt, wie die Geiſtlichkeit eben den Saal verläßt, ſo daß ſich die ganze Aufmerkſamkeit des Beſchauers auf den König konzentrirt, der finſter vor ſich her blickend auf dem Throne ſitzt, und auf ſeine Gemahlin, die ihn ängſtlich umfaßt. Vor dem

Throne liegt die verlöſchte Kerze als Zeuge des grauenvollen Ereigniſſes, das ſich in der ſtolzen Halle des Königspalaſtes ſoeben zugetragen. Das andere Bild entrollt uns ein Nachtſtück: wir ſehen den Herzog von Enghien im Laufgraben des Schloſſes von Vincennes, kerzengerade gegen eine Wand gerichtet, zu ſeinen Füßen eine Laterne, die nur halb das nächtige Dunkel durchbricht, und aus dem Hintergrunde blitzen die Gewehrläufe auf, die dem Opfer napoleoniſchen Haſſes ein Ende bereiten ſollen. Zwei andere Bilder ſind bereits von der verhängnißvollen Sucht zum Abſonderlichen und Gräßlichen angekränkelt, die wir oben als charakteriſtiſch für die moderne Malerei Frankreich's bezeichnet haben. Das eine ſchildert eine widerliche Szene aus den Zeiten mittelalterlicher Papſtherrſchaft. Auf Befehl des Papſtes Stephan VII. wurde der Leichnam ſeines Vorgängers, Formoſus, ausgegraben und in ſeinem Ornat auf den päpſtlichen Stuhl geſetzt. Der neue Papſt führte dann mit dem Leichnam eine frevelhafte Komödie auf, indem er ihn einem feierlichen Verhör unterwarf und ihm allerlei Fragen vorlegte, die ein Advokat an Stelle des Todten beantworten mußte. Das zweite Bild iſt ein Stilleben, aber ein entſetzliches. Es zeigt uns das Portal einer Kirche im elften Jahrhundert zu den Zeiten des Interdikts. Die Kirchthür iſt verrammelt, und im Vorhof liegen halbverweſte Leichen, denen der Kirchenbann eine chriſtliche Beſtattung verſagt.

Wir ſehen daraus, wie findig die franzöſiſchen Maler ſind, wenn es gilt, abſonderliche und ungewöhnliche Stoffe aufzuſtöbern. In noch höherem Grade wie die engliſche hat die franzöſiſche einen literariſchen, archäologiſchen Zug. Daß das Ungewöhnliche meiſt mit dem Grauenhaften, mit dem Entſetzlichen zuſammenfällt, hat ſeinen Grund in der großen Abhängigkeit von dem Orient, in welche die moderne Malerei Frankreich's gerathen iſt. Die Geheimniſſe der Harems und die Gräuel des Serails haben ſich den franzöſiſchen Malern erſchloſſen, die nach dem Orient pilgerten, um den Glanz ihrer Palette aufzufriſchen und die Welt ihrer Formen und ihrer Anſchauungen zu erweitern. Gérome, Cabanel und Cogniet ſind die Chorführer der neueren Orientaliſten geworden. Sie bezeichnen zugleich in techniſcher Hinſicht die Hauptrichtungen innerhalb der Malerei des jungen Frankreich.

Cogniet iſt auf der Ausſtellung nicht vertreten. Er hat in der letzten Zeit nur noch ſelten zum Pinſel gegriffen: ſeine große Schule iſt ſein jüngſter, vielleicht ſein höchſter Ruhmestitel. Bonnat, Frankreich's größter Portraitmaler in der Gegenwart, iſt aus ihr hervorgegangen. Gérome, ein univerſelles Talent, der ſich auch als Bildhauer mit Ruhm bedeckt, hat eine Reihe älterer orientaliſcher Scenen ausgeſtellt: badende Odalisken, tanzende Baſchibozuks, arabiſche Reiter, einen Löwen in der Wüſte, alle mit fabelhaftem, techniſchem Geſchick

Digitized by Google

ausgeführt, aber nicht bedeutend genug, um uns etwas Neues zum Ruhm des berühmten Meiſters zu ſagen.

Mit um ſo größerem Lärm iſt eine lange Reihe ſeiner Schüler, die ſämmtlich die glänzenden, techniſchen Eigenſchaften ihres Meiſters beſitzen, auf den Plan getreten. An ihrer Spitze G. Becker, derjenige unter den jüngeren franzöſiſchen Malern, der eine geradezu fabelhafte Kenntniß des menſchlichen Körpers mit einer echt orientaliſchen Farbenkraft und -gluth vereinigt. Er hat aus dem alten Teſtamente eine grauenhafte Geſchichte herausgewühlt, die im zweiten Buche der Könige ſteht. Um den Zorn des Herrn während einer Hungersnoth zu verſöhnen, übergab David ſieben männliche Nachkommen Saul's den Gibeoniten, welche die Unglücklichen an's Kreuz ſchlugen und den Geiern und Adlern zum Fraße ausſetzten. In wilder Felsgegend iſt ein gewaltiger, mit Waffentrophäen geſchmückter Kreuzbalken errichtet, an welchem die Unglücklichen, vollſtändig entkleidet hängen. Durch die gelbe, bronzefarbene Haut preſſen ſich die angeſpannten, auseinander gezerrten Muskeln und Sehnen, jede Rippe markirt ſich ſcharf zu beiden Seiten des zum Berſten aufgedunſenen Bruſtkaſtens. Einige der Unglücklichen ſind ſchon verſchmachtet: ihre Köpfe ſind ſchlaff auf die Bruſt gefallen. Andere kämpfen eben den letzten Todeskampf, während ein ſchöner Jüngling, der erſte in der unſeligen Reihe, der die Aufmerkſamkeit des Beſchauers beſonders in Anſpruch nimmt, dem Verſchmachten nahe, mit halb verdrehten, gläſernen Augen in dumpfer Verzweiflung vor ſich hinſtiert. In Siemiradzki's „lebenden Fackeln des Nero", die vor zwei Jahren durch die Hauptſtädte des Kontinents geführt wurden und die jetzt den Mittelpunkt der ruſſiſchen Abtheilung auf dem Marsfelde bilden, findet dieſes grauenvolle Tableau ein Seitenſtück.

Auf dem ſteinigen, wild zerklüfteten Boden ſteht Respha, die Mutter zweier der Gekreuzigten, eine Heroine mit ſtarken, knochigen Gliedern und dem Profile eines Adlers. Sie erhebt einen Stecken gegen einen mächtigen Geier, der ein paar Schnabelhiebe gegen die Bruſt eines der Todten geführt hat und der ſich nun mit wüthendem Ungeſtüm gegen die Störerin ſeines ekeln Males wendet. Im Hintergrunde thürmt ſich das nackte Geſtein der Wüſte auf und verleiht der entſetzlichen, aber hochdramatiſchen Szene ein wirkungsvolles Relief. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſes wie alle übrigen hier in Betracht kommenden Hiſtorienbilder Figuren in Lebensgröße und darüber zeigen.

Es giebt keine Greuelſzene der Bibel, die nicht einen oder mehrere liebevolle Interpreten gefunden hat. Der geköpfte Goliath, die Enthauptung Johannes des Täufers, furchtbare Szenen aus der Sündfluth — das ſind die religiöſen Lieblingsthemata der franzöſiſchen Malerei auf der einen Seite, während die büßende Magdalena, deren körperliche Reize durch die ſtrengen Kaſtei-

Digitized by Google

ungen jedoch meiſt nicht beeinträchtigt erſcheinen, nach der anderen, oben charakteriſirten Richtung, die das Grauen mit Wolluſt miſcht, die meiſten Verehrer findet. Auf einem Bilde Dupain's, der aus der Schule Cabanel's hervorgegangen iſt, wird der von den Räubern Ueberfallene der ſchönen Parabel des Evangeliums von dem barmherzigen Samariter gerettet. Der Maler hat den Moment gewählt, wo zwei Diener des Samariters den Verwundeten in ein gaſtliches Haus tragen. Aber den Mittelpunkt des Bildes nimmt nicht der barmherzige Wohlthäter ein, ſondern der nackte, gräßlich von Wunden entſtellte Körper des Unglücklichen.

B. Conſtant, ein zweiter Schüler Cabanel's, ſchildert mit unvergleichlicher Verve, mit einer eminenten Darſtellungskraft, die noch durch ein über alle Maßen glänzendes Kolorit gehoben wird, den Einzug Mohammed II. in Konſtantinopel nach der Eroberung dieſer Stadt durch die Türken. Hinter dem Thore, durch welches der Khalif mit der grünen Fahne des Propheten auf weißem Roſſe an der Spitze ſeines Gefolges einreitet, iſt ein Leichenhaufen zuſammengethürmt, ein Denkmal der Verzweiflung, mit welcher die Chriſten ihr letztes Bollwerk vertheidigt. Fürchterlich zerhauene, mit fahler Leichenbläſſe überzogene Schädel mit weit auseinander klaffenden Wunden grinſen dem Einziehenden aus den Ecken entgegen, große Blutlachen beſudeln den mit Trümmern bedeckten Boden und bei jedem Schritte zertritt das Roß des Khalifen einen Sterbenden. Der erſte, über den die Hufe der Pferde hinwegſchreiten, iſt ein chriſtlicher Prieſter, der mit dem Kreuze in der Hand den Streitern der Kirche in den Tod vorausgegangen iſt. Cormon, ein dritter Schüler Cabanel's, ſchildert mit gleichen glühenden Farben ein indiſches Schlachtfeld nach dem Ramayana, ein Schlachtfeld, auf dem der Leichnam des Königs von Lanka liegt, der von ſeinen Weibern beweint wird. Man ſieht alſo, wie findig die franzöſiſchen Maler in der Ermittlung ihrer Stoffe ſind. Es giebt kein noch ſo entlegenes literariſches Hülfsmittel, das ſich ihren Forſcheraugen entzieht. Die Bücher der jüdiſchen Könige, die Annalen der römiſchen Kaiſer, die Hofgeſchichten von Byzanz, die Märtyrerlegenden der Kirchenväter und die Chroniken des Mittelalters, die Sagen des Orients und die griechiſchen Mythen durchſtöbern ſie mit gleicher Gewiſſenhaftigkeit nach Stoffen, welche das Senſationsbedürfniß der Menge befriedigen, welche die niedrigſten Sinne kitzeln. Auch der Künſtler ſoll wie der Dichter ein Bildner ſeines Volkes ſein. Sehen wir weiter zu, wie die franzöſiſchen Maler ihre Miſſion, die Sitten des Volkes zu veredeln und den Geſchmack zu läutern, erfüllen!

Henri Regnault, Cabanel's begabteſter Schüler, der Stolz und die Hoffnung Frankreich's, der ſeinen Tod in einem der letzten Kämpfe des deutſch-franzöſiſchen Krieges, bei Buzenval, fand, hat durch ſeine Hinrichtung in Granada

Digitized by Google

und durch ſeine Salome mit dem Haupte Johannes des Täufers die Periode der Schreckensherrſchaft in der franzöſiſchen Malerei inaugurirt. Wenn auch die Märtyrerkrone, welche der junge Maler durch den Tod für ſein Vaterland erworben hat, in den Augen ſeiner Landsleute ſeine künſtleriſche Bedeutung um ein Erkleckliches gehoben hat, ſo läßt ſich doch nicht in Abrede ſtellen, daß die franzöſiſche Malerei in Henri Regnault eines ihrer hoffnungsvollſten Talente verloren hat. Die Vorrede zum offiziellen Katalog gedenkt, indem ſie die Verluſte aufzählt, welche die Kunſt Frankreich's im letzten Jahrzehnt erlitten, ausdrücklich auch des Todes von Regnault. Sie begeht dabei freilich — nebenbei bemerkt — einen ſtarken Pleonasmus, wenn ſie emphatiſch von „jungen Männern“ redet, die in der vollen Blüthe ihrer Künſtlerſchaft auf den Schlachtfeldern gefallen ſind. Die Franktireurs de la Seine, denen ſich die Pariſer Maler mit Vorliebe angeſchloſſen, haben ſich nicht allzuſehr exponirt.

Regnault's Hinrichtung in Granada, die bereits in Wien zu ſehen war, und ſein Reiterporträt des Generals Prim, unſtreitig eines der beſten hiſtoriſchen Bildniſſe, welche die moderne Kunſt hervorgebracht, ſind auch jetzt wieder der Ausſtellung einverleibt, um das Andenken an den ſeiner Kunſt zu früh Entriſſenen rege zu halten. Die Hinrichtung in Granada iſt die Frucht einer Reiſe, die der Künſtler nach Spanien und Algier unternommen hat. Auf der Stufe des Hofes eines in den herrlichſten Farben prangenden mauriſchen Palaſtes ſteht ein Henker, der mit geſchäftsmäßiger Kaltblütigkeit das Blut von ſeinem Säbel wiſcht, nachdem er eben einem Verbrecher, der zu ſeinen Füßen liegt, das Haupt vom Rumpfe getrennt. Der Körper des Enthaupteten liegt noch auf den Stufen, der Kopf mit den gräßlich verzerrten Augen iſt bereits die Stufen herabgerollt und aus dem Stumpfe des Halſes ergießt ſich wie ein Springquell ein breiter Blutſtrom auf das bunte Moſaik des marmornen Fußbodens. Regnault hat bereits die Naturwahrheit, die doch gewiß ſchon grauſig genug geweſen wäre, noch inſofern übertrieben, als er dem abgehauenen Kopfe das fahle, bläuliche Kolorit eines Leichnams gegeben hat, der ſchon Tage lang im Grabe oder im Waſſer gelegen hat. Andere ſind noch über ihn hinausgegangen. So Lecomte-du-Nouy, ein Schüler Gérome's, der den blinden Oedipus gemalt hat, wie er ſich in einem Grabgewölbe, vermuthlich dem Erbbegräbniſſe ſeiner Familie, mit Antigone und Ismene auf den kreideweißen, blau angelaufenen Leichnam der durch ſchrecklichen Selbſtmord umgekommenen Jokaſte wirft. Rings herum ſtehen noch andere Katafalke mit aufgebahrten Leichnamen. Derſelbe Maler zeigt uns noch Theophil Gautier's „Mumie“, einen Pharaonen auf dem Dache ſeines Palaſtes, über den ſich ein ſternbeſäter Himmel ſpannt. Vor dem egyptiſchen Despoten liegen drei Sklaven in ihrem Blute, welche

Digitized by Google

dem wahnſinnigen Mörder — das erfahren wir aus dem erklärenden Kommentar des Katalogs — eine ſchlechte Botſchaft gebracht haben.

Plutarch erzählt in ſeinem Leben des Publicola, daß nach der Vertreibung der Tarquinier einige junge Männer aus den vornehmſten Familien Rom's eine Verſchwörung anzettelten, welche die Zurückführung der Vertriebenen zum Zweck hatte. Um ihr Geheimniß durch einen ſchrecklichen Schwur zu ſichern, ſchlachteten ſie einen Menſchen, tranken von ſeinem Blute und leiſteten den Eid, indem ſie die Hand auf die Eingeweide des Ermordeten legten. Sie hatten ſich zu ihrem finſteren Werke in einem abgelegenen Hauſe vereinigt; aber zugleich mit ihnen hatte ſich ein Sklave eingeſchlichen der ſpäter die Verſchwörer verrieth. Aus dieſem gräuelvollen Vorgang hat der jüngere Glaize, ein Schüler ſeines Vaters und Gérome's, ein Gemälde geſchaffen, das natürlich den Leichnam des Geſchlachteten zum Mittelpunkte hat.

Eine andere, nicht minder entſetzliche Szene hat wenigſtens den Vorzug, daß ſie mit der jüngſten Vergangenheit im Zuſammenhange ſteht. Sie zeigt eine Epiſode aus der großen Ueberſchwemmung bei Toulouſe (Juni 1875). Der Maler, Roll, iſt ebenfalls aus der Schule Gérome's hervorgegangen. Er beſitzt ein ungewöhnliches dramatiſches Talent, das ſich auf der großen Leinwand in vollem Maße entfalten konnte. Man ſieht, wie ein paar muthige Retter den Kampf mit dem tobenden Element aufnehmen, die ſich in leichten Nachen auf die unabſehbare Waſſerfläche begeben haben. Halbnackte Weiber, erſtarrte Kinder und ertrunkene Körper füllen die Böte der Braven, die auf das Dach eines unter dem Waſſer verſchwundenen Hauſes zuſteuern, von welchem ein Häuflein Verzweifelter ihre Hülfe anruft. In der Pariſer Morgue, wo tagtäglich die Leichname Ertrunkener ausgeſtellt werden, wo die ſchrecklich verzerrten Züge der in den Fluthen der Seine Umgekommenen von den Photographen fixirt werden, konnte der Maler freilich ſo grauenhafte Naturſtudien machen, wie er ſie auf ſeinem rieſigen Bilde verwerthet hat. Ich nenne noch kurz die Sujets einiger beſonders die Nerven angreifender Senſationsgemälde ähnlichen Schlages. Da malt einer den blutigen Körper des auf das Rad geflochtenen Ixion, welches ſich in Flammen dreht, ein zweiter ſchildert die Verheerungen der Peſt in Rom, ein dritter malt die Giftmiſcherin Locuſta, wie ſie vor Nero die Wirkung eines ihrer Höllenſäfte an einem Sklaven probirt, der ſich in grauenvollen Windungen auf dem Erdboden wälzt — der Maler, Sylveſter, hat für dieſes Bild zur Aufmunterung zu fernerem Streben den großen Preis des Salons von 1876 erhalten —, ein vierter, Boulanger, zeigt uns den heiligen Sebaſtian, der nach ſeinem erſten Martyrium über und über mit klaffenden Wunden bedeckt wie ein Geſpenſt d'outre tombe

dem Kaiſer Maximian in einem Korridor ſeines Palaſtes erſcheint — doch genug der Greuel!

Keiner von den franzöſiſchen Malern hat das Programm dieſer hiſtoriſchen Schule ſo deutlich ausgeſprochen wie Garnier, ein Schüler Gérome's. Er führt uns in einen orientaliſchen Harem, vor das Tête à Tête eines Sultans mit ſeiner Favoritin, die eben in das Bad ſteigen will. Im Hintergrund erſcheint eine Sklavin, die, eine andere Tochter der Herodias, auf einem Teller das abgeſchlagene, blutige Haupt einer Odaliske trägt, welche die Vorgängerin der neuen Favoritin geweſen. Und zu dieſem „Gemiſch von Wolluſt und Grauen" zitirt der Maler folgende Verſe aus Victor Hugo's Orientales:

N'ai-je pas pour toi, belle juive,
Assez dépeuplé mon sérail?
Souffre qu'enfin le reste vive:
Faut-il qu'un coup de hache suive
Chaque coup de ton éventail?

Zu dieſen Verſen hat unſere Charakteriſtik der franzöſiſchen Hiſtorienmalerei bereits den Kommentar geliefert. Man möchte dieſen Malern mit Victor Hugo zurufen: „Laßt den Reſt leben — und erinnert euch, daß die Wände eurer Muſeen nicht die Mauern orientaliſcher Serails ſind. Seht euch bei den Engländern, den Italienern, den Deutſchen um und kehrt wieder zu der ſchönen Lehre zurück: Ernſt iſt das Leben, heiter iſt die Kunſt!"

Joachim Murat's letzte Schickſale.*)

Von W. Kentzler.

Am Spätabend des 28. September 1815 lichteten im Hafen von Ajaccio ſechs größere Fahrzeuge die Anker und nahmen ihren Kurs ſüdwärts, nach Kalabrien. Offiziere, Soldaten und Seeleute, im Ganzen etwa 250 Perſonen, bildeten die Beſatzung der kleinen Flotille, die nicht ohne Gefahr den Hafen verließ; denn aus der Citadelle der korſikaniſchen Hauptſtadt donnerten Kanonenſchüſſe ihr nach, um ſie gleich bei der Ausfahrt zu vernichten. Es war Joachim Murat, der berühmteſte Reitergeneral des Kaiſers Napoleon, noch vor wenigen Monaten König von Neapel, welcher in der phantaſtiſchen Hoffnung, den Thron des bourboniſchen Königs Ferdinand IV. noch einmal zu ſtürzen, das verlorene

*) Vergl. v. Helfert, Joachim Murat. Wien 1878.

Digitized by Google

Reich wieder zu gewinnen, mit ſeinen Getreuen, den franzöſiſchen Kugeln in Ajaccio zum Trotz, in das weite Meer dahinfuhr.

Die letzten Schickſale dieſes wunderlichen Sohnes der Gascogne, einer der eigenthümlichſten Erſcheinungen, welche die Revolution und die Kriegsſtürme zu Anfang unſeres Jahrhunderts aus dem Dunkel einer niedrigen Exiſtenz emporgeworfen, bieten ein in gewiſſem Grade tragiſches Intereſſe. Durch ſein ſoldatiſches Talent und die Gunſt des Franzoſenkaiſers, ſeines Schwagers, in den Beſitz des Königreichs Neapel gelangt, ſchwankt er, ohne zu feſtem Entſchluſſe zu kommen, in ſeinen letzten Lebensjahren zwiſchen dem abenteuerlichen Plan, die Sache Napoleon's zu verlaſſen, ſich an die Spitze einer nationalen Bewegung in Italien und zugleich in Einvernehmen mit den europäiſchen Mächten, insbeſondere mit Oeſterreich und England zu ſetzen — und der magnetiſchen Gewalt, die der Zauber des napoleoniſchen Sternes auf ihn ausübt, auch da noch, wo derſelbe nahe am Erlöſchen iſt. Murat's Schickſal war dieſe Unentſchloſſenheit auf der einen, ſein eitles Hoffen und Vertrauen auf der andern Seite. Auch ſein Stern ging unter vor der Erhebung Europa's zur Wiederherſtellung legitimer Gewalt. Wie der große Franzoſenkaiſer, ſo erlag auch er im Kampfe mit den Prinzipien, welche die vereinigten Mächte Europa's vertraten.

Seit dem Jahre 1808 König von Neapel, und nicht blos durch die Gemeinſchaft der Kriegsthaten, ſondern auch durch die Bande des Bluts an Napoleon geknüpft, begann in Joachim Murat der erſte Gedanke an Abfall von ſeinem kaiſerlichen Schwager ſich zu regen, als dieſem im Jahre 1811 ein Erbe, der „König von Rom“ geboren war. Er befürchtete, Napoleon werde ihn nun eines Tages hintenanſetzen und ſeines Reiches berauben, und auch die Italiener überkam ſeitdem die Beſorgniß vor Vereinigung ihres Landes mit dem franzöſiſchen Kaiſerreich. Sie ſchloſſen ſich näher, wie durch das gemeinſame Intereſſe beſtimmt, an Joachim an, deſſen Mißtrauen wuchs und genährt ward durch ſeine zahlreichen Neider und Feinde in Paris, deren rege Thätigkeit daran arbeitete, die Zuneigung des Kaiſers zu ihm erkalten zu laſſen. Joachim erfuhr Kränkungen aller Art in Paris, in ſeiner eigenen Hauptſtadt. Hier, in Neapel, kam er ſich vor, als ſtehe er unter Vormundſchaft oder Fürſprache franzöſiſcher Generale. Sogar vor dem Verſuch, die Gemahlin Karolina, Schweſter Napoleon's, dem König abſpänſtig zu machen, ſcheuten die Feinde ſich nicht. Und vielleicht wäre es ſchon 1811 zu einem Bruch zwiſchen Joachim und dem franzöſiſchen Kaiſer gekommen, wenn nicht der Gang der großen geſchichtlichen Ereigniſſe, der Ausbruch des ruſſiſchen Kriegs von 1812, eingewirkt hätte. Napoleon bedurfte dringend ſeines Schwagers, und dieſer folgte dem Rufe als Oberbefehlshaber der geſammten Reiterei. Aber voller

Sorgen verließ er ſein Königreich; er fürchtete, man werde es ihm nehmen, es in ſeiner Abweſenheit dem Kaiſerreich einverleiben. Dieſe Sorge begleitete ihn unausgeſetzt, und ſchon einige Zeit nach dem Brande von Moskau ſehen wir ihn eigenmächtig den ihm anvertrauten Befehl in die Hände des Prinzen Eugen Beauharnais legen und die Rückkehr nach Italien antreten. Bereits im Januar 1813 hielt er unter dem Jubel der Bevölkerung ſeinen Einzug in Neapel, wo man gleichſam die Erhaltung der eigenen Selbſtändigkeit in dem wiedergekommenen Könige feierte. Aber über dieſem ſchwebte nun der Zorn des Kaiſers. Napoleon knirſchte vor Entrüſtung über die treuloſe That ſeines Schwagers; er erklärte, er würde ihn vor ein Kriegsgericht ſtellen, wenn nicht ſeine eigene Lage zur Zeit eine ſo ſehr kritiſche wäre. Dieſes geſpannte Verhältniß veranlaßte Joachim, den illegitimen König des kleinen Neapel, da einen Halt zu ſuchen, wo er bei der allgemeinen Lage der Dinge allein ſich zu bieten ſchien. Um im Fall eines Weltfriedens ſeine allgemeine Anerkennung und die Gewährleiſtung ſeines Beſitzſtandes zu erlangen, wendete er ſich an den Vertreter Oeſterreich's an ſeinem Hofe, den Grafen Mier, und ſchickte bereits im März 1813 den Fürſten Cariati als außerordentlichen Geſandten nach Wien, damit er in jenem Sinne die Sache des Königs vertrete. Zugleich unterhielt er mit Metternich einen mittelbaren Verkehr und verpflichtete ſich, in allen Stücken Oeſterreich zu Willen zu ſein. — Auch mit England wurden zu gleichem Zweck Unterhandlungen angeknüpft. Aber weder mit der einen, noch mit der andern Macht war es zu einem Abſchluß gekommen, als Napoleon, von der Erhebung des vereinigten Europa's bedrängt, an ſeinen königlichen Reitergeneral die Aufforderung erließ, ihm in den großen Kampf gegen Preußen und Rußland zu folgen. Murat wies das anfangs beſtimmt und verächtlich zurück; allein die freundſchaftlichen Zureden der alten Waffengefährten, Fouché und Ney, brachten es endlich dahin, daß er im Auguſt 1813 doch wieder den Fahnen des Kaiſers ſich anſchloß, zugleich in der Abſicht, gleichwohl die Verhandlungen mit Oeſterreich und England nicht fallen zu laſſen, ſondern ſie fortzuſetzen. Als dann vollends bei Leipzig das Schickſal des Kaiſers entſchieden ſchien, Murat nach Neapel zurückgekehrt war, da war er entſchloſſen, offen und nachdrucksvoll den Alliirten ſich zuzuwenden, zugleich aber die ganze apenniniſche Halbinſel, wenigſtens bis zum Po, in ſeine Hände zu bringen. —

Allein wie früher, ſo fehlte ihm auch jetzt der Ernſt, an dem Beſchloſſenen feſtzuhalten. Das Jahr 1814 ließ ſich ſehr gut für ihn an. Am 11. Januar kam es zu einem Schutz- und Trutzbündniß mit Oeſterreich, bald darauf rückten ſeine Truppen gegen die Franzoſen in Ancona und Rom, er ſelbſt ſtand Anfang Februar an der Südſeite des Po, dem Prinzen Eugen Beauharnais gegenüber. Allein nirgends zeigte er jene Thatkraft, durch die er an der Spitze der napoleoniſchen Reiter noch in den Kämpfen um Leipzig geglänzt hatte; überall trat er mehr hemmend und hindernd im Laufe des Feldzuges auf, und obgleich auch England und ſelbſt Rußland dem öſterreichiſchen Bündniß beizutreten geneigt waren, ſo beharrte doch Murat anſtatt nun rückhaltlos den Gegnern des Kaiſers ſich anzuſchließen, in der unentſchloſſenen und lauen Art ſeiner Kriegführung und knüpfte ſogar, durch Nachrichten von einzelnen Siegen Napoleon's beſtimmt, mit dem Prinzen Eugen geheime Beziehungen an. Natürlich, daß dies zweideutige Verfahren die Verbündeten mit Mißtrauen erfüllte, und als Napoleon geſtürzt und nach Elba geſchafft war, da erntete Murat die erſten Früchte ſeines ungerechten Verhaltens. Rußland und England wollten nichts mehr von einem Bündniß mit dem verdächtigen Könige wiſſen,

Digitized by Google

nur Oeſterreich hielt noch an dem geſchloſſenen Vertrag feſt und fügte, um die Eroberung Italien's weiter zu verfolgen, die Militärkonvention von Bologna am 28. April 1814 hinzu. Allein gerade über dieſe enge Verbindung mit Oeſterreich begannen in Neapel ſelbſt ſich die Feinde Murat's zu regen. Man traute ihm hier im Ernſt ſo wenig, als an den europäiſchen Höfen und ſehnte ſich um ſo weniger nach einer Vereinigung von ganz Italien unter ſeiner Herrſchaft, als ſeine Annäherung an Oeſterreich, das jeder freiheitlichen Regung der Völker entgegentrat, auch die Herſtellung einer konſtitutionellen Verfaſſung, die man wünſchte, unmöglich erſcheinen ließ. So befand ſich Murat in einer recht mißlichen Lage. Zwar hoffte er trotz alles Mißtrauens, das er geſtiftet, mit Oeſterreich's Hilfe auf dem Wiener Kongreß, der im Herbſt 1814 zuſammentrat, Anerkennung ſeines Königreichs und ſeines Hauſes, allein er ſah ſich auch hier in all ſeinen Hoffnungen getäuſcht. Seine Geſandten wurden bei Eröffnung des Kongreſſes nicht anerkannt und nicht zugelaſſen. Die Bevollmächtigten der den Bourbonen heimgefallenen Höfe von Paris und Madrid erklärten unverhohlen die Murat feindlichen Geſinnungen ihrer Regierungen: „man dürfe die kleine Uſurpation in Neapel nicht dulden, nachdem man der großen ſo eben ein Ende gemacht habe“. Und als bei einer Verſammlung am 30. September im Beiſein Talleyrand's der Name des König Joachim's fiel, da ſagte derſelbe in ſchneidendem Tone: „Wer iſt das? Wir kennen einen ſolchen Menſchen nicht!“ Von engliſcher Seite wurde dem König beſonders ſein Schwanken im italieniſchen Feldzug zum Vorwurf gemacht, und als dieſer nun darauf verfiel, durch ein Gutachten des öſterreichiſchen Befehlshabers Nugent ſich reinigen zu wollen, da ſah er auch von dieſer, von Oeſterreich's Seite, ſich blos geſtellt, da man erklärte, der König habe in jenem Feldzuge mehr geſchadet als genützt. — Zu dieſen üblen Erfahrungen, die Murat ſich eingebracht, kamen bald andere. Papſt Pius VII. und das hinter ihm ſtehende bourboniſche Frankreich verlangte Zurückgabe der Marken, die der König beſetzt hatte, und der Ausbruch eines Krieges ſtand bevor; Murat verlangte von Oeſterreich ungehinderten Durchmarſch ſeiner Truppen durch Mittel- und Ober-Italien, ſtieß aber auf ſolchen Widerſtand, daß die öſterreichiſche Armee in der Lombardei und im Venetianiſchen bedeutend verſtärkt ward. Zu dieſer kriegeriſchen Haltung des Wiener Hofes trug, neben der Rückſicht auf die eigene Politik in Betreff Italien's, nicht wenig der Aufenthalt Napoleon's auf Elba bei, dem man geheime Verbindungen mit dem König von Neapel zuſchrieb. Auch auf dem Kongreß hielt Oeſterreich nicht mehr ſo recht des Königs Partei. Man ging hier ernſtlich damit um, den vertriebenen Ferdinand IV. nach Neapel zurückzuführen; den „Napoleoniden“, deſſen Abſichten auf die Eroberung von ganz Italien nicht mehr zweifelhaft ſein konnten, anderweit zu entſchädigen.

So ſtanden die Dinge, als Napoleon Elba verließ. Die Kunde hiervon ſetzte den Hof von Neapel in gewaltige Aufregung. Noch machte man in Wien keine Miene, König Joachim anzuerkennen; „für mich iſt dies Ereigniß beſonders ſchlimm,“ rief dieſer aus, „es kann den Abſchluß meiner Angelegenheiten verzögern, und auf die Länge halte ich es in meiner jetzigen Stellung nicht aus!“ Er dachte, ſich aufs Neue Napoleon in die Arme zu werfen trotz aller Abmahnungen ſeiner verſtändigen Gemahlin, die im Gegentheil auf unverbrüchliches Feſthalten an Oeſterreich drang. Allein als die erſten günſtigen Nachrichten kamen, Napoleon ſei gelandet, die Truppen ſeien zu ihm übergegangen, ſein Stern leuchte wie ehedem, da verließ den König vollends jede Ruhe der Ueberlegung, und obwohl er den Kongreßmächten verſichern ließ, er

werde in Zukunft in allen Stücken der Politik Oeſterreich's und England's ſich anſchließen, begann er die umfaſſendſten Rüſtungen und ließ Napoleon Mitte März 1815 erklären, er könne auf ſeine Dienſte rechnen. Es iſt dieſer Entſchluß das entſcheidende Ereigniß in den letzten Lebensſchickſalen des wankelmüthigen Königs. Derſelbe bedeutete das Ende ſeiner Regierung und den Untergang ſeiner Dynaſtie.

An der Spitze von etwa 40,000 Mann rückte Murat gegen das nördliche Italien, die öſterreichiſchen Stellungen, vor. Das Heer war mangelhaft disziplinirt, aus den bunteſten Beſtandtheilen zuſammengeſetzt. Die Bevölkerung Neapel's gerieth in namenloſe Beſtürzung. Die Einen glaubten, der beginnende Kampf gelte der nationalen Vereinigung von Italien, die Anderen trauten der Verſicherung, daß er nicht gegen, ſondern im Einverſtändniß mit Oeſterreich unternommen ſei, die dritten wünſchten der verderblichen Regierung Murat's ein raſches Ende und erhoben ſich für die Rückkehr des vertriebenen Ferdinand IV. aus Sizilien. Joachim ſelbſt kämpfte angeblich für die Unabhängigkeit Italien's von jeglicher Fremdherrſchaft. Er verkündigte die Einführung einer konſtitutionellen Verfaſſung, wohin er kam. Allein nur wenige glaubten ſeinen Verheißungen; man durchſchaute die tieferen Beweggründe des Napoleoniden, den Geiſt des Eroberers, der ihn wie den Franzoſenkaiſer aufs Neue zum Kampfe trieb; aber zugleich ſah man trotz des anfänglichen Glücks, welches die Fahnen des Königs begleitete, den baldigen Zuſammenſturz ſeines Reiches voraus. Eine Aufforderung Oeſterreich's, ſich noch in letzter Stunde den Verbündeten anzuſchließen, wies Murat zurück; glaubte er doch, niemals von ihnen ſeine Anerkennung als König von Neapel erlangen zu können; Napoleon ſei die einzige Macht die ihn halten, ihn fördern könne; der werde ſein Ziel erreichen und er ſelber mit ihm! — Aber wie raſch ſollten dieſe Hoffnungen zerrinnen! Noch ehe Napoleon's Schickſal bei Waterloo am 18. Juni 1815 ſich vollendete, mußte der „Privatmann" Joachim Murat, ein vertriebener König, die geliebte Hauptſtadt und ſein Reich verlaſſen, — nur wenige Getreue begleiteten ihn. Seit dem 11. Mai nämlich beſetzten engliſche Schiffe den Hafen von Neapel, während die Oeſterreicher unter Bianchi, das in der Schlacht bei Tolentino (1. und 2. Mai) nahezu aufgelöſte Heer des „Sohnes der Revolution" vor ſich hertreibend, vor die Stadt rückten, an deren Bevölkerung um dieſelbe Zeit König Ferdinand IV. von Sizilien aus einen Aufruf erließ, in dem er vollſtändige Amneſtie und die Einführung einer konſtitutionellen Verfaſſung verſprach. Zwar traf Joachim, von nur vier Lanzenreitern begleitet, am Abend des 18. Mai noch einmal in der Hauptſtadt ein, verkündigte auch ſeinerſeits am folgenden Tage in einer vom 30. März datirten Proklamation die längſt verſprochene Verfaſſung, verſuchte dann auch mit dem öſterreichiſchen Feldherrn den Abſchluß eines Waffenſtillſtandes, allein wie die Bewohner Neapel's ſich kühl abweiſend zu den königlichen Verſprechungen verhielten, ſo erklärte Bianchi ſeinerſeits, es gebe keinen „König Joachim" mehr, es könne ſich höchſtens um eine Militärkonvention handeln, von welcher aber „Marſchall Murat" ausgeſchloſſen ſei. Dieſe Konvention kam am 20. Mai, Nachmittags 4 Uhr zu Stande. Neapel ſollte mit allen Zitadellen am 23. Mai geräumt werden. Noch am Abend des 20. entfernte ſich Joachim Murat als einfacher Privatmann aus Neapel, ließ ſich nach Iſchia überſetzen, von wo ihn an einem der nächſten Tage ein gemiethetes Handelsſchiff nach Frankreich bringen ſollte. Elf Tage ſpäter meldete der Telegraph das Auslaufen des königlichen Geſchwaders aus Meſſina nach dem Golf von Neapel; zur ſelben Zeit lichtete das engliſche Schiff „Tremendous"

Digitized by Google

mit der Gemahlin und den Kindern Joachim's am Bord die Anker; auf hoher See begegneten ſich die beiden Expeditionen und löſten grüßend gegen einander die Kanonen. Ferdinand lief am 3. Juni in die Bucht von Bajä ein; fünf Tage ſpäter ſetzte der „Tremendous“ in Trieſt die „Gräfin Lipona“ mit ihren 4 Kindern ans Land und ſtach noch am Abend des 8. Juni wieder in See, um nach Neapel zurückzukehren. Am folgenden Tage (9. Juni) wurde die Schluß-Akte des Wiener Kongreſſes unterzeichnet, die im 104. Artikel die Wiedereinſetzung König's Ferdinand IV. für ſich und ſeine Erben und Nachkommen auf den Thron von Neapel und ſeine Annerkennung durch die Mächte als rechtmäßigen Fürſten des Königreichs von beiden Sizilien ausſprach; und am 17. Juni zog der König nach neunjähriger Abweſenheit in die alte Hauptſtadt wieder ein.

Joachim Murat, Ferdinand's unglücklicher Gegner, weilte inzwiſchen mit mehreren Anhängern, die bei ihm ſich eingefunden, im ſüdlichen Frankreich. Vergebens wandte er ſich in ſeiner Noth an Napoleon, vergebens bat er ihn, nach Paris kommen zu dürfen. Umſonſt auch ging er ſeinen alten Waffenfreund Fouché um einen Paß nach England an, wo er zurückgezogen ganz als Privatmann leben wolle. Auch Ludwig XVIII. wies ihn, nach Napoleon's völligem Sturz, nicht nur ab, es wurde ſogar ein Preis auf ſeinen Kopf geſetzt, und nun mußte der Ex-König einige Zeit in der kümmerlichſten Weiſe ſein Daſein friſten; er irrte in der Gegend von Toulon, von Streifwachen verfolgt, ein elender Flüchtling, umher; er barg ſich in einem in die Erde geführten Loch, das mit Holz und dürrem Laube verdeckt war, bis es endlich am 22. Auguſt ſeinen Freunden gelang, ihm aus Toulon ein kleines Fahrzeug bereit zu ſtellen, auf welchem er ſich mit ihnen den hochgehenden Wogen des Meeres anvertraute, um nach Korſika zu ſegeln. Unterwegs gewahrten ſie das zwiſchen der franzöſiſchen Südküſte und der Stadt Baſtia regelmäßig verkehrende Poſtſchiff „Balancelle“, deſſen Kapitän ſie an Bord nahm, während das kleine Fahrzeug, das ſie verlaſſen, vor ihren Augen verſank. Bald wußte Jedermann, wen man an Bord habe. Die geſammte Mannſchaft bewies dem Ex-König Ergebenheit und Huldigung, und unter dem Eindruck dieſer Umgebung erwachte zuerſt wieder in König Joachim der Gedanke, daß er noch einmal in das Königreich Neapel zurückkehren, die Herrſchaft wieder erlangen könne. „Ich werde den Thron wieder einnehmen,“ ſagte er zu ſeinen Vertrauten, „der mir durch die unauslöſchliche Liebe meiner Unterthanen verbürgt iſt. Ferdinand iſt verhaßt. Ich brauche mich nur zu zeigen und Alles wird mir zufallen.“ Voll überſpannteſter Hoffnung ſtieg er am 25. Auguſt in Baſtia ans Land, aber nicht hier, wo eine franzöſiſche Beſatzung lag, ſondern mehr im Innern der Inſel, in Vescovato, nahm er ſeinen Wohnſitz, wo ihm von ſeiner Umgebung, die durch fortwährenden Zuzug von früheren Anhängern anwuchs, königliche Ehre, der königliche Titel zu Theil ward. Aber auch beſonnene Männer kamen in ſeine Nähe. Sie warnten den immer heißblütigen auf die Wiedereroberung Neapel's ſinnenden Gascogner vor der Ausführung ſeiner phantaſtiſchen Pläne, die ſich zu der Annahme verirrten, er brauche nur nach Neapel zu kommen, von Ferdinand einen Akt der Entſagung auf das Königreich zu verlangen, worauf dieſer ohne Widerſtand nach Sizilien ſich einſchiffen werde. —

Aber ſchon begannen ſich über dem Haupte des verblendeten Abenteurers die dunklen Wolkenmaſſen zu thürmen, deren Blitz ihn vernichten ſollte. Bei den bedenklichen Anhäufungen Murat'ſcher Anhänger auf Korſika erließ der

Digitized by Google

Kommandant von Baſtia, Oberſt Verrière, am 15. September einen Aufruf an die bourboniſch geſinnten Bewohner, die Waffen zu ergreifen und ſich zum Ausmarſch gegen die hochverrätheriſchen Muratiſten, die „Ruheſtörer“ und „Aufwiegler“ bereit zu halten. Dem gegenüber begab ſich Murat mit ſeinem Anhang von Vescovato nach Ajaccio. Unterwegs in Bogognano bereitete er ein Manifeſt an die Bevölkerung des Königreichs Neapel vor, in dem er erklärte, niemals abgedankt zu haben; er wolle leben oder ſterben inmitten ſeines Volkes, und keinen Augenblick glaubte er noch mit der Abfahrt nach Kalabrien zögern zu dürfen. Obgleich ihm noch faſt in der Stunde der Abfahrt von den Kongreßmächten ein ſicherer Aufenthalt in Trieſt angeboten wurde, falls er in das Geſchehene ruhig ſich füge, ließ er ſich allen Zureden verſtändiger Männer zum Trotz von ſeinem verhängnißvollen Vorhaben nicht mehr zurückhalten. „Freilich wohl,“ rief er aus, „nach Oeſterreich werde ich gehen, damit man mich eines Morgens im Schooß meiner Familie erwürgt fände. Lieber gehe ich nach Konſtantinopel; aber auch dort würde man mich ums Leben bringen! — Ich habe das Recht, mir meine Krone zurückzuerobern, wenn mir Gott dazu die Kraft und die Mittel giebt! Ich ſtelle die Freiheit über alles, Gefangenſchaft iſt mir der Tod!“ Am 28. September ſtach er in See. Am 6. Oktober gelangte man nach manchen Gefahren bis in die Nähe Kalabrien's. Die wildeſte Aufregung feurigſter Leidenſchaft tobte im Innern des Ex-Königs, nahe dem Ziel ſeiner Wünſche. Da erhoben ſich die Stürme des Meeres; vier der Schiffe, die ihn begleiteten, trieben ſteuerlos in die ſchäumende See. Murat und ſeine treueſten Gefährten, noch 28 Köpfe, ſegelten der Küſte zu. Niemand konnte mehr zweifeln, man eilte in ſein Verderben; auch über Murat, den bisher ſiegesgewiſſen, von der glühendſten Hoffnung beſeelten Mann, kam ein Anflug von Kleinmuth und niedergeſchlagenen Sinns. Er zögerte, ob er nicht umkehren, nicht nach Trieſt ſegeln, das Anerbieten Oeſterreich's und der übrigen Kongreßmächte annehmen ſolle. Dann aber ſchoß es ihm durch die Adern wie unwiderſtehliche Leidenſchaft. Am 8. Oktober, einem Sonntag, Vormittags zwiſchen 11 und 12, ſtieg er bei Pizzo in Kalabrien ans Land. „An mir iſt es,“ rief er den Gefährten, die ſich ihm anſchloſſen, zu, „der erſte den Boden meines Königreichs zu betreten!“ — Er betrat die Stätte ſeines Todes; er war am Ziel ſeines Lebens.

Gleich nachdem er ans Land gekommen, wurde ſein Schickſal ihm klar. Aus Pizzo eilten zuerſt Neugierige, Ueberraſchte herbei. Bald aber wurde die Situation ſehr ernſt. Die Küſtenwache, 15 Mann Artillerie unter Lieutenant Barba, erſchien und folgte Murat und ſeinen Anhängern, welche auf die Vorſpiegelung einiger Leute, in dem über Pizzo landeinwärts auf ſteilen Höhen gelegenen Monteleone werde man Parteifreunde genug finden, dahin ſich aufgemacht hatten. Nicht lange danach ſah man auch bewaffnete Bewohner Pizzo's herankommen, voran den Gensdarmerie-Hauptmann Trentacapilli, einen früheren Bandenführer. Derſelbe forderte Joachim und ſeine Genoſſen auf, ſich ihm zu ergeben. „Dir geziemt es,“ entgegnete dieſer, „deinem Könige zu gehorchen und ihn nach Monteleone zu geleiten!“ Dann entſpann ſich ein Kampf. Murat und ſeine Offiziere ſuchten in aller Eile wieder die Küſte und ein dort liegendes Boot zu erreichen, aber ihre Verfolger kamen zuvor, umzingelten ſie, und Murat ergab ſich ihnen mit den Worten: „Hier habt ihr meinen Degen; aber ſchont das Leben dieſer Braven, die mir in mein Unglück gefolgt ſind!“ Aber kaum ſchonte man das Leben des früheren Königs. Eine Fluth von Schmähungen und Vorwürfen ſtrömte aus dem

Munde ſeiner Gegner auf ihn herab. Man nahm ihm faſt Alles, was er bei ſich trug, darunter auch ein Exemplar jenes Aufrufs von Bogognano, der ſonnenklar bewies, welche Abſichten ihn an die Küſte geführt hatten. Man ſchleppte die Gefangenen in das Kaſtell von Pizzo, in ein finſteres Gelaß, bis der in Kalabrien kommandirende General Nunziante „den General Murat“ nicht nur in einer anſtändigen Räumlichkeit unterbrachte, ſondern ihm auch jede erlaubte Rückſicht zu Theil werden ließ. Nunziante erklärte, er halte treu an ſeinem rechtmäßigen Könige feſt, wenn er auch das Unglück ſeines früheren Fürſten zu achten wiſſe.

Bereits am Abend des 9. Oktober traf durch den optiſchen Telegraphen die Nachricht von Murat's Gefangennahme in Neapel ein; und ſchon am 12. befahl König Ferdinand dem General Nunziante, den mit der Waffe in der Hand ergriffenen „Ruheſtörer“ vor ein Kriegsgericht zu ſtellen. Dasſelbe beſtand aus acht Offizieren, von denen ſieben unter Murat gedient hatten.

Am Morgen des 13. Oktober wurde dem Unglücklichen verkündigt, was ſeiner harre. „Weh mir,“ rief Joachim ſchmerzerfüllt aus, „dann bin ich verloren! Das Kriegsgericht iſt mein Tod!“ Der Hauptmann Stratti mit vier ſiziliſchen Offizieren kündigte ihm an, daß er ſich vor der Militärkommiſſion zu verantworten habe. Noch einmal erwachte ſein Stolz: „Souveräne haben Niemand als Gott und ihre Völker zu Richtern!“ Und als der Berichterſtatter der Kommiſſion, Lieutenant Frojo, ein Verhör mit ihm anſtellen wollte, ihn nach Namen und Alter fragte, fiel ihm Murat ins Wort: „Ich bin Joachim Napoleon, König von Beiden Sizilien! Entfernen Sie ſich!“

Um 5 Uhr Nachmittags war ſein Urtheil gefällt. Es lautete auf Tod nach Artikel 87 und 91 derſelben Geſetze, die einſt „König Joachim“ ſelber erlaſſen hatte. Noch eine halbe Stunde blieb ihm zu leben. Er ſchrieb noch an ſeine Gemahlin, empfahl ſich ihrem Andenken, nahm Abſchied von ſeinen vier Kindern, jedes einzeln beim Namen nennend: „Ich laſſe euch zurück ohne Königreich und Güter, inmitten meiner zahlreichen Feinde. Bleibt ſtets einig, zeigt euch größer als euer Mißgeſchick!“ Er ſchnitt ſich eine Haarlocke ab und legte ſie dem Briefe bei, den er dem Hauptmann Stratti unverſiegelt überreichte: „das Petſchaft werde man nach ſeinem Tode in ſeiner rechten Hand finden“. Er wollte dann noch Abſchied nehmen von ſeinen Offizieren, die mit ihm gefangen waren; es ward ihm verweigert. „Wohlan denn,“ ſprach er, „ſo zaudern Sie nicht, ich bin bereit, den Tod zu erdulden.“

Er ward hinausgeführt auf den Hof des Kaſtells. „Soldaten,“ rief er, „laßt mich nicht lange leiden, die Enge des Raumes ſelbſt nöthigt Euch, die Mündungen Eurer Gewehre auf meine Bruſt zu ſetzen!“ Er ſtreckte den rechten Arm mit der geſchloſſenen Fauſt vor, auf die er hinblickte, unverbundenen Auges. Die Schüſſe fielen; er war im Augenblick todt. In ſeiner Rechten fand man ein Karneol mit dem Kopfbild ſeiner Gemahlin. — Der von den Kugeln faſt zerriſſene Leib des unglücklichen Königs wurde in einem einfachen Sarge in der Kirche zu Pizzo in aller Stille beigeſetzt.

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

Digitized by Google

Die Entwickelung des altrömiſchen Kriegsweſens.

Von Max Jähns.

III.

Von der Durchbildung der Manipularlegion bis zum erſten Puniſchen Kriege.

In der Zeit der Kämpfe mit Pyrrhos empfing nun die römiſche Manipular-Legion, wenn nicht ihre abſchließende Vollendung, ſo doch ihre für die Folgezeit maßgebende Ausgeſtaltung.

Die tiefmaſſirten, mit 16 Fuß langen Sariſſen bewaffneten Phalangen des Epeirotenkönigs hatten, unterſtützt von ihren Elephanten, den Legionen der Römer große Bedrängniß bereitet. Die kleinen, wenig mehr als 60 Mann ſtarken Manipel waren in ihrer durch die Intervalle herbeigeführten Iſolirung den Phalangen nicht gewachſen, und doch mußte andererſeits die Beibehaltung der Manipularordnung geboten erſcheinen, ſowohl durch die taktiſchen Rückſichten, welchen ſie ihre Einführung verdankte, als auch beſonders durch die Nothwendigkeit, jene wüthenden Angriffe der Elephanten abzuweiſen, ohne gleich die ganze Schlachtlinie in Mitleidenſchaft zu ziehen. Unter ſolchen Umſtänden entſchloß man ſich, die Manipel zu verſtärken und ſie dadurch widerſtandsfähiger zu machen.

Der Sariſſa gegenüber war die Haſta unzureichend; das Pilum dagegen hatte ſich bewährt. In Folge deſſen wurde es neben dem Schwerte die allgemeine Feldkriegswaffe der Legion, und zwar in doppelter Geſtalt, indem man die Hauptmaſſe des Heeres mit 2 Pilen, einem ſchweren und einem leichten, ausrüſtete. Das Letztere, das man wohl auf 30 Schritte ſchleudern konnte, wurde vorzugsweiſe da gebraucht, wo man es für gerathen hielt, den Feind ſtehenden Fußes zu erwarten und ihm erſt im letzten Moment angriffsweiſe entgegenzugehen. Es konnte das z. B. da angemeſſen ſein, wo die Legion 20

Digitized by Google

bis 30 Schritt vor ihrer Front ein Hinderniß hatte, das der Gegner dann im Wurfe der leichten Pila zu überſchreiten hatte. Für den Angriff dagegen bedienten ſich die Römer damals wahrſcheinlich noch des ſchweren Pilums.*)

Hatte die mörderiſche Wirkung dieſer wuchtigen Waffe, welche in der Nähe von 12 bis 10 Schritt geſchleudert ward, Lücken und Verwirrung in den feindlichen Reihen erzeugt, ſo vollendete der faſt in demſelben Augenblicke erfolgende Schwertangriff den Erfolg, noch bevor der Feind Zeit gehabt, ſeine Lücken zu ſchließen und ſich von der Beſtürzung zu erholen. Pilenwurf und Schwertſtoß folgten einander wie Blitz und Schlag.

Die Entfernung von 10 Schritten vom Feinde iſt größer als diejenige, auf welche der griechiſche Phalangit herangehen mußte, um mit ſeinem Handſpieße zuſtoßen zu können; aber ſie iſt zugleich gering genug, um der Vorbereitung durch den Wurf den Einbruch unmittelbar auf dem Fuße folgen zu laſſen, und hierin liegt das Geheimniß des Erfolges.

Für die Gliederung der Legion waren Alter und Dienſterfahrung maßgebend; und auf dieſen Grundlagen theilte ſich das Fußvolk, unabhängig von den Cenſusklaſſen, denen es entnommen war, in 4 Klaſſen. 600 Mann, die älteſten, dienſterfahrenſten Leute vom 40. bis zum 45. Lebensjahre, bildeten die Klaſſe der triarii; aus den beiden mittleren Altersklaſſen erſcheinen die Mannſchaften, welche die meiſten Feldzüge mitgemacht hatten, alſo im Allgemeinen diejenigen vom 32. bis zum 40. Jahre, in Stärke von 1200 Köpfen als principes, 1200 andere vom 25. bis zum 32. Jahre als hastati. Die jüngſten und gewandteſten Leute aber bildeten, ebenfalls in Stärke von 1200 Köpfen, eine leichte Truppe unter dem neuen Namen velites.

Jede der erſtgedachten drei Klaſſen wurde in 10 Manipel gegliedert. Der Manipel der Haſtaten und Principes war demnach 120 Mann, d. h. doppelt ſo ſtark als in der früheren Manipularlegion. Der Manipel der Triarier behielt dagegen ſeine alte Stärke von 60 Mann, weil die Zahl dieſer bejahrten Mannſchaften ſelbſtverſtändlich geringer war, als die der anderen Klaſſen. Jeder Manipel zerfiel in zwei Centurien (Züge), die alſo keine Hundertſchaften mehr waren, ſondern bei den Haſtaten und Principes 60, bei

*) Nach Polybios hatte der Schaft des ſchweren Pilums einen Durchmeſſer von einer παλαιστή, d. h. von 3 Zollen; das Pilum war alſo eine überaus ſchwere Wurfwaffe, deren Gebrauch im Felde daher auch von vielen Archäologen in Frage geſtellt wird. Oberſt Rüſtow tritt jedoch in dem oben erläuterten Sinne für die pobybianiſche Angabe ein. Seine Rekonſtruktion des ſchweren Pilums läßt daſſelbe allerdings balkenartig erſcheinen und weicht von den gefundenen und abgebildeten Pilenformen bedeutend ab. Indeß gehören alle dieſe Funde und Darſtellungen einer weit ſpäteren Zeit an; für die Periode des erſten puniſchen Krieges hat die Rüſtow'ſche Form die größte Wahrſcheinlichkeit. (Näheres über die Bewaffnung bringt der folgende Artikel).

Digitized by Google

den Triariern 30 Köpfe zählten. Die Veliten wurden in Trupps zu je 40 Mann jedem der 30 Manipel zugetheilt. Die früheren rorarii verſchwinden ganz. Der einzelne Manipel ſtand wahrſcheinlich in 6 Gliedern, jedes zu 20 Mann. Waren die Veliten weder ausgeſchwärmt noch detachirt, ſo bildeten ſie das 7. und 8. Glied. Man nimmt an, daß jedem Krieger in der Front ein Raum von 6 Fuß zugewieſen war, ſo daß die normale Frontausdehnung des Manipels (laxatis ordinibus) 120 Fuß betrug.*)

Die Legion behielt die Aufſtellung in drei Treffen mit ſchachbrettförmiger Anordnung der Manipel bei.**) Je 10 Manipel bildeten ein Treffen. Die ganze Legion hatte demnach eine Front von 2400 Fuß oder etwa 1000 Schritten. Zog man jedoch die Manipel in ſich auf halben Rottenabſtand zuſammen (und das pflegte man beim Angriffe, wo es nur die einmalige Salve mit dem ſchweren Pilum galt, meiſt zu thun), ſo kam die Front jedes einzelnen Manipel nur auf 60 Fuß; um ebenſo viel verkürzte ſich dann das Intervall, und die Legionsfront war alſo nur 500 Schritt lang. Da es außerdem nicht nothwendig war, die Intervalle ganz ſo groß zu machen als die Manipelfronten, ſo gewann die römiſche Taktik auf viel einfachere Weiſe als die griechiſche für die Beſtimmung der Fronten nach den jedesmaligen Umſtänden einen Spielraum, der weit beweglicher war als der, über den die Griechen jemals verfügen konnten.

Die Schutzwaffen waren in allen drei Treffen dieſelben; nur daß die Wohlhabenden ſtatt des gewöhnlichen aus Blechſchienen zuſammengehakten Panzers den koſtbareren Ring- oder Schuppenpanzer trugen. Eine namhafte Veränderung aber trat, wie ſchon auseinandergeſetzt, hinſichtlich der Trutzwaffen ein. Nicht mehr die Haſta bereitet den Einbruch vor, ſondern das Pilum; die Haſta hört deshalb auf, Waffe der Haſtaten und Principes zu ſein; dieſe erhalten das Pilum. Die Triarier dagegen, welche bisher das Pilum geführt hatten und danach ſogar „pilani“ oder „pili“ genannt worden waren, geben es ab und bekommen die Haſta zurück; ihre Manipel jedoch werden nach wie vor im militäriſchen Sprachgebrauche als „pili“ bezeichnet. Man wird ſich über dieſe ſchiefe Nomenklatur nicht allzuſehr wundern, wenn man ſich ſo mancher modernen Benennungen erinnert, die ja auch lediglich eine hiſtoriſche Berechtigung haben, ja oftmals kaum eine ſolche.

Die Veliten wurden mit einem leichten Lederhelm, einem leichten, ledernen Rundſchilde und mehreren Wurfſpießen für das Ferngefecht, ſowie mit dem Schwerte für den Nahkampf ausgerüſtet. Sie entſprechen durchaus den Vel-

*) Köchly und Rüſtow. Raſt, Römiſche Kriegsalterthümer.

**) Liv. 8, 8; 30, 34.

Digitized by Google

taſten des Iphikrates. Ihre gleichmäßige Zutheilung als Schützenzüge an alle Manipel gab jedem von dieſen große Widerſtandsfähigkeit und Selbſtändigkeit für die verſchiedenen Zwecke des Gefechts.

Die Mannſchaft zerfiel hinſichtlich ihrer Dienſtleiſtungen in munificies und in immunes, von denen letztere im Weſentlichen nur zum Fechten, jene dagegen auch zum Wachtdienſt und zu militäriſchen Arbeiten, wie zum Schanzen und drgl. verpflichtet waren. Es ſcheint, daß ſolche Bevorzugungen hauptſächlich auf den Altersunterſchieden beruhten und daher den Triariern zufielen; doch dürften auch Standesunterſchiede mitgeſpielt haben.

Der Befehl über die Legion wechſelte unter den ſechs Tribunen derſelben in der Weiſe, daß je zwei von ihnen zwei Monate lang die ganze Legion kommandirten, indem ſie Tag um Tag den Befehl tauſchten; doch kommt es auch vor, daß jeder Tribun einen Monat lang allein das Kommando führt.*)

Die Ernennung der 60 Centurionen der Legion ließ der Konſul durch die tribuni militum vollziehen. Ihr Rang richtete ſich theils nach dem Treffen der Legion, dem ſie angehörten, theils nach ihrer Stellung innerhalb des Manipels. Jeder Manipel hat nämlich einen centurio prior und einen centurio posterior. Die unterſte Centurionenſtelle in der Legion iſt alſo die des decimus hastatus posterior, d. h. des zweiten Centurios des letzten Manipels der Haſtaten, die höchſte die des primipilus, d. h. des erſten Centurios des erſten Manipels der Triarier. Die Beförderung geſchah gewöhnlich mit Ueberſpringung einzelner Stellen, z. B. vom 60. Centurio zum 51., zum hastatus primus posterior (d. h. vom zweiten Centurio des letzten zum zweiten des erſten Haſtatenmanipels). Von da wurden die zehn Stellen der principes posteriores und ebenſo die zehn der pili posteriores durchgemacht, um dann als decimus hastatus prior wieder im erſten Treffen anzufangen und in derſelben Reihenfolge bis zum primipilus aufzuſteigen.**) Der centurio prioris centuriae eines jeden Manipels erſcheint ſomit als deſſen Hauptmann, während der zweite Centurio Lieutenantsdienſte thut. Jeder Centurio geht erſt als Lieutenant und dann als Hauptmann durch faſt alle Manipel der ganzen Legion. Als zweiter Lieutenant oder Feldwebel gehörte zu jeder Centurie ein optio, als Fähnrich ein vexillarius, obwohl jeder Manipel nur ein signum führte; wahrſcheinlich diente der zweite Fähnrich als Erſatzmann oder zur Bildung der Retirirfahne." ***)

---

*) Marquard II. S. 352 und 353.
**) Marquard II. S. 358.
***) Marquard II. S. 335.

Die Legion als ſolche hatte bis zur Zeit des Marius kein eigenes Feldzeichen; die signa der einzelnen Manipel beſtanden aus Stangen mit maſſiven Sinnbildern und meiſt auch noch mit einem an einer Querſtange hangenden Fähnchen, vexillum, nach dem die Manipel auch zuweilen vexilla genannt werden. Sowohl auf dem Marſche als beim Angriff in geſchloſſener Legions-Kolonne wurden die signa im erſten Gliede jedes Manipels vorangetragen, weshalb das 1. Treffen häufig mit dem Ausdrucke prima signa bezeichnet wird. Beim ſtehenden, treffenweiſen Gefechte zog man die Feldzeichen hinter die letzten Glieder der Manipel zurück.*) Sie bezeichneten dann die Linie der acies (Treffen) ſowie die Abſtände der Manipel und gaben die Feſtpunkte zur Rangirung nach dem Handgemenge. Bei ſolchen „ſtatariſchen" Gefechten kommt daher auch ſchon zu dieſer Zeit der unter Cäſar ſpäter ſo oft, doch mit ganz anderer Bedeutung auftretende Name der „antesignani" vor. Er bedeutet hier zunächſt die Haſtaten; denn nur dies erſte Treffen ſtand beim Kampfbeginn vor den Fahnen.**) Solange die signa ihre Stellung in der Schlachtordnung behaupteten, ſtand die Schlacht, aber ſie wankte, wenn die signa nicht mehr Stand hielten. Wurde der Feind geworfen und avancirte die ganze Linie, ſo wurden die Feldzeichen in deren erſtem Gliede erhoben.

Zur Einleitung der Gefechte und in Defenſivſtellungen wurden zunächſt die verſchiedenen Gattungen von Wurfwaffen gebraucht. Beim Aufmarſche waren die Schützenzüge der Veliten ſtets den Manipeln angeſchloſſen, ſo daß die Intervalle frei waren. In dieſe rückten ſie jedoch ein (Schützen in den Intervallen), ſobald man eine Vertheidigungsaufſtellung nahm, damit dann keine Lücken in der Schlachtordnung blieben.***) War dagegen die Offenſive beſchloſſen, ſo gingen die Veliten aller drei Treffen zu gleicher Zeit vor und fochten in einem Vordertreffen als große, von bundesgenöſſiſchen Schleuderern und Bognern unterſtützte Plänklermaſſe vor der Front der Legion.†) Unter ihrem Schutz und Schleier wurden neue Aufſtellungen genommen, erſchütterte Ordnungen hergeſtellt; die Veliten beſetzten, vorauseilend oder entſendet, wichtige Punkte des Geländes; ihnen fiel die Aufgabe zu, die Elephanten des feindlichen Heeres zu bekämpfen. Zuweilen maſſirte man die Veliten auch auf den Flügeln der Legion, um die Flanken des Gegners zu bedrohen. Wurden ſie von überlegenen Kräften gedrängt, ſo zogen ſie ſich durch die Intervalle hinter ihre Manipel zurück.

*) Liv. 34, 46; Liv. 9, 13; Liv. 22, 5 und öfter.

**) Marquardt II. S. 345.

***) Polyb. 15, 9; Liv. 23, 29; Frontin. Strat. 2, 3, 16; Liv. 30, 33, 3; Onos. Strat. 39.

†) Liv. 38, 21; Polyb. 2, 30; 3, 37; 11, 23.

Digitized by Google

Nach dem zerſtreuten Gefechte der Vorhut nehmen dann die hastati **die eigentliche Schlacht** auf. Die Manipel gehen rüſtigen Schrittes oder ſelbſt im Laufe gegen die feindliche Linie vor; auf 10 Schritt machen ſie einen Augenblick Halt; die zwei vorderen Glieder ſchleudern die ſchweren Pila in den Feind und brechen nun ein, indem ſie das kurze Schwert ziehen und die Stiche und Hiebe des Gegners mit dem Schilde pariren. Eine zuſammenhängende feindliche Linie wie die Phalanx wird von dem in getrennten Manipeln aufgeſtellten Haſtatentreffen nicht auf allen Punkten zugleich angegriffen. Es liegt für ſie die Verführung nahe, ihrerſeits in den Intervallen der Manipel vorzugehen, dieſe zu umwickeln und einzuſchließen. Aber wehe den Phalangiten, wenn ſie dies unternehmen! Sie verlieren dann den einzigen Vorzug, den die Phalanx vor der Legion hat, nämlich ihre unbedingte Geſchloſſenheit, und nun werden ſie von dem zweiten römiſchen Treffen, den Manipeln der principes, welche nur darauf gewartet haben, daß der Feind ſich dieſe Blöße gebe, ſelbſt in Flanke und Rücken angegriffen.*)

Trat ein ſolcher Moment nicht ein und vermochten die Haſtaten des Feindes nicht Herr zu werden, ſo gingen ſie durch die Intervalle des zweiten Treffens zurück und nahmen hinter dieſem Stellung. Es fand alſo eine **Ablöſung der Treffen** ſtatt. Während hierauf die principes, nun als „antesignani", den Kampf fortſetzten, vielleicht mit duplirten Gliedern, um die Kraft der Pilumſalve zu verdoppeln, ließen ſich die triarii auf das rechte Knie nieder und bildeten, das linke Bein vorſtreckend, durch ihre gegen die Schulter gelehnten Schilde und ihre gefällten, gegen die Erde geſtemmten Spieße eine Art von Wall. Livius vergleicht dieſe Formation mit eingerammten Schanzpfählen. Hinter den niedergekauerten Triariern hielt der Befehlshaber der Legion. Erkannte er, daß auch die Prinzipes den Feind nicht zu werfen vermochten, ſo hieß er ſie ſammt den Haſtaten ſich auf die Triarier zurückziehen. Letztere ſprangen auf das Kommando „surgite!" auf, empfingen die beiden erſten Treffen in ihren Intervallen und ſtürzten ſich nun, vereint mit ihnen, in dichtgedrängter Phalanx auf den Feind.**) Dieſer, der bereits wähnte, Beſiegte zu verfolgen, ſah plötzlich, wie aus dem Boden gewachſen, eine neue Schlachtlinie vor ſich, ſtärker als die bisherigen, und wenn nun einige tüchtige Manipel auf ſeine Flanken geworfen wurden, gelang es den Römern nicht ſelten, eine Schlacht, die ſchon verloren ſchien, im letzten Augenblicke durch die Triarier ſich zum Glück zu wenden. „Res ad triarios rediit!" hieß ſprichwörtlich ſoviel als „die Sache iſt aufs Aeußerſte gekommen.***)

*) Rüſtow: Geſchichte der Infanterie. Nordhauſen 1864.
**) Liv. 8, 8, 8 sqq. u. a.
***) Liv. 8, 8, 10.

Wich der Feind, ſo avancirte die ganze Linie (signa promoventur). Galt es, angeſichts des Feindes den Rückzug anzutreten, ſo wurde dieſe Bewegung durch eine Aufſtellung des geſammten leichten Fußvolkes und der Reiterei vor der Front gedeckt. Der Abzug geſchah manipelweiſe vom rechten Flügel und begann mit den Triariern; dann folgten die Prinzipes und endlich die bis zum letzten Augenblicke in Schlachtordnung verbliebenen Haſtaten.

Galt es, ein in Unordnung gerathenes Treffen neu zu ordnen, ſo warf man wohl eine Abtheilung ausgewählter Mannſchaft vor die Front, um dort mit weit geöffneten Gliedern ein regelmäßiges gliederweiſes Pilumſchleudern auszuführen, welches „serra“, Säge, genannt wurde. Die Glieder wechſelten ſich dabei ab, indem ſie den rottenweiſen Contremarſch ausführten. Wenn das Drängen des Feindes aber dazu nöthigte, die serra mit dicht aufgeſchloſſenen Gliedern auszuführen, ſo kniete das erſte Glied, nachdem es das Pilum geſchleudert, damit das zweite Glied darüber hinwegwerfen konnte; dann kniete auch dies nieder, und in gleicher Weiſe verfuhren die folgenden Glieder. Hatte endlich das letzte Glied geworfen, ſo ſprang die ganze Mannſchaft auf, um gemeinſchaftlich zum Schwertangriff vorzugehn. Gegen Reiterei verfuhr man ebenſo, nur daß gelegentlich das erſte Glied ſein Pilum fällte.

Die Verfolgung des geſchlagenen Feindes geſchah meiſt durch Veliten und Reiter. Das Linienfußvolk blieb in Schlachtordnung auf der Wahlſtatt ſtehn, um ſich ſelbſt keine Blöße zu geben. Ueberhaupt wurde auf die geſchloſſene Ordnung der drei Haupttreffen außerordentlich hoher Werth gelegt.

Märſche wurden ſtets in der Kolonne ausgeführt. Abgeſehen von der Avantgarde hatte ſtets der erſte oder letzte Haſtatenmanipel die Spitze, dann kam der erſte oder letzte Manipel der Prinzipes, hierauf der entſprechende der Triarier. Nun folgte der zweite Manipel der Haſtaten, der Prinzipes, der Triarier, und ſo fort bis zum letzten Manipel der Triarier. Endlich kam das Gepäck der Legion. Flankenmärſche führte man auch in drei Kolonnen, treffenweiſe abmarſchirt, aus. Jeder Manipel hatte dabei ſein Gepäck vor ſich, oder, kannte man die Richtung, aus der der Feind zu erwarten war, ſo marſchirte das Gepäck auf der dieſer Richtung entgegengeſetzten Seite.

Die Legions-Reiterei beſtand im Weſentlichen ganz aus den equites equo privato, welche als Freiwillige bei dieſer Waffe eintraten. Die den Rittercenturien angehörenden equites equo publico dienten, geſtützt auf ihre Standesvorzüge, meiſt nur noch als Adjutanten und Guiden des Feldherrn. Die 300 equites der Legion zerfielen in 10 turmae zu 30 Pferden; jede turma hatte 3 decuriones, deren erſter die ganze turma als Rittmeiſter be-

Digitized by Google

fehligte; dazu kamen 3 optiones (Wachtmeiſter) und ein vexillarius (Fähnrich).*) Die Turma ſtand in 3 Gliedern, decurio und optio auf den Flügeln.

Die normale Fechtart der Reiterei war die folgende: Die 3 Glieder tief geſtellten, eng geſchloſſenen Geſchwader ſprengten in vollem Laufe mit vorgeſtreckten Lanzen an. Beim ſtehenden Gefechte wurden die Glieder geöffnet, und oft ſaß die Mannſchaft dann auch ab und kämpfte zu Fuße. Gelegentlich gab man der Reiterei Leichtbewaffnete bei, welche mit 7 Wurfſpießen bewaffnet waren und auf der Krupe aufſaßen. In Wurfweite ſprangen ſie ab, gingen dem Feinde entgegen und bereiteten durch das Schleudern ihrer leichten Spieße den Einbruch der Reiter vor.

Die ſchwere nationalrömiſche Reiterei war ganz vorzugsweiſe zur Deckung der Flanken der Schlachtordnung beſtimmt und verließ daher nur ſelten ihre Stellung auf den Flügeln des Heeres. Der Dienſt der leichten Kavallerie fiel gewöhnlich der mit Wurfwaffen ausgerüſteten Reiterei der Bundesgenoſſen zu. Sie beobachtete, beunruhigte und umging den Feind. Ihre Aufſtellung wurde daher ſo angeordnet, daß ſie entſendet werden konnte, ohne den Organismus der Schlachtordnung zu ſtören. Demgemäß hielt ſie meiſt hinter dem dritten Treffen.

Die Entwickelung der Manipularlegion war die große taktiſche Frucht der Kriege mit Pyrrhos; als politiſche Frucht ergab ſich die Einigung der ganzen Appeninenhalbinſel unter der Vorherrſchaft Rom's. Im Jahre 270 ward Italien vollſtändig zur Unterthänigkeit gebracht. Zur Sicherung der neuen Erwerbungen wurde wieder eine Anzahl von Straßen und Kolonien angelegt. Die Kolonien hatten einen vorwiegend militäriſchen Zweck, und zwar nicht nur den der lokalen Sicherung, ſondern gewiß auch den, Bürger, welche bisher als Proletarier dem Dienſte entzogen geweſen, durch Landzutheilung zu locupletes zu machen, und dadurch die allgemeine Wehrkraft zu erhöhen. In wie hohem Grade die Kolonen zur Aufſtellung des Heeres beitrugen, zeigt u. A. der Umſtand, daß man ſtatt „milites scribere“ oder „exercitum mittere“ wohl auch kurzweg ſagte „colones scribere“, „colones mittere“.**) Schon im Jahre 385 war die latiniſche Kolonie Satricum mit 2000 Pflanzbürgern, alſo der Zahl nach mit einer halben Legion, bevölkert worden, und dieſe Zuweiſungen von einer halben Legion kommen wäh-

*) Varro de l. L. 5, 91 und Veget. 2, 14.

**) Schwegler: Römiſche Geſchichte II. 487 und Steinwender: Ueber die Stärke der römiſchen Legion.

rend des vierten Jahrhunderts mehrfach vor.*) Nun aber gebot Rom über die Einwohnerſchaft ganz Italien's und damit über eine abhängige Volkskraft, welche die eigene weſentlich überragte, und welche im Heere ihre Vertretung durch die bundesgenöſſiſchen Truppen, die „socii“ fand.

Nicht ſowohl eine, die römiſche Rekrutirung übertreffende Heranziehung der Bundesgenoſſen zum Kriegsdienſte, welche doch nur ausnahmsweiſe vorkommt, als vielmehr das Verhältniß der Bevölkerung ſelbſt, hatte zur Folge, daß die socii den größeren Theil des Heeres ausmachten. Die Bürgertruppen beſtanden nämlich nur aus Bewohnern des eigentlich römiſchen Gebietes, ſowie aus denen der römiſchen Bürgerkolonien**) und der mit dem Bürgerrechte begabten municipes. Von den letzteren wurden diejenigen, deren Kommunalverband aufgehoben war, in die ſtädtiſchen Legionen eingeſtellt, während diejenigen, deren Gemeinweſen erhalten worden, ſelbſtändige Truppentheile formirten, wie denn z. B. im Jahre 211 eine legio Campana, vom einem kampaniſchen Präfekten geführt, unter den Bürgertruppen erſcheint. — Die Bundesgenoſſen zerfielen in die socii latini nominis (einſchl. lateiniſcher Kolonien) und in die föderirten Städte. Beide führten zu den eigentlich römiſchen Legionen keine Truppen zu, ſondern waren durch die beſonderen Beſtimmungen ihres foedus zur Stellung von Hilfstruppen, Matroſen und Schiffen verpflichtet. Die Stärke ihres Kontingentes wurde jährlich feſtgeſtellt. Die Geldverpflegung leiſteten ſie ſelbſt, die Naturalverpflegung der römiſche Staat. Aushebung und Vereidigung leiteten die Behörden der socii; Ort und Zeitpunkt der Einſtellung ſetzte dagegen das Edikt des Konſuls feſt, und das Kontingent erſchien unter einem einheimiſchen Führer und in Begleitung eines Zahlmeiſters. Polybios zufolge war die Stärke des Fußvolkes der socii der der römiſchen Legionen nur wenig überlegen, die der Reiterei aber dreimal ſo groß als die der Bürgerkavallerie. Auf ein konſulariſches Heer von 2 Legionen (8000 M.) werden alſo ungefähr 10,000 pedites und 1800 equites sociorum gekommen ſein. Aus beiden Waffengattungen wurde eine Elitetruppe ausgeſondert: die „extraordinarii“, und zwar ein Fünftel des Fußvolks, ein Drittel der Reiterei. Nach dieſer Auswahl blieb dann ein Kontingent übrig, welches „ordinarii“ genannt wurde und deſſen Fußvolk noch immer der Zahl nach der Bürgerinfanterie entſprach, während die Reiterei ſogar noch doppelt ſo ſtark war als die römiſche.***)

*) Liv. VI. 16; VIII. 16; IX. 26. Um die Wende des 3. und 4. Jahrhunderts kommen auch Dotirungen mit der ganzen Legionsſtärke vor (Liv. X. 1, 3, 13).

**) So lange die Bürgerkolonien als Beſatzung in Feindesland betrachtet worden waren, hatte man ſie nicht zum Felddienſte ausgehoben; ſeit der Unterwerfung ganz Italien's hörte aber dieſe vacatio militae auf.

***) Dies und das Nächſtfolgende nach Marquard II. S. 377—391.

Die Bundesgenoſſen bildeten niemals einen ſelbſtändigen Heereskörper; vielmehr wurden ſie ſteis den Bürgerlegionen als **Flügeltruppen**, alae, angehängt und zerfielen daher in zwei Hauptabtheilungen: ala dextra und ala sinistra. Das bundesgenöſſiſche Kontingent ſtand unter 12 wechſelnden Anführern, praefecti sociorum, deren Amtsbefugniſſe denen der Legionartribunen entſprachen, und die von den Konſuln ernannt wurden. Es waren ſtets Römer. Unter ihnen ſtanden als Subalternoffiziere einheimiſche praetores (zuweilen auch praefecti genannt), welche als Kontingentsbefehlshaber erſcheinen und als ſolche die weſentlich nach Landsmannſchaft zuſammengeſtellten „cohortes" kommandirten. Jede ala hatte 10 Kohorten zu je 420 Mann; die extraordinarii aber bildeten 4 Kohorten zu je 400 Mann. Dies iſt die Regel; indeſſen ſteigt die Stärke der cohortes sociorum gelegentlich bis auf 600 Mann. Die **Kohorte** der bundesgenöſſiſchen Alen entſpricht alſo den Manipeln der römiſchen Legion nur hinſichtlich ihrer Einordnung in den organiſatoriſch-taktiſchen Rahmen, keinesweges in Bezug auf die Kopfzahl, und es ſind ſogar Andeutungen vorhanden, welche auf eine weitere Eintheilung der cohortes sociorum in Manipel und Centurien ſchließen laſſen. — Das Kontingent der **bundesgenöſſiſchen Reiterei** zerfiel in 6 Schwadronen, welche alae im engeren Sinne genannt wurden. Davon gehörten 4 als ordinarii zum Hauptheere (equites alares), während 2 die alae extraordinariae bildeten. Jede ala zählte gewöhnlich 300 Pferde in 5 Doppelturmen, beſtand aber nicht wie die cohors aus Kriegern ein und deſſelben Stammes.

Wie die 4 cohortes extraordinariae (1600 Mann) und die 2 alae extraordinariae bei den bundesgenöſſiſchen Truppen, ſo gab es auch bei dem eigentlich römiſchen Theile des Heeres außerhalb der Legion einen zur beſonderen Verfügung des Feldherrn ſtehenden Truppenkörper: die **cohors praetoria** oder **delecta manus imperatoris**. Dieſe Eliteabtheilung ſcheint vorzugsweiſe aus berittenen Edelleuten, oft auch aus Klienten und Freunden des Heerführers beſtanden zu haben.

Das gewöhnliche konſulariſche Heer von 2 Legionen zählte alſo unter Hinzurechnung der Bundesgenoſſen etwas über 18,000 Mann zu Fuß und 2400 Reiter, konnte aber unter Umſtänden bis auf 24,000 Mann gebracht werden. Den Oberbefehl führten ausſchließlich die Jahreskonſuln, denen ein Quäſtor und mehrere Legati beigeordnet waren. — So war der Zuſtand des römiſchen Kriegsweſens vor dem Beginne der puniſchen Kriege.

Die religiöſe Toleranz der Hohenzollern.

Von D. Carl Alfred Haſe,
Militär-Oberpfarrer des 1. Armee-Korps.

Im Februar 1874 ſchrieb Kaiſer Wilhelm an Lord Ruſſel, ihm dankend für die kundgegebenen Sympathien England's: „Mir liegt die Führung meines Volkes in einem Kampfe ob, welchen ſchon frühere deutſche Kaiſer Jahrhunderte hindurch mit wechſelndem Glück gegen eine Macht zu führen gehabt haben, deren Herrſchaft ſich in keinem Lande der Welt mit dem Frieden und der Wohlfahrt der Völker verträglich erwieſen hat und deren Sieg in unſern Tagen die Segnungen der Reformation, die Gewiſſensfreiheit und die Autorität der Geſetze nicht blos in Deutſchland in Frage ſtellen würde. Ich führe dieſen mir aufgedrungenen Kampf in Erfüllung meiner königlichen Pflichten und im feſten Vertrauen auf Gottes ſiegbringenden Beiſtand, aber auch in dem Geiſt der Achtung vor dem Glauben Anderer und der evangeliſchen Duldſamkeit, welche meine Vorfahren dem Rechte und der Verwaltung meiner Staaten aufgeprägt haben."

Für dieſes königliche Wort vom Geiſt der Achtung vor dem Glauben Anderer und von der evangeliſchen Duldſamkeit der Hohenzollern wollen die folgenden Blätter einen geſchichtlichen Nachweis bringen.

Die religiöſe Toleranz iſt eine Frucht der neuen Zeit. Dem Alterthum war ſie nach ihrem Weſen fremd. Dem Griechen war die Religion nur wie heilige Muſik, die ſein Leben rhythmiſch begleitete; dem Römer ward ſie zu einer ſtaatlichen Angelegenheit. Sind Griechen und Römer von religiöſem Fanatismus frei geweſen, ſo war dies nur ein Zeichen, daß ihrer Religion der warme Herzſchlag fehlte. Anders im Volke Iſrael, dieſem ausgewählten Volke religiöſer Begabung. Aber je lebendiger das religiöſe Bewußtſein dieſes Volkes war, um ſo ausſchließender verhielt es ſich gegen Andere. Auch das Chriſtenthum, obwohl es den Keim wahrer Toleranz ſchon in ſich trug, trat nicht als religiöſe Toleranz auf. Die apoſtoliſche Kirche wußte ſich im Gegenſatz zur ungläubigen Welt, wenn auch dieſer Gegenſatz bei der Erwartung der baldigen Wiederkunft Chriſti und der Gedrücktheit ihrer Lage mehr als Weltflucht ſich darſtellte. Als nach der furchtbaren Chriſtenverfolgung unter Diocletian durch Konſtantin und Licinius die Toleranzedikte zu Gunſten des Chriſtenthums erlaſſen wurden, waren es trotz Konſtantin's Heiligenſchein zunächſt ſtaatliche Rückſichten, welche jene Geſetze diktirten. — Wie wenig in der katholiſchen Kirche mit ihrem immer mächtiger werdenden Papſtthum die Idee der Toleranz zur Geltung gekommen iſt, bedarf keines Beweiſes. Das Dogma einer alleinſeligmachenden Kirche als

einer äußerlichen Gemeinſchaft ſchließt die Toleranz nicht nur aus, ſondern macht die Intoleranz zur heiligen Pflicht. Was kam darauf an, den Leib zu verbrennen, wo es galt die unſterbliche Seele zu retten, oder durch ein furchtbares Flammengericht Tauſend andere, bereits ſchwankende Gläubige der ſeligmachenden Kirche zu erhalten! — Durch die Reformation wurde gerade dieſes Dogma einer alleinſeligmachenden Kirche bekämpft und erſchüttert. Mit mächtiger Beredtſamkeit vertrat Luther das Prinzip der Toleranz. In Glaubensſachen ſoll weder der Staat noch die Kirche Gewalt anwenden. „Ketzerei iſt ein geiſtlich Ding, das kann man mit keinem Eiſen hauen, mit keinem Feuer verbrennen, mit keinem Waſſer ertränken. Wenn es Kunſt wäre, mit Feuer Ketzer überwinden, ſo wären die Henker die gelehrteſten Doktores auf Erden." Aber ſo gewiß die Idee der Toleranz mit den reformatoriſchen Grundſätzen gegeben iſt, ſo wenig hat die proteſtantiſche Kirche mit der Toleranz ſofort Ernſt gemacht. Man darf nicht vergeſſen, daß die Reformation aus der Angſt eines Mönches um ſein und ſeines Volkes Seelenheil hervorgegangen iſt. Mit allgemeinen Toleranzideen läßt ſich keine Kirche begründen, und Luther ſelbſt iſt intolerant geworden. Ein ſo großes und edles Prinzip wie das der Toleranz wird nicht leicht errungen. Nicht aus dem religiöſen Bewußtſein heraus iſt es erwachſen; der Nothwendigkeit, welche die Mutter auch vieler edler Kinder iſt, verdankt es zunächſt ſein Daſein, ſeine Anerkennung.

Der Streit der Religionsparteien ſeit der Reformation iſt für die Staaten ein Quell faſt unaufhörlicher Schwierigkeiten geworden. Der preußiſche Staat hat den Ruhm, dieſe Schwierigkeiten am früheſten im Geiſte ächter Duldung, wenn nicht überwunden, doch behandelt zu haben. Und dieſer Ruhm fällt zumeiſt ſeinen Fürſten zu.

Die Hinwendung der Hohenzollern zur Reformation hat mit der fränkiſchen Linie begonnen. Als der Hochmeiſter Albrecht von Brandenburg 1522 zum Reichstag reiſte, im Herzen ſchon der Reformation geneigt, ward er in Nürnberg durch eine Predigt Oſiander's gewonnen. Bei einer perſönlichen Begegnung mit Luther das Jahr darauf rieth ihm dieſer zu heirathen und Preußen zu einem weltlichen Herzogthum zu machen; Albrecht lachte und erwiederte nichts. Auch ſein Bruder, Markgraf Georg, der im Anſpach'ſchen damit umging, die Reformation einzuführen, redete ihm zu. Dazwiſchen hatte ſchon während der Abweſenheit des Hochmeiſters die Reformation in Preußen ihren Anfang genommen. Am Chriſtfeſt 1523 hatte Biſchof Georg von Polenz im Dom zu Königsberg die große Freude verkündigt, daß der Heiland ſeinem Volk von Neuem geboren ſei, und Luther ſchrieb: „Das Evangelium eilet mit vollem Lauf, gleich einem Schiff, in deſſen Segel der volle Wind bläſet, nach Preußen." Es ging nicht ohne Gewaltthätigkeiten ab. Das Volk brach in das Kloſter

Digitized by Google

der grauen Mönche auf dem Münchenhof und zerſtörte auch in den ſtädtiſchen Kirchen die Nebenaltäre. Römiſchgeſinnte wurden auf den Straßen verhöhnt. Als Albrecht davon hörte, ſchrieb er ſofort an ſeinen Biſchof Polenz, der die Regentſchaft führte, er ſolle jedem Auflauf und jeder Gewaltthat vorbeugen; Niemand ſolle um ſeines Glaubens willen gekränkt werden. Mit Vorſicht und Milde ganz im Sinne des Fürſten wurde nun die Reformation eingeführt. — Anders ging es in der Mark Brandenburg. Kurfürſt Joachim I. war verletzt durch das ſchroffe Auftreten Luther's im Ablaßhandel gegen ſeinen Bruder, den Erzbiſchof von Mainz. Als ſeine eigene Gemahlin Eliſabeth, die däniſche Königstochter, gegen das ſtrenge Gebot ihres Gemahls heimlich zur evangeliſchen Kirche übertrat, bedrohte er ihr Leben, ſo daß ſie entfloh. Unverſöhnt mit ſeiner Gemahlin und der neuen Lehre ſtarb der Kurfürſt 1535, der letzte katholiſche Hohenzoller. — Seine Söhne waren ſchon ſeit Jahren im Herzen dem evangeliſchen Glauben zugethan; feierlich holten ſie ihre Mutter zurück. Zur Regierung gekommen, ließ Joachim II. dem göttlichen Wort ſeinen Lauf. Vier Jahre nach ſeinem Regierungsantritt empfing er ſelbſt mit ſeinem Bruder trotz dem Revers, den ſie einſt unterſchrieben hatten, das Abendmahl in beiderlei Geſtalt. Ohne Gewaltthat vollzog ſich die Reformation in der Mark. Doch nicht lange währte der religiöſe Friede. Nach dem unglücklichen Ausgang des ſchmalkaldiſchen Krieges ordnete ein kaiſerliches Reichsgeſetz, wie es bis zum Austrag des Konzils mit der Religion ſolle gehalten werden. Dieſes Interim machte den Evangeliſchen ſchwere Bedenken, als dem Glauben und Beſtand ihrer Kirche gefährlich. Der Bruder des Kurfürſten, Johann von Küſtrin, verweigerte ſeine Unterſchrift dazu mit den Worten: „Lieber Blut, als Tinte.“ Der Kurfürſt, deſſen Hofprediger Agrikola des Interim mit abgefaßt hatte, ſuchte es in der Mark einzuführen, ſcheiterte aber an dem Widerſtand der Geiſtlichen und dem Spott des Volkes, das höhnend ſang: „Das Interim, das Interim, das hat den Schalken hinter ihm.“ Zu Gewaltmaßregeln griff der Kurfürſt nicht, während in Süddeutſchland und in Sachſen Hunderte von Geiſtlichen ihres Amtes entſetzt wurden. Erſt der Religionsfriede von Augsburg 1555 regelte das Verhältniß der Katholiken und Proteſtanten in Deutſchland.

Neue religiöſe Schwierigkeiten entſtanden für das Haus der Hohenzollern 1613 durch den Uebertritt Kurfürſt Johann Sigismund's von der lutheriſchen zur reformirten Kirche. Lutheraner und Reformirte oder Calviniſten, wie man ſie zu nennen pflegte, ſtanden damals einander faſt noch ſchroffer gegenüber als Katholiken und Proteſtanten. Kein Reformirter konnte in Brandenburg ein öffentliches Amt erhalten. Calviniſtiſche Bücher zu verkaufen war bei Leibesſtrafe verboten. Der Kanzler des Kurfürſten Johann Georg hatte die Inſtruktion für die Deputation einer Synode mit den Worten geſchloſſen: „Gott

erfülle uns mit Haß gegen die Calviniſten.“ — Auch im Herzogthum Preußen war man den Reformirten nicht günſtig. Luther hatte dem Herzog Albrecht gerathen, ſie in ſeinem Lande nicht zu dulden. Unter dem blöden Sohn des Herzog Albrecht that der lutheriſche Prediger Tilemann Heſſhuſius die Reformirten öffentlich in den großen Bann und übergab ſie und Alle, die ihnen zu eſſen oder zu trinken gäben, dem Satan. Inzwiſchen hatte Johann Sigismund ſelbſt den Reformirten ſich zugewandt. Jahre lang hatte er die Sache mit ſich herumgetragen; nun ließ er ſein ausführliches Glaubensbekenntniß veröffentlichen. Den Landſtänden ſchrieb er: „Das iſt unſer Glaube und Konfeſſion von den ſtreitigen Religionsartikeln, denen wir allbereits vor 8 Jahren und länger zugethan geweſen, die wir aus den Brunnen Iſraeli's, ohne einiges Menſchen Zuthun oder Perſuaſion (wie wir deſſen Gott zum Zeugen anrufen) geſchöpft und die wir öffentlich zu bekennen gezwungen werden, dabei wir auch bis an unſer Ende ſtandhaftig zu verharren und fröhlich und getroſt vor dem Richterſtuhl Chriſti zu erſcheinen gedenken.“ Er hatte zuvor alle Geiſtlichen Berlin's ins Schloß beſchieden und durch ſeinen Kanzler ihnen mitgetheilt, daß er an Keines Gewiſſen ſich vergreifen werde; andrerſeits wäre aber auch recht, daß nicht die Unterthanen ihrer Obrigkeit den Glauben vorſchrieben. Die Geiſtlichen erinnerten den Kurfürſten an ſeinen Revers. Der Kurfürſt erwiederte, er erinnere ſich deſſen ſehr wohl, weil er ſich aber verſichert halte, daß in Gottes Sachen keine Reverſe gälten, auch ſein Großvater Joachim II. und deſſen Bruder, ihren Ehren und Treuen unbeſchadet, ſich an ſolche ſelbſt eidliche Verſprechung nicht gebunden hätten, ſo habe er ſich auch, nachdem er in ſeinem Gewiſſen eines Andern überzeugt worden, nicht verbunden zu ſein erachtet, bei ſolchem ausgeſtellten Reverſe zu bleiben. Am 25. Dezember 1613 nahm der Kurfürſt mit ſeinem Bruder Johann Georg und einer Zahl hoher Beamten das heilige Mahl aus den Händen der beiden Hofprediger Füſſel und Finck. Die Kurfürſtin blieb beim lutheriſchen Glauben und ihrem Widerwillen gegen die reformirte Religion, den ſie in ihrer Leichenrede zu erwähnen beſonders verordnete. Auch die Landſtände hatten den Kurfürſten von ſeinem Vorhaben vorher abgemahnt. Er antwortete ihnen drei Monate nach ſeinem Uebertritt und verſprach auch ihnen, ſie in ihrem Gewiſſen unbeirrt und in ihrer Religion ungekränkt zu laſſen. Auch ihnen gegenüber verantwortete er ſich wegen des ehemals ausgeſtellten Reverſes. „Was für eine unverantwortliche Sünde wäre es, wenn wir dem heiligen Geiſt alle Zugänge, Thür und Thor durch Reverſe verſperren wollten, ſein Werk in uns zu verrichten und uns zu weiterer Erkenntniß in der göttlichen Wahrheit ſeines Wortes zu bringen.“ Als die Stände nochmals vorſtellig wurden, ſagte er ihnen, daß es nicht genug ſei, Eifer für die Religion zu haben, denn es gäbe

Digitized by Google

auch einen Gott mißfälligen Eifer, wie Paulus vor ſeiner Bekehrung gehabt hätte. Zum dritten und vierten Mal replizirten die Stände, und der Kurfürſt ließ ſich herbei, einen ſchriftlichen Revers auszuſtellen, daß jeder im Lande lutheriſch oder reformirt ſein oder bleiben könne, wie er wolle. Nirgend in Städten, Kommunen oder Dörfern, auch nicht wo der Kurfürſt das Patronatsrecht habe, ſolle einer Gemeinde ein verdächtiger oder unannehmlicher Prediger wider ihren Willen aufgedrungen werden.

Trotzdem erregte der Uebertritt des Kurfürſten einen Sturm von Unwillen, angefacht beſonders durch den lutheriſchen Dompropſt Gedicke in Berlin, der ſich in Schmähungen über den Kurfürſten erging. Dieſer ließ dagegen nur durch den Amtshauptmann Kneſebeck eine Vermahnung über die Pflichten der Unterthanen gegen ihre Obrigkeit ſchreiben, in welcher er mahnt: „Beurtheile Deines Landesfürſten Thun und Vorhaben nicht eher bis Du es recht unterſuchet haſt und bis dahin enthalte Dich allen Urtheilens; zwinge Dein Maul, daß Du dem Fürſten Deines Landes nicht flucheſt, noch läſterſt, noch Böſes anwünſcheſt, entziehe Dich nicht ſeinem Gehorſam; erbitte ihm von Gott zeitliche, geiſtliche und ewige Wohlfahrt." Als des Läſterns auf den Kanzeln immer mehr ward, berief der Kurfürſt die hervorragendſten Geiſtlichen des Landes zu einem Kollegium, an welchem er ſelbſt theilnahm und worin er ſich bereit erklärte, ſofern er aus Gottes Wort eines einzigen Irrthums in ſeinem reformirten Glauben überführt werde, von derſelben Stunde an abzutreten. Nach langen Verhandlungen verſprachen Alle, ſich friedlich zu halten, doch fingen die hitzigen Predigten bald wieder an. Als aber der Kurfürſt im April 1615 aus der Domkirche, der einzigen, welche er als ſeine eigene für den reformirten Gottesdienſt gefordert hatte, einige Bilder und Seitenaltäre, welche aus katholiſcher Zeit darin verblieben waren, wegräumen ließ, entſtand ein furchtbarer Auflauf in Berlin durch die aufreizende Predigt eines Diakonus in der Petrikirche. Die Sturmglocken wurden geläutet. Des Kurfürſten Bruder, der den Lärm beruhigen wollte, wurde mit Steinen geworfen; das Haus des Hofpredigers Füſſel wurde von der aufgeregten Menge zerſtört. — Ebenſo unduldſam war die lutheriſche Bevölkerung im Herzogthum Preußen. Nur hatten die Unduldſamen hier noch einen Rückhalt an dem König von Polen, der ſo weit ging, als Lehnsherr Ordnungen und Befehle des Kurfürſten aufzuheben. Als der Kurfürſt 1617 nach Königsberg kam und am erſten Oſterfeiertag in ſeinem Gemach von ſeinem reformirten Hofprediger, den er mitgebracht hatte, das heilige Abendmahl ſich reichen ließ, predigte am zweiten Feiertag in der Schloßkirche der lutheriſche Hofprediger Behm über Amos 8, 7: „Ich will eure Feiertage in Trauer und eure Lieder in Wehklagen verwandeln" und machte dabei die heftigſten Ausfälle über die calviniſche Rotte, die geſtrigen Tags ihr calviniſches Brotbrechen

in dieſem Schloß gehalten hätte. Der Kurfürſt ließ die Predigt einfordern, und wie die Tumultuanten in Berlin auf Befehl des Kurfürſten ungeſtraft blieben, ſo kam Behm mit einem Verweis davon.

Nun ließ König Sigismund III. von Polen durch ſeine Kommiſſare die Stände in Königsberg zuſammenrufen. Ein Schreiben des Königs ward vorgeleſen, worin der Unterſchied der Religion als die Quelle aller Unordnungen in Preußen genannt wurde und von der Abhaltung des heiligen Abendmahls nach reformirter Weiſe im Schloß geſagt wurde, daß ſie dem Landesrecht von 1612 zuwider ſei, nach welchem alle diejenigen geſtraft werden ſollten, welche eine andere als die katholiſche oder Augsburgiſche Religion bekennen würden. Der Kurfürſt berief ſich darauf, daß ſein Gottesdienſt kein öffentlicher, ſondern nur eine Privatandacht ſei, worin er ſich nie zu etwas verbunden habe. Trotzdem verordnete der Landtagsabſchied, daß im Lande keine andere als die katholiſche und die Augsburgiſche Religion gelehrt und geübt werden dürfe. Wer ein Amt haben wolle, müſſe katholiſch ſein oder doch dem Calvinismus entſagen.

Noch einmal gab der Kurfürſt eine Verantwortungsſchrift ſeines Glaubens deutſch und lateiniſch heraus. Die Königsberger Geiſtlichkeit erwiederte mit einer Gegenſchrift, in welcher ſie auf dem erſten Blatt die Worte aus den Statuten der Univerſität abdrucken ließ, daß Niemandem erlaubt ſein ſolle, Schriften in öffentlichen Druck zu geben ohne Erlaubniß des Rektors und der Inſpektoren; wer dawider handle, ſolle des Herrn Rektors willkürlicher Strafe unterworfen ſein.

Schon 1613 hatte den Kurfürſten bei einem Aufenthalte in Preußen ein leichter Schlaganfall getroffen, von dem er ſich nicht ganz wieder erholte. Sechs Jahre nach ſeinem Uebertritt zur reformirten Kirche übergab er ſeinem Sohn die Regierung, zog in ein Privathaus und ſtarb nach einem Monat, erſt 48 Jahre alt, aber des Lebens müde.

So tief war durch den Uebertritt Johann Sigismund's zur reformirten Kirche die lutheriſche Bevölkerung erregt, daß man in Brandenburg, als ein Jahr vor dem Tode des Kurfürſten in Böhmen der dreißigjährige Krieg ausgebrochen war, dem Kaiſer den Sieg über die Böhmen, alſo über die proteſtantiſchen Glaubensgenoſſen wünſchte, nur weil dieſe der reformirten Kirche angehörten.

Dem neuen Kurfürſten Georg Wilhelm verſagten die Stände in Preußen die Erbhuldigung, weil er reformirten Glaubens ſei. Er war ein haltloſer Mann, der in dieſen ſchwierigen Kriegszeiten ſchwankend und meiſt fehlgreifend einem Katholiken, dem Kanzler Adam von Schwarzenberg, die Regierung anvertraute. Als der Kurfürſt einer Schaar von 2—3000 engliſchen Soldaten, welche König Jakob von England ſeinem Schwiegerſohn, dem Winterkönig, zu

Digitized by Google

Hilfe ſchickte, den Durchzug durch die Stadt geſtattete und dieſe kleine engliſche Schaar bei Potsdam einen Ruhetag hielt, verbreiteten lutheriſche Geiſtliche den widerſinnigen Glauben, daß dieſe Engländer in der Nacht Berlin überfallen und mit Gewalt den reformirten Gottesdienſt einführen würden. Die Bürger bewaffneten ſich und hielten die ganze Nacht die Thore beſetzt. Als der unglückliche Ausgang der Schlacht am Weißen Berge und die furchtbare Rache des Kaiſers in Böhmen bekannt wurde, triumphirte die Bevölkerung in Brandenburg.

Durch jenen nächtlichen Tumult aus Furcht vor den Engländern war im Schloß an der Spree ein kleiner Prinz mehrmals aus dem Schlafe geſchreckt worden. Der Magiſtrat hielt deshalb für nöthig, ob des ungebührlichen Lärms ſich zu entſchuldigen. Als aber die fürſtlichen Eltern gegen allen lutheriſchen Brauch mit der Taufe dieſes Kindes faſt ſechs Monate verzogen, erregte das ſchweres Aergerniß, und doch hatte dieſe Verzögerung ihren Grund nur darin, daß der Kurfürſt bei ſeiner ſchwankenden Politik nicht wußte, welche Pathen wählen, und daß es zur Herrichtung einer feierlichen Taufe an den nöthigen Mitteln fehlte. Der kleine Prinz war der nachmalige große Kurfürſt.

Als Friedrich Wilhelm 1640 zur Regierung kam, konnte er nur mit Mühe und unter drückenden Bedingungen die Belehnung mit dem Herzogthum Preußen von Seiten Polens erlangen. Unter den Bedingungen war wieder die, daß nur die katholiſche Religion und die Augsburgiſche öffentlich ſolle geduldet werden. Alle Sekten waren unbedingt ausgeſchloſſen.

Durch des großen Kurfürſten Energie ging Brandenburg geſtärkt aus dem dreißigjährigen Kriege hervor. Daß die neue Lehre mit Feuer und Schwert nicht ausgerottet werden könne, hatte der Krieg bewieſen. Im Frieden zu Osnabrück wurde der Augsburger Religionsfriede von neuem beſtätigt. Die Reformirten ſind den Katholiken gegenüber Augsburgiſche Konfeſſionsverwandte. Es war der Geiſt Johann Sigismund's, welcher durch den Einfluß ſeines Enkels zum Rechte kam. Das Prinzip der Toleranz war damit innerhalb der in Frage kommenden Konfeſſionen ſtaatsrechtlich anerkannt.

Kurfürſt Friedrich Wilhelm kam nur ſeinen Pflichten als Reichsfürſt nach, wenn er in ſeinen Landen alles gegenſeitige Verketzern auf den Kanzeln, auch der Lutheraner und Reformirten, durch ein Edikt von 1654 von neuem unterſagte. Trotzdem geſchah es, daß der Rektor Hellwig von der Stadtſchule in Berlin zu Oſtern 1661 ein geiſtliches Spiel durch die Schüler aufführen ließ, welches das Leiden Chriſti darſtellte, in Wahrheit aber eine rohe Verſpottung der Reformirten war, und daß der Prediger Heinzelmann von der Kanzel herab Alle, die nicht lutheriſchen Glaubens waren, verfluchte. Kurfürſtliche Verordnungen aus dem Jahre 1662 bezeugen die Einſicht, mit welcher

Digitized by Google

der Kurfürſt die kirchlichen Angelegenheiten ordnete. Eine dieſer Verordnungen ſchärft den Examinatoren ein, daß ſie weniger auf das Geſchick zu theologiſchen Disputationen, als auf Verſtändniß der heiligen Schrift und die Fähigkeit zur Ausübung chriſtlicher Seelſorge ſehen ſollten. Eine zweite ermahnt, von der Kanzel nur Dinge zu predigen, welche die Gemeinden verſtehen könnten, nicht aber philoſophiſche Schulweisheit. Eine dritte verbietet allen brandenburgiſchen Unterthanen den Beſuch der Univerſität Wittenberg, welche der Heerd der Unduldſamkeit war. Auch durch Religionsgeſpräche unter dem Vorſitz des Oberpräſidenten Otto v. Schwerin ſuchte der Kurfürſt den Frieden herzuſtellen. Alle beweglichen Reden Schwerin's waren vergeblich, und dieſe Liebesgeſpräche, wie der Kurfürſt in ſeiner Einladung ſie genannt hatte, arteten bald in wüſten Lärm und Kriegsgeſchrei aus.

Nun forderte eine kurfürſtliche Verordnung vom 16. September 1664 von allen Geiſtlichen einen Revers bei Amtsentſetzung, daß ſie dem Gebot, alles Läſtern der Gegenpartei zu meiden, gewiſſenhaft nachkommen wollten. Die beiden Häupter der Lutheraner in Berlin, der Propſt Cilius und der Archidiakonus Reinhard weigerten ihre Unterſchrift und wurden entſetzt. Aus Gewiſſenhaftigkeit weigerte ſich auch Paul Gerhardt, den Revers zu unterſchreiben, obwohl er ſelbſt des Läſterns auf der Kanzel nie ſich ſchuldig gemacht, ſondern in den Liebesgeſprächen eifrig zum Frieden geredet hatte. Das Konſiſtorium mußte ſeine Entſetzung ausſprechen. Der Kurfürſt wurde beſtürmt, den gefeierten und geliebten Prediger und Dichter nicht gehen zu laſſen. Wirklich entſchloß ſich der Kurfürſt, weil er Gerhardt's Geſinnung kannte, bei dieſem eine Ausnahme zu machen und von ihm den Revers nicht zu fordern. Aber auch dieſer Nachgiebigkeit des Kurfürſten, welche in Berlin mit Jubel aufgenommen wurde, ſtand die Bedenklichkeit des übertrieben gewiſſenhaften Diakonus gegenüber. Er glaubte auch ohne Revers durch ſein Eingehen auf den Willen des Kurfürſten gebunden zu ſein und weigerte ſich ſein Amt wieder anzunehmen. So zog er fort. Nicht damals, ſondern ſchon mehrere Jahre früher hatte er ſein Lied „Befiehl du deine Wege" gedichtet. Die gütige Geſinnung des Kurfürſten und ſeine Anerkennung Gerhardt's zeigt ſich auch darin, daß er dem abgehenden Prediger noch zwei Jahre ſeine Einkünfte aus der Nikolaikirche ließ, bis er ein Amt in Lübben fand. So iſt auch dieſer Vorgang, welcher von der lutheriſchen Kirche ſo manchmal als eine Intoleranz und Gewaltthat des reformirten Kurfürſten dargeſtellt worden iſt, vielmehr ein Zeichen ſeiner friedlichen Geſinnung und Toleranz.

Als der Sohn des großen Kurfürſten Friedrich III., nachmals König Friedrich I., 1688 ſeinem Vater in der Regierung folgte, war für die kirchlichen Anſchauungen eine neue Zeit im Anzuge. Einer erſtarrten und unduld-

Digitized by Google

ſamen Orthodoxie gegenüber vertrat der Pietismus Spener's die Innerlichkeit eines frommen und freiſinnigen Chriſtenthums. Gleichzeitig bereitete die philoſophiſche Einwirkung Descartes', Locke's, Leibnitzens das Zeitalter der Aufklärung vor. Glänzend und ſcharf, in deutſcher Sprache, trat Thomaſius als Kämpfer gegen den alten Wuſt pedantiſcher Gelehrſamkeit und als Advokat der Pietiſten auf. Als er die Heirath des lutheriſchen Herzogs Moritz von Sachſen-Zeitz mit der reformirten Herzogin von Mecklenburg-Schwerin vertheidigte und nachwies, daß eine ſolche Verbindung in keiner Weiſe weder gegen göttliche noch gegen menſchliche Gebote verſtoße, mußte er ſeine Heimath Leipzig verlaſſen. Er fand, gleichwie Spener, der in Dresden als Beichtvater in Ungnade gefallen war, in den preußiſchen Staaten eine Zuflucht und bald einen Lehrſtuhl. Welcher Umſchwung in den letzten Jahrzehnten in Preußen ſich vollzogen hatte, zeigt auch der Umſtand, daß, als Friedrich III. die Königskrone nahm, am Portal der Schloßkirche zwei Hofprediger ihn empfingen, von denen der eine reformirt, der andere lutheriſch war, und daß ſie gemeinſam, nachdem ſie Tags zuvor geadelt und zu Biſchöfen ernannt worden waren, die Salbung vollzogen. Auf welchem freien philoſophiſchen Standpunkte die geiſtreiche Königin Sophie Charlotte, die Freundin Leibnitzens und die geiſtige Urheberin der Akademie der Wiſſenſchaften und Künſte ſtand, iſt allbekannt. Und doch ſollte der König die religiöſe Zwietracht noch in ſeiner eigenen Familie erfahren. Gedrängt durch die Vorſpiegelung, daß das kronprinzliche Paar nach der erſten fehlgeſchlagenen Hoffnung kinderlos bleiben werde, hatte er ſich nach dem Tode ſeiner zweiten Gemahlin nochmals zur Ehe bereit erklärt. Die Königin, eine mecklenburgiſche Prinzeß, war in ſchroffem Lutherthum erzogen und verbitterte dem König ſeine letzten Jahre durch ihre Unduldſamkeit gegen die Reformirten, welche zuletzt in Schwermuth und Irrſinn endete. Die letzte Freude des Königs war, daß er wider Erwarten noch einen Enkel in ſeinen Armen hielt, der nach ihm Friedrich, von der Nachwelt der Große genannt ward.

Friedrich Wilhelm I., der ſeinem Vater 1713 in der Regierung folgte, war von echter Gottesfurcht durchdrungen. Er ſelbſt beſuchte den Gottesdienſt regelmäßig und forderte daſſelbe von den Mitgliedern ſeiner Familie, den Offizieren und Beamten. Gelehrte Predigten waren ihm zuwider; auf eine Predigt, die länger als eine Stunde dauerte, ſetzte er eine Geldſtrafe. Den Unterſchied zwiſchen lutheriſch und reformirt hielt er für Pfaffengezänk. „Gott verzeihe allen Pfaffen, denn die werden Rechenſchaft geben dem Gericht Gottes, daß ſie Schulratzen aufwiegeln, das wahre Wort Gottes in Uneinigkeit zu bringen. Was wahrhaft geiſtliche Prediger ſind, die ſagen, daß man ſich ſoll einer den andern dulden und nur Chriſti Ruhm vermehren.“ Eifrig war er

Digitized by Google

bemüht, eine Verſchmelzung der beiden evangeliſchen Landeskirchen herbeizuführen und ſtiftete zu dem Zweck mehrere ſogenannte Konkordien- oder Simultankirchen, in welchen abwechſelnd lutheriſcher und reformirter Gottesdienſt gehalten wurde. Den Bedrückungen Evangeliſcher im Auslande gegenüber fühlte er ſich als ein Schutzherr des Proteſtantismus. Eine ſtarke Abneigung hatte der König gegen die katholiſche Kirche wegen der Verfolgungen in der Pfalz, in Böhmen und im Salzburgiſchen. Ein Greuel war ihm der Jeſuitenorden, der an dem furchtbaren Thorner Blutbade von 1724 Schuld war. Trotzdem beſchränkte er keinen ſeiner katholiſchen Unterthanen in freier Ausübung ſeiner Religion, nur ließ er in den evangeliſchen Kirchen alle Gebräuche und Zeremonien abſchaffen, welche auch nur im Geringſten noch an das Katholiſche erinnerten. Obwohl duldſam, war der König in kirchlichen Dingen ein ſtrenger Mann. Dieſe ſtrenge Kirchlichkeit iſt es mit geweſen, welche ſeinen Sohn Friedrich II., ähnlich wie einſt den kaiſerlichen Prinzen Julian, der Kirche entfremdet und dem Skeptizismus zugeführt hat.

Der Ausſpruch Friedrich's des Großen, daß in ſeinen Staaten jeder nach ſeiner Façon ſelig werden ſolle, iſt zum Motto der Toleranz geworden: nur ſcheint dieſe Toleranz auf dem bedenklichen Grunde der völligen Gleichgiltigkeit gegen alle Religion zu beruhen. Friedrich war ſkeptiſch von Jugend auf. Er war gleichgiltig gegen jede Form der Religion, ohne Religion war er nicht. Am Glauben an Gott iſt er nie irre geworden, weil die Moral, welche er ſelbſt den nothwendigſten Theil der Philoſophie nennt, ihn fordert. An Voltaire ſchrieb er 1737: „Wenn kein Gott wäre, ſo würde ich Ihr Syſtem annehmen, aber da gewiß einer exiſtirt, ſo kann man ihn ſich nicht thätig genug denken.“ Und über 30 Jahre ſpäter ſchrieb er an d'Alembert: „Die Vernunft zeigt mir ſo erſtaunenswürdige Verbindungen in der Natur und legt mir ſo auffallend einleuchtende Endurſachen vor, daß ich gezwungen bin zuzugeben, ein denkendes Weſen walte über dieſem Weltall.“ Dem Chriſtenthum war er völlig fremd. Er hat geſchrieben: „Es läßt ſich ſo viel Gutes gegen die chriſtliche Religion ſagen, daß ich erſtaune, wie es nicht Jedermann auffällt.“ Gegen Theologen und Prediger hegte er mit wenigen Ausnahmen Geringſchätzung. Als ein Konſiſtorialrath für Königsberg ihm vorgeſchlagen wurde, reſkribirte er: „Ja, wenn der Mann kein Mucker iſt.“ Als ein theologiſcher Profeſſor für Königsberg geſucht wurde ſchrieb er: „Ein ſolcher iſt leicht zu finden, denn ein Theologus iſt ein Thier ohne Vernunft.“ Von der Moral des Evangeliums hingegen ſagte er, daß ihre Ausübung von größtem Nutzen ſei. Auch war er fern davon, die Religion ſchädigen zu wollen. Die Religionsform, der ein Volk anhängt, hielt er für ein unantaſtbares Heiligthum. An Voltaire ſchrieb er: „Muß man Vorurtheile vor den Kopf ſtoßen, welche

die Zeit dem Volke heilig gemacht hat? Und wenn man Denkfreiheit genießen will, muß man deshalb dem eingeführten Glauben Hohn ſprechen?“ Dabei war es nicht ſeine Meinung, daß man die Religion begünſtigen müſſe, weil fromme Unterthanen folgſame Unterthanen wären. In ſeinen kritiſchen Unterſuchungen über das Syſtem der Natur ſagt er: „Der Verfaſſer meint, es ſei ein politiſcher Grundſatz, daß Unwiſſende der Obrigkeit gehorſamer ſeien als eine erleuchtete Nation. Dies ſchmeckt ein wenig nach den Begriffen eines Schulrektors, der, in einen kleinen Kreis von Spekulationen eingeſchränkt, weder die Welt noch die Regierungsgrundſätze, noch die Anfangsgründe der Politik kennt.“

Die Toleranzideen des Königs hatten ihren Grund einmal in der Ueberzeugung, daß kein Menſch von Irrthum frei ſei, und dann zweitens in der Achtung vor der Freiheit des Glaubens. In ſeiner Geſchichte des Hauſes Brandenburg ſchreibt er: „Der falſche Eifer iſt ein Tyrann, der die Provinzen entvölkert, die Toleranz iſt eine zärtliche Mutter, die für ſie ſorgt und ſie blühen macht.“ Er hatte Vertrauen zur Wahrheit. Er ſchreibt: „Auf die Länge gewinnt immer das Syſtem, bei dem die mehrſte Wahrheit iſt. Das Charakteriſtiſche der Wahrheit hat etwas ſo ſimples, ſo einleuchtendes, daß man ihr anhängen muß.“ Aus dieſem Grunde hob er, der ein ſolcher Feind aller Proſelytenmacherei war, das Verbot gegen den Uebertritt von einer Religionsgemeinſchaft zur andern auf, denn jeder ſoll das Recht haben, ſich derjenigen Glaubensweiſe zuzuwenden, welche ihm als die wahre einleuchte, und bei der er ſeine Seligkeit am ſicherſten zu finden hoffe.

In dieſem Sinne iſt der Ausſpruch des Königs, daß in ſeinen Landen jeder nach ſeiner Façon ſelig werden ſolle, zu verſtehen. Dieſes vielbeſprochene Wort fällt gleich in den Anfang ſeiner Regierung. Es waren zunächſt für die Kinder von Soldaten in Berlin katholiſche Schulen angelegt worden. Dieſe waren von den katholiſchen Prieſtern zu Proſelytenmacherei benutzt worden. Der Generalfiſkal Uhden machte davon Anzeige beim Miniſterium. Das Miniſterium frug beim König an, wie es unter dieſen Umſtänden ferner mit den katholiſchen Schulen ſolle gehalten werden. Da ſchrieb der König an den Rand: „Die Religionen müſſen alle tolerirt werden und muß der Fiſkal nur das Auge darauf haben, daß keine der andern Abbruch thue, denn hier muß jeder nach ſeiner Façon ſelig werden.“ So wenig nach des Königs Schreibweiſe in dem Wort Façon etwas Geringſchätziges liegt, ſo wenig iſt der Sinn wenigſtens dieſer Verfügung Gleichgiltigkeit. Durch Friedrich den Großen iſt der Grundſatz der Toleranz in Preußen nicht nur aus ſtaatlicher Nothwendigkeit, ſondern aus Vernunft und Humanität zum unverlierbaren Beſitz geworden.

Digitized by Google

Trotzdem trat nach dem Tode des Königs an oberſter Stelle ein kirchlicher Umſchwung ein, welcher die Toleranz von neuem in Frage zu ſtellen ſchien. Friedrich Wilhelm II. war ſchmerzlich berührt durch die Stellung ſeines Vorfahren zur Kirche. Er wollte dem Chriſtenthum wieder aufhelfen. Dieſe kirchliche Reaktion hatte ihre Berechtigung. Das Traurige war nur, daß ſie ausging von einem in Sinnlichkeit verſunkenen Regenten unter dem Einfluſſe ſittenloſer und heuchleriſcher Menſchen. Das berüchtigte Wöllner'ſche Religionsedikt von 1788 enthält Grundſätze, welche der Toleranz in keiner Weiſe widerſprechen. Es hebt im Eingange ausdrücklich hervor, daß im preußiſchen Staate alle Konfeſſionen der chriſtlichen Religion in ihrer bisherigen Verfaſſung erhalten und beſchützt werden ſollen. Nach wie vor ſoll Toleranz in Glaubensſachen herrſchen, Jedem ſoll geſtattet ſein, von der chriſtlichen Lehre und ihren Satzungen zu glauben, was er wolle, wenn er nur als guter Staatsbürger ſeine Pflicht erfülle. Sodann heißt es, die evangeliſche Kirche anlangend: der König habe bereits vor ſeiner Thronbeſteigung mit großem Schmerz wahrgenommen, daß manche Geiſtliche der proteſtantiſchen Kirche ſich ganz zügelloſe Freiheiten in Abſicht des Lehrbegriffs ihrer Konfeſſion erlauben, verſchiedene Grundwahrheiten der proteſtantiſchen Kirche und der chriſtlichen Kirche überhaupt wegleugnen und einen Modeton annehmen, der dem Geiſte des Chriſtenthums zuwider ſei und die Grundſäulen des Chriſtenglaubens am Ende wankend machen würde. Man entblöde ſich nicht, in der Kirche das Anſehen der Bibel, als des geoffenbarten Wortes Gottes, immer mehr herabzuwürdigen und dieſe göttliche Urkunde der Wohlfahrt des Menſchengeſchlechts zu verdrehen oder gar wegzuwerfen, den Glauben an die Geheimniſſe der geoffenbarten Religion überhaupt und vornehmlich an das Geheimniß des Verſöhnungswerkes und der Genugthuung des Welterlöſers den Leuten verdächtig oder doch überflüſſig, mithin ſie darin irre zu machen und auf dieſe Weiſe dem Chriſtenthum auf dem ganzen Erdboden gleichſam Hohn zu ſprechen. Deshalb befiehlt der König als Landesherr und Summepiſcopus, daß hinſüro kein Geiſtlicher, Prediger oder Schullehrer der proteſtantiſchen Religion bei unausbleiblicher Kaſſation und nach Befinden noch härterer Strafe und Ahndung die namhaft gemachten oder noch mehrere Irrthümer bei Führung ſeines Amtes auszubreiten ſich unterfangen ſolle, denn der König dürfe nicht zugeben, daß ein jeder Geiſtliche in Religionsſachen nach eigenem Kopfe handle und es ihm freiſtehen könne, die einmal in der Kirche angenommenen Grundwahrheiten des Chriſtenthums das Volk ſo oder anders zu lehren. Uebrigens geſtatte der König den Geiſtlichen gleiche Gewiſſensfreiheit, wie allen andern Unterthanen und wolle ihnen bei ihrer innern Ueberzeugung keinen Zwang anthun. Welcher Lehrer der chriſtlichen Religion

Digitized by Google

eine andere Ueberzeugung, als die im Lehrbegriff ſeiner Konfeſſion vorgeſchriebene habe, der könne dieſelbe auf eigene Gefahr behalten, nur ſolle er dann nach ſeinem eigenen Gewiſſen aufhören ein Lehrer ſeiner Kirche zu ſein und ſein Amt niederlegen. Aber der König wolle aus großer Vorliebe für die Gewiſſensfreiheit nachgeben, daß ſelbſt diejenigen in öffentlichen Aemtern ſtehenden Geiſtlichen, von denen bekannt ſein möchte, daß ſie von den oben bezeichneten Irrthümern mehr oder weniger angeſteckt ſeien, in ihren Aemtern ruhig gelaſſen würden unter der Bedingung, daß die Vorſchrift des Lehrbegriffs ihnen bei Unterweiſung ihrer Gemeinden ſtets heilig und unverletzbar bleibe.

So gewiß die Grundgedanken dieſes Ediktes vom kirchlichen Standpunkte aus ihre Berechtigung haben, ſo nahe lag bei einer plötzlich eintretenden Reaktion die Gefahr, wenn nicht die Gewiſſen zu vergewaltigen, ſo doch die Heuchelei zu begünſtigen, und das iſt's, was den kirchlichen Vorgängen jener Zeit, dem Wöllner'ſchen Religionsedikt, dem Zenſurgeſetz und den geiſtlichen Conduitenliſten ihr häßliches Gepräge gegeben hat.

Als 1797 Friedrich Wilhelm III. den Thron beſtieg, verlor das Wöllner'ſche Edikt ſeine Kraft. Der König erklärte, daß die Religion der Zwangsgeſetze nicht bedürfe, ſondern Sache des Herzens ſei und in einem Volke durch ſich ſelbſt beſtehe. Nachdem der König in ſchwerer Zeit und unter herben Mühen den alleinigen Troſt in einem feſten Worte Gottes gefunden hatte, hoffte er nach der Wiederherſtellung des Staates auch auf eine Wiedergeburt der Landeskirche. Der Gegenſatz zwiſchen der lutheriſchen und reformirten Kirche war im Bewußtſein des Volkes faſt ganz geſchwunden. Der König wollte den 300jährigen Feſttag der Reformation durch die Einführung der Union beider Kirchen feiern. Sie ſchien eine reife Frucht der Zeit, aber ſie iſt zu einem Zankapfel geworden. Dazu kam der Agendenſtreit. Der König mußte Anordnungen erlaſſen, über welche als über Gewiſſenszwang geklagt werden konnte. Aber es beweiſt nur wie allgemein anerkannt der Grundſatz der Toleranz in Preußen war, daß ſchon ſolche Maßregeln, wie die erzwungene Einführung der Agende, welche nur eine gemeinſame Ordnung herſtellen ſollte, von vielen Gemeinden als unerträglicher Gewiſſenszwang empfunden wurde. Manches Gewaltſame iſt damals gegen die ſogenannten Altlutheraner geſchehen, aber das Recht des religiöſen Gewiſſens hat der König immer anerkannt.

Preußen, England, Rußland, dieſe ketzeriſchen Mächte waren es geweſen, welche nach dem Sturze Napoleon's die weltliche Herrſchaft des Papſtes wieder hergeſtellt hatten. In Preußen hat Friedrich Wilhelm III. dem Klerus Reichthümer gegeben, Schulen gegründet und Kirchen gebaut. Aber das Mißbe-

Digitized by Google

hagen der katholiſchen Kirche, da, wo ſie einſt geherrſcht hatte, dem proteſtantiſchen Staate unterworfen zu ſein, geſteigert durch die in allen Ländern ſich erneuende Macht derſelben nach der franzöſiſchen Revolution, kam in Preußen zum Ausbruch als Kirchenſtreit über die gemiſchten Ehen. Der Erzbiſchof Droſte von Viſchering war ſeinem Verſprechen, das friedliche Einvernehmen mit der Regierung in dieſer Frage zu wahren, untreu geworden. Vergeblich zur Einſtellung ſeiner Amtsthätigkeit aufgefordert, ward er am 20. Novr. 1837 verhaftet und nach der Feſtung Minden gebracht. Auch der Erzbiſchof Dunin von Gneſen wurde nicht wegen ſeines Glaubens, ſondern wegen ſeines Ungehorſams gegen die Staatsgeſetze verurtheilt und, als er entfloh, verhaftet und nach Colberg gebracht. Es galt die Autorität der Staatsgeſetze zu ſchützen.

Als Friedrich Wilhelm IV. 1840 den Thron beſtieg, war eine ſeiner erſten Regierungshandlungen die Abſendung des katholiſchen Grafen Brühl nach Rom, um den Frieden mit der Kurie herzuſtellen. Er geſtattete dem Erzbiſchof Dunin die Rückkehr in ſein Amt, den Erzbiſchof von Köln reinigte er in einem öffentlichen Schreiben von jeder Schuld an revolutionären Umtrieben. Eine katholiſche Abtheilung im Kultusminiſterium wurde eingerichtet und den Biſchöfen der Verkehr mit dem römiſchen Stuhl freigegeben, mit Verzichtleiſtung des Staates auf das Placet in Sachen der Lehre. Eine geiſtreiche kleine Schrift von Strauß verglich damals den König mit Kaiſer Julian, dem Romantiker auf dem Throne der Cäſaren. Aber Friedrich Wilhelm IV. war ſelbſt zu geiſtreich, als daß er in kirchlichen Dingen hätte engherzig oder gewaltthätig handeln können. Er hat nicht nur die katholiſchen Erzbiſchöfe, er hat auch die letzten verhafteten Geiſtlichen der Altlutheraner ſofort freigegeben. Als durch evangeliſche Geiſtliche, welche von den Konſiſtorien um Irrlehre oder Ungehorſam willen ihrer Aemter entſetzt worden waren, freie Gemeinden ſich bildeten, die Konſiſtorien aber auf unberechtigt vollzogene Amtshandlungen klagten, als Straferkenntniſſe erfolgten und die von ſolchen abgeſetzten Geiſtlichen eingeſegneten Ehen als Konkubinate angeſehen wurden, da hat der König am 30. März 1847 ein Toleranzedikt erlaſſen, welches einestheils die Beſtimmungen des Landrechts zuſammenſtellte, die im Sinne Friedrich's des Großen geſtatten, die evangeliſche und die katholiſche Landeskirche mit mannigfachen, berechtigten Kapellen Andersgläubiger zu umgeben, andrerſeits ausſprach, daß beſtimmte bürgerliche Rechte nicht durch beſtimmte religiöſe Akte einer vom Staate anerkannten Religionsgeſellſchaft bedingt ſeien. Die freien Gemeinden haben hiervon Gebrauch gemacht. Wenn mehrere polizeilich geſchloſſen worden ſind, ſo geſchah es, weil ſie ſich als politiſche Vereine gerirt hatten. Der Sinn des Königs für kirchliche Oecumenicität bewies ſich nicht nur bei der Begründung des engliſch-preußiſchen Bisthums in Jeruſalem, ſondern auch in der Einladung der

Digitized by Google

Jahresverſammlung der Alliance evangelique 1857 nach Berlin. Trübe ging ein Jahr ſpäter dieſes glänzende Geſtirn unter.

König Wilhelm I. hat in der Anſprache an das erſte Miniſterium ſeiner Wahl am 8. November 1858 ſeinen feſten Willen ausgeſprochen, die Union, deren Beſtand durch konfeſſionelle Parteien gefährdet ſchien, aufrecht zu erhalten und alle Scheinheiligkeit, welche die Religion zum Deckmantel politiſcher Beſtrebungen gemacht habe, möglichſt zu entlarven. Der deutſche Krieg von 1866 war nichts weniger als ein Religionskrieg, obwohl man in Wien damals offen ausſprach, man habe ſichere Nachrichten aus den preußiſchen Diözeſen, daß kein katholiſcher Soldat ſeine Flinte gegen den katholiſchen Kaiſer abdrücken werde. Der Sieg der proteſtantiſchen Macht verletzte alle ausſchließlich römiſch geſinnten. Darum iſt es wohl nicht ohne inneren Zuſammenhang, daß 1870 faſt gleichzeitig das vatikaniſche Konzil die Unfehlbarkeit des Papſtes und Frankreich den Krieg gegen Preußen erklärte. Nachdem der franzöſiſche Krieg glorreich beendet und aus demſelben ein proteſtantiſches Kaiſerthum hervorgegangen war, galt es ſofort den Kampf mit den römiſch-hierarchiſchen Tendenzen im eignen Lande aufzunehmen. In den Reichsgeſetzen, welche zu dieſem Zwecke erlaſſen wurden, ſah die ultramontane Preſſe eine Kriegserklärung wider Gott zur Verfolgung der katholiſchen Kirche, und Pius IX. ſprach bereits von dem Steinchen, das ohne Menſchenhände von der Höhe ſich ablöſt, den Fuß des Koloſſes zu zertrümmern. In einem Rundſchreiben vom 5. Februar 1875 erklärte er die Maigeſetze, aus denen ſo viel Uebles gekommen und weiter zu fürchten ſei, dem ganzen katholiſchen Erdkreis als nichtige. Der Staat antwortete mit noch ſchärferen Geſetzen, welche doch nirgend dem Glauben oder Gewiſſen zu nahe treten, ſondern nur für den Kaiſer fordern was des Kaiſers iſt.

Auch die Toleranz hat ihre Schranke.

Es iſt möglich, daß der Kampf zwiſchen dem preußiſchen Staat und der römiſchen Kurie bald ein Ende findet. Möchte Kaiſer Wilhelm auch dieſen Sieg und Frieden noch erleben. Aber bis das Ringen der Geiſter und das rechte Verhältniß von Staat und Kirche die rechte Löſung gefunden hat, werden noch Jahrzehnte, vielleicht Jahrhunderte vergehen. Daß es in Preußen geſchehen wird im Sinne echter Toleranz, dafür bürgt der Geiſt der Hohenzollern.

Digitized by Google

Cypern.

Das britiſche Kolonialreich umfaßt nach den beſten Berechnungen gegenwärtig 375,308 geographiſche Quadratmeilen, es erſtreckt ſich über alle fünf Erdtheile und hat überall die vorgeſchobenen ſtrategiſch oder handelspolitiſch wichtigen Poſten beſetzt. In dieſer Beziehung kommt ihm keine Macht der Erde gleich, auch Rußland nicht, mit ſeinem bei weitem größeren Landbeſitz. Wo ein beherrſchender Punkt auf dem Globus vorhanden, da hat der Brite ſich feſtgeſetzt. Mit der Inſel Perim und Aden ſchließt er das Rothe Meer, von Hongkong aus kontrolirt er den chineſiſchen Handel wie von Singapur den der malayiſchen Inſeln; im Stillen Ocean gehören ihm die wichtigſten Eilande, und in Europa ſitzen die Engländer uns in Helgoland wie die Fliege auf der Naſe; ſie ſperren mit Gibraltar — auf ſpaniſchem Grund und Boden — den wichtigen Zugang zum Mittelmeer, haben in dieſem ſelbſt Malta, den Fels der Johanniter, zu einer kanonenſtarrenden Feſte umgeſchaffen und ſind jetzt auch die Herren von Cypern geworden.

Wir glauben, auf die Dauer. In der Sitzung des engliſchen Oberhauſes vom 11. Juli erklärte der Earl von Shaftesbury im Namen der Regierung: „Im ſechsten Artikel des Allianzvertrages mit der Hohen Pforte heißt es, daß dieſer Cypern nur zurückgegeben werden ſoll, wenn Kars und die andern Städte von den Ruſſen geräumt werden; behält aber Rußland Kars für immer, dann wird England Cypern für immer behalten.“ Auf dieſen Fall müſſen wir gefaßt ſein. Rußland wird das dominirende Kars, vor dem in zwei Belagerungen das Blut ſeiner Söhne in Strömen floß, nicht wieder herausgeben, ſo wenig wie England Cypern, dieſen Stützpunkt der zukünftigen Euphratbahn gegenüber den ſyriſchen Häfen, die im Durchgangshandel nach Perſien und Indien demnächſt eine ganz andere Rolle noch ſpielen werden als heute. Wir dürfen jetzt alſo die 173 Quadratmeilen, welche Cypern nach den beſten Berechnungen*) umfaßt, ruhig der obigen Zahl für das britiſche Reich hinzurechnen.

Das Material über die Inſel fließt uns nicht gerade reichlich zu. Ob Cypern das Kifa der ägyptiſchen Denkmäler aus der 18. Dynaſtie oder das Caphtor des alten Teſtamentes war, bleibt ungewiß, doch muß ſeine Ziviliſation jedenfalls in eine ſehr frühe Zeit zurückgereicht haben. Seine Kupferminen und Häfen an der Südſeite zogen die ſeefahrenden, handeltreibenden Phönizier an, denen das ſchöne Eiland vor der Thüre lag; Citium (das bibliſche Chittim, berühmt wegen ſeiner Schiffe), Paphos und Amathus waren die Hauptnieder-

*) Die Inſel Cypern geſchildert von Unger und Kotſchy.

Digitized by Google

laſſungen der Phönizier, die wir uns wohl nur als große Handelsfaktoreien vorzuſtellen haben, ohne weitere Kolonien im Binnenlande, denn die Phönizier waren weſentlich randſäſſig. In ſpäterer Zeit erſt erfolgte eine helleniſche Einwanderung, die ſich namentlich an der nördlichen und öſtlichen Seite der Inſel niederließ. Aber auch eine dritte Race war auf Cypern vorhanden, wie die vor wenigen Jahren von dem Aſſyriologen George Smith entzifferten Inſchriften beweiſen. Das Alphabet dieſer Inſchriften enthält nur wenige griechiſche Buchſtaben, gleicht aber im weſentlichen dem lykiſchen. Auf den alten 500 und 400 v. Chr. geſchlagenen cypriſchen Silbermünzen wird dieſes Alphabet indeſſen mit Ausſchluß alles Griechiſchen benutzt, während man noch keine griechiſche Münze auf der Inſel fand, welche in ein ſo hohes Alter zurückreicht. Die Sprache der cypriſchen Inſchriften ſcheint indeſſen eine der griechiſchen verwandte geweſen zu ſein, ſie glich in dieſer Beziehung etwa dem Phrygiſchen und anderen kleinaſiatiſchen Sprachen. Wahrſcheinlich iſt, daß die Race, welche dieſe Sprache redete, von Cilicien her kam und wohl phrygiſcher Abkunft war; hier wollen wir ſie einfach als eingeborene Cyprer bezeichnen, im Gegenſatz zu den eingewanderten Phöniziern und Hellenen.

Cypern war in den älteſten hiſtoriſchen Zeiten in neun oder zehn kleine Königreiche getheilt, doch weiß man nicht, wie dieſe in nationaler Beziehung beſchaffen waren, wie Cyprer, Hellenen und Phönizier in dieſen ſich ſchieden und miſchten. Nach den Münzen und Inſchriften zu ſchließen überwogen, was auch natürlich iſt, die Eingebornen der Zahl nach, während auf helleniſcher und phöniziſcher Seite die höhere Intelligenz war. Kann Cypern mit dem Kifa der Hieroglyphen identifizirt werden, ſo datirt ſein Zuſammenhang als Tributſtaat mit Aegypten aus der Zeit Thothmes' III. Citium und vielleicht auch andere phöniziſche Städte zahlten ſchon vor der Zeit des Königs Salomo (1000 vor Chr.) Tribut an Tyrus. Nachdem die phöniziſche Macht auf dem Feſtlande von den Aſſyrern zerſtört war, folgte auch bald die Unterwerfung von Cypern. Im 8. Jahrhundert vor Chr. ſandten ſieben cypriſche Könige Geſandte an den aſſyriſchen König Sargon, und unter deſſen Nachfolger Eſſarhaddon wurde Cypern Aſſyrien tributpflichtig.

Dieſe erſt neuerdings aus den Keilſchriften geſchöpften Thatſachen werden durch die Entdeckung eines Monolith mit Inſchriften beſtätigt, der 1866 bei Citium gefunden wurde und ſich im Berliner Muſeum befindet; auf ihm ſteht Sargon's Name in Keilſchrift. Nach dem Zerfall des großen aſſyriſchen Reichs blieb Cypern, nachdem zuerſt Amaſis und dann Kambyſes es erobert, unter perſiſcher Herrſchaft, bis 410 vor Chr. Euagoras, der König von Salamis, das perſiſche Joch abwarf.

Mit dieſen Hauptdaten der alten cypriſchen Geſchichte vor Augen wird

es leichter, die Denkmäler der Inſel, die erſt in jüngſter Zeit ausgegraben wurden, zu verſtehen. Vor dreißig Jahren war es die monolithiſche Stele des Sargon, welche im hohen Grade die Aufmerkſamkeit der Alterthumsforſcher erregte. Das Berliner Muſeum war ſo glücklich, den koſtbaren Schatz zu erwerben, und Forſcher wie Ludwig Roß, de Vogüé, Waddington u. a. begannen die vernachläſſigte Inſel zu unterſuchen. Ihnen hat ſich neuerdings General Cesnola zugeſellt, deſſen hochintereſſante cypriſche Sammlungen leider nach New-York gerathen ſind. Er wies ägyptiſche und aſſyriſche Einflüſſe an den dort ausgegrabenen Skulpturen und Geräthen neben einem lokalen Stile und ſelbſtverſtändlich griechiſchen Einwirkungen nach. So wurde durch ſeine Funde beſtätigt und ergänzt, was wir aus der Geſchichte über die Racenmiſchung der Inſel wußten, die in einem Winkel des Mittelmeeres an einer Stelle liegt, wo, abgeſehen von der heimiſchen Bevölkerung, hervorragende Repräſentanten der ariſchen und ſemitiſchen Völkerfamilie ſich berühren und Ueberbleibſel ihrer Kultur zurücklaſſen mußten, die der Inſel ihren Charakter gab.

Eine Geſchichte Cypern's zu ſchreiben kann hier nicht unſre Aufgabe ſein. Die Inſel hat alle Plagen eines Landes erduldet, über das Eroberung auf Eroberung hingegangen iſt. Die Griechen, die Römer, die Sarazenen, die Kreuzfahrer, die Genueſen, die Venetianer und die Türken haben hier geherrſcht, und ſie alle haben Cypern nur als erobertes Land betrachtet, aus dem ſie Gewinn ziehen wollten. Keine dieſer Mächte hat je daran gedacht, etwas für die Wohlfahrt des Volkes zu thun; für alle war es nur ein entfernter Beſitz. Den Kreuzfahrern war Cypern eine Halteſtation nach dem heiligen Lande, den italieniſchen Republiken eine melkende Kuh und den Türken — doch davon ſoll noch die Rede ſein. Uns kommt es hauptſächlich darauf an, die Bedeutung zu erörtern, welche die durch ihre Lage wichtige und ausgezeichnete Inſel in den Händen der Briten haben wird, und dazu iſt es nothwendig, uns mit ihrer natürlichen Beſchaffenheit vertraut zu machen.

Wir haben oben geſagt, daß Cypern 173 geographiſche Quadratmeilen groß ſei. Dieſe Zahl, abweichend von vielen heute genannten und in den Lehrbüchern befindlichen, beruht auf den Berechnungen von Unger, ſowie den planimetriſchen Ausmeſſungen in Juſtus Perthes geographiſcher Anſtalt*). Cypern iſt danach genau ſo groß wie das ehemalige Kurfürſtenthum Heſſen. Die Inſel wird vom 35. Breitengrade geſchnitten und hat ihre größte Ausdehnung in der Richtung von Nordoſt nach Südoſt, in welcher ſie zwiſchen dem Kap Sankt Andreas und der Küſte bei Paphos nach Unger 30¼ geographiſche Meilen mißt. Der größte Theil der Inſel iſt gebirgig, namentlich der ſüd-

*) Petermann's Geographiſche Mittheilungen 1868. S. 149.

Digitized by Google

weſtliche, den die mächtigen Felſenrücken und Kuppen des Troodos (2010 Meter) bedecken, als deſſen Vorberge der Machera, Adelphos und Monte Croce zu betrachten ſind, die ihrerſeits wieder niedrige Ausläufer weit nach Oſten bis in die Gegend von Larnaka vorſchieben. Der höchſte, ziemlich dicht bewaldete und während der Wintermonate mit Schnee bedeckte Gipfel dieſer Gruppe iſt der ſogenannte cypriſche Olymp mit 2010 Meter Erhebung. Ein zweiter, vom vorigen völlig getrennter und weniger maſſenhafter Gebirgszug nimmt die ganze Nordküſte der Inſel zwiſchen Kormachiti und Kap St. Andreas ein, auf der langgeſtreckten Halbinſel von Karpaſſo allmählich in niedrige Hügel auslaufend. Zahlreiche Dörfer und Ortſchaften liegen, von üppigen Pflanzungen umgeben, auf den unteren Abhängen, an kleinen Waſſerläufen, die zumeiſt in engen, ſteilen Schluchten zwiſchen ſchroffen Felswänden zur Ebene herabſtrömen, wo ſie ſich theils in den Hauptfluß Pidias ergießen, theils durch die Berieſelung und Verdunſtung verzehrt im ſteinigen Bett ein baldiges Ende finden.

Zwiſchen Ausläufern des Troodos und jenem nördlichen Küſtengebirge zieht ſich, von geringen Unebenheiten unterbrochen, die fruchtbare, aber nur zum Theil kultivirte Ebene Meſſaria bis an die öſtliche Küſte hin, ihrer ganzen Länge nach von dem aus dem weſtlichen Gebirge herabkommenden Pidias durchſtrömt, der in ſeinen Lauf den Idalia aufnimmt und zwiſchen Famaguſta und dem Ruinenfelde von Salamis durch mehrere flache Mündungen das Meer erreicht. Eratoſthenes berichtet (bei Strabo) von dieſer Ebene „ſie ſei von Alters ſo voll dichter Waldungen geweſen, daß man vor lauter Holz keinen Feldbau habe treiben können, und obwohl die Bergwerke dieſem Uebelſtande einigermaßen abgeholfen hätten, da man zum Schmelzen des Kupfers und Silbers viele Bäume gefällt und ſolche auch zum Schiffsbau für die Flotte verwendet habe, ſei man doch der Wälder nicht Meiſter geworden und habe deshalb allen, die es wollten und konnten, geſtattet Holz abzuſchlagen und den ſo gereinigten Boden als ſteuerfreies Eigenthum zu beſitzen."

Gegenwärtig iſt auf der weiten Fläche, wie wir durch Seiff wiſſen,*) außer in der Nähe der Dörfer kaum ein einziger Baum wahrzunehmen, und während in früherer Zeit wahrſcheinlich die ganze Ebene vom Pfluge durchfurcht worden iſt, bedeckt jetzt den größten Theil derſelben nur ſteppenartiges Weideland, das, im Winter und Frühjahr mit friſchem Grün bedeckt, zahlreichen Schaf- und Ziegenherden ein willkommenes Futter bietet. Die Ebene würde ſich für den Feldbau nutzbar machen laſſen, fehlte es nicht an den nöthigen Kräften, und den vorhandenen an Mitteln, Strebſamkeit und Arbeitsluſt. Wohl mag der Mangel dieſer letzteren eine Folge des türkiſchen Steuer-

*) Julius Seiff, Reiſen in der Aſiatiſchen Türkei. Leipzig 1875.

Digitized by Google

drucks ſein, mit welchem eine ſorgloſe, despotiſche Regierung, durch eigennützige, unfähige Beamte vertreten, ſeit Jahrhunderten Ackerbau und Handel belaſtet hat, ohne ihrerſeits je das Mindeſte für deren Unterſtützung und Hebung zu thun. Die Engländer haben hier einen Augiasſtall zu räumen, aber es werden noch Jahre vergehen müſſen, ehe die Folgen der neuen Herrſchaft ſich bemerkbar machen können. Die Mißernten, eine Folge großer Trockenheit, werden ſich nicht gleich beſeitigen laſſen, denn die Trockenheit iſt wieder die Folge der türkiſchen Waldverwüſtung, und zur Aufforſtung der Gebirge bedarf man der Zeit. Wenn auch im Winter häufige und nicht ſelten anhaltende Regen fallen, ſo dörrt doch die Gluth der Sonne den unbeſchützten Boden zu ſchnell wieder aus, und die geringe Waſſermenge, welche in den Flüſſen vom Gebirge herabkommt, erreicht während der wärmeren Jahreszeit ſelten oder nie die Küſte, ſo daß in den tiefer gelegenen Theilen der Inſel die Klage über Waſſermangel eine allgemeine iſt.

Die Haupterzeugniſſe der Inſel, welche durch den Handel ausgeführt werden, ſind: Wein, Johannisbrot, Krapp, der beſonders hochgeſchätzt wird, Seide, Wolle, Baumwolle, ſowie Schaf-, Kuh- und Ziegenhäute. Roſinen, Käſe, Branntwein, Pech und Harz kommen nur in geringen Mengen zum Export. Auf der ganzen Inſel wird die Feldwirthſchaft nur in der einfachſten, von den Vorfahren überkommenen Weiſe betrieben. Eine Düngung findet gar nicht ſtatt, da es an dem nöthigen Viehſtande fehlt. Man läßt die Felder nur abwechſelnd brach liegen und bedient ſich eines Pfluges, der aus wenig mehr als einem zweiſchenkligen Baumſtamme beſteht, welcher am einen Schenkel ein ſpitzes Eiſen trägt, während vor den anderen die Zugthiere geſpannt ſind. Von Cerealien werden vorzugsweiſe Weizen und Gerſte gebaut.

Seit der Eroberung der meiſt ſo blühenden und vielbegehrten Inſel durch die Türken iſt der Wohlſtand derſelben und dem entſprechend die Zahl der Bewohner fortwährend zurückgegangen, ſo daß letztere zur Zeit nur noch 100,000 beträgt (der gleichgroße Regierungsbezirk Caſſel hat 850,000 Bewohner), von denen der größte Theil der griechiſchen Kirche angehört. Armeniſche und römiſch-katholiſche Chriſten ſind nur in geringer Zahl vorhanden, und auch die Mohammedaner ſind, einige wenige Orte ausgenommen, ſchwach vertreten. Die Lebensweiſe der Bewohner iſt, wie die Bauart ihrer Häuſer, durchgängig überaus einfach, ja auf dem Lande geradezu meiſt ärmlich. Da es nirgends Gaſthöfe giebt, ſo iſt der Reiſende durchweg auf Gaſtfreundſchaft angewieſen, die gerne und liebenswürdig gewährt wird.

Nach jetzt veröffentlichten britiſchen Konſularberichten hat die Türkei in dem im März 1876 endigenden Finanzjahr 20,000,000 Pias aus der Inſel gezogen. Dieſe ganze Summe ging nach Konſtantinopel; für die Bedürfniſſe

Digitized by Google

Cypern's war nicht ein Pfennig übrig. Wurde auch der neue Reformferman dort publizirt, ſo ließ er die Einwohner doch kalt, da ſie recht gut wußten, daß er ein todter Buchſtabe blieb; deſto freudiger begrüßte man die Abtretung an England. Nach einem Bericht des Konſuls Pierides vom verfloſſenen Jahre, als von Annexion noch keine Rede war, haben die Türken in dieſem Jahrhundert nicht das Geringſte gethan, um Brücken, Straßen oder Hafendämme zu erbauen. Die Straßen nach dem Innern zu ſind im jammervollſten Zuſtande, und noch bis jetzt verweigerten die Behörden ein chriſtliches Zeugniß gegenüber einem Mohammedaner anzunehmen.

Die Hauptküſtenplätze — Häfen kann man nicht ſagen — ſind Larnaka mit 5000 Einwohnern an der Stelle des alten Citium und Famaguſta. Von letzterem ſchreibt Collas in ſeinem bekannten Buche über die Türkei: Famagouste montre un port ruiné, ensablé et délabré, qu'il serait aisé de rendre un des plus beaux de la Mediterranée. Das werden die Briten ſchon beſorgen, nachdem die Türken nicht das Geringſte für Häfen gethan.

Die Hauptſtadt der Inſel iſt Nicoſia oder Leukoſia, im Innern, ziemlich in der Mitte, gelegen. Von hohen Felſen überragt, bietet es mit ſeinen alten Feſtungswerken, gothiſchen Kirchen, ſchlanken Minarets und zahlreichen Palmen ein feſſelndes Bild von Außen. Im Innern aber entſpricht Leukoſia, das angeblich 15,000 Einwohner haben ſoll, dem günſtigen Eindrucke, den die Stadt von Außen darbietet, keineswegs. Enge, winklige Straßen von maſſiven, aber unanſehnlichen, ſchmuckloſen Häuſern eingefaßt, winden ſich planlos hin und her, allerorts Verfall zeigend. So ſchildert es Seiff 1871. Unter den wenigen Baudenkmälern, welche die Zerſtörung der Stadt überſtanden haben, ſind außer den noch wohlerhaltenen venetianiſchen Feſtungswerken auch die ſchönen gothiſchen, jetzt in Moſcheen verwandelten Kirchen bemerkenswerth. Schon Guido, der erſte König aus dem Hauſe Luſignan, welcher im Jahre 1192 durch Richard Löwenherz mit der Krone Cypern's belehnt wurde, machte Nicoſia, das ſeine Nachfolger befeſtigten, zur Reſidenz und Hauptſtadt der Inſel. Die noch jetzt erhaltenen Wälle ſind jedoch ein Werk der Venetianer, an welche Katharina Cornaro, eine geborne Venetianerin und die Wittwe Jakob's II., des natürlichen Sohnes Johann's II. und letzten Königs von Cypern, 1489 die Inſel abtrat. Nachdem Cypern 83 Jahre im Beſitze der Venetianer geblieben war, wurde es 1570 unter Sultan Selim II. von den Türken angegriffen, welche Nicoſia nach faſt zweimonatlicher Belagerung am 8. September erſtürmten, plünderten und verwüſteten, bei welcher Gelegenheit, außer der Beſatzung, über 15,000 Einwohner niedergemetzelt worden ſein ſollen.*) Seitdem iſt die Stadt, in

*) Reinhard, Geſchichte von Cypern.

Digitized by Google

welche nun der Beſieger der Aſchantis, Sir Garnet Wolſeley, der neue engliſche Gouverneur, ſeinen Einzug hält, zu ihrer gegenwärtigen Unbedeutendheit herabgeſunken.

Die herrſchende Lage, welche Cypern im öſtlichen Mittelmeer, ſo nahe den Küſten Syrien's und Aegypten's beſitzt, iſt es, die ſie vor allem den Engländern wichtig macht. Die Kraft und Sicherheit, die überall da ſich entwickeln, wo die Briten regieren, werden in das vernachläſſigte Land Kapitalien ziehen, und ein reiches Feld für kaufmänniſche Spekulationen wird dadurch eröffnet werden. Eine der erſten Sorgen muß die Ausbeſſerung der verſandeten und zerſtörten Häfen ſein, damit ſowohl Handelsſchiffe dort einlaufen als britiſche Kriegsſchiffe ſtationirt werden können. Die kommerzielle Wichtigkeit der Inſel wird ſich noch mehr heben, wenn von Syrien's Küſte nach dem Euphrat und Tigris und weiter nach Perſien die längſt projektirte große Bahn führt, die nun ernſtlich in Angriff genommen wird. Die maritime und politiſche Wichtigkeit der Inſel, bedingt durch ihre Lage, iſt es aber vor allen Dingen, worauf die engliſche Regierung Werth legt. Nahe dem Suezkanal beherrſcht Cypern dieſes Meiſterwerk des Franzoſen Leſſep's, das finanziell freilich ſchon lange in den Händen der Engländer iſt. Aegyptiſches Gebiet zu beſetzen, um ſich den Weg nach Indien frei zu halten, haben die Briten jetzt nicht mehr nöthig, und zugleich ſind ſie nun Herren der ſyriſchen Küſte, da Cypern vor dem Golfe von Alexandrette liegt, von wo aus die Euphratbahn ihren Ausgangspunkt nehmen ſoll. Alles in allem genommen, iſt der Erwerb dieſer Inſel das wichtigſte Reſultat, welches die Engländer aus ihrem unblutigen Kampfe mit den Ruſſen davon tragen. A. Rauchhaupt.

Die Pariſer Weltausſtellung.

Von Adolf Roſenberg.

6. Die franzöſiſchen Kriegsmaler. — Meiſſonier.

Wenn ich die franzöſiſchen Kriegsmaler unmittelbar den Hiſtorienmalern anreihe, ſo geſchieht es aus dem Grunde, weil ich, entgegen den Dogmen der tonangebenden Aeſthetiker, für das moderne Schlachtenbild eine gleiche Stellung innerhalb der Malerei wie für das Hiſtorienbild in Anſpruch nehme. Wie es Leute giebt, die ſtarr an der althergebrachten Anſicht feſthalten, es könne Nie-

mand objektiv genug ſein, um die Geſchichte ſeiner Zeit zu ſchreiben — Thukydides ſcheint für dieſe Leute nicht gelebt zu haben —, ſo fehlt es auch nicht an Kritikern, welche mit flammendem Schwerte vor der modernen Geſchichte ſtehen wie weiland der Engel vor den Pforten des Paradieſes. Sie wollen einem Maler, der einen Stoff aus der modernen Geſchichte — nehmen wir an die Kaiſerproklamation in Verſailles oder die Unterzeichnung des Berliner Friedensvertrages — behandelt, keinen höheren Rang zugeſtehen als dem Zeichner, der für eine illuſtrirte Zeitung die erſte Frühjahrsparade oder die Auffahrt der Kongreßbevollmächtigten auf den Holzſtock wirft. Das Schlachtenbild iſt vollends verpönt um der modernen Taktik willen, die das Hervortreten des Individuums nicht begünſtigt, die nur mit Maſſen operirt und demnach eine künſtleriſche Kompoſition des Gemäldes verhindert. Eine ganze Schlacht zu malen, ſo daß die Malerei Anſpruch auf Wahrſcheinlichkeit erheben könne, ſei bei der räumlichen Beſchränkung, welche der Tafelmalerei auferlegt werde, vollends unmöglich. Wenn man eine Schlacht getreu der Wirklichkeit entſprechend darſtellen wolle, müſſe man eine ungeheure Pulverwolke malen, in der Alles verſchwinde. Glücklicherweiſe ſind dieſe Einwendungen längſt durch Thaten widerlegt. Seitdem der Münchener Hiſtorienmaler F. Adam ſeinen berühmten Angriff der franzöſiſchen Kavallerie auf die 22. Infanteriedivision bei Floing (Sedan) gemalt hat, wird Niemand mehr im Ernſte behaupten können, daß es einem Maler unmöglich ſei, die Maſſenoperationen der modernen Kriegsführung wirkungsvoll und entſprechend darzuſtellen, ohne zugleich den künſtleriſchen Charakter des Bildes und die Kompoſition zu opfern. Auf dem Adam'ſchen Bilde iſt allen Anforderungen genügt: wir haben einen Hauptmoment, den Anprall der franzöſiſchen Chevaux-legers, und eine Reihe von Nebenmomenten, die ſich dem Hauptmomente unterordnen und in denen das Individuum zu perſönlicher Mitwirkung gelangt. Ein zweites Bild, das in nicht geringerem Grade dieſen Anforderungen genügt, iſt der Angriff einer franzöſiſchen Küraſſierdiviſion auf das Dorf Elſaßhauſen (bei Wörth) von Hünten, ein Bild, welches würdig befunden worden iſt, der Berliner Nationalgalerie einverleibt zu werden. Daß es neben der großen Zahl guter Schlachtenbilder auch welche giebt, auf denen „mit Entſetzen Scherz“ getrieben wird, auf denen man vor lauter Blut und Pulverdampf nichts anderes zu ſehen bekommt, ſoll nicht in Abrede geſtellt werden. Indeſſen ſind dieſe Ausſchreitungen meiſt ſo untergeordneten Künſtlern zur Laſt zu legen, daß man um ihretwillen nicht das Recht hat, das ganze Genre als unkünſtleriſch in Bauſch und Bogen zu verurtheilen. Als der erſte Napoleon ſeine Schlachten ſchlug, war das Pulver auch bereits erfunden. Aber Niemandem fällt es ein, einer Darſtellung der Schlacht von Leipzig oder Waterloo den Rang eines Hiſtorien-

bildes ſtreitig zu machen. Der Unterſchied ſcheint demnach nur im Coſtüm zu liegen.

Die moderne Geſchichte iſt auf den Schlachtfeldern der letzten fünfzehn Jahre geſchrieben worden. Das iſt ein Satz, der ſich nicht umſtoßen läßt, und wenn man das ſchwerſte Geſchütz der Aeſthetik dagegen aufführt. Folglich muß der moderne Hiſtorienmaler, welcher der Nachwelt getreue Abbilder von den welterſchütternden Ereigniſſen ſeiner Zeit hinterlaſſen will, den Marſchrouten der Infanteriekolonnen folgen und nicht den Paragraphen der Aeſthetiker.

Es iſt bezeichnend für die deutſche Sucht zu generaliſiren und zu klaſſifiziren, daß es einer ſolchen Auseinanderſetzung bedarf, um das Anrecht des modernen Schlachtenbildes auf den Rang des Hiſtoriengemäldes zu begründen. In Frankreich fällt es keinem Menſchen ein, eine ſolche Begründung zu verlangen. Nicht der Stoff, ſondern der Stil bildet dort das Kriterium für die Beurtheilung und für die Klaſſifizirung eines Bildes. Und am Ende bleibt doch der ewige Maßſtab einer jeden Kritik die Frage: Gut oder ſchlecht?

Die franzöſiſchen Kriegsmaler — les peintres militaires — ſind, wie erwähnt, von der Ausſtellung auf dem Marsfelde ſowohl wie von dem diesjährigen „Salon“ ausgeſchloſſen worden. Man ſieht in den Sälen der Kunſthalle auf dem Marsfelde nur ein einziges Bild, deſſen Motiv dem deutſch-franzöſiſchen Kriege entlehnt iſt und das der Aufmerkſamkeit der Jury entgangen zu ſein ſcheint, vielleicht auch zugelaſſen worden iſt, weil es ſchlechterdings nichts Offenſives bietet. Es ſtellt das Innere einer Schanze und den Moment dar, wo eben ein Geſchütz abgefeuert worden iſt und die umſtehenden Offiziere und Soldaten die Wirkung des Schuſſes beobachten. Da Offiziere und Soldaten verſchiedener Regimenter und Waffengattungen vereinigt ſind, wird der Maler, Berne-Bellecour, ein ſehr begabter Künſtler, wohl eines der Forts von Paris vor Augen gehabt haben.

Die franzöſiſchen Kriegsmaler wußten ſich indeſſen zu helfen. Sie vereinigten ſich zu einer Separatausſtellung, für welche der Kunſthändler Goupil ſeine gaſtlichen Räume in der Rue Chaptal lieh. Am 20. Mai fand die Eröffnung dieſer Ausſtellung ſtatt. Das Publikum drängte ſich ſelbſtverſtändlich in dichten Schaaren zu den „Ausgeſtoßenen“, aber ſein Patriotismus — dies muß ich nach mehrfacher Beobachtung hervorheben — äußerte ſich nur in dieſer reſpektvollen Theilnahme. Man hörte keinen Ausbruch nationaler Begeiſterung, geſchweige denn, daß ſich, wie zu befürchten ſtand, der Chauvinismus breit machte. Dieſer zeigte ſich erſt in ſeiner alten, unverminderten Größe, als das Feſt vom 30. Juni den Parteiführern und -blättern den Anlaß zu einer leidenſchaftlichen Agitation bot. Und in der That waren die franzöſiſchen Kriegsbilder, die man um ihres verfänglichen Stoffes willen ausge-

ſchloſſen hatte, nicht dazu angethan, chauviniſtiſche Regungen wach zu rufen oder gar das deutſche Nationalgefühl zu verletzen. Die franzöſiſchen Kriegsmaler ſind ehrliche Feinde, wie es die deutſchen Schlachtenmaler den Franzoſen gegenüber geweſen ſind oder noch ſind. Ich mache hier abſichtlich einen Unterſchied zwiſchen Kriegs- und Schlachtenmalern.

Während unſere deutſchen Maler Bleibtreu, Camphauſen, Adam, Hünten, Lang u. a. nicht blos in der Epiſode glänzen, ſondern, wie ich oben erwähnt habe, auch ganze Schlachten-Tableaus von großartigem Wurfe geſchaffen haben hat ſich der franzöſiſche Maler ausſchließlich auf die Epiſode beſchränkt, auf die Rekognoſzirung, das Scharmützel, das Vorpoſtengefecht, den Ueberfall, die Vertheidigung und — den Rückzug. Dieſe Beſchränkung iſt in der Natur der Sache begründet. Die ſchreckliche Flucht nach der Wörther Schlacht, die Kataſtrophe von Sedan hat kaum ein franzöſiſcher Maler durchlebt, und wenn einer dabei geweſen iſt, ſo hütet er ſich wohl, gerade dieſe Kapitel des deutſch-franzöſiſchen Krieges aufzuſchlagen. Sonderlicher Ruhm wäre dabei nicht zu holen.

Die Domäne der franzöſiſchen Kriegsmaler iſt vielmehr der Verzweiflungskampf der Republik. Und man muß ihnen dieſe Gerechtigkeit widerfahren laſſen: ſie verſtehen dieſen Kampf, die guerre à outrance mit den Farben eines Dante zu ſchildern. Nicht auf Koſten der Sieger. Auch nicht der leiſeſte ironiſche Zug, geſchweige denn ein Verſuch der Karikatur, beleidigt auf ihren Bildern das preußiſche, das deutſche Auge. Unſeren militäriſch geſchulten Blicken imponirt im Gegentheil die erſtaunliche Präziſion, mit welcher die Uniformen, die Waffen, die Haltung, die Typen der deutſchen Soldaten wiedergegeben ſind, im höchſten Grade. Die Franzoſen wiſſen mit der deutſchen Montirung beſſer Beſcheid als mit der deutſchen Geographie. Sie haben aber nicht, wie man wohl annehmen möchte, ihre Studien an Gefangenen und erbeutetem Kriegsmaterial gemacht, wenigſtens nicht alle. So weiß ich z. B., daß A. de Neuville nach dem Kriege nach Metz gegangen iſt und daſelbſt eingehende Studien für ſeine Bilder gemacht hat, die den jungen Maler ſehr ſchnell in die Reihe der populärſten Maler Frankreich's geführt haben. Bei der Darſtellung der deutſchen Krieger auf ſeinen Bildern fällt uns wohl hie und da der große, runde Kopf im Gegenſatze zu dem ſpitzen, zierlichen Schädel der Franzoſen auf. Aber der Maler könnte uns am Ende mit Belegen aufwarten, die er der Natur entnommen hat, und ſein Irrthum würde dann nur darin liegen, daß er die einzelne Erſcheinung zum Typus erhoben hat. Auch trägt die runde preußiſche Soldatenmütze dazu bei, den Kopf größer erſcheinen zu laſſen als er in der That iſt, während das franzöſiſche Käppi ein Muſter von Eleganz und Gefälligkeit iſt.

Es waren nur fünf Maler, die ſich zu der 51 Gemälde und Aquarelle

umfaſſenden Separatausſtellung vereinigt hatten: de Neuville, Detaille, der bereits genannte Berne-Bellecour, Dupray und Protais. Neuville der im Glanze ſeines Kolorits, in der Bravour und Verve ſeiner Schilderung manches mit unſerem trefflichen Bleibtreu gemein hat, und Berne-Bellecour ſind Schüler Picot's, während Detaille ein Schüler Meiſſoniers des „Großen" iſt. Dupray iſt ein Maler, der nach ſtarken Effekten ſtrebt und in dieſer Hinſicht an den Düſſeldorfer Kolitz erinnert, und Protais' elegiſche Art iſt mit der eleganten, beſtechenden Manier des Grafen Harrach verwandt.

Protais iſt der einzige, der bis auf die Schlachten des Kaiſerreichs zurückgegriffen hat. Das eine ſeiner Bilder, ein ſchauriges Stillleben, zeigt einen todten franzöſiſchen Küraſſier auf einem der entſetzlichen Schlachtfelder des Monats Auguſt, welchen die Nacht mit ihrem mitleidigen Schleier zudeckt. Auf dem andern Bilde ſieht man einen franzöſiſchen Linienoffizier, der auf einer Anhöhe vor Metz ſitzt und ſeine kummervollen Blicke auf die Kathedrale der Stadt wirft, welchem die untergehende Sonne mit ihren letzten Strahlen vergoldet. Ohne jeden theatraliſchen oder pathetiſchen Zug übt dieſes Bild eine tief ergreifende Wirkung. Der Katalog erläuterte es nur durch das lakoniſche Wort: Metz!

Den Mittelpunkt der ganzen Ausſtellung bildete A. de Neuville's „Le Bourget" (30. Oktober 1870). Der Autor der „Dernière Cartouche" iſt der populärſte Schlachtenmaler Frankreich's: er iſt ein geiſtvoller Zeichner, ein geſchickter Radirer, ein ausgezeichneter Koloriſt, der ſeine Popularität nicht bloß durch die glückliche Wahl ſeiner Stoffe, ſondern auch durch hervorragende künſtleriſche Qualitäten begründet hat. Er hat die guerre à outrance wie kein zweiter verherrlicht, am ausführlichſten in einer Reihe von Illuſtrationen zu einem Roman von Quatrelles „A coups de fusil", in welchem die Vertheidigung einer franzöſiſchen Provinzialſtadt mit großer Meiſterſchaft, wenn auch mit ſtark chauviniſtiſchen Strichen geſchildert wird. Was der Romancier nach dieſer Richtung hin verſchuldet, hat der Zeichner wieder gut gemacht. Der legendariſche Schrecken, den unſere Ulanen vor ſich her verbreitet haben, iſt außer von Detaille, auf den wir noch zurückkommen werden, wenn auch von letzterem gegen ſeinen Willen, von Niemandem ſo eindringlich dargeſtellt worden wie von Neuville. Auf einem der Blätter, welche zur Illuſtration des Quatrelles'ſchen Romans gehören, ſieht man ein preußiſches Ulanenpiket wie die Windsbraut durch die Stadt ſauſen. Man hat das Gefühl, als hätte der Künſtler ſelber einmal unter dem faszinirenden Eindruck geſtanden, den das rapide Erſcheinen und Verſchwinden der preußiſchen Eclaireurs aller Orten in Frankreich hervorgerufen. Ich vermag unter den deutſchen Illuſtrationen, die den Heldenthaten unſerer Krieger gewidmet ſind, keine zu nennen, die an Verve

Digitized by Google

und packender Wahrheit dieſem kleinen Blatte gleichkommt. Aber dieſe Zeichnungen ſind alle nur Vorſtudien zu dem figurenreichen Bilde, welches den letzten Akt des furchtbaren Kampfes um Le Bourget vom 30. Oktober 1870 darſtellt. Die Pariſer Journale haben für dieſes Bild ſchon lange zuvor die Reklametrommel gerührt, ſie haben die Behauptung verbreitet, der Maler habe auf ſeinem Bild eine Verherrlichung des franzöſiſchen Heldenthums zum Beſten gegeben, eine Art Leichenparade vor den deutſchen Siegern, die den Verwundeten und den Todten den Tribut der Ehrfurcht zollten. Das war irrig. Der Maler hat jedes theatraliſche Pathos ſorgfältig vermieden, er hat einfach den objektiven Thatbeſtand wieder erzählt und zwar mit einer ſo gewaltigen, dramatiſchen Kraft, einer ſo eindringlichen Beredtſamkeit, daß wir ihm unſeren Reſpekt nicht verſagen können.

Die Kirche von Le Bourget war bekanntlich nach der Einnahme dieſes Dorfes durch die preußiſche Garde der Gegenſtand eines erbitterten Kampfes. Einige Offiziere, Mobilgarden und Franktireurs hatten ſich darin verſchanzt und vertheidigten ſich auf das Hartnäckigſte. Erſt als preußiſche Artillerie auffuhr und Breſchen in die Frontmauern der Kirche ſchoß, gelang es unſern Gardiſten, den Vertheidigern beizukommen und dieſelben zur Ergebung zu zwingen. Das iſt die Vorgeſchichte des Bildes.

Das Drama iſt zu Ende. Links vom Beſchauer ſteht die zerſchoſſene Kirche, zur Linken zieht ſich die Dorfſtraße hin, auf der ſich die Artillerie, die eben wieder aufgeſeſſen hat, im Trabe abwärts bewegt. Alle Fenſter in den die Kirche umgebenden Häuſern, aus denen Rauchwolken aufſteigen, alle Mauerbreſchen, die Leitern, die an den Wänden der Kirche lehnen, ſind mit preußiſchen Soldaten beſetzt, welche die gefangenen Vertheidiger erwarten. Auf dem Platze vor der Kirche ſteht eine Abtheilung von Gardiſten, alle das Gewehr im Anſchlag, und in ihrer Mitte franzöſiſche Gefangene und Bleſſirte, die ihre Wunden verbinden. Im Vordergrunde links ſteht ein preußiſcher Hauptmann, den Rücken dem Beſchauer zugewendet, eine der beſten Figuren des Bildes, welche der Maler mit echt künſtleriſcher, von jedem Nationalgefühl freier Liebe durchgeführt hat, ſtramm und proper — nur die hohen Stiefel ſind mit Koth beſpritzt — wie auf dem heimiſchen Paradeplatz, in der Hand den gezogenen Säbel. Alle Augen richten ſich auf die Kirchenthür, alle Gewehre ſind im Anſchlag, weil man nicht weiß, was man zu erwarten hat. Zwei Soldaten tragen einen todtwunden Offizier auf einem Stuhle heraus, ihnen folgt das kleine Häuflein, welches die preußiſchen Kugeln verſchont haben. Mit der ergreifenden Situation harmonirt der trübe, gelblichgraue Himmel, der eben erſt ſeine Fluthen auf die zertrümmerten Häuſer und den Verzweiflungskampf ergoſſen hat.

Digitized by Google

Wenn der Maler auch auf dieſem Bilde dem franzöſiſchen Heroismus ein Denkmal geſetzt hat, ſo hat er auf der anderen Seite den deutſchen Siegern nicht ihr heiß erkämpftes Recht verkümmert.

So ausgezeichnet die übrigen Bilder Neuville's, Detaille's und Berne-Bellecour's ſind, ſo halten ſie doch nicht den Vergleich mit dem Meiſterwerke des erſtgenannten aus. Intereſſant ſind alle, aber auf keinem iſt das deutſche und das franzöſiſche Element ſo gleichwerthig, mit demſelben Reſpekt und demſelben Fleiße behandelt, wie in der Epiſode aus dem furchtbaren Kampfe um Le Bourget, der eine der glänzendſten Seiten der beiderſeitigen Kriegsgeſchichte bildet.

Ich habe noch von dem oben erwähnten Bilde Detaille's zu ſprechen: En reconnaissance betitelt, das, nicht zum mindeſten um ſeiner glänzenden Mache willen, faſt ebenſo populär geworden iſt wie Neuville's „Letzte Cartouche". Es ſtellt die Straße eines franzöſiſchen Dorfes dar. Im Vordergrunde liegt ein erſchoſſener preußiſcher Ulan mit ſeinem Pferde in einer Blutlache, den gerade die tödtlichen Kugeln erreicht haben, als er um die Ecke ſprengen wollte. Aus dem Mittelgrunde kommt ein Trupp Franctireurs, von einem Bauern geführt, die mit ſcheuen, ängſtlichen Blicken einen Bogen um den gefallenen Feind machen, als fürchteten ſie, der ſchreckliche Ulan könnte noch einmal aufſtehn. Andere Trupps kommen aus den Seitenſtraßen anmarſchirt — es handelt ſich offenbar um eines jener verwegenen Reiterſtückchen, die unſere Ulanen ſo häufig ausgeführt, um einen Rekognoſzirungsritt, der für einen Nachzügler ein ſo tragiſches Ende genommen. Jedenfalls iſt die Heldenthat, welche der franzöſiſche Maler verewigt hat, keine ſonderlich große.

Berne-Bellecour hat eine Szene aus einem Tirailleurgefecht bei Malmaiſon (21. Oktober 1870), an dem ſich eine Geſellſchaft Pariſer Maler betheiligte, und den Tod des Unterlieutenants Michel in Boulogne (Januar 1870), Detaille die Beſchwerden eines Rückzuges, den Ueberfall eines Schloſſes durch Chasseurs à pied, den Ritt eines Parlamentärs, Neuville den Transport franzöſiſcher Gefangener und das Verhör einer aufgefangenen preußiſchen Ordonnanz geſchildert. Allen dieſen Bildern iſt merkwürdigerweiſe, ſofern ſie Gefechte zum Gegenſtande haben, der eine Zug gemeinſam, daß ſie von hinten beobachtet ſind. Es ſcheint demnach als hätten die franzöſiſchen Maler bei ihren Kriegsſtudien gute Deckung gehabt.

Von den 51 Bildern, die auf dieſer intereſſanten und lehrreichen Ausſtellung zu ſehen waren, befanden ſich 46 in Privatbeſitz.

Meiſſonier, der Soldatenmaler par excellence, der mit demſelben Eifer wie ſein verſtorbener Freund Thiers, aber mit geringerem Glück die napoleoniſche Legende zu erhalten und zu verbreiten beſtrebt iſt, hat es bis jetzt verſchmäht,

ſeinen ſcharf charakteriſirenden Pinſel den kriegeriſchen Ereigniſſen von 1870 und 1871 zu widmen. Auf dem Marsfelde ſind nicht weniger als ſiebzehn Bilder von ſeiner Hand ausgeſtellt, ein Schauſpiel, das ſo blendend iſt, daß man ſich ſeiner beſtrickenden Wirkung nicht entziehen kann. Unter ihnen ſind fünf den Erinnerungen an die napoleoniſchen Kriege gewidmet. Man weiß, daß Meiſſonier flach und aufgeblaſen wird, ſobald er bei ſeinen Bildern über einen gewiſſen Maßſtab hinausgeht. Während z. B. eine Huſarenvedette, die auf einem dicht mit Schnee bedeckten Hügel hält — es ſind kaum ſpannenlange Figürchen — alle glänzenden Eigenſchaften des Meiſters enthält, Lebendigkeit und Schärfe der Charakteriſtik, Genauigkeit des Details, emailartige Behandlung der Figuren, die ſich kräftig von dem Fonds abheben, iſt ein um das Doppelte größeres, figurenreiches Gemälde, auf dem eine Küraſſierabtheilung in Erwartung eines Kommandos dargeſtellt iſt, fade und ausdruckslos. Es ſcheint, als könnte der große Kleinmaler mehr als fünf oder ſechs Perſonen auf einmal nicht bewältigen. Das Mittelalter, die Renaiſſance und das vorige Jahrhundert ſind Gebiete, auf denen er mit ungleich größerem Glück operirt. Er kommt faſt niemals von ſeinen hiſtoriſchen Exkurſionen heim, ohne einen Treffer mitzubringen. So iſt z. B. eine Szene aus einem Kaſernenhofe — ein Tintoretto malt das Porträt eines Sergeanten — mit feinem, köſtlichem Humor und in den Details der Uniformen und Waffen mit jener urkundlichen Treue geſchildert, auf die Meiſſonier nicht wenig ſtolz iſt. Ein Porträt Alexander Dumas', welches den gefeierten Schriftſteller an ſeinem Schreibtiſche ſitzend in ganzer Figur darſtellt, ſoll, wie von denen verſichert wird, welche die Ehre haben, den Autor der Demi-monde perſönlich zu kennen, dem geiſtigen Ausdruck und der liebenswürdigen Bonhommie des Originals nicht gleichkommen.

Literatur.

Baedeker's Tirol, Südbaiern, Salzburg ꝛc. iſt ſoeben in achtzehnter Auflage, weſentlich erweitert, ausgegeben worden. (Leipzig, Verlag von Karl Baedeker, 1878.)

Der Verfaſſer hat die beſchriebenen Gegenden, um dieſe neue Auflage zu veranſtalten, in den letzten Jahren wiederholt ſelbſt bereiſt. Durch ſchriftliche Mittheilungen wohlwollender ſachkundiger Freunde iſt die Richtigkeit der eigenen Angaben verſtärkt und ergänzt worden. Die Anzahl der Karten iſt auf einundzwanzig geſtiegen, d. h. um drei gegen die frühere Auflage vermehrt worden. Eine Reihe weiterer Blätter, welche das Netz der deutſch-öſterreichiſchen Alpen zum Abſchluß bringen werden, iſt in Vorbereitung. So iſt das Buch deutſchen Tirol-

Digitized by Google

fahrern als der alte treue, immer beſſer und zuverläſſiger werdende Reiſebegleiter zu empfehlen. Daſſelbe gilt von der ſoeben neu erſchienenen Ausgabe von Baedeker's London (Englaud, Schottland). —

Alwin Schultz, Die Legende vom Leben der Jungfrau Maria und ihre Darſtellung in der bildenden Kunſt des Mittelalters. (Leipzig E. A. Seemann). (Zugleich das erſte Heft einer unter Redaktion des Dr. Hermann Lücke in Leipzig erſcheinenden Folge von „Beiträgen zur Kunſtgeſchichte“, welche die ſeit A. v. Zahn's Tode eingegangenen „Jahrbücher für Kunſtwiſſenſchaft“ erſetzen ſollen.)

Als im Anfange unſeres Jahrhunderts das Intereſſe für die Kunſt des deutſchen Mittelalters wieder erwachte und die Werke derſelben mit Begeiſterung geſammelt und ſtudirt wurden, glaubte man vielfach, ein wenig Patriotismus genüge, um ſie zu verſtehen und zu würdigen. Das iſt in den letzten Jahrzehnten anders geworden. Die Kunſtgeſchichte des Mittelalters iſt jetzt eine Wiſſenſchaft, auf deren Gebiet in kurzer Zeit Viel und Großes geleiſtet worden iſt. Doch fehlt auch noch mancherlei, vor allem auch in Betreff der wiſſenſchaftlichen Erklärung der Denkmäler. Die Kenntniß der Bibel und die Benutzung der gewöhnlichen Legenden-Sammlungen reichen lange nicht aus, um die figürlichen Darſtellungen nach ihrem Inhalt und ihrem Zuſammenhange zu verſtehen. Man muß auf die Mythologie und Symbolik des Chriſtenthums, ja der geſammten Kultur des Mittelalters zurückgehen, welche trotz mannigfacher, werthvoller Vorarbeiten noch keineswegs genügend dargeſtellt worden ſind.

Um dieſe Lücken wenigſtens zum Theil auszufüllen, hat Prof. Alwin Schultz in Breslau, bekannt als verdienſtvoller Erforſcher der Kunſtgeſchichte Schleſien's und der Kulturgeſchichte des Mittelalters überhaupt, in dem vorliegenden kleinen Buche einen werthvollen Beitrag geliefert. Er behandelt darin in nahezu erſchöpfender Weiſe die im Mittelalter vorzugsweiſe häufige und deshalb beſonders wichtige Legende von dem Leben der Jungfrau Maria, erzählt zuerſt die Legende ſelbſt nach den beſten Originalquellen und giebt dann eine ſyſtematiſch geordnete Ueberſicht der am meiſten charakteriſtiſchen bildlichen Darſtellungen aus derſelben (deren Aufzählung bei dem unendlichen Reichthum an Darſtellungen dieſer Art natürlich niemals ganz vollſtändig ſein kann) nebſt den nothwendigen Erklärungen. Ueber die Behandlung ſeiner Arbeit und die Quellen dafür ertheilt Schultz ſelbſt gewiſſenhaft Auskunft. Es iſt eine verdienſtvolle, ſchöne Arbeit, angenehm zu leſen und zugleich ſo überſichtlich geordnet, daß ſie als bequemes Nachſchlagebuch dienen kann.

Aehnliche Bearbeitungen der Legenden von dem Leben der übrigen Heiligen wären ſehr erwünſcht. R. B.

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

Digitized by Google

Die Entwickelung des altrömiſchen Kriegsweſens.

Von Max Jähns.

IV.

Die Ausrüſtung der römiſchen Truppen.

Wie die Taktik und die Wehrordnung Italien's, ſo ging auch ſeine Bewaffnung aus den pyrrhiſchen Kriegen als ein im Weſentlichen vollendetes Ganzes hervor, das an dieſer Stelle, rück- und vorſchauend, im Zuſammenhange betrachtet werden ſoll.

Das Bild, welches man vom römiſchen Waffenweſen entwerfen kann, iſt allerdings lückenhaft und unſicher; denn trotz zahlreicher literariſcher Erwähnungen, trotz mancher künſtleriſchen Darſtellung, ja trotz wirklich aufgefundener Rüſtſtücke bleiben nicht wenige Fragen ungelöſt. Zumal die Spärlichkeit der Waffenfunde wirkt in dieſer Hinſicht hemmend; denn die Zahl der überbliebenen Waffen ſteht in erſtaunenerregend geringem Verhältniß zu der Größe des über drei Welttheile ausgedehnten Römerreiches, und doch ſind ſolche Funde unermeßlich wichtig zur Nachprüfung der monumentalen Darſtellungen, auf die man ſeit Juſtus Lipſius (1596) die Rekonſtruktion der römiſchen Bewaffnung faſt ausſchließlich zu begründen pflegte. Die Waffenreſte, welche ſich in italiſchem Boden fanden, noch mehr aber die neuen und reicheren Funde, welche in den Trümmern deutſcher Römerkaſtelle gemacht wurden, ergeben nämlich ſehr bedeutende Abweichungen von den Abbildungen auf den Säulen und Triumphbögen der herrſchenden Stadt, Abweichungen, die um ſo auffallender erſcheinen, als ſowohl die Fundſtücke wie die Monumente der ſpäteren, der kaiſerlichen Zeit angehören. Offenbar liegt der Grund ſolcher Verſchiedenheit in künſtleriſchen Rückſichten, welche die Schöpfer der römiſchen Denkmäler nahmen. Wenn ſie die Helme mit Seitenklappen und Nackenſchirmen darſtellen wollten, ſo hätten

Digitized by Google

ſie das ganze Geſicht verdeckt und kaum die Kopfform erkennen laſſen; ſie veränderten daher die Form des Helmes; ſie geſtalteten das Schwert konventionell um; ſie vermieden die Darſtellung des pilum, das im Relief zu einem bloßen Stock zuſammenzuſchrumpfen drohte. Die hohe Kunſt auch jener Zeit ſchon archaiſirte und idealiſirte. Das läßt ſich mit Gewißheit behaupten, wenn man jenen monumentalen Darſtellungen die Abbildungen auf Grabſteinen römiſcher Soldaten entgegenſtellt, wo der gemeine Soldat vom Steinmetzen ſicherlich die genaueſte Wiedergabe der Bewaffnung ſeines Kameraden forderte.*) Zwiſchen ſolchen populären Darſtellungen und den in den Kaſtellen gefundenen Waffen ergibt ſich denn auch die vollſte Uebereinſtimmung,**) und durch die Verwerthung dieſer Hilfsmittel hat beſonders das römiſch-germaniſche Zentralmuſeum zu Mainz unter Leitung des Prof. Dr. Lindenſchmit ganz ausgezeichnete Ergebniſſe erzielt, welche die Bewaffnung des römiſchen Legionars mit greifbarer Klarheit in vortrefflichen Modellen wieder vor uns aufleben laſſen. Allerdings nur die des Soldaten der römiſchen Kaiſerzeit. Für die frühere Vergangenheit wird man wohl im Weſentlichen auf die Angaben des Polybios über die Bewaffnung ſeiner Zeit, d. h. des 3. Jahrhunderts vor Chr., und auf einige wenige ſpärliche Reſte beſchränkt bleiben.

Zunächſt ein Wort über die *Bekleidung der römiſchen Krieger.*

Nach den Ueberlieferungen einiger Schriftſteller ſoll in den älteſten Zeiten die *Toga* auch Kriegskleid geweſen ſein. Die Toga iſt das echt nationale Mantelgewand der Römer und wurde in jener Frühzeit wohl ohne weiteres Unterkleid um den bloßen Körper geſchlagen, an den ſie ſich eng anſchloß. Um zu verhindern, daß die Arme ſich in das beim Kampfe von den Schultern herabſinkende Gewand verwickelten, wurde der über die linke Schulter zurückgeſchlagene Zipfel unterhalb der Bruſt um den Körper geſchlungen und feſtgeknotet. Dieſe cinctus Gabinus genannte Gürtung,***) welche die Römer wahrſcheinlich während ihrer Kämpfe mit den Bewohnern von Gabii angenommen hatten, veraltete mit dem Gebrauche der Toga als Kriegsgewand ſelbſt ſchon ſeit der Einführung der ſervianiſchen Heeresordnung und erhielt ſich nur noch als konventionelle Kleidung des Heeres bei gewiſſen Riten, wie die Eröffnung des Janustempels oder des Feldzuges, ſowie bei Städtebegründungen. Es ſind das Momente, in denen das Bürgerthum des Soldaten hervorgehoben werden ſoll;

*) Ein merkwürdiges Beiſpiel dieſer ſtreng realiſtiſchen Forderung gewährt u. A. ein Grabdenkmal, auf welchem, da nicht alle Auszeichnungen (phalerae) am Soldaten und am Pferde angebracht werden konnten, ein Theil derſelben noch unterhalb des Roſſes hinzugefügt wurde.

**) Vortrag des Prof. Genthe in der deutſchen Philologenverſammlung zu Wiesbaden 1877.

***) O. Müller: Die Etrusker I. S. 260, 267.

denn das Nationalgewand, die Toga, durfte eben nur der Bürger, nur der Freie tragen. Keinem Nichtrömer war die Toga geſtattet; für den Römer dagegen galt es, wenigſtens in der früheren Zeit als unſchicklich, ohne dieſelbe in der Stadt zu erſcheinen. Das leichte, bequeme Hauskleid aber und zugleich der eigentliche Waffenrock der Soldaten iſt die tunica, welche dem griechiſchen Chiton entſpricht und in früher Zeit ärmellos war. Bei kalter Witterung trug man mehrere Tuniken übereinander. Als Soldatenmantel diente das sagum oder sagulum, ein Schulterüberwurf aus dichtem Wollengewebe, der die Arme frei ließ und den Körper nur mäßig bedeckte.*) Die Anführer trugen größere Mäntel, welche bei den Feldherrn purpurn gefärbt waren. Ein ſolcher längerer Mantel hieß pălūdamentum. Die Schenkel pflegte man, etruskiſchem Vorbilde folgend, mit Binden (fasciae) zu umwickeln, wenigſtens bei kalter Witterung; denn daß es nicht immer geſchah, beweiſen die in Deutſchland gefundenen Grabſteine römiſcher Krieger, auf denen die Beine unbekleidet erſcheinen. In der ſpäteren Zeit, als die nordiſchen Feldzüge ſich ſo häufig wiederholten, wurden die bis dahin als barbariſch verſchrieenen Beinkleider (braccae) eingeführt: erſt nur enge Kniehoſen, dann lange eigentliche Pluderhoſen.

Die ſtarken Soldatenſchuhe (călĭgae) waren mit einem bis zur Wade aufreichenden Riemengeflecht verſehen und mit tüchtigen Nägeln beſchlagen. Sie glichen alſo den „Bundſchuhen" des Mittelalters. Juvenal rechnet es unter die ärgſten Unannehmlichkeiten des römiſchen Straßengetümmels, wenn die Zehen unfreiwillige Bekanntſchaft mit dem Schuhwerke eines Kriegers machen müßten.

Das älteſte und gemeinſte Stück der Schutzrüſtung, welches ſich von den früheſten bis zu den ſpäteſten Zeiten erhalten zu haben ſcheint, iſt die lōrīca, der Lederpanzer: bei den einen ein eng anliegender Koller von ſtarkem, doch ſchmiegſamem Leder, bei den andern aus beweglichen Schienen oder Riemen von gebranntem Sohlleder zuſammengefügt. Lorica heißt wörtlich Riemenwerk. Die Riemen bildeten ein Leibſtück und zwei Schulterſtücke, und unterhalb des erſteren wurde in der Herzgegend ein Eiſenblech von $^3/_4$ Fuß Höhe und Breite angebracht, welches Polybios mit dem Ausdrucke καρδιοφύλαξ bezeichnet.**) Unzweifelhaft haben ſich jedoch die ehernen Schutzwaffen der Etrusker auch bei den Römern ſchon früh eingebürgert. Vermuthlich trugen die Hopliten der ſervianiſchen Klaſſenlegion einen dem altgriechiſchen Thorax entſprechenden Bruſt- und Rückenharniſch, der nach der Muskulatur des Körpers gearbeitet

*) Müller: Etrusker I. 264.
**) Polyb. 6, 23, 14.

Digitized by Google

war.*) Wie bei den Hellenen kam aber auch bei den Römern in der Folge dieſe koſtbare Schutzwaffe ab, und nur die Anführer bedienten ſich noch ausnahmsweiſe der lōrica ferrea.**) An ihre Stelle trat, vielleicht ſchon durch Camillus eingeführt, ein von Metallſtreifen gebildeter Gurtpanzer, die *lorica segmentata*. Dies iſt das Hauptſtück der römiſchen Schutzbekleidung.

Fünf oder ſechs, etwa drei Finger breite Metallſtreifen, lāmina,***) welche auf lederne Riemen geheftet waren, wurden vom Nabel aufwärts bis unter die Achſeln mit Haken um den Körper gegürtet und bildeten den eigentlichen Bruſtpanzer, pectorale, während ähnliche Metallſtreifen, humeralia, die Schultern bedeckten und, Tragbändern ähnlich, an den oberſten Streifen des pectorale feſtgehakt wurden. Zuweilen ließ man dieſe Schulterſtücke auch fort; zuweilen trug man nur ſie. (So einige Krieger auf dem Severusbogen.) Die Offiziere, die principes und einige bevorzugte Truppentheile der ſpäteren Zeit, namentlich aber die aſiatiſchen Hilfsvölker trugen auch *Schuppen-* und *Kettenpanzer* (lorica squamata und hamata), welche vermuthlich aus einzelnen, nur durch Ringe verbundenen Schmal- oder Rundblechen beſtanden und alſo den noch heute im Orient üblichen Bruſtpanzern glichen.†) Unter den Bronzen des Berliner Muſeums befindet ſich das Bruchſtück eines ſolchen Panzers, bei dem die aus feinem Eiſendrahtgeflecht gebildeten Maſchenreihen mit Schuppen bedeckt ſind.††) Sehr häufig wurde übrigens auch von den Legionären das Panzerhemd unter dem ledernen Waffenrocke getragen. Für die kaiſerliche Zeit bezeugen das mehrere Grabſteine, beſonders der des Signifer Pintacus zu Bonn. Der lichtbraune Lederkoller wurde auf dem Rücken zugeknöpft;†††) an den Achſeln und am unteren Rande fielen loſe Lederſtreifen herab.

Feldherren und Kaiſer erſcheinen gewöhnlich in dem künſtleriſch idealiſirten *ehernen Chiton* griechiſcher Art, (Chalkochiton) deſſen metallener Ueberzug

*) Guhl und Koner: Das Leben der Griechen und Römer. Berlin 1876. S. 748.

**) Dies war vermuthlich der Name dieſes Rüſtſtücks. Tacitus gebraucht ihn (hist. II. 11) um die Rüſtung Kaiſer Otho's von der ſeiner Truppen zu unterſcheiden.

***) Beiſpiele im Berliner Antiquarium.

†) Weiß: Koſtümkunde II. Berlin 1860. — Die lorica hamata war wohl ein eigentliches Kettenhemd (Virg. Aen. 3, 467) nach Varro eine galliſche Erfindung; die lorica squamata dagegen ein Schuppenpanzer (Virg. Aen. 9, 707; 11, 488). — Vergl. über beide Panzer auch Isid. Orig. 18, 13, 1, 2.

††) Bronzen Nr. 1025. — Ein Stück in Mainz beſteht aus ganz feinen Ringen; größere Ringe zeigen die Panzerhemden des ſogen. Nydamer Bootes im Muſeum zu Kiel, welches in einem ſchleswig'ſchen Torfmoor gefunden wurde und offenbar ein mit Waffen beladenes römiſches Fahrzeug iſt.

†††) Darüber läßt der Fund eines Stückes mit Knopflöchern zu Mainz, ſowie der vieler halbrunder, beinerner Knöpfe keinen Zweifel.

mit mannigfachen Bildwerken in getriebener oder eingelegter Arbeit geſchmückt war. Mehrere Statuen römiſcher Kaiſer zeigen ſolche mit Caelatur bedeckte Harniſche,*) von denen es jedoch zweifelhaft bleibt, ob ſie wirklich getragen wurden oder nur auf Rechnung des verſchönernden und helleniſirenden Sinnes der Bildhauer zu ſtellen ſind.

Der echt römiſche Helm, ſowohl die lederne, erzbeſchlagene gălĕa, als die metallene cassis, unterſcheidet ſich von dem griechiſchen Helme vorzugsweiſe dadurch, daß ihm mit wenigen Ausnahmen das Viſir fehlt. Die altitaliſche Form, wie ſie namentlich die in etruskiſchen Gräbern gefundenen Helme zeigen, erinnert lebhaft an die von den gemeinen Kriegern des Mittelalters getragenen Sturmhauben. Vervollkommnet wird der Helm durch Hinzufügen von Stirn- und Nackenſchirm, ſowie von Backenſtücken (bŭccŭlae). Den Scheitel ziert und verſtärkt oft ein Ring oder Knopf. In der Blüthezeit der Republik herrſcht der Erzhelm vor und zwar mit hoher Helmzierde (crista, iuba); doch ſchon in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts vor Chr. unter Camillus kamen auch ganz geſtählte Helme in Gebrauch.**) Centurionen und höhere Führer trugen zu Polybios' Zeiten einen aus drei rothen oder ſchwarzen Federn beſtehenden Helmſchmuck; ſpäter kamen auch gefärbte Roßhaarkämme auf. Zu den Federn wählte man am liebſten diejenigen germaniſcher Gänſe. In Deutſchland hat man nicht mehr als ein halbes Dutzend römiſcher Helme gefunden. Derjenige, welcher vorzugsweiſe typiſch erſcheint und daher von Lindenſchmit als Vorbild für ſeine Modelle gewählt wurde, iſt zu Niederbieber gefunden und befindet ſich im Beſitze des Fürſten von Wied. Den Hinterkopf deſſelben ſchützt ein Nackenſchirm, die Wangen ſichern breite beckenartige Bänder. Zwiſchen dieſen und der eigentlichen Haube erſcheint eine offene Stelle für das Ohr, welches jedoch wieder durch eine Verſtärkung der Haube gedeckt iſt. Ueber dieſe läuft von vorn nach hinten zur Sicherung des Schädels ein metallener Kamm. Ein anderer zu Oſterbrücken in Baden gefundener Helm zeichnet ſich durch einen vorſpringenden, das Geſicht ſchützenden, viſirähnlichen Aufſatz aus, während die Wangenbänder fehlen. Jenen Aufſatz zeigt auch ein Helm im Darmſtädter Muſeum, der aber daneben Wangenbänder und Nackenſchirm ſowie einen merkwürdigen kreuzweiſen Doppel-Kamm aufweiſt, der da, wo die Zweige ſich kreuzen, verſtärkt iſt und kleine Metallkegel trägt — alles, um dem

*) So eine Bronzeſtatuette im Muſeo Borbonico, welche vermuthlich den jungen Caracalla darſtellt, ganz beſonders aber eine in der Villa der Cäſaren vor der Porta del popolo aufgefundene Statue des Auguſtus. (Vergl. Hübner: Auguſtus, Marmorſtatue des Berliner Muſeums. 28. Programm zum Winckelmannfeſte. Berlin 1868. S. 11).

**) Becker: Handbuch III. (2) S. 247 Note 1367.

Hiebe möglichſt zu widerſtehen.*) Einen ähnlichen Helm, doch ohne Kreuzkamm, fand man jüngſt in der Donau. Außer dieſen Helmen ſind hie und da Viſirhelme zu Tage getreten, bei denen das Geſicht durch eine Metallmaske verhüllt wird. Dergleichen werden zu Stuttgart, zu Kiel (Nydamer Boot) zu Wien, zu Luxemburg und im Britiſh Muſeum aufbewahrt und gewöhnlich, doch ſchwerlich mit Recht, als Gladiatorenhelme angeſprochen.**) Beim Marſche wurde der Helm, von dem man die crista entfernte, abgelegt und mittelſt eines um den Hals geſchlungenen Riemens vor der Bruſt getragen; im Lager aber und bei fortificatoriſchen Arbeiten pflegten die Soldaten den Helm an dem auf dem Boden aufgeſtellten Schilde zu befeſtigen.***)

In alter Zeit war der römiſche Krieger wirklich „von Kopf bis Fuß bewaffnet". Denn am rechten, nicht vom Schilde bedeckten Beine trug der Legionar die Beinſchiene (ocrea), von feiner elaſtiſcher Bronze†), währeud der Reiter ſich zweier lederner Beinſchienen bediente. In ſpäterer Zeit trat jedoch bei allen Truppen an die Stelle der ocrea der Lederſtrumpf.

Hauptſchutzwaffe der Römer wie aller alten Völker war der Schild.

Ueber den eigentlich römiſchen Schild wird von den lateiniſchen Schriftſtellern berichtet, daß er urſprünglich viereckig geweſen ſei. Seit der Berührung mit Etrurien ſei der rechteckige Schild jedoch von dem erzenen tuskiſchen Rundſchilde (clupeus, aspis) verdrängt worden, der durchaus den orientaliſchen und altgriechiſchen Schildformen entſprach††).

Das scutum, der vielleicht ſchon ſeit den Samniterkriegen†††), jedenfalls ſeit den Gallierkriegen für alle Cenſusklaſſen üblich gewordene Schild, war 4 Fuß hoch, $2\frac{1}{2}$ Fuß breit und hatte die Form eines Halb- oder Drittelcylinders. (Daher der Name „Thürſchild", „Langſchild"; griech. θυρεός.) Es beſtand aus Holzplatten, war erſt mit Leinwand und darüber mit Leder

*) Dieſer Helm wurde zu Friedberg in der Wetterau entdeckt, wo überhaupt eine ſcheinbar unerſchöpfliche Fundgrube römiſcher Alterthümer iſt.

**) Auf einer Münze der g. Carisia Cohen. tab. 11 kommt ein Viſirhelm aus der Zeit der Republik vor; bei Lindenſchmit Heft 9, Tafel 5 und Heft 4, Tafel 6 erſcheinen deren aus der Kaiſerzeit. Der letzterwähnte gehörte einem Soldaten der legio XIV. an.

***) Fröhner: La colonne Trajane II. pl. 78, 94.

†) F. Rückert: Römiſches Kriegsweſen. S. 16.

††) Die auf etruskiſchen Bildwerken nicht ſelten dargeſtellten altitaliſchen Krieger führen faſt durchweg Kreisſchilde. Großgriechiſche Beiſpiele ſolcher „Clipea" oder „argoliſchen Aspis", wie Dionyſius (IV. 16) ſie nennt, zeigen mehrfach chalkelephantine Arbeit, indem Zunge und Augen des Gorgoneions, welches eine Hauptzierde der alten Waffen iſt, von Elfenbein aufgelegt waren. — Das Berliner Antiquarium bewahrt unter ſeinen Bronzen (Nr. 1008) einen bei Correto gefundenen, reich ornamentirten etruskiſchen Schild von vergoldeter Bronze, die jedoch ſo dünn iſt, daß man es hier wohl nicht mit einem wirklichen Waffenſtück, ſondern mit einem Grabſchmuck zu thun hat.

†††) Vergl. O. Müller: Die Etrusker I. 390 ff. und Mommſen: Römiſche Geſchichte.

überzogen und am Rande mit Eiſen beſchlagen*). Der in der Frühzeit von den principes geführte eherne clupeus verſchwand ganz, und an ſeiner Statt wurde die leichte, kreisrunde, etwa 3 Fuß im Durchmeſſer haltende parma (πάρμη) eingeführt, ein Lederſchild, der den Veliten überwieſen wurde. In ſpäterer Zeit kamen vielfach ovale, oblonge und ſechseckige Schilder vor, ohne daß man Näheres über ihre Einführung wüßte; doch ſcheint es, daß ſowohl Form als Bemalung der Schilde zur Unterſcheidung der Truppentheile dienten. Auf die ovalen Schilde wird vielfach wieder der Name clupeus angewandt. Die Mitte des ſtets mit Rindshaut überzogenen Schildes nimmt ein Buckel oder Nabel (umbo) ein, von dem aus ſich die Ornamente erſtrecken, welche bei Führern und bevorzugten Truppentheilen plaſtiſch, zuweilen ſogar in edlem Metall ausgeführt waren. Am häufigſten erſcheinen als Schildzeichen: der geflügelte Donnerkeil, kranzumgebene Blitzſtrahlen, Adler, Halbmonde, Lorbeerzweige u. dergl.**) Auf der Innenſeite des Schildes wurde der Name des Soldaten und die Bezeichnung des Truppentheils vermerkt. Die aus der kaiſerlichen Zeit überbliebenen Schilde ſind nur mit einer Handhabe verſehen: ein Beweis, daß ſie mit der Hand, nicht mit dem Arme gehalten wurden. Auf dem Marſche hing der Fußſoldat den Schild gewöhnlich auf den Rücken, der Reiter befeſtigte ihn an der Seite der Satteldecke.

Die Mannſchaft und die Offiziere aufwärts bis zum Centurio trugen als gemeinſchaftliches Abzeichen die Feldbinde, das cingulum militiae. Es war das ein, gewöhnlich mehrfach um die Hüften geſchlungener, meiſt mit metallenen Buckeln und Schuppen beſetzter Gurt von der Breite einer lamina, der vorn zuſammengehakt oder geknotet wurde und deſſen, in mehrere Riemen getheilte, faſt ſtets beſchiente Enden ſchurzartig über den Unterleib hinabhingen. Dieſe Enden ſind gewöhnlich mit Metallknöpfen verſehen.***) Das

*) Merkwürdig iſt es, daß der Name dieſer römiſchen Hauptſchildform offenbar aus dem Griechiſchen ſtammt; denn scutum ſtellt ſich zu σκῦτος = Leder.

**) Im römiſch-germaniſchen Muſeum zu Mainz befinden ſich vortreffliche Modelle ſowohl des scutum als des ovalen clupeus. Der Beſchlag des scutum iſt demjenigen nachgebildet worden, der ſich im Tyne-Fluſſe (England) gefunden hat. Er weiſt in mehreren Feldern verſchiedene Embleme, Menſchen- und Thiergeſtalten und in der Mitte des umbo den Adler auf. Am Rande iſt der Name des Beſitzers, des Junius Dubitatus aus der Centurie des Julius Magnus von der VIII. Legion eingeritzt. Der Beſchlag des ovalen clupeus iſt demjenigen auf dem ſchönen Grabſteine des Adlerträgers der XIV. Legion, des Cneus Muſius, nachgeformt. Hier lauſen von dem umbo glänzende Metallbeſchläge in Geſtalt geflügelter Blitzſtrahlen nach allen Seiten.

***) Deutlich zeigt ſich das cingulum auf Fröhner's photographiſchen Aufnahmen der Reliefs der Trajansſäule, und überall da, wo auf andern Monumenten der Kaiſerzeit nur die beſchienten Enden des clugulum ſichtbar ſind, der Gurt ſelbſt aber zu fehlen ſcheint, dürfte der Zeichner aus Mißverſtändniß, ſtatt den Gürtel darzuſtellen, das pectorale um eine Schiene vermehrt haben. — Bei vielen mit der lorica segmentata bekleideten Soldaten fehlt

cingulum war nicht Schwertgurt, ſondern es diente wie die bürgerliche cinctura zum Aufſchürzen der Tunica, zugleich aber auch als ehrendes Abzeichen. Feigheit und Meuterei wurden mit dem Verluſte des cingulum beſtraft. Noch die der Kaiſerzeit entſtammenden Grabmale römiſcher Krieger weiſen, faſt ausnahmslos, dies cingulum auf, und zwar erſcheint es hier deutlich als ein Bauchſchutz, den zwei aus ſchmalen Streifen zuſammengeſetzte, mit runden Metallblättchen beſchlagene Schärpenenden bilden*); und überhaupt wird man das cingulum ebenſowohl als Schutzwaffe wie als Abzeichen aufzufaſſen haben.

Die vornehmſte, allen römiſchen Kriegern eigene Trutzwaffe iſt das Schwert. Das urſprüngliche Römerſchwert iſt wohl der von Vergil und Livius als Waffe der Heroen geprieſene ensis, ein ziemlich langer, einſchneidiger Haudegen, ähnlich wie der der Gallier, weshalb der ensis zuweilen auch „das galliſche Schwert" genannt wird. In ſeiner Beziehung zu dem ſanskritiſchen asis weiſt das Wort ensis auf das höchſte Alterthum zurück**). Nach der Schlacht bei Cannae vertauſchten die Römer dieſe Waffe mit dem von den Phönikern geführten gladius, einem mehr oder weniger kurzen, zweiſchneidigen Stoßſchwerte hiſpaniſchen Urſprungs, welches nun auf Jahrhunderte hinaus neben dem pilum römiſche Nationalwaffe wurde***). Seit der Kaiſerzeit, namentlich ſeit Hadrian, wuchs übrigens die Länge des gladius bedeutend, und dieſer nimmt denn auch den neuen Namen spatha an†). Die auf den deutſchen Grabmalen dargeſtellten Klingen (spathae wie gladii) ſind weit länger als man ſie ſich früher zu denken gewohnt war. Die Klingen wurden in der Frühzeit aus feſter und wenig biegſamer Bronze hergeſtellt, und dies Material erhielt ſich ſogar neben dem Eiſen und dem Stahl lange Zeit, wenn es auch natürlich je länger je mehr zurücktrat. Zu Anfang des 2. Jahrhunderts führte der römiſche Krieger keine bronzenen Trutzwaffen mehr, und es iſt anzunehmen,

---

das cingulum, ebenſo bei allen mit dem Lederkoller gerüſteten, und es drängt ſich daher die Frage auf, ob dieſe Schärpe nicht vielleicht nur den Legionaren, nicht aber den Auxiliartruppen zugeſtanden habe und ob nicht vielleicht alle mit dem Koller und ohne cingulum dargeſtellten Krieger den Auxiliaren zuzurechnen ſeien. (A. Müller: Programm des Gymnaſiums zu Ploen 1873 und Guhl und Koner a. a. O.).

*) Beſonders ſchön erſcheint das cingulum auf dem zu Bingen gefundenen Grabſtein eines dalmatiniſchen Soldaten.

**) as, ansi (m) bedeutet in der indogermaniſchen Grundſprache Schwert. Zend: anh, ſanskr. asi. — Dieſe Wörter ſind verwandt mit asar, asara (n) Geſchoß, Schwert, ſanskr. asra, griech. ἄσορ, ἄορ = das breite ſtarke homeriſche Schwert. — Die Wurzel ſcheint as zu ſein (ſchleudern, ſchießen). — Vergl. Fick: Wörterbuch der indogermaniſchen Grundſprache. Göttingen 1868.

***) Gladius (Stamm: clad) heißt „der Verſehrer" (Georges Lexikon).

†) Spatha (σπάθη) bezeichnet urſprünglich die „Spatel", ein breites flaches Holz, deſſen ſich die Weber ſtatt des Kammes bedienten, um den Einſchlag damit zu ſchlagen. Noch jetzt bezeichnet ital. spada den Degen. Es iſt unzweifelhaft daſſelbe Wort wie „Spate".

daß im zweiten puniſchen Kriege die neue eiſerne Waffe nicht wenig zu dem Siege über Karthago beitrug.*) Der Schwertgriff beſtand aus Holz, war mit halbkugelförmigen Metallbuckeln beſchlagen und endete in einem Knaufe. Doch kommen auch Griffe mit Metallknäufen vor, wie derjenige von Nydam, deſſen Knauf durch einen Hieb geſpalten iſt. Parirſtangen hatten die römiſchen Schwerter nicht; nur ein einziges zu Kempten bei Bingen gefundenes Schwert, welches ſonſt für römiſch gelten könnte, weiſt eine derartige Vorrichtung auf; es muß der ſpäteſten Zeit der Römerherrſchaft oder der erſten Periode nach ihr angehören**). Die Schwertſcheiden liebte man zu verzieren, und die der Anführer ſind zuweilen Meiſterſtücke der Metalltechnik. Auf deutſchem Boden ſind zwei beſonders ſchöne Scheiden gefunden worden, von denen ſich die eine im Muſeum zu Wiesbaden befindet, während die andere (das 1848 zu Mainz entdeckte ſog. Schwert des Tiberius, wahrſcheinlich ein von dieſem Kaiſer verliehener Ehrendegen) nach manchen Schickſalen in das Britiſh Muſeum gelangt iſt***). Dieſe Scheide und die Monumente bezeugen, daß ſich von jeder Seite der Scheide drei Ringe gegenüberſtanden; da aber der Gürtel, den Denkmalen nach, nur durch je einen Ring auf jeder Seite gezogen wird, ſo fällt es ſchwer, dieſe Sechszahl zu erklären. Das Wehrgehäng heißt balteus, ein anſcheinend etruskiſches Wort†). Der ensis wurde auf der linken, der gladius auf der rechten Seite getragen, indem man das Koppel entweder über die Schulter hängte oder — was häufiger geſchah — um den Leib gürtete. Der Schwertgriff lehnt ſich an die rechte Hüfte. — An der Linken wird, namentlich in der ſpäteren Kaiſerzeit, an beſonderem Koppel eine Kurzwehr, ein Dolch getragen††). Bei den barbariſchen Auxiliaren kommen nicht ſelten krumme kurze Säbel vor.

In der Frühzeit der italiſchen Völker führten Tusker wie Römer neben dem Schwerte wohl ausſchließlich den Speer (quiris, hasta). Hasta iſt

*) Demmin: Waffenkunde. Leipzig 1869. — Seit die Römer Italien's Grenzen überſchritten, lernten ſie den ſpaniſchen und noriſchen Stahl, namentlich aber auch die ſchönen orientaliſchen Klingen ſchätzen.

**) In nachrömiſchen Gräbern Süddeutſchland's finden ſich Schwerter mit Parirſtangen, ſeltener in fränkiſchen Gräbern am Rheine, wie z. B. in denjenigen zu Selzen.

***) Die Scheide dieſes „Tiberiusſchwertes“ iſt mit getriebener Gold- und Silberarbeit geſchmückt und durch das Bildniß des Kaiſers ausgezeichnet. Die Querbänder ſowie Ort und Mündung ſind mit Reliefs verziert und verſtärkt. Das römiſch-germaniſche Muſeum zu Mainz hat dieſe Scheide für ſeine Rüſtungsmodelle nachgebildet. (Vergl. Lerſch: Das ſogen. Schwert des Tiberius. Bonn 1849).

†) O. Müller: Die Etrusker I. S. 393. — Eigentlich bezeichnet balteus nur den Schulterriemen.

††) Eine derartige Wehr (Ochſenzunge) wird zuweilen parazonium genannt, d. i. Gurtſchwert von παρά und ζώνη Gurt.

wahrſcheinlich eines Stammes mit „Aſt“; hasta pura iſt die unbeſchlagene Stange, wie ſie in der Urzeit, meiſt wohl mit im Feuer gehärteter Spitze, als Stoßwaffe (franz. arme de hast) gebraucht wurde und wie man ſie in ſpäter Zeit noch als militäriſche Auszeichnung verlieh*). Die hasta diente den Königen der alten Zeit als Scepter**); ſie wurde bei dem Gerichte der Hundertmänner als Einberufungszeichen aufgeſteckt***), bei öffentlichen Verſteigerungen zur Bezeichnung des Ortes wie der ſtaatlichen Autorität†), und bei Vermählungen ſcheitelte man in feierlicher Weiſe die Haare der Bräute mit der hasta††) — alles Anzeichen urthümlicher Würde und Bedeutſamkeit dieſer Waffe. Anfangs glich wohl die hasta als „lancea“ oder „contus“ (κοντός) ganz dem helleniſchen Langſpieße, zumal bei den Tuskern; daneben aber erſcheint auch ein kleinerer Speer (hasta velitaris)†††), dann das gaesum, ein ſchwerer Wurfſpieß, wahrſcheinlich mit Widerhaken*) und die leichte Wurflanze jaculum. Die Formen der **Lanzenſpitzen** waren ſehr mannigfaltig.

In der Folge trat die Stoßlanze ganz zurück gegen das **pilum**. — Dies Wort iſt vermuthlich eines Stammes mit „Pfeil“**). Das pilum, neben dem gladius die vornehmſte und am meiſten charakteriſtiſche Waffe der Römer, ſcheint doch ebenſowenig wie das hiſpaniſche Schwert römiſchen Urſprungs***); wohl aber hat es den Römern die Vervollkommnung der Einrichtung und, durch die Art ſeiner Verwendung, den weltgeſchichtlichen Ruhm zu danken. Das pilum iſt die am meiſten beſprochene und zumeiſt beſtrittene Waffe der römiſchen Archäologie; die Hauptreſultate der Forſchung knüpfen ſich an die

---

*) A. Becker: Handbuch III. (2) S. 244; L. Lange: Römiſche Alterthümer I. S. 391. — Das Wort hastile (Schaft) wird poetiſch, z. B. von Vergil, für den ganzen Speer gebraucht.

**) Justin. 43, 3 § 3.

***) Hastam centumviralem cogere = zum Centumviralgerichte einberufen (Sult. Ang. 36).

†) Jus hastae Verſteigerungsrecht (Subhaſtation). Ad hastam publicam accedere = öffentlichen Verſteigerungen beiwohnen.

††) Ovid. fast. 2, 560.

†††) Der Velitenſpeer wurde von den Griechen als Erfindung der Etrusker betrachtet; er war leicht, mit geringem Eiſen. (O. Müller: Etrusker I. S. 395).

*) Sicheln und gaesa pflegten eilig zuſammengeraffte Landleute als Waffen zu führen. (Ebd. I. S. 393).

**) Das altdeutſche phil bedeutet im engeren Sinne nicht den ganzen Pfeil (strâla), ſondern nur die eigentliche Spitze. Das Wort lautet angelſächſiſch pil, nord. pila.

***) Salluſt (Cat. 51, 38) läßt den Cäſar ſagen: „Arma atque tela militaria ab Samnitibus, insignia magistratuum ab Tuscis pleraque sumserunt“, und bei Vulci wurde unter altetruskiſchen Waffen der eiſerne Theil eines pilum gefunden, der im Museum Gregorianum pl. 21 Nr. 6 abgebildet iſt. (Marquard a. a. O.). Vergl auch oben S. 162.

Digitized by Google

Namen des Kaiſers Napoleon III.*), des Oberſten Rüſtow**), des Profeſſors Köchly***) und endlich des Dr. Lindenſchmit†) zu Mainz. Dasjenige pilum, welches zuerſt den Triariern zur Vertheidigung des Lagerwalles gegeben wurde, war offenbar eine äußerſt wuchtige Waffe und gewiß identiſch mit dem in ſpäteren Zeiten nur ſelten gebrauchten, doch bei Cäſar erwähnten††) pilum murale. Wahrſcheinlich wurde zur Zeit der Kämpfe mit Pyrrhos dies ſchwere Mauerpilum gegen eine für den horizontalen Kernwurf in offener Feldſchlacht brauchbare Waffe vertauſcht, und dies pilum iſt es, welches Polybios beſchreibt†††). Nach ihm beſtand daſſelbe aus einem hölzernen runden oder vierkantigen Schafte von drei Ellen ($4\frac{1}{2}$ Fuß) Länge mit einem ebenſolangen Eiſen, welches zur Hälfte in eine Nuthe des Schafts eingelaſſen und ſo vernietet wurde, daß es höchſtens ſelbſt zerbrechen, nicht aber abgelöſt werden konnte. Die Länge des pilum war etwa $6\frac{3}{4}$ Fuß. In Hinſicht der Stärke unterſcheidet Polybios ſchwere und leichte pila und läßt ſeine Haſtaten und Prinzipes zwei Pilen, ein leichtes und ein ſchweres tragen. Dies nun wird ſonſt nirgends berichtet und iſt um ſo weniger zu verſtehen, als das ſchwere pilum nach Polybios einen Durchmeſſer von 3 Zoll (den einer *παλαιστή*) hatte. Ein ſolches Geſchoß muß, wie Lindenſchmit bemerkt, „balkenartig" geweſen ſein, und Köchly meint daher im Gegenſatze zu Rüſtow, daß die Krieger es für den Gebrauch als pilum murale im Lager zurückgelaſſen, zur Feldſchlacht aber ſich nur des leichten Pilums bedient hätten. Für die ſpätere Zeit iſt es unzweifelhaft, daß die Legionare nur *ein* pilum führten und zwar das leichte, deſſen Dicke an der Stelle, wo Holz und Eiſen verbunden waren, 3 Daktylen, d. i. $1\frac{1}{8}$ Zoll betrug und deſſen Konſtruktion mehrfach verbeſſert wurde. Marius jedenfalls fand ein pilum vor, deſſen Eiſen nicht mehr in der von Polybios geſchilderten Weiſe mit dem Holzſchafte unlöslich verbunden, ſondern nur durch zwei Niete befeſtigt war. Von dieſen erſetzte Marius den einen durch einen hölzernen Nagel, ſo daß, wenn das pilum in den Schild des Feindes geſchleudert wurde, der Schaft durch die eigene Schwere den hölzernen Nagel zerbrach und, halb gelöſt von der eiſernen Spitze, hindernd und zerrend

*) Les armes d'Alise. Notice avec photographies et gravures sur bois par M. Verchère de Reffye. Paris 1864. 8. und Revue archéologique. Vol. X. 1864 pag. 337 ff.

**) Rüſtow: Heerweſen und Kriegführung Cäſar's. Gotha 1855. Tafel 1, Fig. 1 und Seite 12.

***) Köchly: Verhandlungen der 21. Philologen-Verſammlung zu Augsburg 1862 und der 24. Verſammlung zu Heidelberg 1865.

†) Lindenſchmit: Die vaterländiſchen Alterthümer der fürſtl. hohenzollern'ſchen Sammlung zu Sigmaringen. Mainz 1860, Tafel 1 und S. 20 ff. — Derſelbe: Alterthümer unſerer heidniſchen Vorzeit. Heft 1, Taf. 6, Heft 8, Taf. 6, 9, 11.

††) B. G. 5, 40.

†††) Polyb. 6, 23, 9.

herabhing *). Cäſar erſetzte den Holzdorn wieder durch einen Metallniet, erreichte aber doch denſelben Effekt, den Marius erſtrebt, indem er den oberen Theil des pilum aus weichem Eiſen in geringer Stärke herſtellen und nur die Spitze ſtählen ließ; nun bog ſich das Eiſen, ſobald es getroffen hatte, unter der Schwere des Schaftes. Dies war, wenn die Spitze im Fleiſche ſaß, höchſt gefährlich; aber auch dann, wenn nicht der Feind ſelbſt, ſondern nur der Schild getroffen, befand der Gegner ſich in peinlicher Lage; er war außer Stande, den Schild zu brauchen, ſo lange das pilum haftete; leicht konnte ihm mit Hilfe des feſtſitzenden pilum die Schutzwehr herabgeriſſen werden; und gelang es ihm endlich, was oft ſchwierig, das pilum zu löſen, ſo war es unbrauchbar; er vermochte nicht, es zurückzuſchleudern **). Neuere Verſuche haben ergeben, daß das cäſariſche pilum, von kräftiger Hand geworfen, tannene Scheiben von 3 Cm. Dicke, ja ſelbſt eichene Scheiben von 1,5 Cm. mit doppeltem Eiſenblechbeſchlag durchdringt ***). Unter den in Frankreich und Deutſchland ſeit der erſten Entdeckung Lindenſchmit's zahlreich gemachten Funden von Pilen-Eiſen aus der Zeit von Cäſar bis zum Ende des Reiches gaben beſonders die von Aleſia †) und die von Mainz Anlaß zu genauen Unterſuchungen und Rekonſtruktionen. Die Mainzer Pileneiſen beſtehen aus einer 2 Fuß langen vierkantigen Eiſenſtange mit pyramidaler Spitze. Da, wo die Stange in den Schaft eingelaſſen wurde, geht ſie in eine breitgeſchmiedete, platte, jetzt großentheils zerſtörte Zunge aus. Dieſe Zunge wurde in eine Nuthe des vierkantigen Schaftes eingelaſſen und mit Querriegeln befeſtigt. Die Breite der Zunge (3 Cm. = 1,5 digitus) ſtimmt genau mit den Angaben des Polybios hinſichtlich der Schaftdicke der leichten pila. Ueber die Spitze und bis zum Kopfe des Schaftes hinab konnte eine vierkantige Tülle geſchoben werden, wie ſie die Bonner und Wiesbadener Grabſteine aufweiſen und wie ſie zugleich einen vortrefflichen Handſchutz gewährte ††). Die Länge des Speereiſens, einſchließlich der muthmaßlichen Länge der Zunge, beträgt 2 Fuß 10 Zoll, die des Schaftes mit dem bei allen Speeren vorkommenden Eiſenſchuh etwa 3 Fuß, die ganze Länge der Waffe mithin ungefähr 6 Fuß. Dies iſt das pilum, welches

*) Plut. Marius. 25.

**) Caes. B. G. 1, 25.

***) Verchère de Reffye a. a. O. — Verh. der Philol.-Verſ. 1865.

†) Quicherat: Examen des armes trouvées à Alise-Sainte-Reine. Paris 1866. — Gegen Quicherat's Auffaſſung wendet ſich Lindenſchmit in der Rev. arch. vol. XI. 1865. p. 387 ff.

††) Im Mainzer Muſeum iſt in dieſer Hinſicht beſonders lehrreich der Grabſtein des Q. Petilius Secundus (XV. leg.), in Wiesbaden der des Caj. Valerius Criſpus. Der letztere hat als Vorbild für Lindenſchmit's treffliche Modelle gedient, welche die Pilum-Frage, wenigſtens ſoweit ſie ſich auf die Zeit von Cäſar an bezieht, wohl zum endgiltigen Abſchluß brachten.

Digitized by Google

einen nicht unbedeutenden Antheil hat an der Eroberung der alten Welt durch Rom.

In der ſpäteren Kaiſerzeit lehnten ſich die Truppen gegen den Gebrauch aller ſchweren Waffen, alſo auch gegen den des Pilums auf, und die Organiſatoren mußten dieſem Widerſtande durch Neukonſtruktionen zu Hilfe kommen. Eine ſolche iſt das von Vegetius beſchriebene spiculum (von spicum, Spitze). Es war ein erleichtertes Pilum, im Ganzen $^1/_2$ Fuß kürzer als jenes und mit dreikantigem ſtatt vierkantigem, bis auf 9 Zoll verkürztem Eiſen. Noch leichter war das $3^1/_2$ Fuß lange vericulum oder verutum. Auch erſcheinen zu dieſer Zeit Speere, an deren Schaft zur Erhöhung der Wurfkraft eine Lederſchleiſe (amentum) angebracht iſt, alſo Riemenſpieße, wie ſie die griechiſchen Peltaſten führten. Einige Truppenabtheilungen der Kaiſerzeit waren mit Wurfpfeilen (martiobarbuli, plumbatae sc. sagittae) bewaffnet, deren jeder Soldat 5 innerhalb des Schildes mit ſich führte. Die mit Widerhaken verſehene Spitze war an ihrer Tülle mit einer ſtarken Bleifaſſung beſchwert und dadurch die Wirkung des Wurfes bedeutend erhöht.*)

Bogen und Pfeil (arcus und sagitta) ſcheinen erſt in der Zeit des Marius durch die Auxiliartruppen in die Reihen der Römer ſelbſt eingeführt worden zu ſein. Kretiſche und baleariſche Bogner treten dagegen ſeit den puniſchen Kriegen regelmäßig bei den Heeren Rom's auf. Von Pfeilſpitzen kommen am häufigſten die dreikantigen vor, welche mittelſt eines Dornes auf dem Schafte befeſtigt wurden. Die in vielen Muſeen aufbewahrten bronzenen als Bogenſpanner bezeichneten Inſtrumente in Brillenform**) haben ſicherlich nicht zum Spannen des Handbogens, ſondern zu Bedienung der arcuballista gedient, jenes leichten Geſchützes, welches die Griechen „Bauchſpanner" nannten und welches ſpäter als „Armbruſt" auftritt. Im Felde wurde dieſe Waffe jedoch nicht gebraucht, ſondern nur auf dem Walle. Die Ausbildung der Artillerie, zumal die der Feldartillerie fällt bei den Römern übrigens erſt in die Kaiſerzeit.

Auch die Schleuder, obgleich ſchon von den Tuskern verwendet,***) kam als ordnungsmäßige Waffe anfangs nur bei einer Centurie der accensi velati, alſo nicht in der eigentlichen Legion vor. Erſt durch fremde Truppen gelangte ſie nach dem zweiten puniſchen Kriege zu allgemeinerem Gebrauche, namentlich durch die ſpaniſchen Inſelvölker und die Achäer von Aegium. Die berühmten baleariſchen Schleuderer führten die einfache funda, welche aus einem länglich

*) Lindenſchmit: Alterthümer unſerer heidniſchen Vorzeit. Heft 5. Taf. 5.

**) Sie ſind an dem Verbindungspunkte meiſt mit drei nahe an einander ſtehenden Spitzen beſetzt.

***) O. Müller: Etrusker I S. 395.

Digitized by Google

runden Lederſtückchen mit genau abgemeſſener Durchſchußöffnung beſtand und in ſchmale Riemen auslief. Nur mit der Tunika und dem Sagum bekleidet, ſelten auch nur mit einem kleinen Handſchilde verſehen, ſchwang der Schleuderer ſeine Waffe mit der Rechten, während in den Falten des über den linken Arm geſchlagenen Sagums die Munition ruhte. Die Römer ſelbſt brauchten die Schleuder wie den Bogen niemals im Felde, ſondern nur bei Belagerungen; wo Feldtruppen mit ſolchen Fernwaffen auftreten, ſind es ſtets Söldner (mercenarii): Numidier, Mauren, Griechen, zumal Kreter, welche in beſonderen Abtheilungen erſcheinen; wie z. B. Pompejus im Bürgerkriege 2 Kohorten funditores zu je 600 Mann hatte.*) Später ſchritt man dazu, Stockſchleudern (fustibali) von beſonderer Schnellkraft einzurichten, mit denen man ganze Truppentheile (fundibulatores) bewaffnete.**) Als Schleudergeſchoß dienten anfangs aufgehobene Steine, ſpäter ſorgfältig behauene lapides missiles und bleierne Geſchoſſe (glandes). Die letzteren entſprachen ihrem griechiſchen Vorbilde ſowohl durch die oblonge, in zwei Spitzen auslaufende Form als auch dadurch, daß ſie theilweiſe mit Inſchriften verſehen waren. (Z. B. Pete culum Octaviani! — Fari Pomp (ejum)! — Fugitivi peristis!)***)

Von den Abzeichen iſt bereits des gleichzeitig als Schutzwaffe dienenden cingulum militiae Erwähnung geſchehen. Statt dieſes Gurtes trugen die Stabsoffiziere und Feldherrn das cinctorium, eine ſchmale Schärpe, welche um die Mitte des Oberkörpers geſchlungen wurde und deren Enden man in konventioneller Weiſe unterſteckte. Feldherrn wie Tribunen hatten ihre beſtimmte Anzahl Liktoren;†) und zu den Inſignien der Centurionen zählte ein ſtarker Rebſtock (vitis), beſtimmt, die Körperſtrafen an den Soldaten zu vollziehen.

Diejenigen Offiziere, welche dem Stande der Ritter oder dem der Senatoren angehörten, trugen den mit Purpur geſäumten Reitermantel (trabea), einen chlamysartigen Schulterüberwurf, ſowie die in ihrer vorderen Mitte von oben nach unten mit einem Purpurſtreifen (clavia) beſetzte Tunika. Alles, was der Ritterſchaft, dem ordo equester, angehörte, hatte das Recht, ſilbernes

*) Marquard II. S. 333.

**) Dies geſchah namentlich im Heere des Trajan. Vegetius (III. 14) beſchreibt die Stockſchleuder genau.

***) Die Schleuderbleie haben ſich in großer Zahl erhalten und rühren zu nicht geringem Theile von den Belagerungen Askulum's und Peruſia's (89 reſp. 40 v. Chr.) her. Meiſt ſind ſie mit dem Legionsſtempel verſehen. (Vergl. De Minicis: Sulle antiche ghiande missili, Roma 1852; Mommſen: Corpus Inscript. lat. I. n. 652; Viſcher: Antike Schleudergeſchoſſe, Baſel 1866; Semper: Ueber die bleiernen Schleudergeſchoſſe der Alten. Frankfurt a. M. 1859.

†) Dem Diktator ſtanden 24, den Konſuln 12, dem magister equitum und dem Prätor im Felde 6 Liktoren zu. In Bezug auf die Kriegstribunen ſchwanken die Angaben.

Pferdegeſchirr zu führen, und überdies zeichneten ſich die Ritter durch den goldenen Siegelring aus. Der Purpurſtreif ihrer Tunika war aber ſchmäler (angusticlavia) als der der Herren ſenatoriſchen Ranges (laticlavia).*)

Die römiſche *Reiterei* führte, im Gegenſatze zur griechiſchen, Schilde (cetra), welche dem scutum glichen und wie der Bruſtharniſch aus Leder hergeſtellt wurden. Sie kannte, wenigſtens in der älteren Zeit, weder den Gebrauch der Sättel noch den der Steigbügel und ſaß auf wollenen Decken (ephippia). Bei feierlichen Aufzügen ſchmückte ſie die erwähnte Trabea und ſilbernes Pferdegeſchirr. Seit den Kriegen mit helleniſchen Gegnern folgte ſie aber ganz entſchieden dem griechiſchen Vorbilde, erſchien gleich dieſem mit erzenem Helme und erzenem Panzer, Hüftſtücken und lederner Beinbekleidung; den Schild aber behielt ſie bei, theils in der Form des scutum, theils in ovaler Geſtalt. In der Spätzeit trugen die Reiter der Legion auch eigentliche Beinſchienen, daher ſie Vegetius ocreati equites nennt.**) Als *Trutzwaffen* dienten lange Schwerter und Lanzen (conti), die oben und unten mit Spitzen verſehen waren. Die *Zäumung* der Pferde erſcheint ſehr rationell und vollſtändig, und zuweilen kommen auch an Stirn und Bruſt der Roſſe blanke Rüſtſtücke, ſogen. phalerae vor.***) Eigentliche *Hufeiſen* gab es noch nicht; wohl aber verſah man die Pferde auf ſchwierigem Boden ſeit alter Zeit mit einer Art von Sohlen oder Socken (calceus), die anfangs aus Geflecht, ſpäter aus Eiſen beſtanden (solea ferrea). Ihre Befeſtigung war indeſſen ſehr ungenügend.†) Exemplare ſolcher Roßeiſen hat man namentlich in gebirgigem Gelände (Schweiz und Oeſterreich) häufig gefunden. Die Reiter trugen in der ſpäteren Zeit, wenigſtens zum Theile, auch *Sporen*††) (calcaria). Uebrigens ſind die Mittheilungen über die Kavallerie der Römer ſehr ſchwankend und ungenau, was wohl beſonders daran liegt, daß dieſe Waffe der Hauptmaſſe nach von den Hilfsvölkern aufgebracht wurde. Von dieſen ſtellten ſpäter die aſiatiſchen Bundesgenoſſen viel berittene Bogner, unter denen die cataphracti, welche von Kopf bis Fuß, die Roſſe eingeſchloſſen, mit Schuppenpanzern bekleidet waren, beſonders hervortreten.

---

*) Weiß: Koſtumkunde II. 1005.

**) Rückert: Das römiſche Kriegsweſen. Berlin 1850.

***) Näheres in Becker's Handbuch III.

†) Vergl. Beckmann: Beiträge zur Geſchichte der Erfindungen. Leipzig 1792. III. 1. S. 122 ff. — Ebd. wird auch über das Vorhandenſein von Sattel (S. 90) und Steigbügel (S. 102) bei den Alten eingehend gehandelt. — Ferner Vogel: Geſchichte der denkwürdigſten Erfindungen. Leipzig 1842.

††) Daß Sporen nicht ſelten waren, beweiſt der Umſtand, daß ſie ſprichwörtlich als Bild verwerthet wurden: addere calcaria sponte currenti (Pl. ep.). — Alter frenis eget, alter calcaribus (Cic,).

Digitized by Google

Die den Legionen zugetheilten Muſiker wurden in tubicines, cornicines und bucinatores unterſchieden. Die tuba, eine lange Trompete, ſoll von etruskiſcher Erfindung ſein und diente für die taktiſchen Signale; das cornu, einem langen gewundenen Jagdhorn ähnlich, war vorzugsweiſe zu Lagerſignalen beſtimmt; die bucina, ein einfaches Kurzhorn, hatte die Vigilien, die Nachtwachen, anzuzeigen. Bei der Reiterei kommt noch eine kurze gekrümmte Zinke, der ſog. litüüs hinzu. Von Marſchmelodien, welche auf dieſen Inſtrumenten geſpielt worden wären, hat ſich keine Ueberlieferung erhalten, ebenſowenig von dem Vorhandenſein von Pauken oder Trommeln. Plutarch zufolge wurden die Römer durch den noch nie gehörten Klang der parthiſchen Trommeln, „welcher dem Gebrülle reißender Thiere und dem Rollen des Donners glich", in der Schlacht bei Karrhae nicht wenig in Schrecken geſetzt. Die Feldmuſiker wie die Träger der signa, der Feldzeichen, erſcheinen in der ſpäteren Zeit durch eine als Kopfbedeckung und Rückenbehang angewendete Wildſchur (Löwen- oder Wolfsfell) ausgezeichnet.

„Die volle Waffenrüſtung", ſagt Cicero, „bringen unſere Soldaten als Laſt ebenſowenig in Anſchlag als ihre Schultern, Arme und Hände." Aber außer ihr gab es auch noch viel zu ſchleppen. Der ſchwerfälligſte Theil der Ausrüſtung des römiſchen Soldaten war das Gepäck (sarcina). Denn nicht allein alles das, was ihn ſelbſt betraf, ſondern auch noch einen großen Theil der Dinge, welche heutzutage zum Armeetrain gehören, war er verpflichtet, zu tragen. Die alte europäiſche Welt war nicht eben reich an Laſtthieren, namentlich an Pferden, und den antiken Pferdetypen nach, ſcheint in Italien eine der ſchlechteſten Raſſen heimiſch geweſen zu ſein. Dies hatte großen Einfluß auf die Armeeorganiſation: einmal verhinderte es das Aufſtellen einer ſtarken Reiterei, da man den Transport der voluminöſeſten Verpflegungsgegenſtände, nämlich des Futters, auf das Minimum herabzuſetzen genöthigt war; dann aber zwang es auch zu einem ſo außerordentlichen Bepacken des Soldaten, daß Joſephus ihn nicht mit Unrecht einem Packeſel vergleicht. Vegetius noch berechnet die Laſt des Gepäckes, welches der Einzelne durchſchnittlich ſchleppte, auf wenigſtens 60 römiſche Pfund.*) General v. Hardegg ſchätzt ſie ſogar auf 65 Pfund, Rüſtow in ſeinem „Cäſar" dagegen nur auf 30 bis 45 ſchwere Pfunde, jenachdem der mitgenommene Mundvorrath für längere oder kürzere Zeit auszureichen hatte. In alter Zeit, als die Kriege ganz in der Nähe der Stadt geführt wurden, genügte es, was Cincinnatus im Kriege gegen die Aequer befahl, gekochte Speiſen auf einige Tage mitzunehmen. In der

*) Veget. 1, 19.

Digitized by Google

Folge nahm der Soldat Proviant für 17 Tage mit*), anfangs ungemahlenes Korn, welches ſich in einem Querſack (sisyra) befand; erſt in ſpäterer Zeit Brot.**) Nicht ſelten aber ſtieg der Mundvorrath ſo hoch, daß er für einen Monat ausreichte.***) Ferner trug der Soldat einen Korb mit Kleidern zum Wechſeln und zum Erſatz, einen Becher, einige Kochgeſchirre, und, was das ſchlimmſte war, einen oder mehrere valli, Schanzpfähle, für die unerläßliche tägliche Lagerbefeſtigung während der Märſche.†) Ein Theil der Mannſchaft führte überdies Sägen, Spaten, Beile, Taue und Sicheln zu Befeſtigungsarbeiten und zum Fouragiren mit ſich, ſodaß eine lange Uebung erforderlich war, um einen Marſch unter dieſem Gepäcke zu machen, und fremde Hilfstruppen ſich dazu meiſt unfähig erwieſen.††)

Trotz dieſer faſt übermäßigen Belaſtung des Soldaten und trotz der auf Sparſamkeit und Mäßigkeit dringenden Kriegsgeſetze führte doch jede Legion eine beſtimmte Anzahl von *Laſtthieren* (iumenta) Pferde- und Mauleſel mit. Dieſe trugen lederne Schläuche mit Wein und Weineſſig, lederne Zelte, je eins für ein contubernium von zehn Mann†††), das Zubehör der Zelte, Ergänzungsſtücke zu Waffen, Kleidung und Werkzeug, Handmühlen*), und, wenn es ſich um Belagerungen handelte, auch die meiſten Theile zerlegter Kriegsmaſchinen. Die ponticuli, die Brückenkähne, welche man mit ins Feld führte, wurden durch Anſtecken von Rädern auf dem Marſche als Fuhrwerke verwerthet. Alle dieſe Gegenſtände faßten die Römer unter dem Ausdruck impedimenta zuſammen. In den guten Zeiten der Republik hatte jede Legion zur Fortſchaffung derſelben 250 Maulthiere. Vielfach kommen aber auch Wagen vor, welche theils mit Pferden, theils mit Ochſen beſpannt wurden. Man unterſchied plaustra, Rüſtwagen mit abnehmbaren und carri, ſolche mit feſten Wagenkaſten.

Die *Hauptnahrung* der Römer war anfangs ein Mehlbrei (puls), für den ſich der Soldat auf der mitgenommenen Handmühle, oder in deren

---

*) Cic. Tusc. 1, 1; Lamprid: Alex. Sever. 47; Ammian 17, 9; — für 22 Tage Caes. B. C. 1, 78.

**) Spartianus: Biogr. des Pescennius Niger 10; Ammian 17, 8.

***) Liv. 44, 2; epit. 57.

†) Cincinnatus ſoll 12, Scipio bis 7 Schanzpfähle dem Einzelnen aufgeladen haben. (?)

††) Caes. B. C. 1, 78.

†††) Hygin rechnet 8 M. auf ein Zelt, weil immer zwei auf Wache ſeien. Joſephus (B. Ind. 3, 6, 2) und Spartian. (Pescenn. Nigri 10, 6) nehmen 10 M. für ein Zelt an. — Jeder Centurio hatte aber ſein eigenes Zelt und die höheren Offiziere mehrere, ſo daß für ein Heer von 20,000 Mann, wenn jedes Zelt ein Packthier forderte, allein zu dieſem Zwecke an 2000 iumenta erforderlich waren. (Marquard II. S. 414).

*) Plut.: ant. 45.

Ermangelung zwiſchen zwei Steinen, den Weizen zerrieb. Später führte jede Zeltkameradſchaft (decuria) eine tragbare Mühle auf Maulthieren mit ſich, und man bereitete ſtatt des Breies Kuchen von Weizen, den man über Kohlen geröſtet, dann gemahlen und endlich unter der Aſche gebacken hatte. Mehlſpeiſen blieben immer die Hauptnahrung des römiſchen Kriegers, und ſowohl Cäſar wie Tacitus ſchildern es gelegentlich als eine große Noth, wenn die Soldaten ein paar Tage ohne Mehl waren und von friſchem Fleiſche leben mußten. Truppentheilen, die ſich ſchlecht benommen hatten, wurde zuweilen Gerſte ſtatt des Weizens verabreicht; Vegetius zufolge wendete man dieſes Strafmittel ſogar gegenüber ungelehrigen Rekruten an.

Der gewöhnliche Trank war die angeblich ſehr geſunde posca, d. h. mit Weineſſig vermiſchtes Waſſer. Jeder Soldat führte ſolchen Eſſig bei ſich. Wein war verboten*).

Der Weizen wurde den Soldaten gegen Einbehaltung eines Theiles des Soldes, mit monatlich 4 Scheffeln geliefert; ebenſo das Salz, nach welchem die ganze Portion den Namen salarium (salaire) empfing. Fleiſch und Gemüſe wurden nur ſehr ſelten geliefert, ſondern von den Marketendern bezogen, deren jeder Legion eine Anzahl zugetheilt waren. Ein Centurio empfing das doppelte, der Tribun das vierfache salarium.

Zu Polybios' Zeiten (alſo im 2. Jhrdt.) betrug der Sold (stipendium) des Legionars täglich 2 Obolen (27 Pfg.) alſo jährlich 120 Denare, während der des griechiſchen Soldaten 4 Obolen täglich betrug. Von jenen 120 Denaren wurden dem Mann aber jährlich wenigſtens 26 D. für Weizen abgezogen; und dazu kamen bei denen, die ſich nicht ſelbſt völlig ausgeſtattet, auch noch Abzüge für Kleidung und Rüſtung.**) Der baare Sold, welcher halbjährlich oder jährlich bezahlt wurde, das salarium eingerechnet, betrug ungefähr ſo viel, wie der römiſche Tagesarbeiter durchſchnittlich verdiente.

Der römiſche Soldat war alſo allerdings beſoldet; aber nicht in dem Maße, daß die Löhnung an ſich eine Lockung war. Dies war für den Charakter der Armee von großer Bedeutung; denn der einzelne Legionar war in Folge deſſen in hohem Maße auf ſeine eigene Wirthſchaftlichkeit angewieſen, und er konnte das um ſo ſicherer ſein, als er ja ſtets von einer eigenen Wirthſchaft herkam und alſo die Aufgaben einer ſolchen kannte.

*) v. Baumann a. a. O.

**) Plutarch zufolge brachte C. Gracchus ein Geſetz durch, daß wenigſtens die Kleidung den Soldaten umſonſt geliefert werden ſollte; dies wird ſich aber wohl nur auf die thatſächlich ganz Unvermögenden bezogen haben, da noch Tacitus den aufrühreriſchen pannoniſchen Soldaten nach dem Tode des Auguſt die Klage in den Mund legt: ihr Leib und Leben werde auf nicht mehr als täglich 10 as (70 Pfg.) geſchätzt, und damit ſei noch der Aufwand für Kleider, Dienſturlaub, Waffen und Zelte zu beſtreiten (Göll a. a. O.).

Digitized by Google

Populäre Unterhaltungsliteratur des zwölften Jahrhunderts.

Von A. Leonhard.

I.

Die poetiſche Literatur des zwölften Jahrhunderts durchzieht ein ſchroffer Gegenſatz der Gefühlsweiſe: der zwiſchen heiterer Weltfreude und himmelanſtrebender Weltflucht. Beide befehden einander in heftiger Polemik und konkurriren ſtetig um die Gunſt des Publikums. Die Kleriker behandeln moraliſche Gegenſtände, alt- und neuteſtamentliche Stoffe und Legenden, ſchreiben Satiren gegen die Weltlichkeit und den Lebensgenuß, gegen die Mode und den Putz, gegen die Freude an Gaſtereien, Jagden und ſchönen Frauen; ſie ſuchen die Herzen der Zuhörer für die Seligkeit des Jenſeits zu bereiten. Alle Freude und Luſt dieſer Welt, Macht, Ruhm und Ehre, Männerſchlachten und ritterliches Leben verherrlichen dagegen die fahrenden Spielleute; ſie erſcheinen bei allen Feſtlichkeiten, bei Gaſtmählern und Hochzeiten, auf dem Markte vor dem Volke und an den Höfen der Edlen und ſorgen durch Tanz- und Liebeslyrik, durch Geſang von tapferen Helden, von ihren Kämpfen und ihrem fröhlichen Sinnenleben für die Ergötzung der Anweſenden und die Erhöhung der Feſtſtimmung. Gar oft locken ſie aus der Kirche, wo der Prieſter Demuth und Entſagung predigt und gegen übermäßige Vergnügungsſucht und ausgelaſſene Sinnenfreude ſeine mahnende Stimme erhebt, das begehrliche, lebensfrohe Volk herbei zum Vortrage ihrer weltlichen Mären.

Doch überall, wo Gegenſätze ſich bekämpfen, finden wir, daß ſie im Verlaufe des Kampfes ſich einander nähern und Berührungspunkte finden. Denſelben Vorgang ſehen wir auch in der Literatur des zwölften Jahrhunderts ſich vollziehen. In einzelnen deutſchen Gauen, beſonders in Baiern und in den rheiniſchen Gegenden, wo das Publikum von beiden Seiten, von den Geiſtlichen wie von den Vertretern der volksthümlichen Dichtung mit beſonderem Eifer umworben wird, tritt um die Mitte des Jahrhunderts auf literariſchem Gebiete eine intereſſante An- und Ausgleichung des Geiſtlichen und Weltlichen ein. Die Geiſtlichen verleihen ihren religiöſen Stoffen einen gewiſſen ſinnlichen Reiz und befriedigen das Bedürfniß des Laienpublikums nach kriegeriſcher Darſtellung und Verherrlichung der Heldenhaftigkeit durch Schilderung von Kämpfen und Schlachten ritterlicher Helden, die ſie mit Geſchick in ihre frommen Erzählungen einzuweben wiſſen. Die Spielleute andrerſeits ſtecken jetzt die beliebten Helden altgermaniſcher Sage in das heilige Gewand eines Kreuzritters,

Digitized by Google

geben ihren launigen Erfindungen durch Engelserſcheinungen und andere himmliſche Zuthat einen frommen Auſtrich und verſchaffen auf dieſe Weiſe auch da, wo ſie die Gemüther durch geiſtliche Pflege wohlbebaut finden, ihren phantaſtiſchen Erzählungen williges Gehör. Bei dieſer Taktik der Spielleute war es unausbleiblich, daß die alten Sagen wunderliche Geſtaltungen annahmen und eigenthümliche Entſtellungen erlitten, und die germaniſche Wiſſenſchaft hat die oft nicht leichte Aufgabe, in dem eigenthümlichen Wirrwarr der Spielmannsgedichte den Kern der urſprünglichen Sage herauszuſchälen, die altdeutſchen Sagengeſtalten unter dem chriſtlichen Koſtüm, das ihnen von den Spielleuten umgehängt iſt, wiederzuerkennen. Dies gilt namentlich von drei Spielmannsgedichten, die aus der Rheingegend, aus der Umgebung von Trier zu ſtammen ſcheinen und in denen geiſtliche und weltliche Intereſſen, chriſtliche Vorſtellungen und heidniſche Ueberlieferungen eine wunderliche Verbindung eingegangen ſind.

Um 1190 hat ein rheiniſcher Spielmann das „Märe vom König Orendel" oder, wie er es ſeinen gläubigen Zuhörern zu Liebe nannte, das „Märe vom ungenähten Rocke Chriſti" geſungen, ein Gedicht, welches v. d. Hagen 1844 herausgegeben und K. Simrock 1845 überſetzt hat. In dieſer Erzählung hat der Dichter mit den letzten Geſchicken des Königreichs Jeruſalem um 1187 und mit der kirchlichen Legende, welche berichtet, wie der heilige Rock nach Trier kam. einen altgermaniſchen, heidniſchen Odyſſeus-Mythus verknüpft, der noch zu ſeiner Zeit unter den Bewohnern des Rheins im Schwange geweſen ſein muß. Dieſer Odyſſeusmythus, die Sage von einem in der Irre ſchweifenden Seefahrer, welcher, verfolgt von allen Schrecken des Meeres, unter entſetzlichen Mühſalen ſeiner geliebten Heimat und ſeiner von zahlreichen Freiern umworbenen Gattin zuſtrebt, iſt nicht etwa aus Griechenland nach unſerm Vaterlande übertragen worden, ſondern er hat ſich aus denſelben Grundlagen, wie dort, in Deutſchland ſelbſtändig entwickelt. Die weiten Seefahrten, welche ſchon in der früheſten Zeit von den germaniſchen Anwohnern der Oſt- und Nordſee, von den ſeekundigen Angeln, Sachſen und Frieſen unternommen wurden, die wunderbaren Naturerſcheinungen des Meeres, welche die Aufmerkſamkeit und die Phantaſie der Schiffer in Thätigkeit ſetzten, gaben den natürlichen Anlaß zu einem ganzen Gewebe von Fabeln der verſchiedenſten Art, welches den ganzen Norden von Weinland in Nordamerika bis zu den Umgebungen des weißen Meeres und der Oſtſee umſpannte.*) Aus der Fülle dieſer Sagen mochte ſich ſchon früh ein Mythus gebildet haben, ähnlich demjenigen, welcher von dem griechiſchen Dichter zur Odyſſee ausgeſtaltet wurde. Leider hat den Deutſchen der Dichter gefehlt, welcher den gewaltigen Stoff zu einem um-

*) Vergl. K. Müllenhoff, Deutſche Alterthumskunde S. 45.

Digitized by Google

faſſenden Epos zu verarbeiten verſtand; der Spielmann aber, welcher vom König Orendel dichtete, hat den intereſſanten Schiffermythus wenigſtens ſo weit benutzt, daß wir bei näherer Betrachtung des Gedichtes das urſprüngliche Gefüge der alten Sage noch erkennen können.

Zu Trier — ſo erzählt er — ſaß König Oygel. Sein Sohn Orendel ſegelte, als er zum Ritter geſchlagen war, mit einer Flotte von 72 Kielen den Rhein hinunter in das „wüthende Meer", um die Königin von Jeruſalem, Frau Breide, „die ſchönſt' ob allen Weiben", ſich zur Gemahlin zu gewinnen. Durch einen Sturm wird er in das „wilde Klebermeer" geworfen, wo er drei Jahre feſtſitzt. Kaum befreit, wird er abermals von einem Sturmwinde überfallen; ſeine Schiffe mit allem Heer verſinken; nur er ſelbſt erreicht, an eine Diele geklammert, nackt und bloß das Land, wo er am vierten Tage von Meiſter Eiſe „einem Fiſcher heer und weiſe" gefunden und in Dienſt genommen wird. Dieſer Fiſcher, der achthundert Knechte unter ſeinem Befehle hat, bewohnt eine herrliche Burg mit ſieben Thürmen. Unter den Fiſchen, welche Orendel durch einen glücklichen Zug fängt, findet ſich auch ein Wal, welcher einen grauen Rock im Magen trägt. Dies iſt der ungenähte Rock des Gekreuzigten, welcher von dem Juden, der ihn als Lohn für gute Dienſte vom König Herodes erhalten, in des Meeres Tiefe geworfen worden war, weil er von dem Blute des Gemarterten nicht gereinigt werden konnte. Mannichfache Schickſale hatte der Rock erfahren, bis er endlich vom glücklichen Orendel in jenes Fiſches Magen gefunden wird. „Um zwanzig Pfennige Gold, die ihm ſandt' unſre Frau ſo hold" erwirbt der Held das heilige Gewand; bald darauf wird er auf ſeine Bitten auf kurze Zeit aus ſeiner Knechtſchaft entlaſſen. Zu Fuße gelangt er, ohne weitere Fährlichkeiten, nach Jeruſalem. Auf dem Burghofe findet er Alles voll Leben: die Tempelherren treiben Kampfſpiel und allerlei Kurzweil vor den Augen der Frau Breide, welche von der Burgzinne aus zuſchaut. Da klagt Orendel, daß er nicht Roß und Schild habe, um mitzureiten; ein heidniſcher König, der ſich mit ſeinem Bruder als Freier der Königin Breide am Hofe aufhält, iſt gutmüthig genug, ihm das Gewünſchte zu leihen, unter der Bedingung, daß der „Graurock" — ſo nennt er ihn nach ſeinem Kleide — ſein Knecht und Eigenmann wird, falls er das Geliehene im Kampfe verliere. Des Heiden Bruder iſt der Erſte, den Orendel vom Pferde ſticht; dann entledigt er noch zwölf andere Roſſe ihrer Reiter. Die Rüſtung der Gefallenen überantwortet der Sieger — und hier zeigt ſich deutlich der erzählende Spielmann — dem fahrenden Volke.

Das fahrende Volk, es ward ſo froh,
Es gab ein Rufen, ein Halloh,
Sie trugen es alles hin zum Wein,
Und verkauften's, was es werth mochte ſein;

Digitized by Google

Sie ſprachen allſogleich:
„Komm heran, Arm und Reich;
Wer eſſen will und trinken,
Der laſſe ſich nicht zweimal winken.“

Der tapfere Kämpfer wird von der Königin mit einem Kuß empfangen, nach abermaligen Siegen über die Heiden, welche gegen die Thore Jeruſalem's heranziehen, von ihr als Gemahl und König begrüßt und endlich, nachdem er ſich zum dritten Male gegen eine Ueberzahl von Feinden als wackerer Streiter ausgewieſen hat, auch von den Tempelherren, welche ihm anfangs wenig geneigt ſind, als Herr und Gebieter anerkannt. Den Neuvermählten verbietet aber ein Engel, die Freuden der Ehe zu genießen. Bemerkenswerth iſt noch, daß Frau Breide den Helden mit „ihres Vaters David Schwert“ ausrüſtet und am letzten Kampfe ſelbſt in voller Rüſtung theilnimmt und dem Gemahl zur Seite ſteht.

Kaum iſt Orendel in den unbeſtrittenen Beſitz der Königskrone gelangt, da erſcheint Meiſter Eiſe in Jeruſalem und ſucht ſeinen beurlaubten Knecht; doch läßt er auf Bitten der Königin, welche ihn mit einer reichen Summe Goldes beſchenkt, ſeine Anſprüche fahren. Als Lohn dafür erhält er die Würde eines Herzogs. Sofort zieht er im Bunde mit dem „Graurock“ aus, um eine heidniſche Burg zu belagern; Orendel wird gefangen, aber von Frau Breide mit Hülfe eines Engels, welcher dem verrätheriſchen Zwerg Alban eine derbe Züchtigung zu Theil werden läßt, aus der Hand der Feinde befreit. Nach Jeruſalem zurückgekehrt, erfährt Orendel, wiederum durch Vermittlung eines Engels, daß ſeine Vaterſtadt Trier von heidniſchen Völkern belagert werde. Sofort ſetzt er an ſeine Stelle einen Statthalter und eilt ſelbſt mit ſeiner Gemahlin und Meiſter Eiſe dem bedrängten Vater zu Hilfe. An der italiſchen Küſte bei Bari, wo ſie landen, treibt Meiſter Eiſe die am Strande weidenden Roſſe, ohne die Beſitzer zu fragen, zuſammen und macht das ganze Heer beritten. Als die vor Trier lagernden „Heiden“ von der Ankunft Orendel's hören, unterwerfen ſie ſich. „Da mußten all die Heiden Fürwahr die Taufe leiden.“ Doch nicht lange darf der Held bei ſeinem Vater weilen: Ein nächtliches Traumbild meldet der Frau Breide, daß das heilige Grab in der Heiden Gewalt gefallen ſei. Auf Gottes Befehl läßt Orendel den grauen Rock in einen ſteinernen Sarg ſchließen und denſelben in Trier aufſtellen; er ſelbſt fährt mit ſeinen Mannen ſchleunigſt nach dem heiligen Lande zurück. Zwei Mal wird Frau Breide, welche von Ackers, wo ſie landen, allein nach Jeruſalem eilt, von den treuloſen Hütern des heiligen Grabes gefangen genommen; das erſte Mal wird ſie einem heidniſchen Könige übergeben, welcher ihre Minne verlangt, aber von dem herbeieilenden Orendel mit Hülfe des treuen Pförtners Achille getödtet wird. Das andere Mal will der untreue Statthalter von Jeruſalem ſelbſt ihre Minne genießen; bei der Befreiung ſtellt ſich Frau Breide

„im Panzerhemde und mit gutem Schwert bewaffnet“ an den Eingang der Burg und bewacht die Pforte, bis Orendel die Heiden und die treuloſen Mannen, welche drinnen ſind, erſchlagen hat. Danach lebte „das königliche Paar Noch zwei Tage und halbes Jahr,“ nach Gottes Gebot ſich weltlicher Minne enthaltend, ebenſolange Meiſter Eiſe und der alte Achille. Und am Schluſſe heißt es:

Die Engel von dem Himmel kamen,
Die vier Seelen ſie nahmen,
Und führten ſie zu Gotte gleich
In das ſchöne Himmelreich.

Das Gedicht, deſſen Inhalt wir eben in Kürze angegeben, iſt aus den verſchiedenſten Stoffen zuſammengeſetzt; den Hauptbeſtandtheil aber und den Grundſtock der Erzählung bildet eine alte ſagenhafte Ueberlieferung, ein urgermaniſcher Schiffermythus, den der rheiniſche Spielmann in ſeiner Heimat vorfand und in ſein Gedicht verarbeitete. Die alte Volksſage iſt durch die rohe Willkür des Sängers allerdings arg zertrümmert; aber ſie kann dennoch durch Verbindung der zerſtreuten Theile und nach Abzug der wunderlichen Erfindungen des Spielmanns unſchwer wieder hergeſtellt werden.*)

Schon der Name Orendel bezeichnet den Helden als einen auf dem Meere hin und herſchweifenden, als einen ſeebefahrenen Mann. Er iſt ein ſagenhafter Seeheld, in dem urſprünglichen Gefüge der Sage ein deutſcher Odyſſeus, welcher, wie jener griechiſche Seekönig aus weiter Ferne nach der Heimat zurückſtrebt und genau wie jener durch widrige Schickſale und feindliche Mächte wider Willen vom geliebten Vaterlande und der theuren Gattin ferngehalten wird. Das Klebermeer, das der Spielmann in den Orient verlegt, ſuchte die deutſche Sage nördlich von den Orkaden um den Polarkreis; jenſeits deſſelben wohnt Meiſter Eiſe, der Eisrieſe und Beherrſcher des winterlichen Meeres. Die thurmreiche Burg, von der unſer Dichter zu erzählen weiß, iſt nur ein Bild der aufgethürmten Eismaſſen, die ſein Herrſchaftsgebiet bilden. In dem harten Dienſte dieſes Gewaltigen befindet ſich der Seekönig Orendel, wie auch Odyſſeus bei der Kalypſo auf Ogygia ſieben Jahre, von Heimweh gequält, vertrauern muß. Dieſe Erkenntniß von der meerbeherrſchenden, göttlichen Macht des Meiſter Eiſe macht auch jenen wunderbar klingenden Bericht des Spielmanns, nach welchem der „Herzog“ Eiſe die am italiſchen Strande umherlaufenden Roſſe ohne Umſtände jagt und fängt, in ſeiner mythiſchen Bedeutung verſtändlich. Denn der Meerrieſe, der Herr der Fluthen, hat wie der griechiſche Poſeidon auch die Gewalt und die freie Verfügung über die Roſſe. Deshalb iſt auch anzunehmen, daß in der urſprünglichen Faſſung der Sage es nicht

*) Vergl. K. Müllenhoff a. a. O. S. 32 ff.

Digitized by Google

ein heidniſcher König war, der den Orendel mit Roß und Waffen für den Wettkampf verſieht, ſondern der Eisrieſe ſelbſt, welcher der Roſſe waltet, hat den Helden mit einem Roß, dazu mit Speer und Schild ausgeſtattet, als er den nach der Heimat ſehnſüchtig verlangenden Mann gegen das Verſprechen fernerer Dienſtbarkeit entließ.

Die Schilderung, die unſer Spielmann von den Verhältniſſen Jeruſalem's bei der Ankunft Orendel's giebt, müſſen wir als ein treues Abbild jener Ueberlieferung anſehen, welche die deutſche Volksſage von dem Zuſtande gab, in welchem der nach langer Abweſenheit heimkehrende König ſein Hausweſen vorfand. Orendel erſcheint in ſeiner Burg wie Odyſſeus auf Ithaka in entſtellter Geſtalt und im elendeſten Aufzuge: er iſt bekleidet mit groben rindsledernen Schuhen und dem unanſehnlichen grauen Rocke. Man erkennt ihn nicht und nennt ihn „Graurock". Wie jener griechiſche Irrfahrer findet er ſein Heim in völliger Unordnung und ſeine Gattin von zahlreichen Freiern umworben. Denn jene „Tempelherren" des Gedichtes, welche auf dem Burghofe in ritterlichem Turnier kurzweilen, ſind augenſcheinlich in der urſprünglichen Sage fremde Herrenſöhne, wie in der Odyſſee, welche als Bewerber um die verwittwete Breide, die deutſche Penelope, ſich an dem Königshofe eingeniſtet haben und dort in frechem Uebermuthe nach ihrem Gutdünken ſchalten und walten. In dem „Graurock", der am Wettkampfe theilnimmt und alle überwindet, erkennt Frau Breide den lange entbehrten Gatten. Schön gepanzert ſtellt ſie ſich im Rachekampfe ihm an die Seite und bewacht die Pforte, während Orendel die Rache vollzieht. Auch ein Eumäos fehlt dieſer deutſchen Odyſſee nicht; denn wohl mit Recht hat Müllenhof mit jenem „göttlichen Sauhirten" Homer's den treuen Pförtner und Kampfgenoſſen Achille verglichen, der „vor Alter weiß war wie der Schnee".

In dem Spielmannsgedichte erſcheint, ſobald der Graurock als König von Jeruſalem eingeſetzt iſt, Meiſter Eiſe, um ſeine Oberhoheit geltend zu machen, wird aber mit einer Summe Goldes abgefunden. Ein ſolcher Loskauf des Helden aus der Knechtſchaft des Eisrieſen wird auch dem Mythus von dem Seekönig Orendel eine Art Abſchluß gegeben haben.

Dies etwa iſt der Umriß der deutſchen Schifferſage, welche der Spielmann für ſein Gedicht benutzte und leider ſo arg verunſtaltete. Er ſchickt ſeinen Helden auf eine Brautfahrt nach dem Orient und macht Jeruſalem zum Schauplatz ſeiner Geſchichte, weil im Zeitalter der Kreuzzüge Aller Blicke nach dem Oſten gerichtet waren und die Neugierde des Publikums durch Nachrichten vom heiligen Lande und durch die Erzählung von Kämpfen mit den Ungläubigen im Morgenlande befriedigt werden wollte. Trier aber wird ihm zur Vaterſtadt Orendel's, weil ihm einfiel, daß der von der Sage überlieferte

Digitized by Google

graue Rock, in welchem der Held heimkehrt und die argen Bedränger ſeines Hauſes ſiegreich beſteht, jener wunderthätige „heilige Rock“ Chriſti ſei, der ſeit Anfang des 12. Jahrhunderts in Trier aufbewahrt wurde.

Die obige Angabe über die Entſtehungszeit des Gedichtes (um 1190) kann als ſicher und unbeſtreitbar angeſehen werden. Denn verſchiedene im Gedichte erwähnte Thatſachen, viele Einzelheiten der Schilderung weiſen deutlich auf die letzten Geſchicke des jeruſalemitiſchen Reiches, auf die Zeit kurz vor der Eroberung der heiligen Stadt durch Saladin, auf den Beginn des dritten Kreuzzuges hin. Während der Regierung Balduin's IV., welchen ein böſer Ausſatz an jeder energiſchen Unternehmung hinderte, war das chriſtliche Reich in argen Verfall und unheilvolle Zerrüttung gerathen. Unter den vielen Würdenträgern und Landherren herrſchte gemeine Eiferſucht und kleinliche Zwietracht, welche die Widerſtandskraft der chriſtlichen Ritter gegen das Andringen der Muhamedaner lähmten und ein kriegeriſches Vorgehen faſt zur Unmöglichkeit machten. Man war froh, 1185 mit Saladin einen Waffenſtillſtand abſchließen zu können. Auch im Anfange unſerer Dichtung finden wir die Heiden im friedlichen Verkehr mit den Chriſten und heidniſche Fürſten als Theilnehmer an den Feſtlichkeiten des Hofes. Nach dem Tode des kranken Königs wurde im Jahre 1186 deſſen Schweſter Sibylla durch den Seneſchall Joscelin nach Jeruſalem gerufen, um ſich der Herrſchaft zu bemächtigen. Ihre Geſtalt und ihre Geſchichte lieferte dem Spielmann eine Reihe von Zügen für die Frau Breide ſeines Gedichtes*). Sibylla's königliche Würde fand nicht überall Anerkennung. Dem Großmeiſter der Hoſpitaliter mußte der eine der drei für die Krönung nothwendigen Schlüſſel zum heiligen Grabe, deren zwei andere der Patriarch von Jeruſalem und die Templer in Verwahrung hatten, mit Gewalt entriſſen werden. An dieſen Widerſpänſtigen erinnert der Kämmerer unſerer Dichtung, welchen Frau Breide, als ſie Orendel mit dem Schwerte David's begaben will, erſt durch harte Züchtigung zwingt, die Lade, welche jene Waffe barg, mit drei Schlüſſeln zu öffnen. Als Balduin's Schweſter aus des Patriarchen Händen die Krone empfing, ſetzte ſie dieſelbe ſofort ihrem Gemahl, dem Veit von Luſignan, aufs Haupt, trotz des Widerſpruches der Tempelherren, welche dieſem Ritter die Königswürde mißgönnten und von der Königin verlangten, ſich einen würdigeren Gatten zu wählen. Einen gleichen Widerwillen zeigen die „Tempelherren“ des Spielmannsgedichts gegen die Thronbeſteigung Orendel's. Der Zwerg Alban endlich, welcher das Königspaar verrathen will, aber durch einen Engel daran verhindert wird, verdankt, wenn nicht ſein Daſein im Gedichte, ſo doch ſicher ſeinen Namen jenem ver-

*) Vergl. Zeitſchrift für deutſches Alterthum. Bd. XII., S. 387 fg.

räthetiſchen Templer Robert von St. Alban, welcher zu Saladin übergelaufen war und ein ſarazeniſches Heer gegen Jeruſalem führte, von den Kreuzrittern aber erſchlagen wurde.

Die Zeitereigniſſe um 1187 könnten noch ausgiebiger für die Erklärung des Gedichtes herangezogen werden; aber aus dem Angeführten wird ſchon zur Genüge klar, wie der Dichter „weſentliche Beſtandtheile ſeiner Erzählung aus dem Wiſſen und Leben der Gegenwart, aus der Geſchichte ſeiner Zeit entnahm und ſie mit den Elementen der alten Sage von dem Seekönig Orendel zu einem phantaſtiſchen Ganzen verband“.

Im Jahre 1512 bewirkte Kaiſer Maximilian eine öffentliche Schauſtellung des heiligen Rockes, der lange im Hochaltar der trieriſchen Kirche verborgen geweſen war. Das dadurch für die Geſchichte jenes Rockes erwachte Intereſſe benutzte ein ſpekulativer Buchhändler, Hans Froſchauer in Augsburg, und brachte unſer Spielmannsgedicht, mit Holzſchnitten ſchön verziert, von Neuem auf den Markt. Damals alſo lebte noch die Geſchichte vom heiligen Rock, wie ſie das Gedicht erzählt, in der Volkstradition fort.

Die andere Tradition, daß die trieriſche Kirche ſeit den Zeiten Conſtantin's im Beſitze des ungenähten Rockes ſei, daß die heilige Helena, die Mutter dieſes Kaiſers, ihn nach ihrer Rückkehr aus dem heiligen Lande jener Kirche aus beſonderer Anhänglichkeit an Trier als ihre Vaterſtadt geſchenkt habe, kam erſt ſpäter durch den Einfluß des katholiſchen Klerus zur ausſchließlichen Geltung.

Stanley's Reiſe durch Afrika.*)

Zanzibar. — Ausrüſtung. — Die Wangwana und Wanyamwezi. — Abſchied.

II.

Vom 21. September bis zum 12. November 1874 verweilte Stanley in Zanzibar, um hier alle Vorbereitungen für die Abreiſe nach dem „dunkeln Kontinent“ in Muße zu treffen. Mit Rückſicht auf die herannahende Regenzeit war der Aufenthalt vielleicht etwas zu lang ausgeſponnen. Die Opfer, welche die erſten Wochen und Monate der Stanley'ſchen Reiſe forderten, wären bei zeitigem, unter günſtigeren klimatiſchen Verhältniſſen erfolgtem Aufbruch theilweiſe wenigſtens vielleicht erſpart worden. Aber um aus dieſem Grunde einen Vorwurf zu erheben gegen den erfahrenen und umſichtigen Führer der

*) „Durch den dunkeln Welttheil“; 1. Band, F. A. Brockhaus, Leipzig 1878.

Digitized by Google

erfolgreichſten Forſchungsreiſe, welche jemals von Zanzibar aufgebrochen iſt, um das äquatoriale Afrika zu durchforſchen, müßte vor Allem nachgewieſen werden, daß er eher vollſtändig ausgerüſtet von Zanzibar nach dem Feſtlande hätte aufbrechen können. Und dieſe Annahme wird durchaus widerlegt durch die genauen und gewiſſenhaften Mittheilungen, welche das vorliegende Buch und der Anhang zu dem in deutſcher Ueberſetzung noch nicht erſchienenen zweiten Bande des Stanley'ſchen Reiſewerkes bieten. Kein Tag und keine Stunde iſt in Zanzibar verloren worden, ungenützt geblieben für den großen Zweck, dem Stanley's Aufenthalt in Zanzibar gewidmet war. Aber überaus große Schwierigkeiten ſtellen ſich der Ausrüſtung eines ſo gewaltigen Unternehmens ſelbſt dann entgegen, wenn der Führer über ſo große Geld- und Kreditmittel verfügt, wie Stanley.

Stanley's Aufenthalt in Zanzibar verdanken wir vor Allem eine Schilderung der Inſel und Stadt Zanzibar, ihrer ſozialen, ethnographiſchen und ſonſtigen Verhältniſſe, wie ſie beſſer wohl ſelten bisher geboten worden iſt. Doch fehlt hier der Raum, dieſen Schilderungen ausführlich nachzugehen. Der Leſer muß auf das Original verwieſen werden. Da Zanzibar der Ausgangspunkt faſt aller großen Forſchungsreiſen iſt, die ſeit einem Menſchenalter ſich um die Aufklärung des unbekannten Inneren von Afrika verdient gemacht haben, ſo wird gewiß Mancher Stanley's Darſtellung mit Intereſſe folgen.

Alle mächtigen und einflußreichen Perſonen der Inſel, vom „Sultan" Seyyd Barghaſch an — dem königlichen wohlmeinenden Gegner der Sklaverei — und dem engliſchen Konſul Auguſtus Sparhawk, dem redlichen arabiſchen Millionär Tarya Topan bis zu dem letzten europäiſchen Anſiedler an jener letzten Kulturgrenze vor der dunkeln Wildniß haben ihr Möglichſtes gethan, um den kühnen Forſcher mit Rath und That zu unterſtützen. Dennoch aber mußte der Führer einer ſo verantwortlichen und langwierigen Forſchungsreiſe überall ſeine Augen offen haben. Daneben hatte Stanley auch kundige, treue, in früherer Erfahrung erprobte Männer unter den Eingeborenen der Inſel, um die farbigen, feinen und groben Zeuge für die Häuptlinge und ihre Weiber anzukaufen, die reiche Auswahl von Perlen aller Größen, Formen und Farben, die auf ein afrikaniſches Gemüth Eindruck machen konnten, und außerdem einer großen Maſſe $^1/_8$ Zoll dicken Meſſingdrahtes.

Das Geſammtgewicht der Waaren, der Zeuge, Perlen, des Drahtes, der Mundvorräthe und Arzneien, des Bettzeugs, der Kleider, Zelte, Munition, Inſtrumente und Schreibmaterialien, des Bootes, der Ruder, des photographiſchen Apparates mit Trockenplatten und aller ſonſtigen Artikel betrug aber doch über 160 Centner (8165 Kg.) oder etwas mehr als acht Tons. Die ganze Maſſe wurde ſo genau wie möglich in einzelne Packete zu je 27 Kg. vertheilt und

Digitized by Google

beanſpruchte deshalb die Tragkraft von 300 Menſchen. Um aber für den Eintritt von Krankheit und Erſchöpfung noch weitere Vorſichtsmaßregeln zu ergreifen, wurde noch eine überzählige Schaar von vierzig Mann ausgehoben. Die Löhnung wurde für den Mann auf zwei bis zehn Dollars pro Monat, je nach deſſen körperlicher und geiſtiger Befähigung, bei freier Beköſtigung feſtgeſetzt und jeder für eine Reiſedauer von zwei Jahren verpflichtet. Wahrhaft rieſig erſcheinen die Vorſchüſſe, welche den Angeworbenen bezahlt wurden. Die Geſammtſumme, die Stanley am Tage des formellen Kontraktabſchluſſes an Koſtgeldern und Gehaltsvorſchüſſen ausgezahlt hat, ohne noch irgend eine Dienſtleiſtung erhalten zu haben, beläuft ſich auf 26,000 Mark. Auf jeden Erwachſenen kam durchſchnittlich ein viermonatlicher Lohn mit zwanzig Dollars Lohn im Voraus, auf jeden jungen Menſchen die Hälfte.

Höchſt intereſſant ſind die Bemerkungen Stanley's über das Menſchenmaterial, das ihm und allen ſeinen Vorgängern die Inſel Zanzibar für ſeine Forſchungsreiſen ſtellte. Naturgemäß bildet der Eingeborne, der dortige Schwarze, das Gros ſolcher Reiſebegleitung. Der Araber, der herrſchende Volksſtamm ſeit der mohammedaniſchen Eroberung iſt wenig geneigt, ſeine Dienſte zu einem ſolchen Zuge unter Führung eines ungläubigen Fremdlings herzugeben. Der Schwarze aber vom Stamme der „Wangwana" (d. h. eigentlich freigewordene Sklaven oder freie Männer) wird erſt dann richtig gewürdigt, wenn man mit Stanley's ſchönen und treffenden Ausführungen gebührend Rückſicht nimmt darauf, daß dieſer Stamm um mehr als viertauſend Jahre hinter unſrer Geſchichte und Kultur zurückgeblieben, „ein eben erſt in die Eiſenzeit eingetretenes Volk iſt". „Sie beſitzen ohne Zweifel alle die Laſter eines Volkes, das noch tief in der Barbarei ſteckt, aber ſie ſind zugleich über die Niedrigkeit eines ſolchen Zuſtandes vollkommen im Klaren; es iſt deshalb eine von der Religion, zu welcher wir uns bekennen, und durch den geheiligten Befehl des Sohnes Gottes uns auferlegte Pflicht, ihnen aus dem beklagenswerthen Zuſtand, in welchem ſie ſich jetzt befinden, herauszuhelfen." Stanley will daher bei den Negern Tugenden und Laſter nicht durch die gefärbte und verderbte Brille der Ziviliſation ſehen, ſondern „nur mit dem ernſten Beſtreben ſchreiben, ihre intellectuellen und moraliſchen Kräfte dem richtigen Verſtändniſſe näher zu bringen".

Der zanzibariſche Eingeborene iſt nach Stanley ein heiter gelaunter, glücklicher Menſch, geſellig, umgänglich. Seine Eitelkeit iſt mit dem Beſitze einiger weißer Hemden und einer knallrothen Mütze befriedigt. Als der Gipfel der Vornehmheit erſcheint ihm der Beſitz eines leichten Rohrſtöckchens. Der höchſte Ehrgeiz des genügſamen Völkchens iſt aber auf eine Scholle eigenen Grundbeſitzes gerichtet. Wer ein Haus nebſt Schamba (Garten oder Farm) erwerben

Digitized by Google

kann, ſteht am Ziele ſeiner irdiſchen Wünſche. Dieſes ganze Beſitzthum mit allen ſeinen Geräthen und Werkzeugen, wird mit dreihundert Dollars bezahlt ſein: es bringt hervor ein Dutzend Kokosbäume, ebenſoviel Maniokſtauden, halb ſoviel Bananen und ein halb Dutzend Beete ſüßer Kartoffeln und Erdnußbäume. Aber auf dieſem Gute, auf welchen etwa ſechs Hühner und eine Ziege gedeihen, lebt der ſchwarze Beſitzer mit zwei Frauen, vier oder fünf Kindern und ein paar Hausſklaven wie ein König — wenn er nämlich zu ſolcher Glückſeligkeit gelangt. Denn bei ſeiner offenherzigen Natur bereitet ihm der große Anhang guter Freunde, die, wie er ſelbſt, das Bier aus gegohrenem Mais und den Branntwein zu 25 Cts. die Flaſche leidenſchaftlich lieben, Ehrenpflichten, welche in den meiſten Fällen ein unüberſteigliches Hinderniß zur Erwerbung eines ſolchen zanzibariſchen Rittergutes bilden.

Gleichwohl wäre ohne die Wangwana's bisher jede Afrika-Reiſe von Zanzibar aus unmöglich geweſen. Sie mögen ſehr abergläubiſch ſein, leicht verzagen und den Einflüſterungen einer vagen Furcht in unvernünftigſter Weiſe ihr Ohr bieten, dennoch genügt eine verſtändige und vorſichtige Behandlung und Leitung, um ſie über ihre eigene Leichtgläubigkeit lachen zu machen, ſie in eine herzhafte, muthige Stimmung zu verſetzen, ſo daß ſie Leiden ſo ruhig wie Stoiker ertragen und wie Helden kämpfen. „Es hängt meiſt ganz und gar von dem Führer einer Schaar von ſolchen Männern ab, ob ihre ſchlechteſten oder ihre beſten Eigenſchaften die Oberhand gewinnen ſollen.“

Eine andere Menſchenklaſſe aus dem Innern Afrika's, die ſchon heute für Afrikaforſchungen weſentlich in Betracht kommt, ſind die Wanyamwezi oder die Eingeborenen von Uniamwezi und die Waſukuma oder das Volk von Uſukuma. Sie ſind von ernſterem und rauherem Charakter, als die Wangwana, ſtehen noch eine Stufe niedriger in der Ziviliſation als dieſe, und ſind deshalb weniger leicht an Zucht und Gehorſam zu gewöhnen als die Wangwana. Und dennoch meint Stanley, daß dieſe rauhen Volksſtämme ſpäter unſere Gunſt noch in weit höherem Grade erwerben werden, als die Wangwana jetzt. Schon jetzt werden die Wanyamwezi als Laſtträger allen übrigen Eingeborenen vorgezogen, während die leichtere Dienſtleiſtung der Eskortirung von Forſchungs-Reiſegeſellſchaften den Wangwana übertragen wird. Die den Krankheiten weniger ausgeſetzte Leibesbeſchaffenheit der Wanyamwezi, ihre größere Stärke und Ausdauer, der Stolz, mit dem ſie ihre Dienſte als Laſtträger verrichten, alles dies beweiſt, daß ſie geborene Reiſende, von unberechenbarem Nutzen und Gewinn für Afrika ſind. Aber die Diſziplin darf nicht allzu ſtraff und ſtreng ſein, ehe ſie nicht Gelegenheit gefunden haben, den Charakter und die Gewohnheiten des ihre Dienſte benutzenden Herrn zu verſtehen, und einzuſehen, daß Diſziplin etwas ganz anderes iſt, als Mißhandlung oder Mißbrauch ihrer

Kräfte. Ihren Muth haben ſie wiederholt in mancher tapferen Feldſchlacht gegen die Araber und Wangwana „unter ihrem napoleoniſchen Führer Mirambo“ bewieſen, „ihre Tüchtigkeit und Gewandtheit als Krieger, ihre Hartnäckigkeit bei der Verfolgung ihrer Abſichten und ihre entſchiedene Feſtigkeit bei der Vertheidigung der Rechte ihres erwählten Häuptlings gegen die Fremden haben den Barden Zentral-Afrika's reichen Stoff für ihre Geſänge geliefert“.*) Speke und Stanley verdanken den Wanyamwezi zu allermeiſt das Gelingen ihrer Entdeckungsreiſen. Stanley's Phantaſie hält ſogar den Tag nicht fern, wo ſie für etwas Beſſeres als die brauchbarſten Laſtträger gehalten und „als die guten Unterthanen irgend eines aufgeklärten Herrſchers werden angeſehen werden, der ſie als den Kern der großen afrikaniſchen Nation (!) zu weiterer Entwickelung bringen und zum Beſten des dunkeln Welttheils ebenſo mächtig und wirkſam machen mag, wie ſie unter der gegenwärtigen Lage der Dinge zum Nachtheil und Schaden deſſelben zu werden drohen“. Dieſer Satz ſoll offenbar mehr ſein als eine prophetiſche Phraſe. Er will ſich wenden an die angeblich ziviliſatoriſche Miſſion der Regierung der gracious queen der Briten und ſie ermuntern, die „wohlmeinende Herrſchaft“, welche der deutſche Südafrikareiſende Ernſt von Weber ſo einfach und wahrheitsgetreu in ihrer ganzen Herzloſigkeit und Unreinheit ſchildert**), auch über die freien Völker Innerafrika's anzutreten. Die Schilderungen, welche Stanley von den unermeßlichen und mannigfaltigen Reichthümern und Reizen Innerafrika's, namentlich des Stromgebietes des großen Congo entwirft, bilden gleichſam nur die Variationen für dieſes im Präludium ſeines Reiſewerkes angeſchlagene und an die Adreſſe der britiſchen Nationalpolitik gerichteten Leitmotivs: „Greif zu“!

Auch die eingehende Schilderung der Künſte des Feilſchens und Abhandelns beim Ankauf aller für die Reiſe nothwendigen Ausrüſtungsgegenſtände und Vorräthe übergehen wir, desgleichen die Einzelheiten über die Auswahl unter dem Maſſenangebot von Reiſebegleitern. Hierbei verweilt Stanley mit beſonderer Befriedigung, weil er nach ſeiner Anſicht bei dieſer Gelegenheit ſeinen Scharfſinn und ſeine Menſchenkenntniß beſonders glänzend entfaltet. Noch einmal ſehen wir, wie in England, alle Krüppel, Lahmen, Schwindſüchtigen und ausgedienten Alten, welche Zanzibar nur liefern konnte, ihm mit der Bitte nahen, ihre ſchätzbaren Dienſte anzunehmen. Dicht auf ihren Ferſen

*) Das iſt eine der, wie wir ausdrücklich bemerken, zahlreichen Stellen des Buches, wo die Phantaſie des Feuilletoniſten Stanley mit der ſchlichten Treue des Forſchers durchgeht. Die bedenklichſte Leiſtung dieſer Art iſt das in Bild und Wort ſchon jetzt verbreitetſte Abenteuer, das Stanley unter den wilden Unterthanen König Schekka's erlebt haben will und auf deſſen opernhafte Unwahrſcheinlichkeit wir ſpäter eingehen werden.

**) Vier Jahre in Afrika. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1878.

Digitized by Google

kamen alle Raufbolde, Bummler und Räuber, kurz das roheſte Geſindel der Inſel, um ſich in Stanley's Muſterrolle eintragen zu laſſen. So maſſenhaft die Abweiſung derſelben betrieben wurde, ſo wenig kann Stanley leugnen, daß es einer großen Anzahl dieſer gefährlichen Menſchen gelang, von ihm angeworben zu werden, vor Allen dem berüchtigten Raubmörder Mſeuna, der ſich bei ſeiner Anwerbung in meiſterhafter Rhetorik und Mimik als narbenbedeckter politiſcher Märtyrer zu drapiren wußte. Ganz Zanzibar fühlte ſich erleichtert, durch die Nachricht, daß der berüchtigte Schinderhannes der Inſel an Stanley's Seite dem Schauplatze ſeiner wilden Heldenthaten Lebewohl geſagt habe. Für den Scharfblick und die Lokalkenntniſſe der übrigen „Führer“, die Stanley eingeſetzt und mit denen er vor der Abreiſe das große feierliche „Schauri“ (Kriegsrath) hielt, und für die Offenheit derer, die ihm außerdem in Zanzibar noch hätten rathen können, legt dieſe Thatſache gerade kein ſehr glänzendes Zeugniß ab. Dagegen war Stanley ſo glücklich, eine große Anzahl der Eingeborenen anwerben zu können, welche ſchon bei der Aufſuchungsexpediton 1872 oder bei ihrer Abſendung an Livingſtone ſich trefflich bewährt hatten. Zweiundzwanzig von ihnen, die Stanley bei Namen aufzählt, wurden zu „Führern“ der neuen Forſchungsreiſe ernannt. Am Ende des „Schauri“ riefen die Männer, nachdem ihnen Stanley ſeinen Reiſeplan in großen Umriſſen dargelegt, begeiſtert aus: „Ja, Kameraden, das iſt eine Reiſe, die würdig iſt, eine Reiſe genannt zu werden!“

Endlich war nur noch eine Schwierigkeit zu überwinden, nicht die kleinſte von allen. Bei Ankunft der „Lady Alice“, des großen, in England gebauten Bootes, ſtellte ſich nämlich heraus, daß jede der vier Sektionen, in die es zerlegt war, 280 Pfund wog, die fünfte ſogar 310 Pfund. In dieſem Zuſtande hätte ſein Transport, namentlich durch das dichte Gebüſch und Röhricht der Niederungen, hundert ſtarke Männer erfordert, um beim Vordringen in noch unbekannte Gegenden, alle Schwierigkeiten und die auf ihrem Wege ſich häufenden Hinderniſſe zu beſeitigen. Ein ſehr geſchickter engliſcher Schiffsbauer Namens Ferris, der eben nach England zurückkehren wollte, beſeitigte die Schwierigkeit und lieferte mit Hilfe der beiden Pocock innerhalb vierzehn Tagen die von ihm verlangte Arbeit ab. Jede der Sektionen der Lady Alice war jetzt abermals in zwei Theile zerlegt worden, die nur 91 Cm. breit waren.

Am Ende des Ramadan (Faſtenmonats)*) erſchienen, ihrem Verſprechen getreu, die angeworbenen Wangwana, reiſefertig mit ihren Bündeln und Matten, um ihre Plätze auf den Schiffen einzunehmen. Sie waren begleitet von einer großen Maſſe ihrer Freunde und befanden ſich infolge gewiſſer Reizmittel in

*) Grenzboten 1877, 4. Quartal.

überaus heiterer Stimmung. Sowie ein Dhow angefüllt war, erhielt der Kapitän Befehl, weiter ab von der Küſte zu ankern und auf das Signal zum Abſegeln zu warten. Am 12. Novbr. (1874) Nachm. 5 Uhr hatten 224 Mann beim Namensaufruf geantwortet und waren auf fünf arabiſche Schiffe vertheilt worden. Das ſechste ankerte noch dicht am Lande. Es ſollte Stanley ſelbſt, Fredrick Barker, ihr Gepäck und die Hunde aufnehmen. Nun folgten die letzten Abſchiedsworte zwiſchen Stanley und Auguſtus Sparhawk, nachdem ſchon vorher die geſammten übrigen Spitzen der europäiſchen Kolonie, wie der arabiſchen und Hindu-Geſellſchaft von Zanzibar von Stanley den freundlichſten Abſchied genommen. Die beiden Männer ſchieden vor überſtrömendem Gefühl in faſt vollſtändigem Schweigen. Dann ein Wink von Stanley's Hand, und die Anker wurden aufgewunden und in den Schiffen niedergelegt; „darauf unſre lateiniſchen Segel aufhiſſend, fuhren wir weſtwärts, um uns in die Arme des Glücks zu werfen. Viel Schwenken von Tüchern und Hüten, viele von weißen Händen gegebenen Abſchiedsſignale und letzte auf die weißen Geſichter der Freunde lange geheftete Blicke; ſchließlich ſich verwirrende Bilder der Figurengruppen unſrer Freunde am Strande, und dann hatte uns der kühle Abendwind über den Bereich des ſinnlichen Erkennens hinaus mitten in die See hinweggeweht. Die Sonne ſinkt ſchnell zum weſtlichen Horizont hinab und düſter iſt die Dämmerung, welche bald in immer tieferes Dunkel übergeht. Dichter Schatten fällt auf das ferne Land und über die ſchweigende See und legt ſich auch drückend auf unſer klopfendes, mit Wehmuth erfülltes Herz, während wir durch das hinſterbende Licht nach dem dunkeln Kontinent hinübergleiten."

Die Gebietsveränderungen auf der Balkanhalbinſel nach dem Berliner Frieden.

Der Kampf um's Daſein, der im Völkerleben wie in der Natur gilt, hat wieder einmal auf der Balkanhalbinſel ſeine Rolle geſpielt. Die Auffangung und Vernichtung ſchwächerer Völker durch geiſtig überlegene, der fortdauernde Umwandlungs- und Vernichtungsproceß nimmt dort ſeinen Fortgang. Wieder, wie 1853, führte Rußland für ſeine „unerträglich bedrückten Glaubensgenoſſen", für die „ſlaviſch-griechiſchen Rajah", Krieg, und wurde ihm auch durch England ein Theil der Siegespalme entriſſen, ſo ſehen wir doch in dem Erreichten

immerhin den Anfang einer ſchöneren Zukunft der bisher von den Türken unterdrückten ſlaviſchen Völker. Das Nationalitätsprinzip, das in unſerer Zeit der politiſchen Neugeſtaltung Europa's, namentlich der Herſtellung des Königreichs Italien und des deutſchen Reichs zu Grunde gelegen hat, mußte auf der Balkanhalbinſel, wo eine äußerſt bewegte Geſchichte im Laufe von Jahrhunderten das bunteſte Völker-Konglomerat zu Stande brachte, eine Auflöſung des von den Türken mühſam zuſammengehaltenen Länder-Komplexes in ſeine ethnographiſchen Elemente bedingen, ſobald die Macht der Türken gebrochen war. Bietet in dieſer Beziehung auch die Neugeſtaltung der Türkei nach dem Berliner Frieden vom 13. Juli nicht ſoviel wie der Frieden von San Stefano vom 3. März, ſo ſind doch immerhin auch bei erſterem die Grenzen der Nationalitäten mit maßgebend geweſen, wie eine Vergleichung mit der ethnographiſchen Karte des europäiſchen Orientes von Heinrich Kiepert zeigt, unbedingt der beſten Arbeit, welche wir auf dieſem ſchwierigen Felde beſitzen und die auch wir bei der nachſtehenden Ueberſicht der neuen Gebietsveränderungen auf der Balkanhalbinſel zu Rathe gezogen haben.

Beginnen wir unſre Umſchau im Nordweſten, ſo ſehen wir, daß die Provinzen Bosnien und Herzegowina von Oeſterreich-Ungarn „in Beſitz und Verwaltung" genommen ſind. Oeſterreich darf dort Garniſonen, Militär- und Handelsſtraßen einrichten, kurz ſich häuslich niederlaſſen. Wie das Verhältniß Bosnien's zur öſterreichiſch-ungariſchen Geſammtmonarchie werden ſoll, iſt im Friedensinſtrumente nicht geſagt, wie denn überhaupt die ganze Beſitzfrage eine unklare iſt und erſt im Laufe der Zeit ſich dahin präziſiren dürfte, daß jene Provinzen völlig mit der Monarchie vereinigt werden. Während der Frieden von San Stefano dieſe Landſchaften, in welchen vor drei Jahren die unerträgliche Bedrückung durch türkiſche Beſteuerungstyrannei das Signal zum Ausbruche des Kampfes gab, gänzlich unberückſichtigt ließ, ſind ſie nun vom türkiſchen Hauptkörper abgetrennt worden. Allerdings nicht ganz, denn nach Artikel 23 des Berliner Friedens bleibt das Sandſchak Novi-Bazar unter türkiſcher Verwaltung. Dieſes Sandſchak, welches ſich nach Südoſten zu bis in die Gegend von Mitrovitza, den Endpunkt der Salonichi-Eiſenbahn, erſtreckt, iſt allerdings von beſonderer Bedeutung, indem es nämlich die beiden Staaten Montenegro und Serbien auseinanderhält und eine direkte Angrenzung dieſer ſtammverwandten, türkenfeindlichen Länder verhindert. Das Sandſchak Novi-Bazar hätte ſich ganz vorzüglich zur Vergrößerung Serbien's oder Montenegro's geeignet, allein das öſterreichiſche Intereſſe widerſtrebte einer Vergrößerung jener beiden Länder nach dieſer Richtung hin, und ſo mußte für dieſelben in anderen Gebieten ein Zuwachs geſucht werden. Die Landſchaften, welche jetzt von den Oeſterreichern beſetzt wurden und wohl für immer für die Türken

verloren ſind, umfaſſen ungefähr 1000 Quadratmeilen mit $1^1/_2$ Millionen Einwohnern, bei welchen nur die ſüdſlaviſche, ſerbiſche Sprache herrſcht, indem die Anzahl der hier angeſiedelten Türken eine verſchwindend kleine iſt. Anders liegen freilich die religiöſen Verhältniſſe; dieſe zeigen keineswegs einheitliche Geſtaltung, und da das religiöſe Moment hier von der größten Wichtigkeit iſt, ſo müſſen wir auf daſſelbe etwas näher eingehen.

Die Völker der Balkanhalbinſel ſind mehr oder minder auf dem geiſtigen Niveau des Mittelalters in ihren Anſchauungen und Sitten ſtehen geblieben, wobei die Unterſchiede des gewohnheitsmäßigen religiöſen Bekenntniſſes eine größere Macht ausüben als das Gefühl der durch die Spracheinheit bezeugten Stammesgleichheit. Daher erklären ſich denn die tiefgehenden Spaltungen innerhalb ein und derſelben Race; ältere, bis ins Mittelalter zurückreichende zwiſchen der morgen- und abendländiſchen Kirche und jüngere, ſeit dem fünfzehnten Jahrhundert durch Hineindrängen des Islam. In merkwürdiger Ergänzung dieſer Erſcheinung ſehen wir dann wieder, wie ethniſch ganz verſchiedene Völker, wenn ſie nur die Einheit des Glaubens beſitzen, ein Gefühl hiſtoriſcher Zuſammengehörigkeit bekunden. So rechnen ſich die mohammedaniſchen Slaven und Albaneſen einfach zu den Türken, trotzdem daß ſie in Abſtammung und Sprache durchaus verſchieden ſind. Ein Beweis dafür iſt der neuerliche Aufſtand der Pomaken im Despoto Dagh gegen die Ruſſen. Die Pomaken ſind nämlich Bulgaren, welche den Islam annahmen und nun lieber Türken bleiben als zu dem Bulgaren nach den Beſtimmungen von San Stefano geſchlagen ſein wollten.

In Bosnien und der Herzegowina finden wir nun drei Konfeſſionen in nicht allzu ungleichartigen Summen vertreten, aber mit geringen Ausnahmen über das ganze Land hin bunt gemiſcht und durcheinander gewürfelt. Die illyriſchen Provinzen wurden im neunten Jahrhundert durch den Slavenapoſtel Cyrillus dem Chriſtenthume gewonnen; im elften Jahrhundert gelangte das römiſche Papſtthum theilweiſe zur Anerkennung, aber die Nähe von Byzanz brachte dann wieder der orientaliſchen Kirche das Uebergewicht. Mit der türkiſchen Eroberung trat der Islam hinzu, und die begüterte Klaſſe, der Adel des Landes, die ſogenannten Begs, nahmen die Religion des Propheten an. Die Franziskaner, welche im Intereſſe Rom's in Bosnien thätig waren, verſtanden es, ſich mit den Eroberern auf guten Fuß zu ſtellen und dadurch einen großen Theil der Bevölkerung für den Papſt zu erhalten, wozu auch das benachbarte katholiſche Oeſterreich mitwirkte. Von dort kamen reichliche Beiträge zu Kirchen- und Schulzwecken, das Kaiſerhaus ſelbſt ſpendete mit vollen Händen, und auf dem biſchöflichen Seminar zu Djakovar in Slavonien — wo der ſlavenfreundliche Biſchof Stroßmayer wirkt — wurden die katholiſchen Geiſt-

lichen für Bosnien ausgebildet. So erklärt es ſich, daß, im Gegenſatz zu abendländiſchen Verhältniſſen, aber entſprechend dem in dieſen halbbarbariſchen Ländern noch lebendigen mittelalterlichen Geiſte, die Franziskaner-Minoriten bei weitem den gebildetſten Theil der Bevölkerung ausmachen. Sie verfügen über 94 Pfarren in Bosnien und der Herzegowina mit etwa 200,000 Angehörigen. Bei dieſen wird jedenfalls die öſterreichiſche Beſitzergreifung des Landes auf das freundlichſte Entgegenkommen treffen. Weit ſtärker an Zahl ſind die griechiſch-orthodoxen Chriſten vertreten, deren man wohl 800,000 rechnen kann. Den Reſt machen dann die Mohammedaner aus.

Montenegro, das Land der Schwarzen Berge, erhält auch einen Gebietszuwachs, indeſſen ſteht derſelbe durchaus nicht im Verhältniſſe zu der Thätigkeit, welche das Ländchen im Kriege gegen die Türkei entfaltete. Faſt ſtets glücklich kämpfend, waren die Montenegriner weit nach Norden und Süden über ihre Grenzen vorgedrungen und hatten nördlich Strecken der Herzegowina bis Gatzko und Fotſcha erobert, während ſie im Süden in das albaneſiſche Gebiet übergriffen. Bei Rußland's langjährigen bekannten Sympathieen für die tapferen aber barbariſchen Tſchernagorzen war es vorauszuſehen, daß im Frieden von San Stefano der ihnen zukommende Beuteantheil kein unbedeutender ſein würde. So wurde denn das 78 Qu.-M. mit 170,000 Bewohnern zählende Ländchen auf 248 Qu.-M. mit 313,000 Bewohnern vergrößert. Der Eiferſucht und Einſprache Oeſterreich's auf dem Berliner Kongreſſe haben es indeſſen die Montenegriner zu verdanken, wenn ſie einen bedeutenden Theil des bereits empfangenen Gebietes wieder herausgeben müſſen. Das Land wird etwa nur 170 Quadratmeilen groß, reicht im Norden bis über den Darmitor und gewinnt nur ein kleines Stückchen Seeküſte am adriatiſchen Meere. Dies iſt eines der wichtigſten Zugeſtändniſſe an Montenegro. Bisher war es ganz vom Meere ausgeſchloſſen, nun aber erhält es den Hafen Antivari, allerdings ohne das Recht, Kriegsſchiffe zu beſitzen oder eine Kriegsflagge zu führen; auch fällt die See- und Geſundheitspolizei in Antivari Oeſterreich anheim. Da nach den neuen Grenzbeſtimmungen etwa die Hälfte des Sees von Skutari an die Montenegriner kommt, was mit Rückſicht auf deſſen Fiſchreichthum von Wichtigkeit iſt, ſo iſt auch die freie und unbeſchränkte Schifffahrt auf dem Abfluſſe des Sees, der Bojana, den Montenegrinern zugeſtanden worden, trotzdem daß dieſer Fluß ganz durch türkiſches Gebiet läuft. Die Vergrößerung, welche Montenegro im Süden und Südoſten erhält und die gegen 50 Quadratmeilen beträgt, liegt vollſtändig auf dem Boden Albanien's. Es finden ſich darin nur in der ſogenannten Zeta, der von der Moratſcha von der bisherigen Grenze bei Podgoritza zum See von Skutari herab durchfloſſenen Ebene, und außerdem im oberen Hochthale des Lim um Plawa und Guſinje ſerbiſche Ortſchaften oder Bevöl-

Digitized by Google

kerungsantheile; die Mehrzahl der Serben hat dort ſeit den letzten Jahrhunderten wieder den urſprünglichen Herren des Landes, den Albaneſen, weichen müſſen. Die Mehrzahl dieſer Nachbarſtämme — namentlich diejenigen, welche aus der Periode der italieniſchen Eroberungen auf dieſer Seite der Adria, durch die Normannenfürſten von Apulien und Kalabrien, den römiſchen Katholizismus bewahrt haben — hat bis jetzt ein keineswegs freundliches Verhalten zu den Montenegrinern bewieſen, ſo daß die Aſſimilation dieſes neuen Erwerbs zu einer politiſchen Einheit die ſchwierigſte Aufgabe für das noch unentwickelte Staatsweſen Montenegro's ſein wird. Der Charakter des rauhen Berglandes wird durch die neuen Erwerbungen im Ganzen nicht weſentlich verändert, denn der bei weitem größte Theil des neuen Gebietes gehört derſelben Formation des überaus zerriſſenen, nackten, waſſerarmen, unfruchtbaren Kalkgebirges an; ſelbſt die etwas waſſerreicheren Hochthäler der Piwa und der Tame ſind zu eng, um ausgedehnten Anbau zu erlauben. Montenegro erhält durch den Berliner Frieden auch zum erſten Male eine Stadt, die es bisher nicht beſeſſen, nämlich Podgoritza an der Moratſcha. Daß dieſelbe bei aller Fruchtbarkeit ſeiner Umgebung bisher auf eine Bevölkerungszahl von 6000 bis 7000, gemiſcht aus Serben und Albaneſen, beſchränkt blieb, verſchuldete die unmittelbare Nähe der in faſt unabläſſigem Kriegszuſtande befindlichen Grenze. Statt des abgelegenen, ſchwer zugängigen Felſenneſtes Cetinje mit ſeinen 50 Häuſern wird Podgoritza nun die Hauptſtadt des vergrößerten Montenegro werden.

Ebenſo wie Montenegro iſt nun auch Serbien vollſtändig unabhängig von der Türkei geworden und erhält eine Vergrößerung im Südoſten ſeines bisherigen Beſitzes. Die naturgemäßeſte Entſchädigung und Vergrößerung würde allerdings im Weſten des Landes jenſeit der Drina zu ſuchen geweſen ſein, wo die Bevölkerung rein ſerbiſcher Nationalität iſt; allein auf dieſe zu Bosnien gehörige Landſchaft legte Oeſterreich Beſchlag, welches, eiferſüchtig auf eine Ausdehnung des ſüdſlaviſchen Staates, nach dieſer Richtung hin einen Riegel vorſchob. Die 150 Quadratmeilen, welche Serbien dagegen erhielt, umfaſſen den größten Theil des Gebietes der bulgariſchen Morawa mit den Städten Pirot, Niſch, Leskowatz und Wranja; es iſt das unter dem volksthümlichen Namen Alt-Serbien bekannte Land, einem Namen, dem allerdings Sprache und Abſtammung der ſehr gemiſchten Bevölkerung nur zum geringſten Theile entſprechen. Denn ſchon beim erſten Eindringen der Türken, nach der für Serbien unglücklichen Schlacht auf dem Amſelfeld 1389, noch mehr nach dem unglücklichen Ausgange der öſterreichiſchen Türkenkriege des vorigen Jahrhunderts, hat der größte Theil der ſerbiſchen Bevölkerung dieſen Boden verlaſſen und eine neue Heimat nördlich von der Donau geſucht. An Stelle der Serben ſind, begünſtigt durch die damals noch weitſchauende Politik der Sultane, mo-

Digitized by Google

hammedaniſche Albaneſen eingerückt, welche durch neue Kolonien noch in unſerm Jahrhundert verſtärkt, faſt die ganze Weſthälfte der ſerbiſchen Gebietsvergrößerung inne haben, während die öſtlichen Grenzſtriche, namentlich die Kreiſe von Leskowatz und Ak-Palanka, ſowie Pirot zwar von ſlaviſchen Chriſten, aber mit bulgariſcher Sprache, bewohnt ſind. Nur bei Pirot wohnen auch einige Türken, die ſich aber durch Auswanderung der ſerbiſchen Herrſchaft entziehen dürften. Serbien wird an der Aſſimilation der neuen Gebietstheile, ſoweit ſie von mohammedaniſchen Albaneſen bewohnt ſind, jedenfalls ein ſchweres Stück Arbeit haben.

Der dritte, vollſtändig von der Türkei unabhängig gewordene Staat iſt Rumänien. Es hat nicht, wie Serbien, einen ſeiner Gebietsvergrößerung entſprechenden Theil der türkiſchen Staatsſchuld übernehmen müſſen, dafür aber jenen Theil des beſſarabiſchen Gebietes an Rußland zurückgegeben, der Rußland 1856 im Pariſer Vertrag abgenommen worden war. Dieſer im Weſten durch den Prut, im Süden durch den Kili-Arm der Donau begrenzte Theil Beſſarabien's umfaßt freilich nur 154 Quadratmeilen mit 140,000 Einwohnern; da aber letztere zum größten Theil Rumänen ſind, ſo war die Abtretung eine beſonders ſchmerzliche. Entſchädigt wird dafür Rumänien durch die Dobrudſcha mit der Südgrenze Siliſtria-Mangalia, ein Gebiet, das etwa 280 Quadratmeilen mit 200,000 Einwohnern umfaßt. Gleichwie aber die an Serbien und Montenegro fallenden Gebietsvergrößerungen eine ſehr gemiſchte Nationalität aufweiſen, ſo iſt daſſelbe mit der Dobrudſcha der Fall. Rumänien war bisher in nationaler Beziehung ein einheitlicher Staat; in der Dobrudſcha aber bilden die Türken die Grundbevölkerung; zu ihnen kommen im Donaudelta und an der Donau ſelbſt Rumänen; ferner Bulgaren, Kleinruſſen, Tſcherkeſſen und in der Umgebung von Tultſcha und Atmatſcha fleißige deutſche Koloniſten, jedenfalls in ethniſcher Beziehung der beſte Zuwachs, den Rumänien hier erhält.

Die Aenderungen, welche in Bezug auf Montenegro, Serbien und Rumänien am Frieden von San Stefano vorgenommen wurden, können im Ganzen als untergeordneter Natur bezeichnet werden. Vergleicht man die Karte vom 3. März mit der Karte vom 13. Juli, ſo erſcheinen bei dieſen drei Ländern die Grenzverſchiebungen nicht ſehr auffallend. Anders liegen aber die Dinge, wenn wir das Bulgarien von San Stefano mit dem Bulgarien von Berlin vergleichen. Nirgends hat der beſchneidende Einfluß der engliſchen Diplomaten bei der Umgeſtaltung des Friedens von San Stefano ſich fühlbarer gemacht, als gerade hier; denn von 3000 Quadratmeilen, die der Neuſchöpfung zugedacht waren, iſt dieſelbe auf nur 1000 zuſammengeſchrumpft. Es umfaßt nur noch das ehemalige Tuna-Milajut zwiſchen der Donau und dem Balkan, ſowie

das Sandſchak von Sofia bis zur Dowanitza Planina und dem Rilo Dagh im Süden. Wie ſchon das Bulgarien von San Stefano, welches bis ans Aegäiſche Meer reichte, ein national durchaus unhomogener Staat war, da Albaneſen, Griechen und Türken in ihm etwa ein Drittel der Bevölkerung ausmachten, ſo iſt auch das neue in Berlin geſchaffene autonome aber tributäre Fürſtenthum ein keineswegs national einheitliches Land, da in der Oſthälfte, von der Linie Ruſtſchuk-Balkan bis ans Schwarze Meer, die Türken in etwa gleich großer Anzahl wie die Bulgaren angeſeſſen ſind. Immerhin iſt in dieſem Donau-Bulgarien ſlaviſche Art die maßgebende, und von Tirnowa an der Jantra aus, dem altbulgariſchen Zarenſitze, wird der neue, dort vom Volke erwählte Fürſt, ſein Land auch im ruſſiſch-ſlaviſchen Sinne regieren. Daß der Sultan Oberlehnsherr bleibt, daß er den Fürſten in ſeiner Würde beſtätigt, daß Bulgarien an ihn Tribut zahlt, kann wenig an dem Ueberwiegen ruſſiſcher Politik hier ändern. Bulgarien wird ſo ziemlich die Stellung der Pforte gegenüber einnehmen, die bisher Serbien ſpielte. Unzufrieden mit ſeiner halben Selbſtändigkeit wird es nach völliger Souveränetät, ſowie nach der Vereinigung mit den jetzt noch von ihm geſchiedenen bulgariſchen Elementen im Süden des Balkan ſtreben. Im Bunde mit Serbien und Montenegro wird es weitere ſlaviſche Konſpirationen gegen den Reſt der Türkei planen, und ſelbſt der Antagonismus Oeſterreich's wird auf die Dauer ein ſpäteres aggreſſives Vorgehen der genannten ſlaviſchen Länder gegen die Türkei nicht verhindern können. In der Halbheit des hier Geſchaffenen — einer Halbheit, die natürlich erſcheint, wo es ſich um einen Ausgleich der in Berlin miteinander ſtreitenden und ſchachernden Mächte handelt — liegt der ſchlimmſte Fehler für die Zukunft.

Um einigermaßen jedoch auch jenem bulgariſchen Theile der Türkei gerecht zu werden, der nach dem Berliner Frieden noch ferner unter der Herrſchaft der hohen Pforte verbleiben ſoll, wurde eine völlige Neuſchöpfung beliebt, die fürderhin den Namen Oſt-Rumelien führt. Der Name iſt unglücklich gewählt und müßte eher Nord-Rumelien heißen. Es umfaßt die weſentlich bulgariſchen Landſtriche im Süden des Balkan, hat Philippopel zur Hauptſtadt und bleibt im weſentlichen türkiſche Provinz, mit einem geringen Grade autonomer Verwaltung jedoch mit einem chriſtlichen Gouverneur, der unter Zuſtimmung der Mächte von der Pforte auf fünf Jahre ernannt wird. Jener große Landſtrich, der das Zentrum der Türkei ausmacht und der bis an's Aegäiſche Meer reicht, in dem die Städte Melnik, Seres, Skoplja, Bitolia, Wodena, Ochrida &c. liegen und der zum Bulgarien von San Stefano geſchlagen war, verbleibt nun wie früher der Türkei. Er umfaßt auch in der That in nationaler Beziehung außerordentlich ſtreitiges Gebiet. Hier weichen ſelbſt die beſten Quellen von einander

ab. Im Allgemeinen kann man jedoch ſagen, daß auch in dieſem Zentralſtücke der Türkei die Bulgaren noch die Grundlage, namentlich der ländlichen Bevölkerung bilden, während in den Städten die Griechen achtungswerthe Minoritäten ausmachen, die durch das von ihnen vertretene Kapital und ihre Intelligenz zu einer hohen Bedeutung erhoben werden. Durchſetzt iſt ferner dieſes ganze Gebiet von Türken, während im Weſten die Albaneſen zur Herrſchaft gelangen.

Damit iſt unſer Ueberblick der Territorialverhältniſſe auf der Balkanhalbinſel beendigt. Die europäiſche Türkei iſt, wenn man das öſterreichiſch gewordene Bosnien und Oſt-Rumelien von dem alten Beſitzſtande abrechnet, nur etwa auf die Hälfte ihres ehemaligen Beſitzſtandes reduzirt worden, und auch an dem morſchen Stamme des noch übrig gebliebenen Theiles nagt der Wurm. Es läßt ſich nicht verkennen, daß in der Nichtberückſichtigung des griechiſchen Elementes durch den Kongreß eine Ungerechtigkeit liegt, die vielleicht vom Geſichtspunkte der hohen Politik aus opportun erſcheinen mag, die aber im Lichte nationaler Abgrenzung, wie dieſelbe gegenüber den Slaven zur Geltung gelangte, als ein ſchwerer Unterlaſſungsfehler betrachtet werden muß. Denn ein Theil Macedonien's, Theſſalien und faſt ganz Epirus ſind griechiſche Landſchaften mit nur geringem türkiſchem Beiſatze, und dieſe Länder werden über kurz oder lang doch ihre Vereinigung mit dem Königreich Hellas durchſetzen, ſo gut wie Kreta und andere rein griechiſche Inſeln des Archipel's, die jetzt noch unter dem Joche der Türken ſtehen. Hier treten keine konfeſſionellen Verhältniſſe hindernd der nationalen Idee entgegen, die auf der Balkanhalbinſel beſtimmend und ausſchlaggebend ſich erweiſt.

Literatur.

Die heutige Sozialdemokratie und der Staat. Von Oskar Wolff. Berlin 1878, Puttkammer und Mühlbrecht.

Der Verfaſſer dieſer kleinen Schrift iſt kein Theoretiker, der ſeine Kenntniß über das Weſen, die Ziele und die Agitationsmethode der Sozialdemokraten aus literariſchen Quellen geſchöpft hat. Er ſchreibt vielmehr auf Grund perſönlicher Anſchauungen und Erfahrungen, die er während der letzten drei Jahre, alſo gerade während der Zeit, in welcher das ſozialiſtiſche Treiben in Berlin am aberwitzigſten und ungebundenſten war, in ſozialdemokratiſchen Ver-

einen und Verſammlungen gewonnen hat. Er hat ſich bei dieſem Studium an der Quelle nicht mit der Rolle eines ſtummen Zuhörers begnügt: nicht ſelten hat er das Wort ergriffen und iſt furchtlos dem Toben einer von egoiſtiſchen Agitatoren irre geleiteten Menge entgegen getreten. Wolff bietet ſeinen Leſern nicht eine Darſtellung des ſozialiſtiſchen Lehrbegriffs, ſondern eine ſcharfe und authentiſche Charakteriſtik der heute an der Spitze der ſozialdemokratiſchen Bewegung ſtehenden Männer, der Moſt, Haſenclever, Liebknecht, Bracke u. ſ. w. und eine Quinteſſenz deſſen, was dieſe Männer ihren verblendeten Zuhörern vorpredigen. Der Werth dieſer kleinen Schrift liegt hauptſächlich darin, daß ſie die Geſchichte des Sozialismus in lebendigen und lebenswahren Schilderungen bis auf die Gegenwart fortführt, d. h. bis zur letzten ſozialdemokratiſchen Volksverſammlung in Berlin, die am 2. Juni, eine Stunde vor dem Nobiling'ſchen Attentate, abgehalten wurde. In dieſem Sinne iſt ſie eine werthvolle Ergänzung der Schriften von Schäffle und Mehring.

Eine raſch beliebt gewordene, luſtige kleine Schrift, die ſchon in fünfter Auflage vorliegt, betitelt ſich „Aus dem Notizbuch des Onkel Jonas“ von J. Nolly. Sie bietet „Humoresken aus dem jüdiſchen Leben“. (Berlin, Verlag von Siegfried Cronbach, 1878). Wohl iſt der Boden, auf dem dieſe Humoresken gewachſen ſind, ein ſehr begrenzter. Onkel Jonas iſt ein „Schadche“ des auserwählten Volkes, ein Heirathsvermittler, der vom Kuppelpelzwerk lebt und ungemein gering denkt von Allen, die ſeine Hilfe in Anſpruch nehmen. Er nimmt ſeine eigenen Sünden am Verſöhnungstage ſehr ernſt, büßt ſie en bloc ab und arbeitet am nächſten Tage ohne Saldovortrag auf neue Rechnung los. Aber dennoch ſind die Lebensbilder höchſt mannigfaltig, die aus dieſem „Notizbuch“ hervorwachſen. Alle ſind mit ſo dramatiſcher Lebendigkeit hingemalt, daß ſie wie ein luſtiges Volksſtück ſich vor uns abſpielen. Herzlich lachen muß man von Anfang bis zu Ende. Und in all der konventionellen geſchäftlichen Kuppelei ſiegt doch der natürliche Zug des liebeſuchenden Herzens.

Zur Beachtung.

Da von dem laufenden Jahrgange der „Grenzboten“ die erſte Nummer bereits am 27. Dezember 1877 erſchienen iſt, die Zeitſchrift alſo dem Kalenderjahr um eine Woche voraus iſt, ſo wird, um dieſe Differenz auszugleichen, das nächſte Heft erſt Donnerſtag den 15. Auguſt ausgegeben werden.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Digitized by Google

Die Entwickelung des altrömiſchen Kriegsweſens.

Von Max Jähns.

V.

Die Zeit des erſten puniſchen Krieges.

Ueberblickt man die Geſammtheit der römiſchen Heeresentwickelung bis zu den puniſchen Kriegen, ſo erkennt man, daß ihre Stärke durchaus auf ihrem innigen Zuſammenhange mit der bürgerlichen Verfaſſung beruht.

Den großen Grundſatz, daß die Vertheidigung des Staates Recht und Pflicht eines jeden Bürgers, aber auch nur des Bürgers ſei, hat kein Volk ſo energiſch und für alle Zeiten vorbildlich durchgeführt wie das römiſche. Zur Zeit des großen Marcus Furius Camillus waren die Römer einen Augenblick in Gefahr geweſen, Söldner und Reisläufer zu werden, wie es damals die Kampaner wurden. Aber die Neugeſtaltung der Legion und die Erhebung des Bauernſtandes durch die liciniſchen Geſetze entſchieden für Jahrhunderte, daß die Söldnerei kein römiſches Geſchäft und die Legion ein Bürgerheer ſein ſolle.*) Zwar bedingte die Manipularordnung eine weit ernſtere und längere militäriſche Schule als die frühere phalangitiſche Legion, in welcher das Schwergewicht der Maſſe auch die Ungeübten zuſammenhielt. Wenn dennoch kein eigener Soldatenſtand ſich entwickelte, ſo ward dies hauptſächlich dadurch erreicht, daß man die Gliederung der Mannſchaft nach dem Vermögen aufgab und ſie durch eine ſolche nach dem Dienſtalter erſetzte. Der römiſche Rekrut trat jetzt ein unter die leichtbewaffneten Veliten und wurde dann allmählich von Treffen zu Treffen weiterbefördert, bis endlich die langgedienten und er-

*) Nitzſch a. a. O.

Digitized by Google

fahrenen Leute ſich im Triarierkorps zuſammenfanden, das an Zahl ſchwach, doch an Einfluß auf Ton und Geiſt des Heeres mächtig war.*) Ohne höheren Sold, ohne eine glänzendere Waffe, iſt dieſe Veteranenreſerve der entſchiedenſte Ausdruck des Römerthums. Die ganze Staats- und Heereseinrichtung iſt darauf berechnet, daß die Grundſchicht der römiſchen Bauerſchaft immer vorhanden und immer ausgiebig ſei an ungeſchwächter Willfährigkeit und Zuverläſſigkeit für den Dienſt im Heere. Denn in ihr entſpringt der Quell der kriegeriſchen Machtfülle der großen Republik. Wie groß auch die Maſſe der Bundesgenoſſen ſei: ſie ſtehen doch immer nur *neben* den Legionen; ſie thun nur mit, inſofern ſie befehligt werden von Römern.

Die alte, furchtbar ſtrenge Kriegszucht blieb unverändert. Nach wie vor war es dem Feldherrn geſtattet, jedem in ſeinem Lager dienenden Manne den Kopf vor die Füße zu legen und den Stabsoffizier ſo gut wie den gemeinen Soldaten mit Ruthen ſchlagen zu laſſen. Auch wurden Körperſtrafen nicht blos wegen gemeiner Verbrechen erkannt, ſondern auch wenn ſich z. B. ein Offizier erlaubt hatte, von dem ertheilten Befehle abzuweichen, wenn eine Abtheilung ſich hatte überrumpeln laſſen oder vom Schlachtfelde gewichen war.**)

Je lebendiger man ſich dieſe Gleichheit der Führer und der Mannſchaft dem Feldherrn gegenüber vorſtellt, je mehr man ſich vergegenwärtigt, wie auch der gemeine Legionär ſich als freier Bürger fühlte, um ſo befremdlicher muß die Stellung erſcheinen, welche einer ſolchen Infanterie gegenüber die *Reiterei* einnimmt. In ihren Händen liegt die ganze Kontrolle des Wachtdienſtes. Ein einfacher eques mit ſeinen amici begeht die Poſten, rapportirt darüber, und auf ſeine Meldung wird die etwa nothwendige Strafe verfügt. Aber noch mehr: die Zelte der Reiter liegen in der Hauptlagergaſſe, die betreffenden Stallungen dahinter. Der römiſche eques hat jedoch keinen Stalldienſt bei ſeinem eigenen Pferde, ſondern dieſer wird von den Triariern geleiſtet, welche hinter ihm nach den beiden nächſten Lagergaſſen hin liegen. Die Elite der Infanterie liefert alſo, ſo zu ſagen, die Stalljungen der Kavallerie, und zwar einer Kavallerie, deren taktiſche Leiſtungen denen des Fußvolks gegenüber ſehr ſchwach waren. Ein ſolches Verhältniß läßt ſich nur aus ſozialen Beziehungen erklären. Einmal ſpielte wohl der altgewohnte Reſpekt vor dem Adel und dem Reichthume der equites ſeine Rolle; dann aber darf man nicht vergeſſen, daß die Reiterei weſentlich aus den Söhnen der ſenatoriſchen Familien beſtand, zu denen der kleine Mann immer noch in einer Art von Klientel ſtand, namentlich hinſichtlich ſeiner Abhängigkeit von dem juriſtiſchen Beirathe der

*) Mommſen a. a. O.
**) Nitzſch und Mommſen a. a. O.

Familienhäupter. Eines ſolchen Rathes aber bedurfte der römiſche Kleinbürger ſehr oft. Er verheirathete keine Tochter, er verkaufte kein Joch Landes, er ſchloß kein Anlehen ohne juriſtiſchen Rath; denn dieſer war ihm nicht nur eine Nothwendigkeit, ſondern eine Seelenſtärkung. Juriſtiſches Wiſſen war aber dazumal geradezu ein Monopol der ſenatoriſchen Häuſer. So drückte ſich denn die geſchäftliche Abhängigkeit auch in den militäriſchen Lagerbeziehungen aus, und es erſcheint das um ſo erklärlicher, wenn man bedenkt, daß aus den Kreiſen dieſer equites im Ganzen genommen alle höheren Beamten und Offiziere der Republik hervorgingen. Während bei uns kaum jemals der Glanz der militäriſchen und der geſchäftlichen Tradition zuſammentreffen, konnte und ſollte das bei jedem römiſchen Staatsmanne geſchehen. Wäre die Beamtenlaufbahn der Republik nicht ſo durchaus gleichmäßig eine zivile und militäriſche, eben beides zugleich geweſen, ſo würde ſich der Begriff des ſtaatsmänniſchen Kredites gewiſſer Familien niemals in dem Maße ausgebildet haben, wie er in der Bezeichnung der nobilitas und ſeinem Gegenſatze, dem der homines novi ſo deutlich erſcheint. Daß in der einen Perſon, in der einen Familie die militäriſche, in der andern die adminiſtrative Seite überwog, verſteht ſich von ſelbſt; immerhin aber war nun einmal kein Staatsmann zu denken, der nicht zugleich gedienter Offizier war, und umgekehrt kein Feldherr, der nicht auch in den großen Zivilämtern gedient hatte. Die meiſten derartigen Stellen wurden ja durch die Comitien beſetzt, und bei einzelnen von den Hiſtorikern überlieferten Gelegenheiten tritt dieſer perſönliche Zuſammenhang ſehr anſchaulich hervor. Jener große Juriſt, der nach ſeiner Wahlniederlage den Bürgern unwillig zuruft: Consulere scitis, consulem facere nescitis! ſteht da neben dem jungen kühnen Stabsoffizier, dem bei der Bewerbung um die rein ſtädtiſche Aedilität ſofort alle Stimmen zufallen. Die lange Reihe großer Feldherren und Magiſtrate, die wundervolle Sicherheit der inneren und äußeren Politik, welche Rom, ſeltene Ausnahmen abgerechnet, ausgezeichnet hat, war bei einer Verfaſſung, die alle entſcheidenden Beſchlüſſe der Volksverſammlung zuwies, nicht denkbar ohne den natürlichen Einfluß, den die Mannszucht und die ſtolzen Ueberlieferungen des Heeres auf den Geiſt der Comitien übten.

Die militäriſchen Formen dieſer Centuriatcomitien ſind nicht nur die Reſte ihrer älteſten Einrichtung, ſondern entſprechen auch durchaus dem Geiſte, der in ihnen lebte. Die Volksverſammlung ſtand, ſie ſaß nicht, und ſchon Cicero hat dies im Gegenſatz zu der ſitzenden, lange debattirenden Ekkleſia von Athen als bedeutungsvoll bemerkt. Auf Kommando traten die Centuriatcomitien zur Abſtimmung an. Zu einer breiten und zügelloſen Debatte war wenig Raum; mit Entſchiedenheit macht ſich der Eindruck ſicherer Haltung, ruhigen

Taktes geltend. Es gab keine geheime Abſtimmung, und dabei handelte es ſich doch nicht, wie heutzutage, um die Wahl von Repräſentanten für lange Termine, nein, jährlich galt es die Wahl der geſammten Beamtenmaſſe in Heer und Verwaltung. Da war noch kein ergiebiges Feld für Wahlumtriebe, wohl aber blieb dem Einfluſſe tüchtiger Perſönlichkeiten, die im entſcheidenden Augenblicke mit offenem Viſir hervortraten, ein nicht unbedeutender Spielraum. Livius erzählt z. B., daß Q. Fabius Maximus einmal nach Eröffnung der Abſtimmung die erſte Centurie wieder abtreten hieß, nachdem er erklärt, daß er das Kommando nur mit einem andern Kollegen annehmen könne, als den man ihm gegeben. Die Centurie trat ab, berieth und ſtimmte dann nach dem Wunſche ihres großen Konſuls.

Die unſichtbare Gewalt, welche das geſchichtliche Leben Rom's in der guten Zeit beſeelt und lenkt, das iſt der militäriſche Geiſt der Legion; was Rom zu Rom machte: frei, beſonnen, lange glücklich und groß, das war der friſche und tüchtige Zuſammenhang der militäriſchen und der bürgerlichen Verfaſſung.

Aber wie Alles in der Welt ſeine Kehrſeite hat, ſo auch dieſe römiſche Heeres- und Staatsverfaſſung. Was dem Großen und Ganzen von ſo unendlichem Werthe war für innere Geſundheit und Tüchtigkeit, das hat im Einzelnen, im rein Militäriſchen, doch nicht ſelten höchſt bedenkliche Nachtheile mit ſich gebracht, die, wenn ſie in verhängnißvollen Augenblicken hervortraten, ſo ſchädlich und gefährlich wurden, daß es ſchien, der Staat werde eine ſolche Kriſe nicht überdauern. Dann aber machte ſich wieder die ſegensvolle Seite jener Zuſammengehörigkeit von Staatsleitung und Kriegführung, von Volksbewußtſein und Heeresſtolz geltend, und zum Staunen der Feinde, zum Staunen der Römer ſelbſt, glich das Unheil ſich aus, und die Niederlagen, welche den Staat vernichtet zu haben ſchienen, wurden gut gemacht durch die treue ſoldatiſche Hingebung der ganzen Nation.

Dieſe Betrachtungen drängen ſich auf, wenn man die puniſchen Kriege überſchaut.

Der Kampf zwiſchen Karthago und Rom iſt der längſte und der am meiſten ſchwankende des Alterthums. Das entſcheidende Moment, das endlich den Ausſchlag gab, war die Gleichartigkeit des Stoffes, aus welchem Staat und Heer der Römer zuſammengefügt waren, verglichen mit der Ungleichartigkeit auf puniſcher Seite. Die Römer waren in ihren Volksverſammlungen und im Senate dieſelben wie im Lager; ſie waren aber auch Italiker, deſſelben Blutes wie die Samniter, Sabiner, Kampaner; auch mit den helleniſchen Italioten waren ſie ſtammverwandt und ſogar mit den Etruskern ſtimmten ſie in den wichtigſten Lebensbeziehungen überein. Die Karthager dagegen waren

Digitized by Google

und blieben Fremdlinge in Afrika; mit der vollen Schroffheit der Semiten ſonderten ſie ſich ab, und trotz vielhundertjährigen Zuſammenlebens mit den Libyern ſtanden ſie ihnen noch immer ſtammfremd gegenüber. Sie wurzelten in dem Boden Afrika's nicht tief genug, um dem gewaltigen Sturme der Römerkriege dauernd widerſtehen zu können.

Der Kraftverſchiedenheit in nationaler Hinſicht ſtellt ſich eine ebenſolche bezüglich der geographiſchen Lage zur Seite.

Italien bildet einen abgeſchloſſenen, nicht allzugroßen, wohl bevölkerten Länderkomplex. Die weitgedehnten Gebiete von Karthago, welche von Kyrene bis an das atlantiſche Meer reichten, die ſchwankenden Grenzen nach dem Innern des Kontinents, die zerſtreuten überſeeiſchen Beſitzungen in Sizilien, Sardinien, Malta, den Balearen und Spanien boten viele verwundbare Punkte und keine ſichere Unterlage für ein ſtarkes einheitliches Staatsgebäude. Es war eine Handvoll Menſchen, die über zerſtreute Länder und wilde Barbarenvölker eine ähnliche Herrſchaft führte, wie jetzt die Engländer in Oſtindien, aber ohne ein ſo großes, reiches Mutterland hinter ſich zu haben, wie Großbritannien iſt.

Ich kann auf die puniſchen Kriege hier nur in den alleräußerſten Umriſſen eingehen. Den Anlaß zum Kriegsausbruch gab das Söldnerthum. In der zweitgrößten Stadt der ſiziliſchen Oſtküſte, in Meſſana, hatten ſich kampaniſche Landsknechte feſtgeſetzt. Entfremdung von der Heimat, Gewöhnung an Gewaltthat und Unfug hatte unter dieſen Banden längſt Gleichgiltigkeit gegen jeden Treubruch erzeugt. Warum ſollte ſich eine ſolche Söldnerſchaar nicht einmal der ihrer Obhut anvertrauten Stadt bemächtigen? Die Kampaner thaten es und erhoben ſich unter dem Namen der „Marsmänner", der Mamertiner, zu einer von den Karthagern wie von Syrakus unabhängigen dritten Macht in Sizilien. Endlich von dem durch Hiero regenerirten Syrakus ſchwer bedroht, trugen ſie Rom den Beſitz des meerbeherrſchenden Meſſana an (266); der Senat nahm ſie wirklich in die italiſche Eidgenoſſenſchaft auf. Doch Karthago kam den Römern in der Beſetzung Meſſana's zuvor, und damit war der Krieg zwiſchen Italien und Afrika entſchieden. Der erſte Krieg mit Karthago währte 23 Jahre von 264 v. Chr. bis 241. Schon dieſe lange Dauer des Kampfes zeigt, daß die Kriegführenden an Macht und Hilfsquellen nicht ungleich waren. Rom's Stärke beſtand in der Kriegstüchtigkeit ſeiner Bürger und Unterthanen; Karthago war an Reichthum unendlich überlegen. Wäre Geld im Kriege wirklich das Entſcheidende, ſo hätte Rom unterliegen müſſen. Aber in dem langen Kriege, der auch die ergiebigſten Hilfsquellen zum Verſiegen brachte, glichen die Unterſchiede zwiſchen Reich und

Arm ſich nach und nach aus, und das verarmende Karthago ermattete früher als das niemals reich geweſene Rom.*)

Der Unterſchied in der finanziellen Leiſtungsfähigkeit beider Staaten war um ſo wichtiger, als der Krieg zum großen Theile zur See ausgekämpft wurde und die Ausrüſtung von Flotten ja ſtets weit koſtſpieliger iſt als die Aufſtellung von Landheeren, beſonders für einen Staat, der wie Rom überhaupt zum erſten Male als Seemacht auftrat. Man begreift die Leiſtungsfähigkeit Rom's auch nur dann, wenn man ſich erinnert, daß ihm die maritimen und die pecuniären Kräfte von ſämmtlichen griechiſchen Staaten Italien's und zuletzt auch die von Syrakus zur Verfügung ſtanden, und daß in jener Zeit der Kindheit der Schiffahrt die Flotten noch nicht bleibendes Erbgut der Nationen waren, ſondern ſich herſtellen ließen, wo es Bäume, Eiſen und Waſſer gab.

Die Taktik des antiken Seekrieges beſtand darin, daß man dem feindlichen Schiffe die Langſeite abzugewinnen und auf dieſe mit aller Wucht losfahrend es in den Grund zu bohren ſuchte. Zu dieſem Zwecke führten die Schiffe am Vordertheile unter der Waſſerlinie ſcharfe Schnäbel von Eiſen, welche in die hölzernen Seiten der gegneriſchen Fahrzeuge eindrangen und ſie leck machten. Es kam alſo alles darauf an, daß der Kapitän ſein Schiff völlig in der Gewalt hatte, um mit der größten Schnelligkeit auszuweichen, ſchwenken und zuſtoßen zu können. Der Kampf mit Geſchoſſen vom Verdeck aus hatte ganz untergeordnete Bedeutung; auch die Schiffsartillerie ſpielt nur eine Nebenrolle; in der Kühnheit und Gewandtheit der Schiffsmanöver lag das Geheimniß des Sieges, und eben darin waren die Karthager Meiſter.

Es iſt nun ein echt römiſcher Gedanke, ebenſo konſequent wie genial, die nautiſche Inferiorität auszugleichen, indem man das Landgefecht auf den Seekrieg übertrug. Die Erfindung der Enterbrücken bezeichnet den erſten römiſchen Seeſieg, den des Gaius Duilius an der Landſpitze von Mylae (nw. Meſſana's) 260. Die Hälfte der karthagiſchen Flotte, mehr als 50 Schiffe, wurde verſenkt oder genommen; Rom war plötzlich eine Seemacht geworden und hatte die Mittel in der Hand, den Krieg energiſch zu Ende zu führen.

Vier Jahre nach dem Siege des Duilius erfochten die römiſchen Flotten den weit größeren Triumph bei Eknomos und übertrugen nun den Krieg nach Afrika. Hier aber erlitten ſie, weſentlich in Folge der ſchlechten Dispoſitionen ihres Feldherrn Regulus, im Jahre 255 eine vollkommene Niederlage durch den im puniſchen Dienſte ſtehenden ſpartaniſchen Feldherrn Xanthippos, einen Mann von großem Organiſationstalent und hoher ſtrategiſcher Einſicht. Nun ergriff Karthago die Offenſive, und für die Römer ſolgte in dem langen

*) Mommſen a. a. O.

unentſchiedenen Kriege um Sizilien, namentlich um das vielumworbene Lilybäon, Fehlſchlag auf Fehlſchlag.

Der römiſche Senat war rathlos. Sechzehn Jahre währte nun ſchon der Krieg, und man ſchien weiter vom Ziele als im erſten Jahre. Vier große Flotten waren zu Grunde gegangen, darunter drei mit römiſchen Heeren am Bord; ein ausgeſuchtes Landheer war in Libyen vernichtet worden; und wieviel Menſchen hatten die Schlachten, die Poſtengefechte, die Seuchen gefordert! Binnen fünf Jahren war die Bürgerrolle, welche im Jahre 252 die Zahl von 298 Tauſend Bürgern aufgewieſen hatte, um den ſiebenten Theil der Geſammtzahl, um 40,000 Köpfe geſunken — ganz ungerechnet die mindeſtens gleichen Verluſte der Bundesgenoſſen. Waren doch die in Seeſchlachten und Schiffbrüchen zu Grunde gegangenen meiſt nicht Römer ſondern socii navales! Die finanziellen Einbußen, namentlich die durch das Erlahmen des Handels, waren außerordentlich groß. Die Partei der Kleinmüthigen kam ans Ruder. Man ſchaffte die Flotte ab, förderte höchſtens die Kaperei und führte den ſiziliſchen Landkrieg nur dem Namen nach fort. — Und Karthago? Anſtatt jetzt ſein finanzielles Uebergewicht auszubeuten und einen großen Schlag zu thun, ging es denſelben Weg. Es folgten ſechs thaten- und ruhmloſe Kriegsjahre, aus denen nur eine einzige Geſtalt hervorleuchtet: Hamilkar Barkas, der im Jahre 247 den Oberbefehl in Sizilien übernahm. Wie jeder karthagiſchen Armee fehlte es auch der ſeinigen an gutem Fußvolk. Die Regierung that nichts, ein ſolches zu ſchaffen; denn national-puniſche oder auch nur libyſche Rekruten lieferte ſie niemals, ſondern lediglich Söldner, und Hamilkar wußte wohl, daß dieſen Karthago ebenſo gleichgiltig ſei wie Rom. Aber er ſetzte ſeine eigene kraftvolle Feldherrnperſönlichkeit an die Stelle der Ideale und übertrug den Schwung, der ihn ſelbſt beſeelte, in bewunderungswürdiger Weiſe auf ſein Heer. Eine kühne Unternehmung reihte ſich an die andere; ohne Geld von den Puniern zu fordern, ernährte er ſein Heer reichlich; immer weitergreifend wurden ſeine Expeditionen, immer verwegener geberdeten ſich ſeine wenigen Kaper an der italiſchen Küſte.

Da geſchah in Rom etwas, das noch größer erſcheint als dieſe perſönliche Kraft eines talentvollen Führers. Ohne jede Unterſtützung des indolenten Senates trat eine Anzahl patriotiſcher Bürger zuſammen und bot eine Flotte von 200 Linienſchiffen mit 60,000 Matroſen und Ruderern freiwillig dem Staate dar — eine Thatſache, die in der ganzen Geſchichte kaum ihres Gleichen hat.

Dieſe neue römiſche Flotte fand in der ſiziliſchen See eigentlich keinen Gegner, und faſt ohne Widerſtand beſetzten die Römer die Häfen von Lilybaeon und Drepana, deren Belagerung nun energiſch begonnen ward. Und

als im Frühjahr 241 eine eilig zuſammengeraffte karthagiſche Flotte zum Entſatz erſchien, erlitt ſie bei der Inſel Aeguſa eine vollkommene Niederlage. Fünfzig puniſche Schiffe wurden verſenkt, mit 70 eroberten Kielen fuhren die Sieger in den Hafen von Lilybaeon ein.

Dieſe freiwillige, große Anſtrengung der römiſchen Patrioten brachte den Sieg und den Frieden. Zunächſt kreuzigten die Karthager den beſiegten Admiral, wie das geſchlagenen Feldherren gegenüber ihre böſe Sitte war; dann befahlen ſie dem Hamilkar, Frieden zu ſchließen. Sizilien gehörte den Römern.

Blickt man auf den ganzen 23jährigen Krieg zurück, ſo läßt ſich nicht verkennen, daß, trotz einer Reihe höchſt großartiger Momente, die militäriſche und politiſche Führung der Römer bei Weitem weniger ſicher war als ſonſt. Es liegt das daran, daß dieſer Krieg mitten inne ſteht zwiſchen einer Zeit lokal-italiſcher und einer Zeit univerſeller Großſtaatspolitik. Senat und Heer der Römer waren für rein italiſche Zwecke vortrefflich organiſirt. Bisher hatte es ſich immer nur um Kontinentalfeldzüge gehandelt, deren natürliche Baſis Rom ſelbſt war. Von Rom führten die großen Heerſtraßen mit ihren befeſtigten Kolonien als wohlvorbereitete Operationslinien weiter. Die Aufgaben waren vorzugsweiſe taktiſch, nicht ſtrategiſch; Märſche und Operationen hatten geringe Bedeutung; das ganze Verfahren drängte ſchnell zur Schlacht. Der Feſtungskrieg war in der Kindheit; der Seekrieg kam gar nicht in Betracht. Bedenkt man nun, daß in den Schlachten ſelbſt weſentlich das Handgemenge mit der blanken Waffe entſchied, ſo verſteht man es, wie eine Rathsverſammlung dieſe Feldzüge anzuordnen, wie der jeweilige Bürgermeiſter ſie zu leiten im Stande war. Dies iſt nun alles auf einmal umgewandelt. In unabſehbare Ferne, ja bis in einen fremden Erdtheil dehnt ſich das Operationsgebiet aus; das Meer gewährt dem ſeekundigen Feinde tauſend Straßen; in jedem Hafen darf man ihn erwarten. Die Belagerung der Feſtungen, namentlich der Küſtenplätze, an deren Stärke die vorzüglichſten Taktiker Griechenland's geſcheitert waren, bot den ungeſchulten Römern eine nicht zu bewältigende Aufgabe. Es galt, eine Flotte zu ſchaffen, es galt, umfaſſende ſtrategiſche Kombinationen zu entwerfen; es galt, das römiſche Kriegsweſen über den Rahmen einer Bürgermiliz hinaus weiter zu bilden. Das waren große Forderungen! Energie und Glück halfen viel überwinden. Der erſte Flottenbau gleich iſt ein Beweis ſeltener nachdrücklicher Kraft — und doch iſt es nur ein Nothbehelf und nur hinſichtlich der Enterbrücken eine römiſche Leiſtung. Die Erfolge zur See ſind unzweifelhaft nicht den Römern, ſondern den griechiſchen Schiffsbaumeiſtern und Seeleuten zu verdanken. Niemals wurde die Flotte dem Heere ebenbürtig, niemals wie dies eine volksthümliche Einrichtung, welche mit dem innerſten Weſen der Nation verſchmolz. Neben dem hochgeehrten

Digitized by Google

Dienſte der Legionen blieb der Schiffsdienſt ſtets gering geſchätzt. Unterthanen oder gar Sklaven bildeten die Bemannung, helleniſche Italioten das Offizierkorps. Der italiſche Bauer war waſſerſcheu, und leugnen läßt ſich nicht, daß der Schiffsdienſt, ſo lange es ſich um Rudergaleeren handelt, wenig Anlockendes und Edles hat. Dennoch hätte man feſte Seelegionen aufſtellen und wenigſtens ein echtrömiſches Seeoffizierkorps bilden können. Nichts von alledem geſchah; niemals haben die Römer nach dem puniſchen Kriege wieder Flotten ausgerüſtet, wie ſie bei Mylae und Eknomos kämpften, und daß ſie ſich in der Folge, zu den Zeiten ihrer unumſchränkten Macht die Seeräuber über den Kopf wachſen ließen, bis der Hauptſtadt ſelbſt die Zufuhr abgeſchnitten ward und die kampaniſchen Landſitze nicht mehr ſicher waren, iſt eine Schande. Unverkennbar nimmt mit der Abnahme des Hellenismus in Italien auch die römiſche Seeherrſchaft wieder ab. Dennoch iſt das römiſche Flottenweſen in ſeiner unbehilflichen Großartigkeit immer noch die hervorragendſte Schöpfung dieſes langen Krieges.*) Schlimm waren die Mängel der Heerführung, welche in der Staatsverfaſſung wurzelten. Bei Beginn des Krieges fehlte jeder Begriff von der Größe des Unternehmens, in das man ſich einließ; nach und nach aber drängte ſich die Unzulänglichkeit des römiſchen Syſtemes auf: die wirthſchaftlichen Schwierigkeiten, welche mit der allgemeinen Wehrpflicht bei ſo lange andauernden Kriegen unvermeidlich verbunden ſind, das Fehlen feſter Oberleitung, der Mangel militäriſcher Fachbildung bei den Konſuln namentlich für den Seekrieg, und endlich der Schaden, der aus dem jährlichen Wechſel der Feldherren entſprang.

Die dem Pfluge und den Ihrigen entzogenen Bauern zeigten ſich ſchwierig, wenn man ſie im Herbſt bei der Fahne behalten, wenn man ſie über die See nach Afrika führen wollte. Man mußte zu dem Mittelwege ſchreiten, wenigſtens e i n konſulariſches Heer jährlich aus Sizilien nach Rom zurückkommen zu laſſen; aber der Zwang, die Ueberwinterung auf dem Kriegsſchauplatze auf nur 2 Legionen zu beſchränken, hatte natürlich große Nachtheile für die Operationen, und ſelbſt die Verlängerung der ununterbrochenen Dienſtzeit auf 1½ Jahr ſtieß ſchon auf ſozialpolitiſche Schwierigkeiten. Um den Soldaten für die längere Abweſenheit ſo viel als möglich ſchadlos zu halten, dienten zwei Mittel: die Ueberlaſſung der Beute und die Entſchädigungen nach Ablauf der Dienſtzeit. Die Ausſicht auf Beute milderte die Schroffheit der allgemeinen Wehrpflicht und lockte Freiwillige an; ſie war auch ſchon früher vorgekommen; aber erſt im ſiziliſchen Kriege wurde die Ueberlaſſung der Beute ein regelmäßiger Brauch, ein Recht der Truppen. Das zweite Mittel, den

*) Mommſen a. a. O.

Dienſt zu mildern, war die Ueberlaſſung von Ackeranweiſungen an die Veteranen, die erſte Spur der ſpäter ſo verderblichen Militärkolonien. Jetzt freilich waren ſie nur nützlich; denn ſo lange es noch herrenloſes unbebautes Land gab, konnte die Vertheilung deſſelben an ausgediente Soldaten dem Staate wie den Veteranen lediglich zum Vortheil gereichen. Es iſt ein Analogon unſerer Zivilverſorgung langgedienter Soldaten.

Der Wechſel der Mannſchaft in den Legionen war bei der Kriegstüchtigkeit der römiſchen Männer und bei der Einfachheit der Taktik von geringem Belang, beſonders da das Offizierkorps nur zum kleinen Theile mit den aufgelöſten Legionen den Dienſt verließ. Der Stab blieb zwar nicht beſtehen, wohl aber wurde er, mehr oder weniger vollſtändig, vom Volke wiedergewählt, und die Centurionen traten meiſt in die neuen Truppenkörper an gleicher oder etwas höherer Stelle wieder ein. Dieſe Centurionen waren die Männer, welche einen Lebensberuf aus dem Kriegsdienſte machten, der Nerv der Legionen, deſſen Tüchtigkeit die Unerfahrenheit der Rekruten und nicht ſelten auch das Ungeſchick der Führer aufzuwiegen hatte. Sie waren die Träger der überlieferten Diſziplin und der militäriſchen Erfahrung, und ſolche Männer waren bei den wechſelnden Geſichtspunkten und Perſönlichkeiten gerade auch der oberſten Heeresleitung ganz unentbehrlich.

Je nach dem Stande der im Senate ſtreitenden Parteien ſprang nämlich dieſe höchſte Behörde von einem Syſteme der Kriegsführung zum andern über, und nichts hat die Erfolge der römiſchen Kriegführung mehr aufgehalten, als der jährliche Wechſel der Konſuln. Für alte Zeiten, für beſchränkte Verhältniſſe war er ziemlich unſchädlich geweſen; er war es nicht mehr für den großen Schauplatz, auf welchem Rom nunmehr ſeine Kriege führte. Bevor ein neuer Feldherr die Verhältniſſe kennen gelernt hatte, mit ſeinen Truppen vertraut, mit der Art des Gegners bekannt geworden, da war ſchon der größte Theil ſeines Amtsjahrs verfloſſen und ſein Nachfolger ernannt, ja vielleicht ſchon auf dem Wege, ihn abzulöſen. Wollte er nun noch, von natürlichem Ehrgeize getrieben, ſein Konſulat durch eine hervorragende That bezeichnen, ſo ſtürzte er ſich leicht in übereilte Unternehmungen und erntete Verluſt ſtatt Triumph. So kam es oft auch dann, wenn die Konſuln tüchtige Männer und einſichtige Feldherren waren. Nicht ſelten aber waren ſie das nicht; denn trotz der heilſamen Rückwirkungen der Erfahrungen, welche die Bürger in der Legion gemacht, auf ihre Abſtimmungen in den Komitien, entſchied doch gelegentlich auch der Einfluß der Parteien und Familien zu Gunſten minderwürdiger Männer. Eitle, unbedeutende Menſchen vernichteten alle Anſtrengungen ihrer Vorgänger, indem ſie plötzlich ganz neue Ziele ſtellen, für welche jede Vorbereitung fehlt. Am übelſten waren die Erfahrungen, welche man hinſichtlich

Digitized by Google

der Verbindung der Admiralswürde mit dem römiſchen Bürgermeiſteramte zu machen hatte. Die ſchwerſten Flottenverluſte führten weder die Karthager noch die Stürme herbei, ſondern der anmaßliche Unverſtand der Konſuln, welche enragirte Landratten waren und doch die Rathſchläge der Seeleute geringſchätzten. Indeſſen auch zu Lande erwies man ſich den großen Aufgaben nicht gewachſen. Regulus war in ſeiner Art ein erprobter Führer; aber er theilte die Anſchauung aller ſeiner Landsleute, daß es lediglich auf taktiſche Ueberlegenheit ankomme. Das Glück warf ihm die Erfolge in den Schooß; er war im Jahre 256 genau dahin gelangt, wo fünfzig Jahr ſpäter Scipio ſtand, ohne wie dieſer einen Hannibal und ein erprobtes Heer ſich gegenüber zu haben. Allein ebenſo wie der Senat das halbe Heer zurückzog, ſobald er ſich von der taktiſchen Ueberlegenheit der Römer überzeugt hatte, ſo ſchlägt ſich Regulus in blindem Vertrauen auf die taktiſche Kraft der Legion, wann und wo der Feind es wünſcht.

Wenn trotz dieſer Mängel der Krieg für Rom einen günſtigen Ausgang nahm, ſo iſt das einerſeits der unvergleichlichen Ausdauer und der treuen Hingebung ſeiner Bürger, andererſeits aber dem Umſtande zuzuſchreiben, daß die Mängel und Fehler auf gegneriſcher Seite noch größer waren.

In einer Hinſicht allerdings erſcheinen die Karthager den Römern überlegen. Sie hatten ſich früh davon überzeugt, daß ausgedehnte Kriegsunternehmungen zu glücklichem Ende nur von ſolchen Männern geführt werden können, welche Könige in ihrem Heere ſind. Ein Jahrhundert lang ſtanden Glieder der Familie Magos an der Spitze der puniſchen Streitkraft, und ihrer Führung verdankte Karthago die Begründung ſeiner Herrſchaft auf Sizilien und Sardinien. Den Magos folgten dann die Barkiden, das Geſchlecht Hamilkar's und Hannibal's. Dieſe Männer waren den römiſchen Konſuln meiſt weit überlegen, und ſie konnten es ſein; denn ſie führten das Kommando lange Zeit und vermochten alſo, große Pläne zu entwerfen, vorzubereiten und durchzuführen.

Aber dieſer Vortheil wurde wett gemacht durch die entſetzlichen Uebel, welche das karthagiſche Söldnerweſen im Gefolge hatte. In der Unzuverläſſigkeit der gemietheten Mannſchaft, unter der die Gallier die zahlreichſten und unzuverläſſigſten geweſen zu ſein ſcheinen, lag die größte Schwäche der puniſchen Kriegsführung. Nur vorübergehend gelang es Männern wie Hamilkar Barkas ſie in leidlicher Mannszucht zu halten; im Ganzen genommen wimmelt die Geſchichte des Krieges von widerwärtigen Zügen der Unbotmäßigkeit, Meuterei und Verrätherei auf Seiten der Söldner, von Undank, Treuloſigkeit und Grauſamkeit auf Seiten der Phöniker. Wenn die Söldner mit dem Feinde verhandelten, den ihnen anvertrauten Poſten übergaben, ihre Feldherren aus-

lieferten oder kreuzigten, ſo ließen die karthagiſchen Feldherren ſie abſichtlich in ausgeſetzten Stellungen vom Feinde niedermachen, führten ſie auf öde Inſeln, um dort zu verhungern, warfen ſie über Bord oder metzelten ſie Nachts nieder. Das Verhältniß von Führer und Mannſchaft war ein Zuſtand fortdauernder Verſchwörung und inneren Krieges. Die Waffe, welche Karthago im Kampfe mit Rom führte, drohte bei jedem Hiebe zu zerbrechen oder gar die eigene Bruſt zu verwunden. Unzählige Unternehmungen mögen ſchon, ohne daß wir es wiſſen, im Entwurfe geſcheitert ſein aus Mangel an Vertrauen auf die Soldtruppen, und noch mehr ſchlugen, der Unzuverläſſigkeit der Miethlinge wegen, in der Ausführung fehl.

Merkwürdig bleibt es bei alledem, daß die Punier im Laufe des ganzen Krieges nur einen einzigen entſcheidenden Seeſieg erfochten. Auf dieſem Element erſchien doch ihre Ueberlegenheit von Anfang an geſichert. Indeß ſcheint die Vereinigung helleniſcher Seekunde mit der durch die Enterbrücken ermöglichten Aeußerung römiſcher Kampftüchtigkeit doch ein Kraftprodukt ergeben zu haben, dem die Karthager nicht gewachſen waren.

Populäre Unterhaltungsliteratur des zwölften Jahrhunderts.

Von A. Leonhard.

II.

Aus derſelben Schule, derſelben Zeit und derſelben Gegend, wie das Märe von Orendel ſtammt das Gedicht von St. Oswald's Leben, welches nach einer Schaffhauſener Handſchrift 1835 von L. Ettmüller herausgegeben wurde. Den Inhalt dieſes Gedichtes bildet die Werbung König Oswald's von England um die ſchöne Heidentochter Paimg oder Spange, welche er ſchließlich, da der Vater der Jungfrau dieſelbe nicht herausgeben will, durch liſtigen Raub ſich gewinnt. Eine genauere Betrachtung dieſes heiligen Königs, des Hauptheldens unſers Gedichtes, drängt zu der Annahme, daß in ſeiner Perſon der alte Germanengott Wuotan eine vermenſchlichte Geſtaltung gewonnen hat. Bekanntlich wußte altdeutſcher Glaube auch von einer Brautwerbung des oberſten Gottes zu erzählen: Wenn in den „Zwölften“, d. h. in den zwölf Nächten von Weihnachten bis Dreikönigentag, der Sturmwind mit lautem Geheul über Felder und Dächer dahinfährt, dann, meinte man, jage

Digitized by Google

Wuotan mit ſeinen Schaaren der Geliebten nach, die dem ſtürmiſchen Werber ſich keuſch zu entziehen ſuche und erſt in den „andern Zwölften", d. i. in der Zeit vom 1. bis zum 12. Mai, von ihm glücklich gewonnen und zur fröhlichen Hochzeit geführt werde. Dieſe Vorſtellung mag die Phantaſie des Volkes zu manchen Mythen angeregt haben. Ein ſolcher Mythus von der mühevollen, aber doch zu glücklichem Ende geführten Brautwerbung des Gottes ſcheint unſerm Spielmannsgedichte als Grundlage gedient zu haben.

König Oswald von England — ſo lautet die Erzählung — war, als er 24 Jahre alt geworden, in Verlegenheit, wo er ſich eine ebenbürtige Gemahlin ſuchen ſolle. Der pilgernde Meiſter Warmund oder Tragemund — „72 Reiche waren ihm kund" — ſchlägt Paimg oder Spange, die Tochter des Königs Aaron vor, verzichtet aber zugleich auf die Ehre, des Königs Brautwerber zu ſein, weil der grimmige Heide jedem Werber den Kopf abſchlage. Nach längerer Berathung wird ein Rabe, welcher am Hofe aufgezogen worden und jetzt plötzlich durch göttliche Einwirkung menſchliche Redegabe gewinnt, mit der ſchriftlichen Liebesbotſchaft abgeſandt.

Nach einem kleinen Abenteuer mit einem Meerweibe kommt er wohlbehalten an den Ort ſeiner Beſtimmung, als man dort eben abgeſpeiſt hat. Er fliegt auf die Tafel, und nach vielen höflichen Bücklingen und nachdem er ſich von König Aaron ſein Leben durch einen Eid hat verſichern laſſen, bringt er ſeine Werbung vor. Der König, darob ergrimmt, läßt den Vogel fangen, und er würde ihn getödtet haben, wenn ſich nicht die ſchöne Paimg ins Mittel gelegt hätte. Ihre Drohung, ſie werde mit einem Spielmann in alle Welt gehen — dieſe Wendung charakteriſirt den Verfaſſer unſers Gedichtes — falls dem Raben der Prozeß gemacht werde, macht Eindruck auf den harten Vater und beſtimmt ihn, den Vogel der Tochter zu überlaſſen. Dieſe erquickt den Raben mit „Semmeln und gutem Wein, Und was da gutes mochte ſein, Zahmes und Wildbrät" und empfängt von ihm Oswald's Liebesbrief. Mit einem goldenen Ringe, dem Symbol der Gegenliebe, und einem Schreiben der Prinzeſſin, welche dem Geliebten aufträgt, eine Flotte von 72 Kielen zu rüſten und den Raben und einen übergoldeten Hirſch mitzubringen, eilt der behende Vogel nach England zurück. Sofort bricht Oswald mit ſeinem Heere auf, vergißt aber bei der Abfahrt den Raben. Er findet für ſein Heer am feindlichen Strande eine gute Bergeſtätte, kann aber nichts unternehmen, bis auf ein allgemeines Gebet ein Engel den Vogel, den weiſen Berather, herbeiholt. Dieſer iſt in arger Verſtimmung: Koch und Kellner in England haben ihm nichts zu eſſen und zu trinken gegeben, und ihn gezwungen, mit den Schweinen und Hunden zu ſpeiſen. Energiſch verlangt er Beſtrafung der Uebelthäter; erſt nachdem ihm dieſe zugeſagt iſt, macht er ſich auf zu der Jungfrau in der Königs-

burg und beredet mit ihr heimlich einen Entführungsplan. Mit zwölf Helden, die als ehrſame Goldſchmiede ſich verkleiden, zieht Oswald vor das Burgthor; und während König Aaron mit ſeinem Gefolge dem goldenen Hirſch, der freigelaſſen wird, nachjagt, wird die Prinzeſſin glücklich entführt. König Aaron aber, über den Trug erzürnt, ſtößt in ſein goldenes Horn, „das durch drei Königreiche weit erſchallt", ſammelt ein großes Heer und erreicht den Räuber auf einem Eilande mitten im Meere. In ſeiner Noth gelobt Oswald, alles, was man künftig in Chriſti Namen von ihm erbitten werde, zu gewähren, wenn er heil nach England komme. Den „ſommerlangen" Tag hindurch wird gekämpft; alle Heiden werden erſchlagen, nur König Aaron findet Gnade. Der Sieger will ſeinen Schwiegervater von der größeren Macht des Chriſtengottes überzeugen und erweckt durch ſein Gebet die Erſchlagenen vom Tode. Als nun der Anhänger „Machmet's" (Muhamed's) mit Hilfe der Auferſtandenen das Schlachtenglück von neuem zu verſuchen wünſcht, weigern dieſe den Dienſt und verlangen nach der Taufe. Da muß auch ihr König ſich fügen; nur trägt er Bedenken, ſein Haupt mit ſalzigem Meerwaſſer benetzen zu laſſen. Ein Brunnen ſüßen Waſſers, den Oswald mit Gottes Hilfe aus einem nackten Felſen entſpringen läßt, überhebt ihn dieſer Beſorgniß. Die Täuflinge, welche bereits todt waren und jetzt erfahren, ſie würden im Laufe eines Jahres ſterben, erklären, lieber gleich vom Leben ſcheiden zu wollen, und erlangen auf ein Gebet Oswald's die Erfüllung ihres Wunſches.

In England wird große Hochzeit gehalten. Unter den Schaaren der Armen naht auch der Heiland in Pilgergeſtalt, um den König perſönlich zu verſuchen. Er ſtellt ſo unverſchämte Forderungen, daß die Hofleute über ihn herfallen, wird aber von Oswald mit kräftiger Hand geſchützt. Selbſt als der Pilger Krone und Weib vom Könige in Gottes Namen heiſcht, weigert dieſer die Bitte nicht, jenes Gelübdes gedenkend, das er in der Noth gethan. Da giebt ſich Chriſtus zu erkennen und kündigt dem Königspaare einen ſanften Tod und die Seligkeit des Jenſeits an, wenn ſie ſtrenge Enthaltſamkeit in ihrer Ehe üben würden. Oswald und die ſchöne Paimg folgen der göttlichen Ermahnung und gehen ſelig in den Himmel ein.

So weit das Gedicht. Der hiſtoriſche König von England Oswald ward 604 geboren und gelangte 635 zur Herrſchaft. Er hat das Verdienſt, das Britenvolk zum Chriſtenglauben übergeführt zu haben. Wie der Held unſers Gedichtes, entſagte auch er zugleich mit ſeiner Gemahlin Kyneburg jedweder Weltfreude, wurde im Kampfe gegen Peuda, den König der heidniſchen Mercier, getödtet und ſpäter als Märtyrer für das Chriſtenthum heilig geſprochen. Noch heute iſt St. Oswald einer der mächtigſten und gefeiertſten Fürbitter des katholiſchen Volkes, und ſein Anſehen gilt durch ganz Oberdeutſchland. J. B.

Zingerle iſt in einem kleinen Buche „Die Oswaldlegende“ (Stuttgart und München, 1856) der Verehrung dieſes Heiligen nachgegangen und hat manches Material herbeigeſchafft, durch welches die Verwandtſchaft des Heiligen mit dem alten Heidengotte Wuotan in deutliches Licht geſtellt wird. St. Oswald's-Kirchen und -Kapellen finden ſich über das ganze katholiſche Deutſchland zerſtreut. Die Bilder zeigen den Heiligen in königlicher Rüſtung und immer in Geſellſchaft des Raben, der auf dem Scepter oder dem Reichsapfel ſitzt. Unter den Bauern wird St. Oswald verehrt als der gewaltige Wetterherr, der Herr der Saaten, welcher des Landmanns Hoffnung vernichten oder zum fröhlichen Gedeihen führen kann. Kein Wunder alſo, wenn zahlreiche Prozeſſionen zu ſeiner Ehre veranſtaltet und mannigfache andere Huldigungen ihm dargebracht werden. Der Aehrenbüſchel, den der Wanderer in einigen Gegenden Niederbaierns, auch in Franken und Schwaben, auf abgemähtem Felde in der Nähe des Weges hie und da ſtehen ſieht, unter dem Namen Nothhalm bekannt, iſt nichts anderes als ein uraltes Dankopfer, das dem heiligen Oswald als Herrn der Feldfrüchte geweiht wird. „In Tirol wird der Getreidebüſchel zu einer Figur geſtaltet; dieſe heißt „der Oswald“ und wird von den Mädchen mit den ſchönſten Blumen geſchmückt; dann knien Alle im Kreiſe herum und danken, daß das Getreide wieder gewachſen iſt und daß ſie ſich nicht geſchnitten haben. Nach dem Gebet wird um den „Oswald“ ein Walzer getanzt, Alles jubelt und freut ſich.“

Dieſe wunderlichen Gebräuche der ſüddeutſchen Landleute rechtfertigen die Vermuthung, daß ſich hinter unſerm Heiligen ein alter deutſcher Heidengott verſteckt. Vielfach ſind auf die Heiligen des katholiſchen Volksglaubens Reſte der alten Religion, Attribute und Funktionen der alten Götter übergegangen: Der Gott, welcher im Gewitter waltete und mit ſeinem Hammer die Bergrieſen, die Feinde der Kultur, niederwarf, Donnar oder Thor, hat ſeinen Wirkungskreis St. Peter eingeräumt. Wenn der Donner heute rollt, ſo ſagt man wohl: „St. Peter ſchiebt Kegel“. Er gilt als Pförtner am Himmelsthore und hat Gewalt über die Schlüſſel, wie nach altheidniſcher Vorſtellung Donnar mit ſeinem Wetterſtrahle die Wolkenſchleuſen öffnete, daß befruchtender Regen niederſtrömte. St. Peter iſt der populärſte Heilige geworden und wird auch im ungläubigen Norddeutſchland ſo viel genannt, weil Donnar, den er vertritt, der freundliche, ſchützende Gott des Bauern, der populäre Gott des „kleinen Mannes“ war. Der leuchtende Kriegsgott Ziu oder Tyr hat ſeine Verehrungsſtätten vielfach dem ſtrahlenden St. Michael überlaſſen müſſen, der immer mit geſchwungenem Schwert abgebildet und als tapferer Mitſtreiter von den Gläubigen gefeiert wird. Freyja oder Frouwa, die Hausfrau Wuotan's, des höchſten der Götter, hat „unſerer lieben Frau“ Maria weichen müſſen.

Digitized by Google

Bekannter noch iſt es, daß die Martinsgans und das Martinshorn urſprünglich Dankopfer für Wuotan geweſen ſind, welcher in St. Martin, der die äußere Erſcheinung, Mantel, Roß und Schwert durchaus mit ihm gemein hat, einen würdigen Stellvertreter gefunden hat. Die alten Heidengötter, des Kampfes mit dem übermächtigen Chriſtenglauben müde geworden, haben ſich taufen laſſen, einen andern Namen angenommen, und walten und regieren nun als Vaſallen des großen Chriſtengottes noch heute über die Herzen der katholiſchen Menſchheit.

Der heilige König Oswald, d. i. Aswald, „Walter der Aſen“, konnte leicht im Gemüthe des Volkes mit dem hohen Beherrſcher der Götter, die auch Aſen hießen, dem Wuotan, verwechſelt, ein Mythus von dem Götterkönig leicht auf den heiligen Oswald übertragen werden. Genauere Betrachtung des uns vorliegenden Gedichtes erhebt dieſe Vermuthung faſt zur Gewißheit. Der Rabe, der dort eine ſo große Rolle ſpielt und auch auf den Bildern des Heiligen nie fehlt, wird in den hiſtoriſchen Nachrichten über den König Oswald von England auch nicht mit der leiſeſten Andeutung erwähnt; aber von Wuotan, dem Aſenwalter, wiſſen wir, daß ihm nach altdeutſcher Anſchauung zwei Raben, Hugin und Munin — Gedanke und Erinnerung —, auf den Schultern ſitzen, die er jeden Tag ausſendet, die Zeit zu erforſchen; ſie bringen ihm Kunde von dem Geſchehenen und Gehörten und raunen ihm dieſelbe ins Ohr. Der wunderbare Goldhirſch des Spielmannsgedichtes kehrt in der deutſchen Mythenwelt vielfach wieder und gilt als Symbol der hoch über Berg und Thal dahin eilenden Sonne. Oswald macht die erſchlagenen Heiden wieder lebendig, wie Wuotan die im Kampfe gefallenen Helden zu neuem Leben in Walhalla erweckt. Auch das weithin tönende Horn, das allerdings nicht im Beſitze Oswald's iſt, ſondern vom Heidenkönig geblaſen wird, erinnert an das Horn des Götterkönigs, das er an den Mund ſetzt, um den Einheriern, den Helden der Walhalla, die Stunde der Gefahr zu künden. Am beſtimmteſten aber weiſen die oben mitgetheilten Ueberreſte altheidniſcher Ernteſeſte, die nach dem heutigen Volksglauben dem heiligen Oswald geweiht ſind, auf Wuotan hin, der als Wetterherr und Erntespender verehrt wurde, in deſſen mächtiger Hand das Gedeihen der Saaten lag.

In St. Oswald lebt Wuotan fort, in den auf ihn bezüglichen Volkstraditionen und Volksgebräuchen haben ſich Reſte des Wuotanskultus erhalten. Wie nahe liegt da die Annahme, daß auch unſerm Gedichte von St. Oswald eine urgermaniſche Wuotansmythe zu Grunde liege. Sie freilich in beſtimmter und faßbarer Geſtalt herauszuſchälen, wäre ein zu kühnes Unternehmen, an das wir hier uns nicht hinanwagen wollen. —

Das eigentlich klaſſiſche Werk der deutſchen Spielmannsdichtung iſt und

bleibt Salman und Morolt, ein Gedicht, das leider immer noch einer kritiſchen Herausgabe harrt. Moritz Haupt, der eine ſolche beabſichtigte, iſt durch den Tod daran verhindert worden. W. Scherer macht in ſeiner „Geſchichte der deutſchen Dichtung des 11. und 12. Jahrhunderts“ (S. 113) auf die Schilderung aufmerkſam, die Ranke (Zur Geſchichte der italieniſchen Poeſie S. 19 f.), von dem Raccontatore in den Straßen von Venedig giebt: Auf der Riva Schiavone zu Venedig ſieht man dieſen „Erzähler“ alle Tage, wenn Feierabend gemacht wird, ſeine Zuhörer um ſich ſammeln. Er trägt ihnen ein Märchen oder die Geſchichte eines Kriegshelden vor; in der Mitte, wenn das Intereſſe geſpannt iſt, hält er inne, um ſeine Centeſimi einzuheimſen und ſich durch einen Trunk zu erquicken; dann fährt er mit Behagen in ſeiner Darſtellung fort. Genau ſo haben wir uns den Dichter des „Morolt“ unter ſeinem Publikum zu denken. Er hat ſein Gedicht nicht in Geſänge, ſondern gleichſam in Trünke abgetheilt. Er führt uns eine bunte Reihe von Begebenheiten vor, und wenn es am tollſten hergeht, die Spannung am höchſten iſt und eine Kataſtrophe bevorſteht, dann — verlangt er nach einer Erfriſchung für ſeine durſtige Kehle, bevor er ſeine intereſſante Geſchichte fortſetzt.

Zu Jeruſalem, ſo beginnt er, herrſchte König Salomo, der höchſte Herr über alle Chriſtenheit; ſeine Frau, mit Namen Salome, war eine heidniſche Fürſtentochter, welche er von ganzer Seele liebte. „Volle Freude er mit ihr pflag, wenn er in der Kammern an ihrem ſchneeweißen Arme lag.“ Um dieſe Schöne dem Salomo abzugewinnen, zieht König Pharo von Aegypten „der auf der andern Seite des Wendelſees ſaß“, vor die Burg Jeruſalem mit 40,000 Mann; doch wird ſein Heer geſchlagen, er ſelbſt gefangen und, trotzdem daß der ſtolze Herzog Morolt, Salomo's liſtiger Bruder es wideträth, der Königin zum Gewahrſam übergeben. Dieſe entbrennt in heißer Liebe zu dem Gefangenen, löſt ſeine Bande und läßt ihn entrinnen. Bald folgt ſie ſelber dem Geliebten nach: Mittels einer „zauberkräftigen Wurz“ ſtellt ſie ſich todt, wird in dem königlichen Grabgewölbe beigeſetzt und durch einen Spielmann. welcher zu dieſem Zwecke von Pharo geſendet iſt, heimlich nach Aegyptenland entführt. Alsbald macht ſich Morolt mit einem ledernen Schiffe auf, die Entflohene zu ſuchen. Nach ſieben Jahren kommt er endlich in „eines alten greiſen Juden Haut“, in die er geſchlüpft war, mit der Betteltaſche, auf eine Krücke geſtützt, in die Burg, wo die Entflohene weilt. Der alte Krüppel erregt Mitleid, wird gut verpflegt, dann aber an einem Geſange, den er anſtimmt, von der Salome erkannt und in ſtrenge Haft genommen, um am andern Tage, ſobald Pharo von der Jagd heimkehren würde, aufgeknüpft zu werden. Doch der liſtige Mann weiß durch einen Schlaftrunk ſich der Wächter zu entledigen, ſcheert den Schlafenden ſämmtlich eine Platte und ſticht

mit ſeinem Schifflein wieder in See. Der Kämmerer mit fünfzig Helden ſegelt ihm nach und ergreift ihn auch nach längerer Jagd; doch nicht lange erfreut er ſich ſeines Fanges. Morolt macht die Schiffsmannſchaft durch allerlei Schnurren ſorglos, berauſcht ſie durch einen Zaubertrank, tödtet den Kämmerer und eilt in deſſen Kleidern, „das Haar kraus und fahl" wie jener, nach dem Königsſchloſſe, um dort zu melden, daß Morolt gefangen und im Meere ertränkt worden ſei. Unerkannt verrichtet er des Kämmerers Dienſte, ſetzt wieder ſeinen Zaubertrank in Thätigkeit, legt den ſchlafenden König zu den „Kapellanen" des Hofes, einen Kapellan aber dorthin, wo nur der König ruhen durfte. Die Verlegenheiten, welche durch dieſen Lagerwechſel entſtehen, als die Ernüchterten erwachen, malt unſer Spielmann mit humoriſtiſchem Behagen aus. Diesmal läßt ſich Morolt aber nicht fangen. Durch einen Taucherapparat — höchſt merkwürdig für ein Gedicht des 12. Jahrhunderts — ſteigt er in des Meeres Tiefe und entgeht ſo ſeinen Verfolgern. Bald erreicht er die „gute Burg" Jeruſalem. Auf ſeinen Bericht hin zieht Salomo mit 10,000 Helden über den „wilden See"; unfern der feindlichen Burg in einem finſtern Tann machen ſie Halt, der König aber ſucht allein in einem Pilgergewande und bewaffnet mit einer Krücke, in der ein Schwert verborgen ſteckt, ſeiner früheren Gemahlin ſich zu nähern. Trotz ſeiner Verkleidung wird er ſofort erkannt und ſoll ſeine Kühnheit mit dem Tode büßen. Die Noth des Helden bringt den Dichter zu einem Trunke: „Nun muß er verlieren ſein werthes Leben, Man wolle denn dem Leſer ein Trinken geben."

Nachdem die Labung ſtattgefunden, erzählt der Spielmann weiter, wie auf Bitten von König Pharo's Schweſter, welche mit dem „allerſchönſten Pilger" Mitleid hat, dem Salomo auf eine Nacht das Leben geſchenkt und wie der Gefangene von der liebenden Prinzeſſin durch allerlei Ergötzlichkeiten, durch edlen „Lautertrank" und den Geſang eines „Fahrenden" über ſein Unglück getröſtet wird. Salomo nimmt ſelbſt die Harfe zur Hand, gedenkend „an David, den lieben Vater ſein, Der vor der alten Troie (sic) Erdachte das Saitenſpiel ſo fein." Am andern Morgen wird er an den finſtern Tann zum Galgen geführt. Als er durch einen Hornruf ſeine Mannen, welche unter Führung Morolt's, zweier Tempelherren und des Herzogs Friedrich in der Nähe lagern, von ſeiner Noth benachrichtigt, wird er von den Heiden hart bedrängt und kommt in große Gefahr, der Dichter aber wieder zu einem Trunke: „Er fiel nieder auf das Land, Man gebe dem Leſer zu trinken, ſonſt hat er den Tod an der Hand."

Salomo wird noch zur rechten Zeit gerettet, das Heidenheer geſchlagen, Pharo gehenkt, Salome aber gegen das Verſprechen ſteter Treue zu Gnaden angenommen und zugleich mit Pharo's Schweſter nach Jeruſalem zurückgeführt.

Digitized by Google

Sieben Jahre ſitzt dort die wankelmüthige Schöne neben Salomo auf dem Throne, als wieder ein heidniſcher König in der beliebten Verkleidung eines Pilgers an den Hof kommt, die Liebe des treuloſen Weibes gewinnt und ſie mit ſich fort in ſein Land führt. Der Entflohenen eilt Morolt auf die dringenden Bitten ſeines königlichen Bruders mit ſeinem Schiffe nach: „Das kann doling ergan, der Leſer muß trinken han.“ Durch mimiſche Kunſt zum todſiechen, verkrüppelten Bettler entſtellt, kommt er auf einem abgetriebenen Eſel zur Burg des Verführers geritten und erfährt dort, daß Salome auf einer „Klauſe“ mitten im Meere, wo ſie ſich gegen die Liſten Morolt's ſicher geglaubt, ihre Wohnung genommen hat, zu der ein unterirdiſcher Gang, eine Art Tunnel unter dem Meere, von dem Palaſt des Geliebten hinführt. Reich beſchenkt von dem heidniſchen Könige, der mit dem armen Krüppel Mitleid hat, zieht Morolt wieder ab. Aber Salome, die durch den König von dem ſeltſamen Kranken hört, vermuthet in ihm ihren liſtigen Schwager und ſendet ihm Häſcher nach. Der aber hat ſich inzwiſchen ſchon zum Pilger in grauem Mantel, mit weißem Bart und knorrigem Wanderſtock verwandelt und leitet die Verfolger in die Irre: dann tritt er als ſtolzer Spielmann auf, mit „deutſcher“ Harſe, in rothſeidenem Rocke; darauf erſcheint er als Metzger und Fleiſchhändler und entkommt endlich als Band- und Garn-Krämer an das Meer zu ſeinem Schifflein. Nach Jeruſalem kaum zurückgekehrt, fährt er mit 10,000 Helden in das feindliche Land und fängt mit Hilfe einer „Meerminne“, welche den von der Burg zur Klauſe führenden Gang zerſtört, den Heidenfürſten ſammt dem ungetreuen Weibe. Der Kampf, in dem ein alter Syrer, „welcher vor Troja oft das beſte gethan“, die Sturmfahne führt, läßt ſich anfangs für Morolt ſehr gefährlich an: „Er muß verlieren ſein Leben, Man wolle dem Leſer ein trinken geben.“ Dann aber iſt der Held ſiegreich und führt Salome nach Jeruſalem zurück. Dieſe wird wegen ihrer Treuloſigkeit im Bade ermordet, Salomo aber findet für den Verluſt ſeines Weibes in den Armen der ſchönen Schweſter Pharo's hinreichenden Troſt. „Hier hat das Buch ein Ende, Gott uns ſein Gnade ſende.“

Daß Salomo der Held eines ſolchen Liebesromans geworden iſt, darf kaum Wunder nehmen. War doch der weiſe König im Punkte der Weiber nur ein ſchwacher Sterblicher. Sein in der Geſchichte ganz unbekannter Bruder, der Intrigant unſeres Stückes, der „liſtige“ Morolt, darf ſchon eher verwunderte Fragen erwecken. Der Name des Orendel und des hl. Oswald haben uns tief in die alte deutſche Heidenwelt eingeführt; „Morolt“ oder „Markolf“, wie er auch heißt, würde uns, wenn wir dem Namen nachgehen wollten, vielleicht einen Blick in die orientaliſche Göttervorſtellung eröffnen. Denn neueſte Forſchung (Paul und Braune, Beiträge zur Geſchichte der deutſchen Sprache und Literatur) hat in ihm den „Markolis“ der Hebräer, den von ihnen den

Römern entlehnten Merkurius zu erkennen gemeint. Dem mag ſein, wie ihm wolle; ſo viel ſcheint ſicher, daß die Fabel von Salomo's und ſeines Bundesgenoſſen Brautfahrten auf orientaliſchen, auf jüdiſchen Urſprung zurückzuführen, daß ſie durch einen jüdiſchen Erzähler oder Dichter in Deutſchland bekannt geworden iſt. Trotz der vielen Verfolgungen und Bedrückungen war die literariſche Thätigkeit der Juden im Mittelalter nicht viel weniger regſam, der Einfluß ihrer Schriftſtellerei nicht viel weniger wirkſam als heutzutage. Aber das kleine humoriſtiſche Detail, welches in dem Gedichte ſo anziehend und ſo behaglich wirkt, das ritterlich-romantiſche Koſtüm, das dem Ganzen übergeworfen iſt, die wunderlichen geſchichtlichen Verwirrungen, jene ſpaßhaften Anachronismen ſind wol einzig und allein auf die Rechnung des deutſchen Spielmanns aus dem 12. Jahrhundert zu ſetzen. Er, der Sohn des Zeitalters der Kreuzzüge, hat den Salomo, den Sohn David's und König von Jeruſalem, zum Vogt der ganzen Chriſtenheit, gleichſam zum Kaiſer des heiligen römiſch-deutſchen Reiches gemacht, welcher mit deutſchen Kriegern über das Mittelmeer gleichſam von Deutſchland aus gegen die Heiden zu Felde zieht. Der deutſche Dichter war es auch, welcher die Tempelherren und den Herzog Friedrich als Dienſtmannen Salomo's eingeführt und die Geſtalt des Morolt zu jenem Typus des ſchlauen, weltgewandten Spielmanns herausgearbeitet hat, der alle Länder „von der Elbe bis an den Nordpol“ kennt. Ihm endlich haben wir die neue und ſtaunenswerthe Mittheilung zu danken, daß David vor Troja das Saitenſpiel erfunden und ein alter Syrer, der in Salomo's Heere dient, „vor Troja das Beſte gethan hat“.

Man ſieht: das Gedicht iſt nicht aus gelehrten Händen hervorgegangen, ſondern aus der Feder eines ungebildeten, aber mit reicher Phantaſie begabten Mannes, eines fahrenden Sängers, der ſein nach Unerhörtem verlangendes Publikum gekannt und ſicherlich reichen Lohn in Silber- und Kupfermünzen aus den Taſchen ſeiner dankbaren Zuhörer heimgetragen hat. Das Gedicht von dem Seekönig Orendel hat einige burleske Scenen, der „Heilige Oswald“ zeigt manchmal einen Anflug von Parodie; aber das übermüthigſte und luſtigſte aller Spielmannsgedichte iſt der „Morolt“; in ihm läßt ſich die tolle Laune eines friſchen Humors mit Behagen frei und ungebunden gehen.

Leider haben die germaniſtiſchen Forſcher aus einer gewiſſen „Vornehmheit“, wie Heinrich Rückert meinte, derjenigen Art mittelalterlicher Poeſie, welcher unſere drei Gedichte angehören, den Producten der Volksliteratur, bisher noch nicht das eindringende Studium und diejenige Aufmerkſamkeit gewidmet, deren ſie in ſo hohem Grade würdig ſind. Allerdings, mit den höfiſchen Ritterepen, mit den gedankentiefen Schöpfungen eines Wolfram von Eſchenbach, mit der anmuthsvollen Darſtellung eines Hartmann von Aue, mit der von leidenſchaft-

licher Gluth durchzogenen, mit allem Schmuck der Rede gezierten Erzählung eines Gottfried von Straßburg, können die kunſt-, ja formloſen Erzeugniſſe der fahrenden Volksſänger nicht im Entfernteſten den Vergleich aushalten. Aber Werke wie Parzifal, wie Triſtan und Iſolde, wie Iwein oder Erek, ja ſelbſt die Nibelungen und die Kudrun waren nur für einen exkluſiven, engbegrenzten Kreis innerhalb der deutſchen Nation gedichtet, wurden nur unter dem gegen die Maſſe des Volkes feſt abgeſchloſſenen Ritterſtande, an den Höfen und auf den Burgen von adligen Herren und galanten Edeldamen geleſen und verſtanden. Unter den Bürgern und Bauern des Mittelalters haben dieſe Producte der höfiſchen Kunſt kaum jemals ein Leſepublikum gefunden. Ihrer Einſicht war die ſtilvolle Schönheit jener Gedichte verſchloſſen, ihrer Gefühlsweiſe war die Lebensanſchauung der ritterlichen Geſellſchaft, die ſich in jenen Werken ausſprach, völlig fremd und unverſtändlich. Den literariſchen Bedürfniſſen der niederen Stände wurden die wandernden Spielleute mit ihren ausſpruchsloſen, zwiſchen Ernſt und Scherz ſich bewegenden Mären gerecht. Aehnliche Gedichte wie „Orendel“ „Oswald“ und „Morolt“ werden maſſenweiſe von dem zahlreichen Stande der Fahrenden gefertigt und von Stadt zu Stadt, von Land zu Land getragen worden ſein. Unſre drei aber ſind beim Volke beſonders beliebt, ihr Vortrag für die „Leſer“ beſonders einträglich geweſen. Daher haben ſie ſich bis tief in's 15. Jahrhundert hinein auf dem Repertoire der Spielleute und in ihren Handſchriften erhalten und ſind ſo vor der Vernichtung bewahrt worden.

Die Aufhebung der todten Hand in Rom.

Erſt am 19. Juni 1873, alſo beinahe drei Jahre nach dem Einzuge der königlichen Truppen durch die Breſche der Porta Pia, wurde das Geſetz erlaſſen, welches den Grundſatz der Aufhebung der todten Hand auch auf die Kirchengüter der Stadt und Provinz Rom übertrug. Obſchon eine Verwaltung des Kultusfonds exiſtirte, welche für die in Folge der Aufhebung der religiöſen Körperſchaften im Königreich Italien abzuwickelnden Geſchäfte zuſtändig iſt, ſo ſchuf man doch für die Stadt Rom, beziehungsweiſe die 6 ſuburbikaren Bisthümer einen ſogenannten „Liquidationsausſchuß für das Kirchenvermögen von Rom“. Die Abſicht war, auf einem konfliktſchwangeren Boden mit größter Vorſicht zu verfahren, und die regelmäßigen Veröffentlichungen des Liquidations-

Digitized by Google

ausſchuſſes beweiſen in der That, daß die ſpeziellen Vergünſtigungen, welche das Geſetz der Stadt Rom und den eng damit zuſammenhängenden Bisthümern Oſtia und Velletri, Porto und Rufina, Albano, Paläſtrina, Fraskati und Sabina, deren Biſchof ſtets ein Kardinal iſt, einräumte, gewiſſenhaft durchgeführt worden ſind. Aufgehoben wurden nur die religiöſen Körperſchaften (Klöſter) und die unter Laienpatronat ſtehenden Benefizien aller Art. (Ueber die noch in Ausſicht ſtehende Umwandlung der italieniſchen Pfarreigüter in Renten hat zuerſt Sella und dann das erſte Miniſterium Depretis eine nicht zur Berathung gekommene Vorlage gemacht). Der Staat verzichtete darauf, aus der aus Gründen der allgemeinen Wohlfahrt gerechtfertigten Aufhebung der religiöſen Körperſchaften in Rom irgend einen unmittelbaren Nutzen zu ziehen; der Verkaufspreis der Güter ſollte nach Abzug der Erforderniſſe für die Penſionen und die auf den Gütern ruhenden Laſten einen beſonderen Fonds für Religions- und Wohlthätigkeitszwecke der Stadt Rom bilden.

Als der Liquidationsausſchuß ſein Amt antrat, lag ihm ein von der Regierung angefertigtes Verzeichniß vor, wonach in Rom 216 Klöſter beſtanden. Die Studien des Ausſchuſſes über die rechtliche Stellung der klöſterlichen Anſtalten ergaben einerſeits eine Vermehrung dieſer Zahl um 5, andrerſeits eine Ausſcheidung von 13 Manns- und 2 Frauenklöſtern, über die, als zu Gunſten von Ausländern geſtiftet, das Geſetz ſpezielle Anordnungen getroffen hatte. Von den 206 übrigen Klöſtern wurden 134 (93 Manns- und 41 Frauenklöſter) faktiſch aufgehoben; 72, darunter 49 von Frauen geleitete, entgingen der Aufhebung. Bei vielen der letzteren war es zweifelhaft, ob ſie Zufluchtsſtätten geiſtlichen oder weltlichen Charakters wären, es fehlte an beweiskräftigen Dokumenten, und namentlich gab neben der Beſorgniß, Aufſehen zu erregen und Proteſte der Kirchenbehörden hervorzurufen, die Beſorgniß den Ausſchlag, man möchte auf dem Rechtswege zur Wiedererſtattung des in Beſitz genommenen Vermögens angehalten werden. Dieſer Fall trat in Ausführung eines Beſchluſſes des römiſchen Kaſſationshofes ein bei den Benediktinerinnen Oblaten von Tor di Specchi, unter denen ſich eine Nichte des damals noch lebenden Pius des Neunten befand, was hoffentlich nicht auf die Entſcheidung des höchſten Gerichtshofes mit eingewirkt hat. Dieſe Anſtalt und alle anderen 71, welche in dieſer Weiſe der Aufhebung entgangen ſind, müſſen nun von Seiten der Miniſterien des Innern und des öffentlichen Unterrichts zur Beobachtung der Geſetze über die milden Stiftungen und den öffentlichen Unterricht angehalten werden.

Mit Ausnahme von 2 Klöſtern, von denen über das eine (Redemptoriſten in Villa Caſerta) noch ein Proceß ſchwebt, während über das andere (Damen des heiligen Herzens in Villa Laute) eine Auseinanderſetzung mit dem franzöſiſchen

Botſchafter ausſteht, iſt der Liquidationsausſchuß in den Beſitz der aufgehobenen Klöſter getreten. Es waren im Ganzen, da 7 Manns- und 1 Frauenkloſter kein eigenes Haus hatten, 124 Gebäude, von denen die Regierung, zum Theil ſchon in Folge eines früheren Expropriationsgeſetzes, 54 für ihre Zwecke behielt, wie ſie denn auch 5 große iſolirte Gärten, ein Weingut und den ſogenannten Tempel der Minerva Medica, ſämmtlich früher im Beſitz von religiöſen Körperſchaften, expropriirt hat; 1 Kloſter wurde der Provinz, 33 der Stadt Rom überlaſſen. 7 Gebäude kamen wegen Patronats- und anderer Rechte an Private und zwar eines an den zeitweiligen Pfarrer von Santa Agneſe fuori le mura, ein zweites an den Kardinalvikar für die geiſtlichen Uebungen, je zwei an die apoſtoliſchen Paläſte und an Patronatsfamilien, das ſiebente an die Königin als teſtamentariſche Rechtsnachfolgerin der Stifterin. Leider hat Ihre Majeſtät bis jetzt keine Zeit gefunden, dem Kloſter einen Beſuch abzuſtatten, obſchon ſeit längerer Zeit mehrere koſtſpielige Vorbereitungen getroffen worden ſind, um ſie würdig empfangen zu können. Ueber 29 Gebäude iſt noch zu verfügen, was aber nicht wörtlich zu nehmen iſt, denn es iſt z. B. das Kloſter der Trappiſten bei den 3 Quellen behufs Bonifikation des dazu gehörigen Landes an die Trappiſten vermiethet und das Kapuzinerkloſter auf Piazza Barberini iſt als Hoſpiz für die alten und kranken Mönche eingerichtet. Nur 12 von den 41 aufgehobenen Frauenklöſtern haben gänzlich von den Nonnen geräumt werden müſſen, welche noch in 14 Klöſtern allein und in 15 anderen als Bewohnerinnen eines Theils der Räumlichkeiten zerſtreut leben. Mit Rückſicht auf die Erſparniſſe, die das fortdauernde Leben in Gemeinſchaft in koſtenfreien Wohnungen ermöglicht (man hat überdies allen Kloſterleuten die Möbel ihrer Zellen gelaſſen), können ſich die Nonnen wahrlich nicht über ihre Penſionsverhältniſſe beſchweren Die im Chor mitſingende Nonne hat 600, die Laienſchweſter 300 Lire Penſion. Am 1. Januar 1878 ſtanden noch auf der Penſionsliſte 641 Nonnen und 316 Laienſchweſtern, 78, beziehungsweiſe 34 waren ſeit dem 20. Oktober 1873 mit Tode abgegangen. Keines der 41 aufgehobenen Frauenklöſter iſt als einem Bettelorden angehörig betrachtet worden, in welchem Falle die Penſion niedriger geweſen wäre. Von den Angehörigen der 79 aufgehobenen Mannsklöſter lebten am 1. Jan. d. J. noch 679 Prieſter (früher 744) und 502 Laienbrüder (früher 560), deren Penſion 600 und 300 Lire beträgt. Von den Inſaſſen der 14 aufgehobenen Mannsklöſter der Bettelorden waren noch 266 (früher 292) Prieſter und 203 (früher 223) Laienbrüder am Leben, die eine Penſion von 300 und 150, wenn ſie beim Eintritt des Geſetzes arbeitsunfähig waren, von 400 und 300 Lire beziehen. Die relativ günſtigſte Sterblichkeit dieſer Penſionäre fand ſich unter den Bettelmönchen. Am 1. Januar d. J. bezogen die überlebenden 2607 Perſonen eine Penſion von 1,153,282 Lire.

Digitized by Google

Auf der anderen Seite haben wir eine Einnahme von mehr als 12 Millionen allein aus dem Verkaufe von 399 Looſen Kloſtergut; etwa 1 Million wird noch aus der gleichen Quelle fließen. Für ein Gut, deſſen Verkauf auf Erſuchen einer die Bonifikation der römiſchen Campagna ſtudirenden Senatskommiſſion ſuspendirt wurde, ſind bereits 500,000 Lire geboten worden. Sonſt handelt es ſich allerdings um 24 Looſe Grundſtücke, Häuſer und dergleichen, die bis jetzt keine Käufer gefunden haben. Der Liquidations-Ausſchuß giebt in dem uns vorliegenden Bericht vom 15. April d. J. ganz ſummariſch an, daß das nutzbringende Vermögen, welches von den aufgehobenen religiöſen Körperſchaften ſtammt, ſich auf etwas über 60¼ Millionen beläuft, dem ein Paſſivum, einſchließlich der Penſionen u. ſ. w. von 31½ Millionen gegenüberſteht. Neben einem todten Kapital von 3½ Millionen verwaltete der Ausſchuß ein fruchtbringendes Aktivum von über 25¼ Millionen. Leider erfahren wir nicht, wie viel von den 60 Millionen Aktivum (nach Abzug der Güter 48) auf den Kapitalwerth der Leiſtungen Dritter kommt, welche der Liquidationsausſchuß als Rechtsnachfolger der aufgehobenen Körperſchaften in Empfang nimmt; es fehlt an einem Nachweis, wie viel davon auf Baargeld, den Preis der Expropriationen und die Werthpapiere aller Art fällt, die am Tage der Beſitzergreifung in den Klöſtern gefunden wurden. Einer ſchon im Jahre 1874 erſchienenen offiziöſen Brochüre entnehmen wir, daß die Jeſuiten, die, ihren General an der Spitze, ganz anſtandslos ihre Penſionsſcheine in Empfang genommen haben, in den Kaſſen ihrer vier Klöſter in Rom gut aufgeräumt hatten; weder ein Pfennig noch ein Staatspapier au porteur, ſondern nur auf den Namen eingeſchriebene Rententitel wurden von ihnen abgeliefert. Die Oberin der Nonnen von Santa Marta übergab dagegen 12,000 Lire türkiſcher Renten, dem Berichte nach wird ſich das Paſſivum nicht weſentlich vermindern, da mit der Abnahme des Erforderniſſes für die Penſionen eine Steigerung der bleibenden Laſten, die bis jetzt noch nicht definitiv feſtgeſtellt werden konnten, parallel gehen wird. Nicht befriedigend iſt die Aufſtellung eines todten Kapitals von nur 3¼ Millionen ohne nähere Erklärung; jedenfalls ſteckte vor der unentgeltlichen Abtretung von 33 Klöſtern an die Gemeinde Rom ein größerer Werth allein in den Gebäuden, nicht zu reden von den Kunſt- und Werthgegenſtänden u. ſ. w., von denen allerdings manches verſchwunden iſt, ehe der Liquidationsausſchuß ſein Amt antrat. Wer ſich ein recht genaues Bild davon machen wollte, was die Klöſter vor dem Jahre 1873 hier waren, müßte noch viele Elemente zuſammenſuchen, deren Wichtigkeit erſt bei einem eingehenderen Studium der Materie hervorſpringt. In dieſem Zuſammenhang darf hervorgehoben werden, daß ſich die Rente vieler weiter beſtehender geiſtlicher Körperſchaften durch den anbefohlenen Verkauf ihrer Immobilien bedeutend erhöht

Digitized by Google

hat. Auch wird, was die letztere anbelangt, die außerordentliche Steuer von 30% vom 15. Auguſt 1867 nur von jenem Theil der Rente erhoben, der bei den Domherrenſtellen die Summe von 800 Lire überſteigt, und dergleichen mehr. Die Bevorzugung der in Rom und den 6 Suburbikardiöceſen aufgehobenen oder weiter beſtehenden geiſtlichen Körperſchaften iſt in allen Stücken evident.

In Ausführung der entſprechenden Beſtimmungen des Geſetzes vom 19. Juni 1873 hat der Liquidationsausſchuß der römiſchen Stadtverwaltung ein Hospital mit Gütern im Werth von über einer Million übergeben. Die Armenpflege bekam ein Haus, eine Rente von beinahe 5000 Lire und 42,000 Lire auf verſchiedene Male als Geſchenk. Für die Zwecke des Schulunterrichts wurden dem Municipium vorſchußweiſe 150,000 Lire überwieſen, der mittlere und höhere Unterricht koſtete dem Liquidationsausſchuſſe beinahe 200,000 Lire. Die Vervollſtändigung der Dotation der Pfarreien, von denen keine die Summe von 3000 Lire überſteigen ſoll, hat bis jetzt einen Aufwand von etwas über 100,000 Lire erfordert. Sachverſtändige finden, daß man in dieſem Punkte im Verhältniß zum Beſitz zu freigebig geweſen ſei. Für den Unterhalt der in Rom reſidirenden Vertretungen der im Auslande fortdauernden Orden wurden bis jetzt 135,000 Lire, 60,000 pro Jahr im Namen des Kardinalvikars erhoben. Das Geſetz kennt für dieſen Zweck, nach Annahme des in der parlamentariſchen Geſchichte berühmten Amendements Ricaſoli, eine Rente bis zu 400,000 Lire. Der Kardinalvikar hat kürzlich bei den Gerichten auf dieſe Maximalſumme geklagt, damit keine Verjährung eintrete. Dem Wortlaut des Geſetzes nach ſtünde die Erhebung der Summe in erſter Linie dem heiligen Stuhle zu, der die Annahme der ihm im ſogenannten Garantiegeſetz vom 13. Mai 1871 bewilligten Dotation von 3,225,000 Lire vorerſt verweigert, ſo daß ſeit dem Ablauf des fünften Jahres jedes Semeſter die entſprechende Summe verjährt. Bekannt iſt, daß die Vertretungen, mit Ausnahme des nach Florenz übergeſiedelten Generalats der Jeſuiten, in ihren Klöſtern fortwohnen dürfen, doch nur bis zum Ableben der jetzigen Oberen. Beinahe 800,000 Lire ſind für Kultusausgaben und für den Unterhalt von Geiſtlichen und kirchlichen Gebäuden in Rechnung geſtellt, mehr als 675,000 kommen davon auf den Neubau der Baſilika St. Paul fuore le mura.

Die Ausgabe, die vielleicht am meiſten zu denken gibt, iſt die aus Furcht vor Prozeſſen geleiſtete Zahlung von Buchſchulden im Belaufe von 1,229,330 Lire. Die religiöſen Körperſchaften zahlten ihre Lieferanten von Nahrungsmitteln und Kleidern nicht mehr, ſobald ſie hörten, daß die Aufhebung auch ſie treffen würde.

Die aufgehobenen Klöſter hatten von den 323 römiſchen Kirchen 126 inne, nur 7 wurden aus Gründen des öffentlichen Dienſtes geſchloſſen, wegen der

Schließung von zweien derſelben ſchwebt eine Klage des Kardinalvikars vor den Gerichten. Der Gottesdienſt in den noch geöffneten Kloſterkirchen bringt einen Aufwand von $^1/_4$ Million mit ſich, wobei man annehmen kann, daß etwa ein Drittel dieſer Summe auf ſachliche Ausgaben kommt, ſo daß zwei Drittel einen ſehr anſtändigen Zuſchuß zu den Penſionen darſtellen, welche die betreffenden Ordensbrüder u. ſ. w. vom Staate erheben. Sowohl das römiſche Obſervatorium, dem der berühmte Jeſuit Secchi bis zu ſeinem kürzlich erfolgten Tode vorſtand, als das Muſeo Kircheriano und das phyſikaliſche Kabinet des römiſchen Kollegiums ſind erhalten worden. Etwa 650,000 Bände aus den aufgehobenen Kloſterbibliotheken bilden den Grundſtock der neu errichteten Bibliothek Victor Emanuel. Die Muſikalien hat die Akademie von Santa Cäcilia bekommen, deren Bibliothekar ein Deutſcher, Dr. Berwin iſt. Drei Bibliotheken, die Angelika, die Caſanatenſe und die Vallicelliana bleiben durch Zuwendungen des Liquidationsausſchuſſes in ihrer Selbſtändigkeit beſtehen. Nicht ſelten klagen Männer der Wiſſenſchaft in Rom, daß der letztere ſich ſchwerer entſchließt, etwas für die Bibliotheken auszugeben, als für die gewöhnlich mit hoher Fürſprache auftretenden Nonnen. Hier muß aber um der Gerechtigkeit willen angeführt werden, daß der Liquidationsausſchuß nicht nur der Regierung und einem beſonderen Aufſichtsrath, in welchem 3 Senatoren, 3 Abgeordnete, 3 Staatsbeamte und 2 Mitglieder des römiſchen Provinzialausſchuſſes ſitzen, Rechenſchaft abzulegen hat, ſondern daß die Buchhaltung für jede aufgehobene Körperſchaft einzeln durchgeführt wird. Das hat zur Folge, daß Angehörige von Körperſchaften, die einen beträchtlichen Ueberſchuß liefern, willig Gehör finden und daß der Liquidationsausſchuß ſich zweimal bedenkt, ehe er von einem ſolchen Ueberſchuß mehr nimmt, als zur Ausgleichung eines von anderer Seite auftauchenden Deficits nöthig iſt. Auch könnte z. B. die römiſche Gemeindeverwaltung als Vertreterin des Elementarunterrichts recht wohl eines Tages einen Nachweis darüber fordern, wohin das Vermögen einer Anſtalt, welche die Verpflichtung zum Volksunterricht hatte, gekommen iſt. Die Klöſter dieſer Kategorie ſind bis jetzt noch paſſiv.

Die Vertreter der nicht aufgehobenen geiſtlichen Körperſchaften, wie Domſtifte, Seminarien, Sakriſteien u. ſ. w. hatten drei Monate nach dem Eintritt des Geſetzes die Wahl, zu erklären, ob ſie ſelbſt die angeordnete Umwandlung ihres unbeweglichen Vermögens in Rente vornehmen wollten. Der Liquidationsausſchuß hat bis jetzt dies Geſchäft für 53 Anſtalten dieſer Kategorie ſelbſtändig beſorgen müſſen und ſtudirt nun die Kataſter, um zu ſehen, ob andere geiſtliche Körperſchaften unbewegliches, zu veräußerndes Gut beſitzen. Die Ablöſung von 598 unter Laienpatronat ſtehenden Benefizien hat dem Liquidationsausſchuß eine anſehnliche Summe eingetragen, von der 688,000 Lire an

die Gemeinden der Suburbikar-Diöceſen für Wohlthätigkeitszwecke und für den öffentlichen Unterricht zu bezahlen ſind; der auf die Stadt Rom fallende Theil fließt dem beſonderen Fonds für Religions- und Wohlthätigkeitszwecke zu. Der Liquidationsausſchuß hat noch viel zu thun, um zu beſtimmen, wie es ſich mit 1450 weiteren Benefizien verhält. Die Pfründenbeſitzer verweigern die Vorlegung der betreffenden Schriftſtücke oder erklären, keine ſolchen zu beſitzen. Uebrigens ſind bereits 563 derſelben als geiſtlichen Patronats erkannt und darum nicht der Aufhebung unterworfen. Nicht nur die 15 Klöſter, die es zu Gunſten von Fremden in Rom gibt (Frankreich hat 2 Frauen- und 3 Mannsklöſter, England 3, Spanien 6 Mannsklöſter, Rußland 1), auch 8 fremdländiſche Kollegien (Erziehungsanſtalten), nämlich das germaniſch-ungariſche, das iriſche, engliſche, polniſche, amerikaniſche, amerikaniſch-ſpaniſch-portugieſiſche, das griechiſche und das ſchottiſche, hatten ihre unbeweglichen Güter in italieniſcher Rente oder in Rente ihres Heimatſtaates oder auf andere nutzbringende Weiſe anzulegen. Drei dieſer Kollegien beſaßen nur das zu ihrem Wohnſitz dienende und darum nicht der Veräußerung unterworfene Haus. Die von den Kollegien ſelbſt mit dem Beiſtand eines Vertreters des Liquidationsausſchuſſes vorgenommene Verſteigerung ihrer Immobilien iſt beinahe vollendet, nur für 2 Anweſen des germaniſch-ungariſchen Kollegiums ſteht noch die Verpachtung gegen Erbzins in Ausſicht. 7 Hoſpize (3 öſterreichiſch-ungariſche, 1 belgiſches, 1 polniſches, 1 ſpaniſches, 1 portugieſiſches) und die Kongregation der franzöſiſchen milden Stiftungen werden wie die übrigen in Italien zu Gunſten von Ausländern beſtehenden Wohlthätigkeitsanſtalten behandelt.

Der Liquidationsausſchuß hat von dem Rechte, die Güter der nicht aufgehobenen geiſtlichen Körperſchaften in Erbpacht zu geben, im Ganzen 20 Mal Gebrauch gemacht. Während die 53 Domſtifte, Seminarien, Sakriſteien u. ſ. w. einen Verkaufspreis von $14\,{}^{7}/_{10}$ Millionen aus 291 Looſen erzielten, haben ſie einen Erbpacht von 367,540 aus 15 Looſen zu bekommen. Rechnet man noch dazu, daß die Immobilien der 5 fremden Kollegien in 21 Looſen um 374,790 Lire verkauft worden ſind und daß 2 dieſer Kollegien 5 Grundſtücke gegen 71,880 Lire Erbpacht abgetreten haben, ſo ergiebt ſich im Ganzen folgendes Reſultat, wenn man den Erbpacht als einen 5 prozent. Zins betrachtet und kapitaliſirt: Die Güter der aufgehobenen Körperſchaften erzielten in runder Summe 12 Millionen, die weiter beſtehenden einheimiſchen geiſtlichen Körperſchaften rund 22 Millionen, die ausländiſchen 1,812,390 Lire. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Verkaufspreis nicht baar gezahlt wird; wir können der Kürze wegen nur bemerken, daß am Tage des Zuſchlags ${}^{1}/_{10}$ zu erlegen iſt, während die übrigen mit 6 Prozent zu verzinſenden ${}^{9}/_{10}$ in 18 Jahresraten abgetragen werden müſſen, daß 3 Prozent für vorherige Ausgleichung der Rechnung ab-

Digitized by Google

gezogen und daß namentlich beſonders hierzu creirte 5 prozentige geiſtliche Obligationen, die einen Marktwerth von 85 Prozent haben, vom Staate für voll angenommen werden. Alle Unkoſten, welche ſonſt dem Verkäufer zufallen, werden von dem Liquidationsausſchuſſe getragen.

Für Rechnung der fremden Anſtalten ſind noch ein paar Kleinigkeiten zu verkaufen, für die ſich bisher keine Liebhaber gefunden haben; die nicht aufgehobenen einheimiſchen geiſtlichen Körperſchaften können noch eine halbe Million erwarten. Wenn trotz dieſer beſcheidenen Ziffern, zu denen die oben erwähnte Million für die aufgehobenen Klöſter kommt, der Bericht ſagt, daß die noch nicht verkauſten Güter ſämmtlicher Körperſchaften ſich auf ungefähr 6 Millionen ſchätzen laſſen, ſo erklärt ſich dies daraus, daß ſich außer den 2 für die Emphyteuſe bereit gehaltenen Anweſen des germaniſch-ungariſchen Kollegiums (615 und 1135 Hektare) unter dem Rückſtande die Güter (1764 Hektare) der Propaganda Fide befinden, welche einen Prozeß angeſtrengt hat, um ſich der Ausführung des Geſetzes zu entziehen. Von den 711 Verkaufsloofen beziehen ſich 391 auf Grundſtücke im Werthe von mehr als $19^9/_{10}$ Millionen, und 320 auf Gebäude im Werthe von beinahe $7^4/_5$ Millionen, der Erbpacht von 20 Looſen ergäbe kapitaliſirt eine Summe von 8,788,400 Lire, zuſammen wie oben nahe an 36 Millionen.

Ohne Werthangabe finden wir, daß die Pfarrer der Kapitel von St. Peter, von Santa Maria Maggiore und von San Giovanni in Laterano 1632 Hektare Grundſtücke bekommen haben. Verkauft und verpachtet wurden 46,914 Hektare, darunter 6781 in den Diſtrikten Rom, Velletri, Viterbo, Rinti, Perugia, Macerata und Chieti, meiſtens ſehr kleine Looſe, und 40,133 Hektare in nicht mehr als 71 Höfen der eigentlichen Campagna romana. Die geiſtlichen Körperſchaften hatten alſo, unter Mitrechnung der obigen 1632 und der disponiblen 4968: 46,733 Hektare, das will ſagen beinahe 23 Prozent vom Flächengehalt der römiſchen Campagna von 204,000 Hektaren in 360 Beſitzungen.

Welches waren nun die hauptſächlichſten wirthſchaftlichen Folgen der Umwandlung des Kirchengutes?

Die 23 verkauften Höfe der aufgehobenen Klöſter hätten dem Geſetze nach nicht in Erbpacht gegeben werden dürfen, ihr Verkauf wurde durch die Theilung in Looſe nur erſchwert, derſelbe Käufer erwarb ſchließlich den ganzen Hof. Ein Gleiches wurde bei den 30 verkauften Höſen der weiter beſtehenden geiſtlichen Körperſchaften beobachtet. Bei den in Erbpacht gegebenen 12,920 Hektaren verhinderte die Vorſchrift des Geſetzes, daß die bisherige Einnahme nicht durch die Verpachtung vermindert werden dürfe, die Auferlegung von Bedingungen, welche einen weſentlichen Einfluß auf die Bewirthſchaftung der Campagna hätten ausüben können. Die Verpflichtung zu Ameliorationen mußte auf die

verhältnißmäßig geringfügige Summe von 1,419,500 Lire beſchränkt werden. Nur 510 Perſonen, meiſtens in der Stadt oder in der Provinz Rom wohnend, ſind Käufer oder Erbpächter der 40,000 und mehr Hektare Kirchengut geworden, das vorher 130 Beſitzern gehörte. Der vorgenommene Beſitzwechſel iſt ſo klein, daß die Sanirung der Umgebung Rom's nichts durch denſelben hat gewinnen können. Das Kapital iſt hier zu Land ſo theuer, daß die Beſitzer der Campagna ſich keinen Vortheil davon verſprechen, die beſtehende und hübſches Geld abwerfende Weidewirthſchaft gegen eine andere Art der Nutzbarmachung des Bodens aufzugeben, die allerdings ſowohl ökonomiſch als hygieniſch im Intereſſe der Geſammtheit wäre. Wenn nach Abſchaffung des Zwangskurſes eine durchgehende Beſſerung der wirthſchaftlichen Verhältniſſe des Landes es ermöglichen wird, großartigere und weitausſehender Projekte in Angriff zu nehmen, dann, aber erſt dann dürfte die Zeit gekommen ſein, daß der Staat direkt oder durch die Unterſtützung einer großen Geſellſchaft einem Zuſtande ein Ende mache, der nur durch das Zuſammenwirken bedeutender Kapitalien mit dem Aufgebot aller wiſſenſchaftlichen Erfahrungen überwunden werden kann.

Das allgemeine Stimmrecht in den Vereinigten Staaten.

Es wird berichtet, daß bei Gelegenheit des Abſchiedseſſens, welches im April d. J. zu New-York dem zum Geſandten der Vereinigten Staaten am deutſchen Kaiſerhofe ernannten Bayard Taylor gegeben wurde, Herr George W. Curtis, ein hervorragender amerikaniſcher Schriftſteller und ehrenhafter Politiker, die Bitte an Taylor gerichtet habe, er möge dahin wirken, daß man in Deutſchland nicht zu gering von der großen transatlantiſchen Republik denke, da allen traurigen Vorkommniſſen zum Trotz die Einſicht, das Gewiſſen und die Vaterlandsliebe der Bürger der Union das letzte entſcheidende Wort ſprechen und die das Vaterland in Gefahr bringenden böſen Leidenſchaften beſiegen würden.

Wir wollen nun gern wünſchen und hoffen, daß die Vereinigten Staaten die ſittliche Kraft noch nicht verloren haben, ſich aus dem Sumpfe der Corruption und der ſittlichen Verkommenheit emporzuarbeiten, in der ſie ſeit längerer Zeit verſunken zu ſein ſcheinen, allein die Staatswahlen, welche in der letzten Hälfte des Juni d. J. im „Goldſtaate" Californien ſtattfanden und aus denen

Digitized by Google

die Freunde und Anhänger eines ungebildeten und wüſten Sozialdemokraten, Denis Kearney mit Namen, in ungeahnter Stärke ſiegreich hervorgingen, deuten noch wenig auf eine energiſche ſittliche Erhebung des amerikaniſchen Volkes hin. Auch verräth es wenig politiſche Einſicht und noch weniger Gewiſſenhaftigkeit, wenn demokratiſche Nationalkonventionen, wie dies z. B. kürzlich in den Staaten Ohio und Arkanſas geſchehen iſt, in der Finanzfrage die Befolgung einer Politik empfehlen, welche eine ehrliche Abzahlung der amerikaniſchen Nationalſchuld ſehr erſchwert oder gar unmöglich macht. Ebenſo zeugt es von wenig Vaterlandsliebe, wenn in den Südſtaaten, den früheren Sklavenſtaaten, ſich in der Tagespreſſe wiederholt Stimmen vernehmen laſſen, welche die Wiederaufhebung der jüngſten Amendements zur Bundesverfaſſung anrathen, die Wiedereinführung der Negerſklaverei fordern und damit einen neuen Bürgerkrieg in ſichere Ausſicht ſtellen. Mit bitterer Ironie zieht die „New-York Tribune“ vom 10. Juli d. J. eine Parallele zwiſchen den Sozialdemokraten à la Kearney und der demokratiſchen Partei in Amerika und kommt dabei zu dem Schluſſe, daß die Erſteren unter der Phraſe „Recht auf Arbeit“ (right of labor) im Grunde nichts Anderes verſtehen, als das „Recht, gar nicht zu arbeiten“, während die Letztere, die demokratiſche Partei, eine „neue Art und Weiſe alte Schulden abzutragen“ (a new way to pay old debts) empfehlen, die darin beſteht „überhaupt gar nicht zu bezahlen“ (not to pay at all). Die ſogenannte Repudiationstheorie, d. h. die Weigerung, rechtlichen Verpflichtungen nachzukommen, iſt leider in Amerika, vornehmlich bei der demokratiſchen Partei, nichts Neues.

Unter ſolchen Umſtänden iſt es kein Wunder, wenn viele beſſere Elemente in der nordamerikaniſchen Union gegenwärtig ſehr trübe in die Zukunft der Republik blicken oder tiefeinſchneidende Beſſerungs- und Rettungsmittel in Vorſchlag bringen. So veröffentlichte der rühmlichſt bekannte Geſchichtsſchreiber Francis Parkman in der Juli- und Auguſtnummer der im Verlag von Dr. Appleton und Comp. zu New-York erſcheinenden „North American Review“ jüngſt einen längern Artikel, in welchem er die gegenwärtige Ausdehnung des allgemeinen Stimmrechts in den Vereinigten Staaten für ein großes Uebel erklärt. Francis Parkman legt die häufigen Mißerfolge des allgemeinen Stimmrechts in einer Weiſe dar, die über ſeine eigene Meinung in dieſer Sache keinen Zweifel übrig läßt. Er zeigt an der Hand der Geſchichte, daß die Freiheit von unten herauf ebenſo gefährlich werden kann, wie die Tyrannei von oben herab, und daß „die organiſirte Unwiſſenheit und Rohheit, geleitet von gewiſſenloſen Agitatoren“, mit einem Worte, daß der „Demos“ das Szepter der Tyrannei gerade ſo gut zu ſchwingen verſteht, wie ein abſoluter Machthaber. Nach Parkman's Anſicht iſt die unter den Manipulationen ſelbſt- und herrſchſüchtiger Handwerkspolitiker ſtehende Menge in den Vereinigten Staaten (von anderen Völkern

redet er zunächſt nicht) weit entfernt, die Verkörperung der durchſchnittlichen Intelligenz eines großen Volkes vermittelſt des allgemeinen Wahlrechts zu Stande zu bringen; und in ſeinem Unmuth ruft er aus: „Wenn wir einmal unterdrückt werden ſollen, ſo wünſche ich wenigſtens einen ehrlichen Unterdrücker, und wenn wir beraubt werden ſollen, ſo verlange ich, daß es mit einigem Anſtand geſchieht.“ Aber Parkman geht noch einen Schritt weiter; nicht nur die Mißbräuche und Auswüchſe des allgemeinen Stimmrechts ſind ihm, wie allen redlich denkenden Unionsbürgern, verhaßt, ſondern er rüttelt auch an dem Fundamente der amerikaniſchen Staatseinrichtung. Letztere gründet ſich bekanntlich auf dem Prinzip der „Gleichheit aller Menſchen“. Eine ſolche Gleichheit iſt aber, wie Porkman ausführt, weder in der Natur gegeben, noch wäre ſie überhaupt wünſchenswerth; ſelbſtverſtändlich redet der Verfaſſer hier nicht von der Gleichheit vor dem Geſetze, ſondern von der vielfach behaupteten Gleichheit aller Menſchen im Allgemeinen. Mit ſcharfen Waffen bekämpft Parkman ſodann auch den Satz, daß das allgemeine Stimmrecht ein unverletzliches und unveräußerliches Recht ſei. Jedes freie Gemeinweſen, ſo führt er aus, hat das Recht und die Pflicht, für ſich ſelbſt eine gute Regierung zu ſchaffen; wenn aber irgend eine Stimme oder wenn ganze Stimmenklaſſen der Erreichung dieſes Zweckes hinderlich ſind, ſo ſollen ſie auf Grund jenes Rechts und jener Pflicht unſchädlich gemacht werden können.

Parkman muß allerdings zugeſtehen, daß es ungemein ſchwer ſein dürfte, das einmal in den Vereinigten Staaten herrſchende allgemeine Stimmrecht abzuſchaffen, und ſo ſucht er denn Mittel und Wege aufzufinden, die Mängel des allgemeinen Stimmrechts möglichſt zu vermeiden. Hier aber weiß er auch kein beſſeres, als das ſchon oft in Amerika und anderwärts vorgeſchlagene Mittel, welches darin beſteht, daß alle guten Bürger in ihrem eigenen Intereſſe und im Intereſſe des Gemeinwohls ſich zu einer gemeinſamen Anſtrengung aufraffen müſſen, ſo oft es gilt, wichtige politiſche oder Kommunal-Wahlen vorzunehmen. Den vereinten Anſtrengungen aller guten Elemente im Staate werde und müſſe es gelingen, bei nationalen, Staats- und anderen Wahlen dem ruchloſen Treiben der Demagogen und Volksverführer einen feſten Damm entgegenzuwerfen, die Geſetzgebung in fähige und ehrliche Hände zu legen und überhaupt einen beſſeren Ton im öffentlichen Leben herauszuführen. Von jeher, meint Parkman, iſt es der wahren Intelligenz und Tugend nicht allzuſchwer geworden, die Maſſen, wenn ſie noch nicht von Grund aus verderbt ſind, zu führen; nur wo jene ſich von dem öffentlichen Wirken ausſchloſſen oder die gehörige Kraft nicht entfalteten, ſeien gewiſſenloſe Agitatoren und corrupte Stellen- und Aemterjäger zum Siege und zur Herrſchaft gelangt. Auf dieſe Stelle des Parkman'ſchen Artikels Bezug nehmend, läßt ſich die zu St. Louis im Staate Miſſouri er-

ſcheinende „Weſtliche Poſt“ vom 10. Juli d. J. alſo vernehmen: „Nur daran, daß ſich in den Vereinigten Staaten ſo viele Leute aller Stände, die den Beſitz und die Intelligenz der Nation repräſentiren, gänzlich von der Politik fernhalten, ja nicht einmal ſich die Mühe nehmen, an die Wahlurne zu gehen, liegt es, daß das allgemeine Stimmrecht hier ſo ſchlechte Folgen gebracht hat. Und es wird dieſe ſchlechten Folgen ſehr bald in noch höherem Maße bringen, wenn jene Sorte von Bürgern ſich nicht aus ihrer Gleichgültigkeit gegen öffentliche Dinge herausreißen läßt. Anſtatt nach einem Geſellſchaftsretter zu rufen, ſollten ſie ſich ſelbſt helfen und ſo der Union die Schande erſparen, ihr zweites Jahrhundert mit einem Bekenntniſſe zu eröffnen, daß der Verſuch der Selbſtregierung mißglückt und eine auf gleiche Rechte gegründete Republik ein Fehlſchlag ſei. Die Zeit kommt bald, wo die beſſern Bürger ſich entſcheiden müſſen, ob ſie ſich ſelbſt helfen wollen oder nicht. Die Wahlen des nächſten Herbſtes werden von einer Bedeutung für die Entwickelung der Union ſein, wie es vor ihnen nur wenige Wahlen waren. Die Kriſis iſt da; ſind die Bürger bereit, ſie ſo zu wenden, daß wir, anſtatt dem Verderben, dem Geneſen und Gedeihen entgegengehen?“

Aehnlich, wie Francis Parkman, urtheilte auch vor Kurzem der alte Friedrich Münch, welcher im Jahre 1830 nach Amerika auswanderte und dort zu den geachtetſten Deutſch-Amerikanern gehört. Auch Münch verlangt eine Einſchränkung des allgemeinen Stimmrechts, nicht nur in Bezug auf das Alter, ſondern auch mit Rückſicht auf die Selbſtändigkeit der Lebensſtellung und auf die dringendſte nothwendige Bildung. Eine ſolche Beſchränkung hat nach Münch's Anſicht keinerlei Cliquen-Herrſchaft zur Folge, im Gegentheil, gerade das unbeſchränkte allgemeine Stimmrecht hat in der nordamerikaniſchen Union eine unerträgliche „Ring- und Cliquenherrſchaft“ ins Leben gerufen: „Unſere Maſſen,“ ſagt Münch, „bilden noch bei Weitem kein Volk, wie ich es als der Selbſtregierung vollkommen fähig halte, und bedeutende Fehlgriffe werden in den größeren und kleineren amerikaniſchen Wahlen gemacht. Bürger, wie ich ſie im Sinne habe, mögen wohl auch in einzelnen Fällen ſich irren, werden aber niemals mit bewußter Abſicht die Macht in die Hände von Schwindlern legen. Es giebt kein anderes Heil für die Völker, als daß ſie in ihrer Mitte keine rohe und zügelloſe Maſſe aufkommen laſſen Um dieſen Punkt gerade dreht ſich die Zukunft der ganzen Menſchheit.“ R. Doehn.

Digitized by Google

Stanley's Reiſe durch Afrika.

III.

Auf dem Kontinent bis nach Kikoka.

Die oſtafrikaniſchen Dörfer Bagamoyo, Whindi und Saadani ſind aus mancherlei Gründen die beſten Ausgangspunkte für eine Reiſe in das Innere Afrika's. Die Einwohner derſelben ſind an ſolche Durchzüge gewöhnt; man kann ſich bei ihnen mit den letzten noch mangelnden Bedürfniſſen und Mannſchaften verſehen. Auch läßt ſich hier ſchon die erſte Probe auf die Disziplin der Mannſchaft machen. Heimweh und Verlockung zur Deſertion pflegen hier zum erſten Male aufzutauchen. Mit Milde aber, doch mit eiſerner Feſtigkeit iſt Zuchtloſigkeit und Treubruch niederzuhalten. Sonſt iſt die ganze Reiſegeſellſchaft verloren. Gleich in Bagamoyo, wo Stanley zuerſt einige Tage Raſt machte, mußte die ganze Kunſt des energiſchen Befehlshabers entfaltet werden, um Mannszucht herzuſtellen. Eben will er nach der Ankunft Muſterung über ſeine Schaar halten, als ganz Bagamoyo ſchon in Gährung geräth. „Der weiße Mann hat alle Räuber, Raufbolde und Mörder Zanzibar's hergebracht, um die Stadt in Beſitz zu nehmen!“ Dieſes Gerücht durchläuft in wilder Haſt alle Straßen, Gaſſen, Höfe und Bazars. Männer mit blutrothen Geſichtern, wilden, blutgierigen Augen, beſchmutzten, zerknitterten und zerriſſenen Kleidern taumeln an das ſtille Quartier des weißen Mannes heran und ſchreien nach Flinten und Munition. Araber mit gezogenen Schwertern und ſehnige Belutſchen mit Luntenſchlöſſern und zum Anzünden breitgehaltenem Zunder kommen unter Drohungen heran und hinter ihnen drein eine buntgemiſchte Maſſe von aufgeregten Männern, während im Hintergrunde ein Pöbelhaufen toller Weiber und boshafter Kinder ſiedet und kocht.

Auf die Frage Stanley's, worüber ſie zu klagen hätten, erhob ſich eine Fluth von Anklagen gegen die Wangwana Stanley's. Sie ſollten geſtohlen, gemordet, geraubt, Waaren aus Vorrathshäuſern entwendet, Teller zerbrochen, Hühner geſchlachtet, Jedermann angegriffen, Frauen mißhandelt und die Stadt mit Brand und Vernichtung bedroht haben. Als die Spezialiſirung dieſer Anklagen, die Namhaftmachung der Thäter verlangt wurde, gelang zunächſt die Ueberführung eines gewiſſen Muſtapha. Er hatte einen Ladenbeſitzer mißhandelt und beſtohlen und bei der Verfolgung ihn lebensgefährlich mit einem Meſſer bedroht, bis er ſelbſt von Andern niedergeſchlagen wurde. Der Böſewicht wurde in ein finſteres Loch geſteckt und etwa zwanzig andere Wangwana, die ſich in ähnlicher Weiſe vergangen, theilten ſein Schickſal in andern Löchern.

Mit lautem Beifall wurden dieſe Urtheile begrüßt. Um aber die Aufregung vollends zu beſchwichtigen, ſandte Stanley eine Botſchaft an den Gouverneur (Vali) Scheikh Manſur bin Suliman, er möge alle Wangwana auf handhafter That verhaften und beſtrafen laſſen. Von dieſer angenehmen Erlaubniß machte nun aber der Vali ſo ausgedehnten Gebrauch, indem er alle Wangwana, die ſich im Orte nur blicken ließen, ergreifen und barbariſch auspeitſchen ließ, daß Stanley ſchließlich nichts übrig blieb, als ſo ſchnell wie möglich abzureiſen, um die große Erbitterung ſeiner Leute über die Rechtsanſchauungen des Scheikh nicht zu wilden Ausbrüchen anwachſen zu laſſen.

So zog er denn am 17. November um 9 Uhr Morgens, fünf Tage nach ſeiner Abreiſe von Zanzibar, in Marſchordnung zum Orte hinaus, begleitet von einigen freundlichen und vielen unfreundlichen Abſchiedsworten der Einwohner männlichen und weiblichen Geſchlechts. In dichten Schaaren waren ſie herbeigeſtrömt, um den Zug zu ſehen, der folgendermaßen geordnet war: vier Anführer gingen einige Hundert Meter vorauf; ihnen zunächſt die zwölf Wegweiſer in rothen Joboröcken, Drahtgewinde tragend; danach eine lange Reihe von 270 Mann, die Zeuge, Draht, Glasperlen und die Theile der Lady Alice tragen; hinter ihnen 36 Frauen und zehn Knaben, die Kinder von einigen der Anführer und Bootträgern, welche ihren Müttern folgen und ihnen durch das Tragen einiger Geräthe u. ſ. w. helfen wollen. Dann folgen die Reiteſel, die Europäer und die Flintenträger. Die lange Linie wird endlich von ſechzehn Anführern beſchloſſen, die als Nachhut agiren und zugleich Nachzügler aufſuchen und wieder heranführen und ſo lange, bis andere Leute herbeigeſchafft werden, als Ueberzählige Dienſt thun. Im Ganzen ſind 356 Seelen bei dieſer Expedition betheiligt. Die lange Linie ſtreckt ſich beinahe eine halbe engliſche Meile auf dem Pfade hin, der gegenwärtig für Handelsleute wie für Forſcher die Landſtraße nach den Seegegenden Innerafrika's bildet. Edward Pocock fungirt als Hornbläſer und hat auch Hamadi, den Hauptführer, mit den Signalen der engliſchen Lager von Alderſhot und Chatam bekannt gemacht. Hamadi ſelbſt iſt ausgezeichnet durch ſein Lieblingsinſtrument, ein ungeheuer langes Elfenbeinhorn, das er gebraucht, wenn man ſich einem paſſenden Lagerplatze nähert oder von einer an der Front drohenden Gefahr Nachricht gegeben werden ſoll. Vor Hamadi ſchreitet ein kleiner dickköpfiger Junge einher, mit einer Trommel, wie ſie die Eingeborenen führen. Er darf ſie aber nur in der Nähe von Dörfern ſchlagen, um den Eingeborenen das Herannahen der Karawane im Voraus anzukündigen. Das iſt eine ſehr nothwendige Vorſichtsmaßregel, denn viele Dörfer liegen mitten in dichtem Gebüſch, und die plötzliche Ankunft einer großen Menge von Fremden, ehe die Bewohner

Digitized by Google

ihre geringe bewegliche Habe verſtecken könnten, würde leicht Mißtrauen und Beſorgniß erwecken.

So begann Stanley's Schaar, von Hoffnung erfüllt, ihre lange Reiſe. Lärm und Gelächter hört man den Reihen entlang. Ein Summen und Gemurmel fröhlicher Stimmen tönt über die Felder, während die lange Linie in dem welligen Lande auf- und niederſteigt und ſich auf den Krümmungen des Pfades hinſchlängelt. Die Marſchbewegung hat Allen ein Gefühl der Zufriedenheit wiedergegeben. Eine intenſiv leuchtende, glühend heiße Sonue ſcheint hernieder, der Pfad iſt trocken und hart, zum Reiſen wunderbar geeignet, und während des Anfangs des erſten Marſches läßt ſich nichts ſtrenger Geordnetes denken, als dieſe lang geſtreckte, ſchmale Kolonne, welche im Begriff ſteht, der Wildniß die Stirn zu bieten.

Bald aber, als der Zug in das Thal des Kingani-Fluſſes hinabſteigt, wird die Gluth der blendenden Sonne überwältigend. Die Reihen löſen ſich und werden unordentlich. Viele gehen zerſtreut oder bleiben ganz zurück; die Leute klagen über die ſchreckliche Hitze. Die Hunde ſchnauben und lechzen vor Durſt. Die Europäer leiden ſelbſt unter ihren Sonnenſchirmen ungemein. Ihre Geſichter ſind geröthet, ihre Stirnen triefen von Schweiß, fortwährend werden die Taſchentücher zum Abwiſcheu der Tropfen gebraucht, die ſie faſt blind machen. Von den ſchweren Wollſtoffen des Anzugs in eine halbe Todesohnmacht verſetzt, möchten ſie gerne raſten, aber die von der Sonne gebleichten Ebenen des lohfarbenen durſtigen Thales können in keiner Weiſe dazu einladen. Die Reiſeveteranen dringen vorwärts auf den drei Meilen entfernten Fluß zu, wo ſie Ruhe und Schutz vor der Sonne erlangen können. Aber die Unerfahrenen liegen auf dem Boden hingeſtreckt, eifern gegen die Hitze, ſchreien nach Waſſer und jammern über ihre Thorheit, Zanzibar verlaſſen zu haben. Die Europäer ermuthigen die Verſchmachteten durch tröſtlichen Zuſpruch: am Fluſſe biete ſich ihnen Raſt und Kühlung, nur der Anfang der Reiſe ſei ſchlimm, ſowie ſie ſtandhaft blieben, würden ſie aus dem Kampfe als Helden hervorgehen. Solche Worte richten Viele auf. Von Neuem verſuchen ſie mit ſtandhaftem Willen und ehrgeiziger Manneskraft die Ermüdung niederzukämpfen. Aber Viele ſind wirklich zu abgemattet, um den Kampf erneuern zu können. Die Eſel müſſen beladen werden, die Anführer müſſen die im Stich gelaſſenen Güter von der Erde aufheben, und ſo wird endlich Nachmittags zwei Uhr der Kingani erreicht.

Frank und Edward Pocock ſind hierher vorausgeeilt und haben inzwiſchen die Lady Alice zuſammengeſetzt. Schon um halb vier Uhr Nachmittags ſind alle Menſchen, Waaren, Eſel und Hunde über den Strom geſetzt und das Boot wieder zerlegt und an Tragſtangen befeſtigt. Die Reiſe wird nach

Digitized by Google

Kikoka, dem erſten Halteplatze fortgeſetzt. Aber noch ehe das Lager hier erreicht iſt, hat man eine klare Anſchauung von der Leiſtungsfähigkeit ſämmtlicher Theilnehmer gewonnen. Der prächtige, preisgekrönte Bullenbeißer Kaſtor verendet zwei Meilen vor Kikoka infolge der Hitze am Schlagfluß, der andere Bullenbeißer Kaptain ſcheint ihm bald nachfolgen zu wollen, und nur Nero, Bull und Jack, obwohl ganz erſchlafft und ſchwer athmend, geben noch Lebenszeichen.

In Kikoka wird Raſttag gemacht. Zwei ernſtlich erkrankte Leute werden entlaſſen, neue während der Nacht und des Raſttages angekommene Rekruten angeworben. Außer der tropiſchen Hitze und der Ungeübtheit haben noch andere üble Gewohnheiten dieſe Verheerung unter den Wangwana am erſten Marſchtage angerichtet. Die Meiſten von ihnen führen auf der Inſel ein ſehr unkeuſches Leben und ſind zudem dem Laſter des Opiumeſſens ergeben. Das Kauen der Betelnuß mit Muſchelkalk iſt eine andere unreinliche und widrige Gewohnheit, welche die moraliſche Haltung des Menſchen untergräbt, und beſonders verderblich für die phyſiſchen Kräfte iſt die faſt allgemeine Unſitte, den Dampf des wilden Hanfes (cannabis sativa) mit Leidenſchaft einzuathmen. Bei einer Hitze von 48° R. in der Sonne, in einer ſehr verdünnten Atmoſphäre, werden dieſe Leute, deren Lungen und edele Theile durch die unmäßige Befriedigung ihrer verderblichen Gelüſte Schaden gelitten haben, erſt gewahr, daß ihr ganzer Organismus nicht mehr im Stande iſt, ſolche Hitzegrade auszuhalten, wenn die ſtarke Anſtrengung eines ſolchen Marſches mit der vollen Ladung, die ihnen zu Theil wird, hinzukommt. Dann kommt die Schwächung ihrer Kraft an den Tag, und reihenweiſe fallen ſie aus der Zugordnung und verrathen ihre Kraftloſigkeit und Gebrechlichkeit.

Am Nachmittage des Raſttages in Kikoka wurde Stanley durch den Beſuch einer Abtheilung Belutſchi-Soldaten überraſcht, welche einen Brief des Gouverneurs von Bagamoyo überbrachten, in welchem dieſer ſich beklagte, daß die Wangwana etwa fünfzehn Weiber ihren Herren entführt hätten. Trotz des heftigſten Sträubens der ſchwarzen Schönen und ihrer Entführer, und obwohl die letzteren und ihre Freunde zu den Waffen griffen und mit Meuterei drohten, übte auch hier Stanley volle Gerechtigkeit und ließ die Sklavinnen zu ihren Herren zurückführen.

Digitized by Google

Die Pariſer Weltausſtellung.

Von Adolf Roſenberg.

7. Die franzöſiſche Malerei. Meiſſonier und Vibert.

Meiſſonier hat bereits eine nicht ungefährliche Konkurrenz von Seiten zweier Maler zu beſtehen, auf welche der über alle Maßen eitle Mann mit nicht geringem Ingrimm blickt. Der eine dieſer Maler iſt Worms, der andere, bedeutendere Vibert. Letzterer weiß zwar nicht annähernd ſo ſcharf, ſo geiſtvoll und ſo mannigfaltig zu charakteriſiren wie Meiſſonier, dafür beſitzt aber ſeine Palette einen ungleich größeren Farbenreichthum als die des älteren Meiſters, der als Koloriſt noch den ſtrengeren und ſolideren Tendenzen der klaſſiſchen Schule folgt. Vibert iſt in höherem Grade Salonmaler als Meiſſonier, der ebenſowohl nur für artiſtiſche Feinſchmecker wie für große Börſen malt. Vibert iſt ungleich maleriſcher im eigentlichen Wortſinne: er holt ſeine Stoffe aus Italien und Spanien, er iſt heiter und ausgelaſſen, während Meiſſonier faſt immer die würdige Miene des Akademikers aufſetzt. So zeigt uns Vibert z. B. einen Mönch und einen Maler, die in dem Hofe eines Kloſters emſig bemüht ſind, für den bevorſtehenden Feſttag ein Madonnenbild mit Kränzen und bunten Farben zu ſchmücken, dann das Ständchen eines italieniſchen Edelmanns vor dem Hauſe ſeiner Donna, wo ſich die übermüthige Laune des Malers gleichſam in der Farbenluſt ausſpricht, welcher der Künſtler freien Lauf gelaſſen hat.

Wir würden indeſſen ein unvollſtändiges Urtheil über Vibert gewinnen, wenn wir nur ſeine Kleinmalereien in's Auge faßten. Vibert hat ſeitdem einen Trumpf ausgeſpielt, der ſeinem Freunde Meiſſonier ſchwere Tage bereitet hat. Aus dem Kleinmaler iſt ein Hiſtorienmaler großen Stils geworden, der den Verſuch gemacht, eine rieſige Leinwand mit einem würdigen, an den Patriotismus jedes Franzoſen appellirenden Stoffe zu erfüllen. Der „Salon“ von 1877 enthielt das grandioſe Portrait des „Befreiers des Territoriums“ von der Meiſterhand Bonnat's, ein im beſten Sinne des Wortes hiſtoriſches Bild, das binnen Kurzem eine ungeheure Popularität gewonnen hat. Man ſieht das Portrait jetzt wieder auf dem Marsfelde, und man kann ſämmtliche Säle der gewaltigen Kunſthalle durchwandern, man wird nicht ſeines Gleichen finden. Im September 1877 ſtarb Thiers: Der „Salon“ von 1878 enthält wieder ein Bild, das ſich mit ſeiner Perſon beſchäftigt und vor dem die Menge ſich ebenſo andächtig ſammelt wie vor ſeinem Bildniſſe: ſeine Apotheoſe, ein Bild von ganz außergewöhnlichen Dimenſionen.

Auf einem Katafalke, der mit einer violetten Sammetdecke drapirt iſt, liegt

Digitized by Google

der Todte im weißen Sterbegewande, die Bruſt mit zahlreichen Orden bedeckt. Das ſcharfe, charakteriſtiſche Profil des Verblichenen iſt dem Beſchauer zugekehrt. Zu Häupten des Katafalks ſteht der Genius des Ruhms und der Unſterblichkeit, welcher der Seele des Dahingeſchiedenen den Weg zu den Sternen weiſt. Er iſt durch eine nackte Frauengeſtalt von jener weichlichen und ſüßlichen Eleganz dargeſtellt, die nachgerade für die Behandlung des weiblichen Körpers in der franzöſiſchen Malerei ſo typiſch geworden iſt, daß ſie kaum mehr als eine zierliche Phraſe, als einen kalligraphiſchen Schnörkel bedeutet. Dem Fußende des Paradebettes naht ſich das trauernde Frankreich, eine ganz in Flor gehüllte Geſtalt, und breitet die Trikolore über den Todten aus.

Unter dem Genius des Ruhms liegt, in Halbdunkel gehüllt, eine niedergeſchmetterte, verwundete Frauengeſtalt. Ein rother Mantel umfängt ihre derben Glieder, eine phrygiſche Mütze hängt in den zerzauſten, ſchwarzen Haaren, und neben ihr liegt am Boden eine düſter glühende Fackel, die dem Verlöſchen nahe iſt. Dieſe Repräſentantin der Kommune bildet in ihrer widerlichen Gemeinheit einen wirkſamen Gegenſatz zu der hehren Lichtgeſtalt des Ruhms, die über ihr ſchwebt. Die ernſte, imponirende Wirkung dieſer Gruppe wird leider durch eine Trivialität, durch eine Konzeſſion wieder aufgehoben, welche der Hiſtorienmaler dem Kleinmaler gemacht hat. Aus dem Hintergrunde links, hinter der trauernden Republik, bewegt ſich der feierliche Leichenzug mit ſeinem ganzen ebenſo prunkvollen wie bizarren Zeremoniell, ſo wie er in Wirklichkeit ablief, auf den Beſchauer zu, eine unbegreifliche Geſchmackloſigkeit, ja, noch mehr, eine Parodie auf die ernſte Gruppe im Vordergrunde. Von dem „großen Todten“ kommt man wieder auf den kleinen Thiers.

Viel beſſer harmonirt mit der ſtilvollen Würde des Vordergrundes der Zug nebelhafter Geſtalten, die über dem Katafalke durch die ganze Breite des Bildes dahinziehen, eine Art wildes Heer, eine gewaltige Geiſterparade: die Heere des Konſulats und des Kaiſerreichs, deren Thaten der Verſtorbene in ſeinen berühmten Geſchichtswerken gefeiert.

Da kommen auf luftigen Pferden
Die todten Reiter herbei,
Die blutigen alten Schwadronen
In Waffen mancherlei.

Fahnen und Standarten wallen im Pulverdampf, Schüſſe blitzen auf, und dunkelrothe Flammen umzüngeln die geſpenſtiſche Reiterei. Dann ſieht man noch unmittelbar daneben — merkwürdig genug — ein Panorama von der Belagerung von Paris und die Eröffnung der erſten franzöſiſchen Nationalverſammlung durch Thiers. Dieſe zahlloſen Figürchen, die ſich um die große Mittelgruppe ſchlingen, gleichen den Noten zu dem Texte eines Klaſſikers. Ein

wunderlicher Zug: die erſten feiern den Schöpfer der „napoleoniſchen Legende“, die letzten den Schöpfer der dritten Republik.

Die franzöſiſchen Kritiker haben mit Recht gegen dieſes ſeltſame Gemiſch von allegoriſchen, phantaſtiſchen und realen Elementen geeifert. Aber bei dieſer Kritik ſpielte der politiſche Standpunkt eine größere Rolle als der äſthetiſche. Daß Vibert, der Kleinmaler, ſeinem ganzen künſtleriſchen Naturel nach nicht im Stande ſein konnte, eine monumentale Wirkung zu erzielen und daß er aus dieſem Grunde an ſeiner großen Aufgabe ſcheitern mußte, iſt keinem von den franzöſiſchen Kritikern beigefallen.

Niemandem kam das Mißlingen der Vibert'ſchen Apotheoſe gelegener als Meiſſonier. Er hatte ſchon im Voraus das Seinige gethan, um ſeinem Rivalen alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg zu legen, da er die Glorifizirung des Mr. Thiers für ſeine ausſchließliche Domäne hält. Vibert hatte Thiers nicht perſönlich gekannt. Er that Schritte bei ſeiner Wittwe, um authentiſche Portraits des Verſtorbenen zu erlangen. Aber die Intriguen Meiſſonier's, ſo erzählt man ſich, wußten Madame Thiers zu bewegen, dem Maler ſeine Bitte abzuſchlagen. Nicht beſſer erging es ihm bei den intimen Freunden des Präſidenten. Der „Figaro“ hat wegen dieſer Intriguen eine ebenſo ſcharfe wie geiſtvolle Satire gegen den großen Kleinmaler geſchrieben, aus der ich den Schluß hier mittheilen will, weil er zugleich einen Beitrag zu der Charakteriſtik eines Künſtlers liefert, der die Regel, daß alle großen Künſtler auch große und edle Charaktere ſind, dadurch beſtätigt, daß er eine Ausnahme von dieſer Regel macht. Meiſſonier hatte ebenfalls die Abſicht, eine Apotheoſe Thiers' zu malen. Aber wie gewöhnlich war er über den Plan nicht hinausgekommen. Eines Tages, ſo erzählt „Figaro“, interpellirte ihn einer ſeiner Schüler, wie er denn den Gegenſtand aufzufaſſen gedenke.

„Sie wollen wiſſen, mein theurer Freund, wie ich dieſen nationalen Stoff behandeln werde? So. Mr. Thiers war ein Mann von größter Einfachheit, man muß ihn auch als ſolchen darſtellen, um ſeinen Charakter feſtzuhalten. Mein Gemälde wird das Sterbezimmer in St. Germain darſtellen; im Hintergrunde, ganz im Hintergrunde liegt der Leichnam des berühmten Staatsmannes auf ſeinem eiſernen Bettgeſtell ....“

— „Sehr gut, ſagte der Freund, das iſt vortrefflich. Und dann ......?“ Herr Meiſſonier ſah den Fragenden mit erſtaunter Miene an.

— „Und dann?“ wiederholte er. „Das iſt ſehr einfach. Ich ſagte alſo, daß man im Hintergrunde Herrn Thiers auf ſeinem eiſernen Bette ſehen wird, und im Vordergrunde werde *ich* ſitzen, im Begriffe ihn zu malen.“ —

Ungleich wirkungsvoller als Vibert's großes Gemälde iſt ein zweites Bild, das Thiers verherrlicht, ein Bild, das nicht über die beſcheidenen Dimenſionen

Digitized by Google

eines Genrebildes hinausgeht. Es iſt ebenfalls im „Salon“ zu ſehen, ebenfalls das Objekt eines ungemein lebhaften Intereſſes und von Garnier, einem Schüler Gerome's, gemalt. Es ſtellt eine ſehr erregte Szene aus der Sitzung der franzöſiſchen Nationalverſammlung vom 16. Juni 1877 dar. Der Miniſter des Innern ſteht auf der Rednertribüne. Er hat gerade, nach dem Protokoll des „Journal officiel,“ die Worte geſprochen: „Die Männer, die heute am Ruder ſind, gingen aus den Wahlen des Jahres 1871 hervor und bildeten dieſe Nationalverſammlung, von der man ſagen kann, daß ſie die Stifterin des Friedens und die Befreierin des Territoriums iſt.“ Da erhob ſich ein beiſpielloſer Tumult. Mehrere Mitglieder der Linken, an ihrer Spitze Gambetta, ſprangen auf, traten vor die Rednertribüne und rieſen, indem ſie mit den Händen auf Thiers wieſen: „Der da, der da iſt der Befreier des Territoriums!“ In dieſem Augenblicke ſprangen etwa dreihundert Mitglieder der Kammer von ihren Sitzen auf und grüßten Herrn Thiers, der wie ein rocher de bronze in der Brandung daſaß und ſeine ſtechenden Blicke wie Jupiter tonans auf den vernichteten Miniſter heftete, mit begeiſterten Zurufen.

Mit ungewöhnlicher Verve, mit feſſelnder, dramatiſcher Kraft hat der Maler dieſe Szene im Nebeneinander dargeſtellt, wie ich ſie eben hiſtoriſch geſchildert habe. Im Vordergrunde ſteht Gambetta, der geiſtige Erbe Thiers', das charaktervolle Profil, das man niemals vergißt, wenn man es einmal geſehen hat, dem Beſchauer zugekehrt. Er weiſt mit der Linken auf den Befreier des Territoriums, deſſen ſcharf ausgeprägte, gramerfüllte Züge dem Bonnat'ſchen Portrait nachgebildet ſind. Trotz der Kleinheit der zahlreichen Figuren iſt es dem Künſtler gelungen, eine lange Reihe charakteriſtiſcher Portraits von den bekannteſten Deputirten zu ſchaffen.

Literatur.

Von Seemann's Kunſthiſtoriſchen Bilderbogen iſt vor Kurzem die 6. Sammlung (Bogen 121 bis 144) ausgegeben worden, die im Weſentlichen die Architektur der Renaiſſance umfaßt. Namentlich die deutſche Renaiſſance iſt darin von der Frühzeit bis zum Barokko durch eine lange Reihe ſchöner und charakteriſtiſcher Beiſpiele vertreten. Wir können die ungemein praktiſche, reichhaltige und dabei äußerſt wohlfeile Sammlung von kunſtgeſchichtlichem Anſchauungsmaterial, welche in dieſen „Bilderbogen“ geboten wird, nur immer wieder auf's neue angelegentlich empfehlen.

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

Digitized by Google

Luther's Bibeldrucker.

Von G. Wuſtmann.

Wer einen Bücherſammler, einen Antiquar oder auch ſelbſt einen Bibliothekar nach dem erſten Drucker oder, was in der Reformationszeit und noch bis tief in's 16. Jahrhundert hinein daſſelbe beſagt, dem erſten Verleger von Luther's Schriften fragt, dem werden ſie einſtimmig den Namen Hans Luft in Wittenberg nennen. In dem erlauchten Kreiſe von Männern, der die hochragende Geſtalt des großen Reformators umgiebt und von dem Glanze ſeines Ruhmes mit beſtrahlt wird, gilt Luft für keinen der Geringſten, und vor allem erſcheint ſein Name mit der größten Geiſtesthat Luther's, mit der deutſchen Bibelüberſetzung, in enger Verbindung. Seinem Blick, ſeinem Muth, ſeinem Unternehmungsgeiſt wird das Verdienſt zugeſchrieben, zur Durchführung eines ſo weitausſchauenden, koſtſpieligen Werkes, wie es die Luther'ſche Bibelüberſetzung war, die techniſchen und materiellen Mittel geboten und es in würdiger Weiſe in den literariſchen Verkehr eingeführt zu haben.

Dieſe Auffaſſung bedarf gar ſehr der Berichtigung, denn ſie ſchließt eine große Ungerechtigkeit in ſich. Luft war weder der erſte Drucker der Lutherbibel, noch iſt er jemals ihr Verleger geweſen. Als er im Jahre 1534 die erſte vollſtändige Luther'ſche Bibelüberſetzung druckte, that er dies nicht auf eigene, ſondern auf Koſten einer Vereinigung von drei Wittenberger Buchhändlern. Aber ſelbſt als Drucker pflückte er fremde Lorbeeren und trat nur das bequeme Erbe eines Vorgängers an, der das Werk bereits faſt in allen ſeinen einzelnen Theilen wirklich mit eigenen Mitteln hergeſtellt hatte. Dieſer bisher wenig beachtete Vorgänger Luft's war der Leipziger Buchdrucker und Buchhändler Melchior Lotter.

Die nachfolgende Darſtellung hat den Zweck, das Verhältniß, in welchem Luft und Lotter zu der techniſchen und merkantilen Seite des Luther'ſchen

Digitized by Google

Bibelwerkes ſtehen, aufzuklären. Sie gründet ſich auf ein ziemlich umfängliches Quellenmaterial, deſſen Nachweis jedoch, ſoweit er ſich nicht ungezwungen in die Darſtellung ſelber einflechten läßt, für eine andere Gelegenheit aufgeſpart bleiben muß.

Leipzig hat im Laufe des 16. Jahrhunderts zwei hervorragende Buchdrucker und Buchhändler aufzuweiſen: in dritten Viertel Ernſt Vögelin, im erſten Melchior Lotter. Die Geſchichte beider hat eine merkwürdige Aehnlichkeit. Anfang der vierziger Jahre, als eine kleine Anzahl unbedeutender Druckereien in Leipzig ihr Daſein friſtete, gründete Valentin Papſt eine neue Offizin, die ſofort durch die Schönheit und Gediegenheit ihrer typographiſchen Leiſtungen alle andern in Schatten ſtellte und raſch in Aufnahme kam. Dieſes Geſchäft übernahm 1556 nach Papſt's Tode ſein Schwiegerſohn Vögelin, und ſeine großartige Verlagsthätigkeit bezeichnet die Blüthezeit des Geſchäfts. Als Anhänger des Kalvinismus aber zog er ſich 1574 den Zorn Kurfürſt Auguſt's zu, er mußte von Leipzig flüchten, und in den Händen ſeiner Söhne verlor dann das Geſchäft ſeine frühere Bedeutung. Man braucht nur andere Namen einzuſetzen, ſo hat man die Geſchichte Lotter's. Wie ſpäter Papſt, ſo übertraf am Ende des 15. Jahrhunderts Cunz Kachelofen alle Druckereien, die ſeit der Einführung des Buchdrucks in Leipzig (1479) ſich aufgethan hatten, durch die Schönheit ſeiner Preßerzeugniſſe. Sein Schwiegerſohn Melchior Lotter repräſentirt in der Reformationszeit den Höhepunkt des Geſchäftes. Da traf auch dieſen fürſtliche Ungnade und führte unter den Händen ſeiner Söhne den Verfall des Geſchäftes herbei.

Melchior Lotter (Lotther) ſtammte aus Aue im ſächſiſchen Vogtlande. Sein Geburtsjahr iſt unbekannt, ebenſo, wann er nach Leipzig gekommen, und ob er in Leipzig gleich anfangs eine eigene Druckerei gehabt oder, was das wahrſcheinlichere iſt, zunächſt in Kachelofen's Druckerei gearbeitet hat. Am 16. Juni 1498 erhielt er das Leipziger Bürgerrecht, nachdem er vorher die Tochter Kachelofen's, Dorothea, geheirathet hatte. Aus ſeiner Ehe mit ihr gingen acht Kinder hervor.

Ungefähr ſeit dem Jahre 1500 wurde Lotter der Geſchäftsnachfolger ſeines Schwiegervaters; Thätigkeit und Ruf deſſelben gingen auf ihn über. Im Jahre 1495 hatte Kachelofen ſein Meißner Miſſale gedruckt, die ausgezeichnetſte typographiſche Leiſtung, die aus ſeiner Offizin bekannt iſt. Die nächſte Ausgabe davon, welche 1500 erſchien, druckten Kachelofen und Lotter bereits gemeinſam, und von nun an ergingen bis in die zwanziger Jahre des 16. Jahrhunderts alle Druckaufträge, die das Meißner Bisthum unter Biſchof Johann VI. von Salhauſen und Johann VII. von Schleinitz zu vergeben hatte, an Lotter nach Leipzig. Aus ſeiner Preſſe gingen alle Miſſalien, Breviarien, Agenden und

Statutenbücher hervor, die das Bisthum in dieſer Zeit herausgab. Und wie Kachelofen im Jahre 1495, ſo ſiedelte auch Lotter 1519, vor der Peſt in Leipzig fliehend, geradezu mit ſeiner Druckerei eine Zeit lang nach Meißen über. Seine hervorragenden Leiſtungen für das Meißner Bisthum ſcheinen aber auch die Aufmerkſamkeit anderer kirchlicher Oberhirten auf ihn gelenkt zu haben. Im Jahre 1513 druckte er das Breviarium des Erzbiſchofs Ernſt von Halle, 1517 ein Miſſale für die Diöceſe Brandenburg, 1518 ein Havelsberger Breviarium, 1527 ein Pſalterium für das neue Stift in Halle.

In Leipzig ſelbſt ſcheint ſich der Rath mit ſeinen Druckaufträgen damals ausſchließlich an Lotter gewandt zu haben. Alle Verordnungen, Patente und ſonſtige Publikationen des Raths gingen aus ſeinen Preſſen hervor.

Großartig aber vor allem war Lotter's eigne Verlagsthätigkeit. Außer zahlreichen philoſophiſchen und theologiſchen, auch einzelnen juriſtiſchen und mathematiſchen Schriften, einer umfänglichen Unterrichts- und Erziehungsliteratur, Grammatiken, Poetiken, Wörterbüchern, Briefſtellern, waren es namentlich die Texte der griechiſchen und römiſchen Autoren, für deren Herausgabe Lotter — im Wetteifer mit ſeinen Leipziger Genoſſen: Jakob Thanner und den beiden gelehrten und zur Univerſität in beſonders enger Beziehung ſtehenden Druckern Wolfgang Stöckel und Martin Landsberg — Sorge trug. Lateiniſche Ueberſetzungen der Ilias und Odyſſee, der ariſtoteliſchen Schriften, auch einzelner Schriften von Plutarch und Lukian, Ausgaben plautiniſcher Komödien, des Terenz, Vergil, Horaz, Perſius, zahlreicher Schriften Cicero's, Ausgaben des Seneca, des Valerius Maximus, von Tacitus' Germania gingen nach und nach aus ſeinen Preſſen und ſeinem Verlage hervor, viele davon wiederholt in neuen Auflagen. Vielfach waren es Leipziger Univerſitätslehrer, aus deren Feder ſeine Verlagsartikel ſtammten oder die ſich um die Textverbeſſerung und Druckreviſion ſeiner Ausgaben alter Schriftſteller verdient machten, unter letzteren namentlich Hermann Tulich, der fleißige Herausgeber und Korrektor der ciceronianiſchen Schriften. Dabei ſtachen ſeine Drucke durch Sauberkeit und Schönheit, auch durch geſchmackvolle typographiſche Verzierungen vortheilhaft gegen die der übrigen Leipziger Drucker ab. In der Verdrängung der eckigen gothiſchen Schrift und Einführung der echt lateiniſchen Buchſtaben ging er 1511 ihnen allen voran.

Zum Vertriebe ſeiner Verlagsartikel hatte Lotter ſeinen ſtändigen „Buchführer" — wie man die herumziehenden Buchhändler damals nannte —, der für ihn reiſte und nur zu Meſſenszeiten in Leipzig anweſend war. Er hieß Achatius Glov. Zu ſeinen Kunden gehörte unter anderen Thomas Münzer. Von dieſem iſt noch ein Brief erhalten, worin er ſich bei Glov beſchwert, daß er ihn in ſeinem Regiſter mit einem anderen Thomas (von Wittgenau) verwechſelt habe, und darum bittet, daß dergleichen nicht wieder vorkommen möge.

Digitized by Google

Aus den Titeln der Bücher aber, die Münzer bei dieſer Gelegenheit bezahlt oder nach deren Preis er ſich erkundigt, geht hervor, daß Lotter neben ſeinen eigenen Verlagsartikeln auch ein Sortiment führte. Nachweislich war er z. B. der Kommiſſionär Ulrich von Hutten's. Dieſer ſchickte im November 1518 von Augsburg 200 Exemplare ſeiner ſoeben gedruckten „Epiſtel an Wilibald Pirckheimer", 60 Exemplare ſeines „Geſprächs vom Hofleben" und 50 von ſeiner „Ermahnung an die Fürſten" an Pirckheimer nach Nürnberg, mit dem Auftrage, ſie theils an die Koburger'ſche Buchhandlung in Nürnberg zum Verkauf zu übergeben, theils ſie an Lotter nach Leipzig zum Vertriebe zu überſenden. Seinen offenen Laden hatte Lotter in Leipzig unterm Rathhauſe. Dort verkaufte er neben ſeinen Büchern auch Papier und Pergament. Der Rath bezog, wie die Stadtkaſſenrechnungen ausweiſen, von 1514 an bis Ende der dreißiger Jahre einen beträchtlichen Theil ſeines geſammten Bedarfs an Schreibpapier von Lotter. Gewöhnlich beſorgte dieſer im Auftrage des Raths von der Frankfurter Meſſe „einen Ballen Ravelſpurger" im Ganzen, und kleinere Quantitäten wurden nach Bedarf im Laden nachgekauft.

Außer ſeiner Buchdruckerei, ſeinem Buch- und Papierhandel hielt Lotter aber auch — nichts ungewöhnliches in jener Zeit — eine Herberge mit Weinſchank. Noch vor dem Jahre 1510 gelangte er, wie die Schlußſchriften auf ſeinen Drucken beweiſen, in den Beſitz eines Grundſtückes auf der Hainſtraße in Leipzig. Wo es gelegen, iſt nicht mehr zu ſagen. Da ſich auch das Beſitzthum ſeines Schwiegervaters Kachelofen auf der Hainſtraße befand, dieſer aber nachweislich ſpäter ein Haus auf der Nikolaiſtraße beſaß, ſo wäre es möglich, daß Kachelofen's und Lotter's Haus ein und daſſelbe war, denn die Annahme liegt nahe, daß Kachelofen, da er dem Schwiegerſohn die Druckerei überließ, ihm ſchließlich auch das Grundſtück abgetreten habe. Auf jeden Fall befand ſich in Lotter's Hauſe außer der Druckerei auch die Herberge und der Weinſchank. Die Stadtkaſſenrechnungen verzeichnen, daß „Joannes leupolt von konigſperg Melchior lotters Schengk" 1522 Bürger wurde, und wie die Summen beweiſen, die Lotter denſelben Rechnungen zufolge alljährlich zum „Schlegeſchatz" zahlte, kann der Gewinn, den der Weinſchank neben der Buchdruckerei und dem Buchhandel abwarf, kein unbedeutender geweſen ſein, ſo daß es nicht Wunder nehmen darf, wenn Lotter im Jahre 1518 auf ſeinem Grundſtücke einen ſtattlichen Neubau aufzuführen begann.

Mitten aus ſeiner geregelten, gleichmäßigen und ſichtlich vom Erfolge begünſtigten Geſchäftsthätigkeit heraus ließ ſich Lotter durch die Ausſicht auf Ehre und Gewinn zu einer Unternehmung verlocken, die verhängnißvoll für ihn werden ſollte. Seit dem Jahre 1518 hatte Lotter wiederholt kleinere Druckaufträge von Luther in Wittenberg bekommen. Die junge Wittenberger Uni-

Digitized by Google

verſität — 1502 gegründet — war in den erſten Jahren ihres Beſtehens durchaus auf auswärtige Offizinen angewieſen. Zwar kamen gelegentlich fremde Drucker zu vorübergehendem Aufenthalte wie nach vielen anderen Städten ſo auch nach Wittenberg. Ein Havelsberger Miſſale ſoll ſchon 1488 in Wittenberg gedruckt worden ſein. Im Jahre 1504 druckte der Leipziger Buchdrucker Wolfgang Stöckel, jedenfalls auf beſondere Einladung der Wittenberger Univerſität, den erſten Theil eines ſehr ſchön ausgeſtatteten Compendium juris canonici des damaligen Wittenbergiſchen Dozenten Peter von Ravenna; der zweite und dritte Theil davon wurden 1506 in Leipzig im Druck vollendet. Aus denſelben Jahren exiſtiren Drucke, die aus der Privatdruckerei eines Wittenberger Dozenten, Hermann Trebel, hervorgegangen ſind. Eine ſtändige Druckerei läßt ſich erſt ſeit 1509 in Wittenberg nachweiſen. Es war die des Johannes Grünberg (Grunenberg, Gronenberg, Viridimontanus; ſelbſt in's Griechiſche überſetzte er ſich ſpäter: *Ιοαννης πρασικορεος*), die ſicher ſeit dem Jahre 1514, vielleicht aber ſchon früher, ihr Domizil im Auguſtinerkloſter hatte. Grünberg druckte viel für die Univerſität und auch für Luther; höchſtwahrſcheinlich waren die berühmten Luther'ſchen „Theſen“ von 1517 ein Erzeugniß ſeiner Preſſe. Aber niemand war mit ſeinen Leiſtungen zufrieden. Nicht nur daß er lange Zeit keine griechiſchen Lettern hatte, was namentlich Melanchthon's Kummer war, ſeine Lettern, beſonders die deutſchen, waren ſchlecht, man klagte über ſeine Faulheit, ſeine Drucke waren unſauber und voller Fehler, und wie die Univerſitätslehrer deshalb viel in auswärtigen Offizinen arbeiten ließen, ſo wandte ſich auch Luther ab und zu mit ſeinen Aufträgen an Lotter nach Leipzig.

Schon am 21. Auguſt 1518 ſchreibt Luther an Spalatin, auf den Dialogus Silvestrinus — eine von dem Dominikaner Silveſter gegen ihn gerichtete Schrift — werde gegenwärtig in Leipzig ſeine Antwort gedruckt, zugleich mit einem Neudruck dieſes Dialogus ſelbſt, und dem Auguſtinervikar Johann Lange in Erfurt ſchickt er am 9. September ein Originalexemplar des erwähnten Dialogus mit dem Bemerken, daß es das einzige ſei, welches er habe; die Dominikaner hätten die ganze erſte Auflage aufgekauft, um ſie zu unterdrücken, er laſſe aber bei Melchior Lotter jetzt ſelber eine neue drucken. Demſelben Lange theilt er am 13. April 1519 mit, daß gegenwärtig ſein Kommentar zum Galaterbriefe in Leipzig unter der Preſſe ſei.

Bei längerem Geſchäftsverkehr mit Lotter mag in Luther bald der Wunſch rege geworden ſein, den trefflichen Leipziger Drucker ganz für Wittenberg zu gewinnen. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß er ihn ſchon jetzt wiederholt perſönlich dazu aufforderte, nach Wittenberg überzuſiedeln; nachweislich war Luther zur Neujahrsmeſſe 1518 und 1519 in Leipzig anweſend, das zweite

Mal gleichzeitig mit Melanchthon. Aber jedenfalls verlangte Lotter Bürgſchaften für ſein Fortkommen in Witteuberg und ſuchte ſich vor allem des kurfürſtlichen Schutzes zu verſichern. In einem Schreiben wenigſtens, das Luther in Gemeinſchaft mit dem Rektor und einigen anderen Profeſſoren der Wittenberger Univerſität am 23. Februar 1519 an Kurfürſt Friedrich richtete, und worin ſie den Vorſchlag machen, einige ſcholaſtiſche Kollegien, da ſie von den Studenten doch nur ſpärlich beſucht würden, durch Vorleſungen über Ariſtoteles und Ovid's Metamorphoſen zu erſetzen, heißt es am Schluſſe: „Auch iſts bei Vielen für gut angeſehen, ſo wir mochten einen redlichen Drucker hie zu Wittenberg haben, dann das ſollt nit wenig der Univerſität Fürderung und E. f. G. Ehr einlegen. Den Text Aristotelis und ander Lection künnt man damit fürdern, die ſonſt ohne Bücher gehört nit ſo begreiflich und nützlich ſein mögen.“ Augenſcheinlich iſt es auch Melanchthon's Wunſch, der aus dieſen Zeilen ſpricht.

Aber noch ehe Kurfürſt Friedrich auf die Wünſche der Wittenberger Profeſſoren eingegangen war, müſſen die Verhandlungen zwiſchen Luther und Lotter zum Abſchluſſe gelangt ſein. Im Mai 1519 war die Errichtung einer Druckerei in Wittenberg durch Lotter beſchloſſene Sache, und ſchon die bloße Ausſicht darauf war für Luther ſo hocherfreulich, daß er ſofort, am 8. Mai 1519, in einem beſonderen Briefe Spalatin von dem bevorſtehenden freudigen Ereigniß in Kenntniß ſetzt. „Melchior Lotter kommt — ſchreibt er ihm — mit trefflichen Matrizen verſehen, die er von Froben (dem berühmten Baſeler Drucker) bekommen hat, und iſt bereit, bei uns eine Druckerei einzurichten, wenn unſer durchlauchtigſter Fürſt geruhen wird, ſeine Zuſtimmung dazu zu geben, wie wir ſchon früher ihrer Durchlaucht zu wiſſen gethan haben. Nun ergeht an Eure Dienſtwilligkeit die Bitte, daß Ihr zum gemeinen Nutzen mit Rath und Hilfe uns beiſtehet. Wir glauben, daß dies für uns, inſonderheit für unſere Univerſität eine Zierde ſein werde, aber auch ein Vortheil für die Hörer, zumal da Philippus zugegen iſt, der die griechiſche Sprache gern treulich und reichlich ausbreiten möchte.“

Die thatſächliche Ueberſiedlung Lotter's nach Wittenberg zog ſich aber bis Ende des Jahres 1519 hin. Die Vorbereitungen dazu waren wohl nicht ſo ſchnell getroffen. Manches Bedenken mag zu erledigen, manche Arbeit zum Abſchluß zu bringen, mancherlei neues Material anzuſchaffen, vor allem auch ein paſſendes Lokal in Wittenberg zu ſuchen geweſen ſein. Während der Leipziger Disputation, im Sommer 1519, wo Luther, Melanchthon und andere Wittenberger Gelehrte in Lotter's Herberge Wohnung nahmen, wird Luther nicht unterlaſſen haben, ſeinen Wirth zur Eile zu mahnen. Aber noch Monate lang mußte Luther ſeine Manuſkripte nach Leipzig zum Druck ſenden. Am

Digitized by Google

3. September 1519 meldet er dem ſchon genannten Erfurter Vikar, Lotter in Leipzig drucke ihm eben eine Schutzſchrift gegen die dreizehn Artikel, die die Franziskaner in Jüterbogk ſeinen Theſen gegenüber geſtellt hätten; der Kommentar zum Galaterbriefe ſolle heute ausgedruckt werden. Am 23. September ſchickt er Spalatin fertige Exemplare des erwähnten Kommentars und theilt ihm mit, daß der Minoritenprovinzial einige angeſehene Brüder zu ihm geſandt habe, um ihm die Veröffentlichung einer Entgegnung gegen die Jüterbogker auszureden; er habe ſie nach Leipzig an Lotter gewieſen und ihnen geſagt, wenn ſie dieſen für das bereits gedruckte entſchädigen wollten, ſo wolle er mit dem Schwamm über ſeine Schrift fahren. Endlich aber am 18. Dezember meldet er Lange kurz und gut: „Lotter aus Leipzig errichtet bei uns eine Druckerei in drei Sprachen.“ Hier ſcheint ſich's nicht mehr um ein bevorſtehendes, ſondern um ein ſich eben vollziehendes Ereigniß zu handeln. Zu Ende des Jahres 1519 wird Lotter jedenfalls in der Ueberſiedlung begriffen geweſen ſein.

Wohlgemerkt: Lotter ging nicht ſelber nach Wittenberg. Er hatte unter ſeinen Kindern damals bereits zwei herangewachſene Söhne, Melchior und Michael, die dem Vater ſchon in der letzten Zeit in Leipzig ſelbſtändig zur Hand gegangen waren. Das ſchon oben erwähnte, 1517 gedruckte Brandenburger Miſſale nimmt Michael Lotter in der Schlußſchrift ſpeziell als ſeine Leiſtung in Anſpruch, und ähnlich nennt ſich auf einem Leipziger Drucke von 1518 ausdrücklich Melchior Lotter „der Jüngere“ als Verfertiger. Der letztere — der älteſte Sohn — war es denn auch, der zunächſt vom Vater nach Wittenberg geſchickt wurde, um dort eine Filiale des Leipziger Geſchäftes anzulegen. Ihn begleitete der getreue Korrektor der Leipziger Offizin, Hermann Tulich, der bald darauf in Wittenberg eine Profeſſur erhielt. Der erſte von Wittenberg aus datirte Lotter'ſche Druck, der ſich nachweiſen läßt, iſt eine akademiſche Feſtrede Melanchthon's auf den Tag des hl. Paulus. Sie iſt aus dem Februar 1520 und trägt die Unterſchrift Melchior Lotter's d. J. Der Vater war um dieſelbe Zeit in Meißen und vollendete dort eine neue Ausgabe des Meißner Breviariums. Ueberhaupt wurde das Leipziger Geſchäft niemals ganz aufgegeben. Es blieb in den Händen des Vaters und des zweiten Sohnes Michael. Wenigſtens läßt ſich die Thätigkeit des älteren Lotter in Leipzig durch die zwanziger und einen Theil der dreißiger Jahre hin ununterbrochen verfolgen. Bei der wachſenden Arbeit in Wittenberg ſcheint aber bald der junge Melchior allein nicht ausgekommen zu ſein, und ſo ſchickte der Vater 1523 auch den zweiten Sohn, Michael, hinüber. Daher unterzeichnen die beiden Brüder von 1523 an ihre Wittenberger Drucke meiſtens gemeinſam. Einige Angaben laſſen ſich übrigens auch für dieſe Zeit aus den Luther'ſchen Briefen gewinnen. So ſchreibt Luther im

Digitized by Google

Juli 1520 an Spalatin, Lotter habe mit ihm wegen des Druckes der Poſtille verhandelt; er wolle aber womöglich ein Reichsprivilegium dafür haben, damit keiner in Deutſchland ſie ihm nachdrucken dürfe. Vielleicht könne ihm der Kurfürſt das vermitteln. Um dieſelbe Zeit druckte Lotter an Luther's berühmter Schrift: „An den chriſtlichen Adel deutſcher Nation." Wie Luther am 18. Auguſt 1520 an Lange berichtet, betrug die erſte Auflage 4000 Exemplare. Und da viel dagegen geeifert wurde und man Luther vorwarf, er hätte die Schrift doch nicht ausgeben ſollen, ſo entgegnet er, die Herausgabe habe nicht in ſeiner Hand gelegen, Lotter hätte doch nicht einen ſo großen Verluſt tragen können. Am 23. Auguſt war bereits die zweite Auflage mit Zuſätzen bei Lotter unter der Preſſe. Alle dieſe Angaben beziehen ſich natürlich auf Melchior Lotter den Jüngeren.

Zwar beſchäftigte Luther, wie er früher theilweiſe in Leipzig hatte drucken laſſen, jetzt neben der Lotter'ſchen Offizin auch ab und zu noch Grünberg. War er doch ſehr wohl im Stande, bei ſeiner unausgeſetzten Thätigkeit und bei dem reißenden Abſatz, den ſeine Schriften fanden, zwei, drei Druckereien gleichzeitig mit Arbeit zu verſorgen. Die Drucker hatten Mühe, mit ſeiner raſchen Feder gleichen Schritt zu halten. Wie er zu derſelben Zeit, wo Lotter noch in Leipzig mit der Herſtellung des Kommentars zum Galaterbriefe beſchäftigt war, Grünberg die berühmte Schrift: „Gegen den Bock Emſer", zu drucken gab, ſo ſchreibt er am 26. Januar 1520, wo alſo Lotter bereits in Wittenberg war, an Lange, es werde jetzt eine neue Auflage ſeiner Operationes in Psalmos erſcheinen, weil ſonſt der Drucker Schaden habe, wenn ihm das viele Papier liegen bleibe; daneben aber werde ſeiner Zeit eine Ausgabe mit ſchönerem Druck aus Lotter's Offizin hervorgehen. Die gewöhnliche Ausgabe kann alſo nur bei Grünberg gedruckt worden ſein. Offenbar gab ihm Luther dann und wann noch einmal aus Gnade und Barmherzigkeit ein Werk in Arbeit, ſo unzufrieden er auch mit ſeinen Leiſtungen war. Dies geht deutlich aus einem Briefe hervor, den er am 15. Auguſt 1521 von der Wartburg aus an Spalatin richtet. Spalatin hat ihm den zweiten und dritten Aushängebogen ſeiner Schrift über die Beichte zugeſchickt, und Luther iſt ſehr ärgerlich über den ſchlechten Druck. „Ich wollte — ſchreibt er — ich hätte nichts deutſches geſchickt, ſo abſcheulich, ſo nachläſſig, ſo unordentlich iſt es gedruckt, von der Abſcheulichkeit der Typen und des Papiers ganz zu ſchweigen. Buchdrucker Hans bleibt doch ewig Hans. Ich bitte Euch inſtändigſt, ſorget dafür, daß er ja nicht die deutſche Poſtille drucke, ſondern daß lieber aufgehoben und mir wiedergeſchickt werde, was ich davon geſchickt habe, damit ich es anderswohin ſchicke. Denn was hilft es, ſo gearbeitet zu haben, wenn durch ſolche abſcheuliche Nachläſſigkeit den andern Druckern Gelegenheit gegeben wird, die

Fehler noch zu vergrößern und zu vermehren? Ich möchte nicht, daß man ſich nach dieſem Beiſpiel an den Evangelien und Epiſteln — er meint die Poſtille — verſündigte; beſſer, ſie bleiben ungedruckt, als daß ſie ſo herauskommen. Deshalb ſchicke ich auch nichts weiter, obgleich ich etwa noch zehn große Bogen darin fertig habe, und werde durchaus nichts weiter ſchicken, als bis ich geſehen habe, daß dieſe abſcheulichen Scharrhänſe beim Buchdrucken weniger um ihren Gewinn, als um den Vortheil der Leſer ſorgen. Denn was ſcheint ſolch ein Drucker anders zu denken als: Es iſt genug, daß ich Geld verdiene, die Leſer mögen ſehen, was und wie ſie leſen." Zu Ende des Briefes aber, der inzwiſchen von ganz andern Dingen gehandelt hat, kommt er nochmals auf den Druck der Poſtille zurück und ſchreibt: „Ich habe mich anders beſonnen und ſchicke den Reſt der Poſtille, weil ich denke, es möchte das, was ich früher geſchickt, ſchon angefangen ſein zu drucken, ſo daß kein Aufſchub oder Einhalt gethan werden kann. Ich möchte aber, daß es auf Regalpapier und mit Lotter's Typen gedruckt würde." In ſeiner Gutherzigkeit alſo will er es dulden, daß „Hans Buchdrucker" — das iſt natürlich Grünberg — die Poſtille weiter drucke, nur ſoll er ſich von Lotter die Typen dazu borgen.

Auch der alte Lotter in Leipzig druckte Anfang der zwanziger Jahre einzelne Luther'ſche Schriften neben ſeinen Söhnen in Wittenberg. Doch mögen das Nachdrucke geweſen ſein, zu denen er nicht beauftragt war. Auf keinen Fall hätte er ſich wundern dürfen, wenn ihm Luther nichts zu drucken gegeben hätte, da er ſich kein Gewiſſen daraus machte — wie es das Geſchäft eben mit ſich brachte — gelegentlich auch Gegenſchriften gegen Luther herzuſtellen. So druckte er im Oktober 1520 die in Rom erſchienene Oratio ad principes et populos Germaniae in Lutherum nach, die Thomas Radinus Todischus Placentinus verfaßt hatte, von der Luther argwöhnte, daß Emſer der Verfaſſer ſei, und gegen die Melanchthon unter dem Namen Didymus Faventinus eine Gegenſchrift: Oratio adversus Thomam Placentinum pro M. Luthero veröffentlichte.

Auf jeden Fall ſind die zahlreichen hochbedeutenden Schriften, die Luther im Anfang der zwanziger Jahre in die Welt ſandte, was gewöhnlich überſehen wird, zum größten Theil aus den Lotter'ſchen Preſſen hervorgegangen. Vor allem aber gilt dies nun von dem Monumentalwerke des großen Reformators, von der deutſchen Bibelüberſetzung.

Der Druck der Luther'ſchen Bibelüberſetzung begann mit dem von Luther zuerſt vollendeten Neuen Teſtamente. Im Frühjahr 1522 wurde der Anfang damit gemacht. Am 10. Mai ſchickt Luther die erſten Aushängebogen an Spalatin. Da gleichzeitig die Evangelien und die Apoſtelgeſchichte einerſeits, die apoſtoliſchen Briefe andrerſeits in die Preſſe kamen, ſo waren in der erſten

Digitized by Google

Hälfte des Juli bereits das Matthäus-, Markus-, und Lukasevangelium und zugleich der Römer- und Korintherbrief fertig. Die vollendeten Bogen ließ Luther fort und fort Spalatin zugehen, mit der Bitte, ſie auch dem Kurfürſten mitzutheilen. Ende Juli arbeiteten drei Preſſen gleichzeitig, da jetzt wahrſcheinlich auch die Offenbarung Johannis neben den beiden andern Reihen geſondert in Angriff genommen wurde, und ſo kamen nun täglich 10,000 Bogen aus der Preſſe. Am 21. September war der Druck vollendet. Am 25. ſchickt Luther eins der erſten fertig gewordenen Exemplare an Spalatin mit der Bitte, es ſeinem treuen Wartburgwirthe, dem Schloßhauptmann von Berlepſch, zu überſenden. Spalatin ſelbſt muß noch warten: Luther klagt, daß ihn Lotter mit den Exemplaren knapp halte. Die Ausgabe erſchien in Folio mit dem einfachen Titel: „Das neve Teſtament, Deutzſch, Vuittenberg.“ Weder der Ueberſetzer, noch der Drucker, noch die Jahreszahl iſt genannt. Erſt auf der zweiten Auflage, die ſchon im Dezember folgte, nennt ſich Melchior Lotter der Jüngere als der Drucker.

Die Herausgabe des Alten Teſtamentes veranſtaltete Luther in mehreren Theilen, die allmählich auf einander folgen ſollten, weil er fürchtete, das Buch würde, wenn es auf einmal erſchiene, zu umfänglich und zu theuer werden. Im Januar 1523 war der Druck der Fünf Bücher Moſe im Gange. Sie erſchienen für ſich allein noch in demſelben Jahre, wieder ohne Angabe des Druckers, aber ohne allen Zweifel von Melchior Lotter d. J. gedruckt. Anfang 1524 wurde der zweite Theil des Alten Teſtamentes ausgegeben, der die Geſchichtsbücher von Joſua bis Esra und Nehemia umfaßte; das Buch Eſther ſtand damals vor dieſen beiden. An der Herſtellung dieſer Theile arbeitete Melchior Lotter bereits in Gemeinſchaft mit ſeinem Bruder Michael. Schon eine zweite Ausgabe der Bücher Moſe von 1523 iſt von beiden gemeinſam unterzeichnet. Von beiden Brüdern zuſammen wurde dann auch im Jahre 1524 noch der dritte Theil des Alten Teſtamentes gedruckt, in welchem Luther den Hiob, den Pſalter, die Sprüche, den Prediger und das Hohelied zuſammengefaßt hatte. Die urſprüngliche Abſicht, auch die Propheten in dieſen Abſchnitt mit aufzunehmen, hatte er wieder fallen laſſen. Wohl aber erſchienen von den bisher ausgegebenen Theilen noch mehrfach neue Auflagen — alle das Werk der Lotter'ſchen Preſſen.

Mit der Herausgabe des dritten Theiles vom Alten Teſtament erlitt die Arbeit einen längeren Stillſtand. Erſt vom Jahre 1526 an machte ſich Luther zunächſt an die Ueberſetzung der kleinen, dann der großen Propheten und fügte endlich von 1530 an auch die Apokryphen und eine neue, nochmalige Bearbeitung des Pſalters hinzu. Aber da tritt uns auf einmal die befremdliche Thatſache entgegen, daß von dieſen Schriften bis zum Jahre 1529 aus den Lotter'ſchen

Preſſen nur noch ein kleiner Theil hervorging, und zwar druckte ſie Michael Lotter allein; alles andre druckt ein homo novus, der völlig unerwartet an der Seite der beiden Lotter erſcheint: Hans Luſt.

Wer den Thatſachen bis hierher gefolgt iſt, der wird ſich mit Erſtaunen fragen, was wohl der Grund geweſen ſein mag, daß der Familie Lotter eine ſo ehrenvolle und gewinnbringende Arbeit, der ſie nun drittehalb Jahre lang faſt ausſchließlich ihre Kräfte gewidmet und die ſie in untadliger Weiſe bisher ausgeführt hatte, ſo nahe der Vollendung noch entzogen und in andere Hände gelegt wurde. Leider iſt die Frage nicht endgiltig zu beantworten. Die Urſachen des plötzlichen Wechſels werden ſich ſchwerlich jemals ganz nachweiſen laſſen. Einige Anhaltepunkte dafür gewähren aber doch auch hier wieder die Briefe Luther's und außerdem eine umfängliche Bittſchrift, die der alte Melchior Lotter am 11. September 1524 an den Kurfürſten Friedrich richtete und deren Original im Erneſtiniſchen Hausarchiv in Weimar aufbewahrt wird.*)

Schon am 13. Juni 1520, alſo kaum ein halbes Jahr nachdem Lotter ſeine Druckerei in Wittenberg in Gang gebracht hatte, ſchreibt Luther an Spalatin: „Wegen Lotter's glaubet den Angebern nichts, mein Spalatin; es iſt Menſchenwort, was zu euch gedrungen iſt: ich weiß es anders." Vier Jahre ſpäter, im Mai 1524, ſchreibt er an ebendenſelben: „Um Chriſti willen bitte ich Euch, ſehet zu, daß Lotter nicht in ſo böſem Leumund ſtehe beim Fürſten. Ihr glaubet nicht, wie ſehr der Mann ſich ängſtiget, weil er gehört, daß er ſo ſchlimm angegeben worden. Er iſt gewißlich ein guter Mann und ſchon mehr als genug beſtraft für ſein Vergehen", und am 13. September 1524 abermals an Spalatin: „Ich höre, daß es Melchior Lotter bei dem Fürſten ſchlecht ergangen. Was iſt es noth, ich bitte Euch, einem Betrübten noch mehr wehe zu thun? Laßt uns ſeiner doch einmal ſchonen, er hat Strafe und Unglück genug. Darum ſeid ein guter Mittler, und ſo es nöthig iſt, daß ich ſelber für ihn ſchreibe, will ich's gerne thun."

Zwei Tage vor dieſem letzten Briefe iſt Lotter's Bittſchrift an den Kurfürſten datirt. Folgendes iſt ihr genauer Inhalt, mit Hinweglaſſung aller unweſentlichen Stellen.

Vor allem vertheidigt ſich Lotter gegen eine Anſchuldigung, die nun ſchon zum zweiten Male wider ihn erhoben worden ſei. Es ſei ihm glaubwürdig hinterbracht worden und er ſpüre es ja auch deutlich genug an ſeinem Geſchäft, daß man ihn beim Kurfürſten angeſchuldigt habe, daß er „mit ſeinem Sohne zu Wittenberg ſtets auf flüchtigem Fuße ſtehe", kein Haus in Wittenberg kaufen

*) Die Vermittlung einer ſorgfältig kollationirten Abſchrift davon verdanke ich der großen Güte des Herrn Archivdirektors Dr. Burkhardt in Weimar.

Digitized by Google

wolle, ſondern alles, was er dort verdiene, nach Leipzig ſchaffe, wo er ſich bereits ein ſchönes Haus davon gebaut habe. Dies alles brächten ſeine Ankläger aber nur „aus häßigem, neidigem und verbittertem Gemüthe“ und gegen ihre eigene beſſere Ueberzeugung wider ihn vor. Dr. Chriſtian Beyer und Valentin Mellerſtadt könnten ihm bezeugen, daß er ſie wiederholt dringend gebeten habe, ihm ein Haus, „ſo ihm zu ſeinem Handel dienſtlich und gelegen“, in Wittenberg zu kaufen; ſie hätten auch im Sommer 1523 mit dem Mag. Bernhard, deſſen Haus Mellerſtadt gegenüber gelegen, in Unterhandlung geſtanden und ſeien ſogar handelseinig geworden. Lotter habe ihm das Haus für 440 Gulden abgekauft, eine Summe darauf angezahlt, es mit zwei Preſſen und allem Zubehör bezogen und elf Wochen darin gewohnt. Da habe unerwarteter Weiſe Bernhard den Kauf rückgängig gemacht unter dem Vorwande, er könne ihm das Haus ſeiner Schwäger wegen nicht abtreten, und ſo habe er denn „mit Schanden und merklichem Schaden“ wieder ausziehen müſſen.

Darauf habe er in ganz Wittenberg kein Haus wieder bekommen können. Lucas Cranach, bei dem er früher „ein gut Zeit“ gewohnt und in deſſen Hauſe er auch noch Druckereigeräthſchaften und andere Habe ſtehen gehabt, habe ihm auch die Aufnahme verweigert und eine eigene Druckerei in ſeinem Hauſe angelegt, und ſo ſei er denn endlich „nit mit geringem Schaden und Schmach aus großer Noth gedrungen worden, mit ſeinem Weib, Kindern, Geſinde und allem Gezeug und Habe“ in den Stall eines Barbiererhauſes zu ziehen, wo er von Oſtern (27. März) bis Mitte Juni 1524 zugebracht habe. Zwar habe ſich der Bürgermeiſter Anton Nymick ſeiner erbarmt und habe ihm „zwei kleine Stüblein“ in ſeinem Hauſe angeboten. Doch habe er dies Anerbieten mit Dank ablehnen müſſen, weil der Raum „ihm doch zu ſeinem Gewerb zu klein und unbequem geweſt.“ Er habe ſich nun alle Mühe gegeben, wieder ein paſſendes Haus käuflich an ſich zu bringen; eines, das „an der Mauern oder faſt (ſuſt?) in einem unbequemen Winkel entlegen“, könne er ja zu ſeinem Geſchäfte nicht brauchen; Beyer, Mellerſtadt und Mag. Ulrich Binder hätten ſich „mit hohem Fleiß neben ihm darinne bemühet“, aber alles ſei vergebens geweſen. Endlich habe er, um nur aus dem Stalle herauszukommen und um nicht mit Schanden von Wittenberg abziehen zu müſſen, ſich an den Guardian des Barfüßerkloſters gewandt und auch „durch etzliche Herrn und gute Freund“ erreicht, daß dieſer ihn „mit ſeinem Sohne, Geſinde und Druckerei“ in's Kloſter aufgenommen und ihm für einen jährlichen Zins von 24 Gulden paſſende Räume vermiethet habe. Er habe gehofft, daß der Kurfürſt nichts dagegen haben, es auch andern Leuten „nicht zu Nachtheil“ ſein werde.

Im weiteren Verlaufe ſeines Schreibens kommt Lotter auf ſeine bisherige Thätigkeit in Wittenberg zu ſprechen und erklärt dem Kurfürſten, daß alles,

Digitized by Google

was ſeine Ankläger wider ihn „practiciret“, offenbar darauf abziele, ihn und die Seinen von Wittenberg zu verdrängen. Luther hätte ihm verſprochen, er ſolle die Bibelüberſetzung drucken. Er habe dies angenommen und „mit großer Darlegung und Unkoſt ein merklichen Vorrath von Papier beſtellt und ander Gezeug, darzu nothdürftig, verſchafft“. Da wären ſeine „guten Gönner zugefallen“ (über ihn hergefallen?), hätten ihn hintergangen „und ſo viel zu Werke getrieben“, daß ihm die zugeſagte Bibel wieder abgenommen worden und er „mit ſeinem geſchafften Vorrath ſitzen blieben“ ſei. Er könne nachweiſen, daß er davon großen Schaden gehabt habe. Auf das Papier ſei er noch 1400 Gulden ſchuldig, die er gehofft habe abzahlen zu können, wenn er die deutſche Bibel hätte weiter drucken dürfen. Daran ſei nun nicht zu denken, denn ſeit dieſer Zeit habe ihm Luther nicht ein einziges Blatt wieder zu drucken gegeben, während doch viele andere Drucker, die „neben ihm einkommen“, alle gefördert würden. Aber er und ſein Sohn ſeien „aus der Synagog geworfen“.

Luther habe ihm aber auch zugeſagt, eine neue Ausgabe der lateiniſchen Bibel bei ihm drucken zu laſſen; da habe er „die Schrift und ander Gezeug, darzu gehörig, mit Müh und Arbeit gegoſſen und zugericht, auch das allerſchönſte Papier, Median genannt, aus Lothringen von Spinal mit merklicher Unkoſt und Darlegen beſtellt und in ſeine Verwahrung gegen Wittenberg bracht“. Aber nun habe man ihm wieder die Schrift getadelt und eine andere haben wollen, er habe auch dieſe angefertigt und nun gemeint, ſeiner Sache gewiß zu ſein, doch man habe ihn „abermals hintergangen und von ſolcher Bibel mit Gewalt gedrungen“.

Endlich nennt Lotter diejenigen, die ihn verdrängt, mit Namen. Er ſchreibt weiter: Nachdem ihm nun die deutſche und die lateiniſche Bibel, worauf er „alle ſeine Hoffnung und Troſt geſetzt“, beide abgenommen worden, habe er Luther dringend gebeten, „mit Luca Cronach und Criſtanno Goldſchmidt zu reden und ſie zu vermögen, dieweil ſie ſolche Werke zu drucken beſtanden“ (darauf beſtanden), daß ſie ihn wenigſtens zu ihrem Drucker annehmen ſollten; er wolle ihnen „mit ganzem Fleiß dienen und, nachdem er von Jugend auf der Kunſt der Druckerei geübt, auch gute Schriften darzu hätte, beanſpruche er nicht mehr dafür als jeder andere. Luther hätte darüber auch „fleißig mit ihnen gehandelt“, aber es ſei alles vergeblich geweſt, und wiewohl Lotter den beiden genannten früher „alle Dienſtbarkeit und freundlichen Willen erzeiget, ihnen in ihrem Verkaufen räthig und hülflich geweſt und ſich alleweg ſo gehalten, daß je niemands anderſt denn Freundſchaft, Treu und Gutwilligkeit bei ihm ſollt ſpüren“, ſo hätten ſie doch ſein Anerbieten abgelehnt, einen „fremden Drucker“ zu ſich genommen, der ihm, Lotter, erſt die Schrift abwendig gemacht habe — „der die Schrift von mir bracht, in welcher Geſtalt, laß ich

itzo an ſeinem Ort" ſchreibt Lotter — kurz, es ſei alles darauf angelegt, ihn von Wittenberg fortzubringen. Doch hoffe er, es werde nicht die Abſicht des Kurfürſten ſein, ihn mit ſeinen acht Kindern ſo von Wittenberg zu verjagen.

Im letzten Theile ſeines Schreibens kommt Lotter nochmals auf den ſchon anfangs berührten Vorwurf zurück, daß es ihm nicht Ernſt damit geweſen ſei, ſich in Wittenberg anſäſſig zu machen. Mit dem Gewinn, den er angeblich in Wittenberg gemacht, ſei es nicht weit her. Allerdings habe er beim Drucken gewonnen, aber davon habe er ſich wahrlich das neue Haus nicht bauen können, ſondern er habe zwei Miethhäuſer in Leipzig, von denen ihm das eine 8, das andere 20 Gulden jährlichen Miethzins eingebracht, verkaufen müſſen. In Leipzig habe er gar keine Druckerei mehr, nur die Gewölbe lägen ihm noch „voll alter Bücher, die niemands acht, noch begehrt"; wäre es reines Papier, ſo könnte er wenigſtens noch etwas daraus löſen. Sollte er das Haus in Leipzig erſt jetzt bauen, wie man doch behaupte, ſo würde er's wohl bleiben laſſen. Er habe es aber von Grund aus bis in den zweiten Stock gebaut, noch ehe er mit einem Schritt nach Wittenberg gekommen ſei. Dies würden ihm Luther, Melanchthon und die anderen Herren von Wittenberg, die 1519 während der Leipziger Disputation bei ihm „zu Herberge gelegen", bezeugen. Was er in der letzten Zeit noch an dem Hauſe gebaut, das habe er thun müſſen, weil ihm aufgegeben worden ſei, es auszubauen. Es geſchehe aber nicht mit ſeinem, ſondern mit fremder Leute Geld, Gott möge wiſſen, wann es endlich einmal fertig werden würde. Er wolle ſeinen Widerſachern nicht wünſchen, „daß ſie ſolche Gnade und Gunſt, auch Gewinnſt und Gedeihen erlangten", wie er ſie in Wittenberg erlangt habe; ſollten ſie die Buße und Ungnade tragen, wie er, ſo würde ihnen wohl anders zu Muthe ſein, als jetzt, wo ſie „in Gnade und glücklichem Weſen" ſtänden. Er gönne ihnen alles von Herzen gern, aber man möge nur auch ihn und ſeine Kinder beſtehen laſſen und nicht ohne Urſache verfolgen. Er habe nicht bloß ihnen, ſondern auch vielen andern Wittenbergern allezeit nach ſeinem Vermögen gethan, was ihnen „Dienſt und lieb" ſei, auch der ganzen Univerſität, Doctoribus, Magiſtris und allen Studenten, und er hoffe, daß ſich niemand auch nur im geringſten über ihn zu beklagen habe.

Schließlich appellirt er an die Gerechtigkeitsliebe des Kurfürſten, bittet ihn, auf die Verunglimpfungen, die hinter ſeinem Rücken dem Fürſten zugetragen worden, nicht zu achten, ehe er ihn nicht mündlich oder ſchriftlich habe zu Verhör kommen laſſen. Er möge ſich ſeiner und ſeiner armen Kinder erbarmen, und gnädiglich nachlaſſen, daß ſie in Wittenberg neben anderen auch gefördert und nicht ſo ſchimpflich und elendiglich verjagt werden möchten. Er ſei einer der erſten Drucker zu Wittenberg geweſen, habe ſeine Preſſen und ſein

Druckerzeug mit großen Unkoſten nach Wittenberg gebracht und eine neue Druckerei hier eingerichtet und habe nicht bloß der Univerſität Ruhm, Lob und Preis damit mehren, fördern und ausbreiten helfen, ſondern ſei auch gemeiner Stadt zu Nutz und Frommen geweſen.

So weit die Eingabe Lotter's. Wie jeder ſieht, macht ſie, ſo beweglich ſie auch abgefaßt iſt, doch nicht den Eindruck völliger Glaubwürdigkeit. Wenn es ihm auch mit ſeinen Bemühungen ſich in Wittenberg anſäſſig zu machen, Ernſt geweſen ſein mag, wenn auch die Erzählung von dem Mißgeſchick, das ihn dabei verfolgt habe, auf Wahrheit beruhen mag, wenn auch das neue Haus, das er in Leipzig bauen ließ und das den Neid ſeiner Wittenberger Genoſſen erregte, zum größten Theil mit dem in Leipzig verdienten Gelde gebaut worden ſein mag — auffällig iſt unbedingt die Unklarheit, mit der er von ſeinem, ſeiner Familie und ſeines Geſchäftes Domizil ſpricht. Er ſchreibt durchaus nur in ſeinem Namen, als ob er und niemand anders die Wittenberger Filiale geleitet habe, und doch iſt er offenbar nur dann und wann einmal nach Wittenberg gekommen, um die Thätigkeit ſeines Sohnes oder ſeiner Söhne zu kontroliren. Hat er wirklich mit ſeiner ganzen Druckerei und ſeiner ganzen Familie in Wittenberg zugebracht, ſo kann das nur ſehr kurze Zeit der Fall geweſen ſein. Die erhaltenen Leipziger Drucke von ihm, die ſich ununterbrochen von 1520 bis 1524 verfolgen laſſen, zeugen gegen ihn. Noch zu Oſtern 1524 war er ſicher in Leipzig. Denn in einer vom 2. April 1524 datirten Bittſchrift, in welcher 105 Leipziger Bürger beim Rathe um die Anſtellung eines im Luther'ſchen Sinne predigenden Geiſtlichen, des Mag. Andreas Bodenſchatz, bitten, iſt Lotter mit unter denen, welche die Petition unterzeichnen. Was aber noch auffälliger iſt: In den oben erwähnten Briefen Luther's an Spalatin vom Mai und September 1524 iſt von einem „Vergehen“ die Rede, das Lotter ſich habe zu Schulden kommen laſſen, um deswillen Spalatin für ihn beim Kurfürſten um Gnade bitten ſoll und Luther ſelbſt, wenn es nothwendig ſei, ſich für ihn verwenden will. Ein ſolches „Vergehen“ berührt Lotter in ſeinem Schreiben mit keiner Silbe. Er iſt bemüht, alles ſo darzuſtellen, als habe er ſein Unglück nur der Verfolgungsſucht ſeiner Neider zu danken. Und doch muß ein Vergehen Lotter's vorgelegen haben, denn wie wäre ſonſt der Widerſpruch zu erklären, daß Luther, wenigſtens vorläufig, nichts mehr bei Lotter drucken ließ und doch ſich bittweiſe für ihn verwandte? Das erſtere that er offenbar in Folge höherer Anordnung, das letztere aus menſchlicher Theilnahme. Aber worin mag jenes Vergehen beſtanden haben?

Im vierten Theile von Luther's „Tiſchreden“ findet ſich folgende merkwürdige Stelle über die Gewinnſucht der Buchhändler, worin Melchior Lotter dem erſten Wittenberger Drucker Luther's, Johannes Grünberg, gegenüberge-

ſtellt wird: „Ein bürgerlicher und rechtmäßiger Handel wird von Gott geſegnet, daß er von zwänzig Pfennigen einen hat, aber ein gottloſer und unleidlicher Gewinn im Handel wird verflucht. Wie Melchior Lotter Buchdrücker, der aus ſeinen Büchern, die ich ihm zu drucken gab, ein groß Geld gewonnen hat, daß ein Pfennig zweene erworben. Es hat in der Erſte mächtig viel getragen, alſo daß Hans Grünenberger, der Drucker, mit Gewiſſen ſagte: „Herr Doctor, es trägt allzuviel; ich mag nicht ſolche Exemplaria haben." Es war ein gottfürchtiger Mann, darumb ward er auch von Gott geſegnet. Ein billiger Gewinn iſt, daß man von zwänzig Pfennigen einen habe, von hundert (zwanzig?) Gülden einen Gülden; aber der ſchändliche verfluchte Geiz ſchreit (ſchreitet) gar über die Schnur und Maß; itzt will man fur einen Pfennig zweene haben, ein Pfennig muß ihr zweene, hundert Gülden müſſen zweihundert dazu gewinnen; darumb iſt auch kein Segen Gottes dabei. Wie unſern Buchführern geſchieht, die alles aufn höchſten Gewinn treiben und aufs Theuerſte geben; darumb werden ſie auch nicht reich, und wenn ſie gleich reich werden, ſo gedruhets (gedeihts) nicht, entweder ſie oder ihre Kinder und Erben verarmen und werden darüber zu Bettlern, kriegen einen böſen Namen zu den Exemplaren." Leider läßt ſich nicht nachweiſen, aus welchen Jahren die einzelnen Tiſchreden ſtammen, welche die Tiſchgenoſſen Luther's aufgezeichnet haben; leider iſt auch ihre Echtheit in den einzelnen Fällen nicht ſo über jeden Zweifel erhaben, daß man ſie immer für Luther's eigne Worte nehmen und als Quelle benutzen könnte. Wenn Luther in ſpäterer Zeit, vielleicht in den vierziger Jahren, ſich wirklich in ſo abfälliger Weiſe über Lotter ausgeſprochen hat — das Urtheil verträgt ſich freilich ſchlecht mit jenen Briefen von 1524, in denen er ſo warme Fürbitte für ihn einlegt — ſo könnte man zur Noth das ganze „Vergehen" Lotter's darin erkennen, daß er ſeine Drucke Luther'ſcher Schriften ſich über alles damals übliche Maaß habe bezahlen laſſen, daß die übrigen, kleineren Drucker Wittenberg's ſich deshalb beim Kurfürſten über ihn, den nicht einmal anſäſſigen, beſchwerten, und dieſer ihm, vielleicht durch Privilegentziehung, das Handwerk legte. Dies würde alſo doch nur wieder auf den Brodneid ſeiner Gegner hinauslaufen. Sollte dieſer aber wirklich allein im Stande geweſen ſein, Lotter von dem Jahre lang gepflegten Werke zu verdrängen? Hätte Luther das geduldet? Würde er den Neidern nicht entgegengetreten ſein? Die Thatſache, daß Luther die Verdrängung Lotter's geſchehen ließ und geſchehen laſſen mußte, und daß er mit denen, die Lotter in ſeinem Werke ablöſten, in Frieden und Freundſchaft blieb wie bisher, iſt wohl der deutlichſte Beweis, daß Lotter irgend etwas begangen haben muß, was er in ſeinem Schreiben gar nicht berührt. Was es freilich geweſen ſein mag? Die Quellen reichen zur Aufklärung der Angelegenheit nicht aus.

Digitized by Google

Lucas Cranach war einer der eifrigſten Anhänger Luther's. Aber auch der Goldſchmidt Chriſtian Döring gehörte zum intimſten Freundeskreiſe des Reformators. Wo Luther in den Briefen, die er von auswärts nach Wittenberg ſchreibt, die Wittenberger Freunde grüßen läßt, da hebt er Cranach und Döring ſtets neben einander mit Namen hervor. Auch für die Familie Döring's ſpricht ſich in Luther's Briefen wiederholt herzliche Theilnahme aus. Döring beſaß ſchon im Jahre 1518 eine eigene, wenn auch vielleicht nur unbedeutende Druckerei. Am 31. März 1518 ſchreibt Luther an Staupitz: „Ich bin der Lehre Tauler's gefolgt und ſeinem Büchlein, welches ihr neulich unſerem Goldſchmidt Chriſtian zu drucken gegeben.“ Im Jahre 1524 errichtete aber auch Cranach neben ſeiner Malerwerkſtatt, ſeiner Apotheke, ſeinem Papier- und Buchhandel eine eigene Druckerei, und möglicherweiſe verſchmolz er mit ihr die Döring'ſche. So entſtand diejenige, um deretwillen Lotter nicht wieder in Cranach's Haus gelaſſen wurde. Augenſcheinlich hängt die Errichtung der Cranach'ſchen Druckerei mit der Beſeitigung Lotter's zuſammen. Cranach und Döring mochten, allerdings nicht ohne Neid, geſehen haben, welche glänzenden Geſchäfte Lotter mit dem Drucke der bibliſchen Bücher, vor allem mit dem des Neuen Teſtamentes, ſeit 1522 gemacht hatte. Es verdroß ſie, daß ein Auswärtiger, der nur mit dem einem Fuße in Wittenberg, mit dem andern in Leipzig ſtand, den Wittenbergern ſo reichlichen Gewinn vor den Augen wegnahm, und ſo wünſchten ſie im Stillen, das Unternehmen, das Lotter bisher mit ſeinen Mitteln betrieben hatte, in ihre Hände zu bekommen. Irgend ein Vergehen, das Lotter ſich zu Schulden kommen ließ, kam ihren Wünſchen entgegen und bot ihnen die willkommene Handhabe, ihn zu verdrängen. Nun waren aber beide durch ihre ſonſtige Thätigkeit jedenfalls derart in Anſpruch genommen, daß ſie der Druckerei nicht ſelbſt vorſtehen konnten, ſondern ſich nach einem beſonderen Drucker umſehen mußten, um bloß die Verleger ſpielen zu dürfen. Als Lotter merkte, was gegen ihn im Werke war, ſuchte er wenigſtens einen Theil ſeines bisherigen Gewinnes zu retten und bot ſich als Drucker an, während das buchhändleriſche Geſchäft ſeinen beiden Gegnern überlaſſen bleiben ſollte. Trotz Luther's Verwendung wies man ihn ab und nahm einen andern Drucker: Hans Luſt. Dies muß der Hergang der Sache geweſen zu ſein.

Wo Hans Luſt, den Lotter in ſeinem Schreiben an den Kurfürſten als „fremden Drucker“ bezeichnet, plötzlich herkam, iſt völlig unbekannt. Luther erwähnt ihn zum erſten Male in einem Briefe an Spalatin vom 29. April 1524. Dort wird er von dem Auguſtinerprior zu Wittenberg, noch kurz vor der Aufhebung des Kloſters, an den Hof geſchickt, um einige rückſtändige Kloſtergefälle einzutreiben. Daß er damals nicht zum erſten Male in ſolcher Kommiſſion

Digitized by Google

verwendet wurde, geht daraus hervor, daß ihn Luther bei dieſer Gelegenheit als „Sachwalter und Zinseinforderer“ des Kloſters bezeichnet. Da Grünberg's Druckerei ſich im Auguſtinerkloſter beſunden hatte und Luft ebenfalls dem Konvent angehörte, da ferner Grünberg's Thätigkeit als Drucker mit dem Jahre 1522 aufhört, die Luft's 1524 beginnt, ſo liegt die Annahme nahe, daß Luft die Druckerei Grünberg's übernommen habe. Sicher war er ein geſchickter und unternehmender Mann, den Cranach und Döring für ihre Zwecke brauchen zu können glaubten. Lotter ſcheint in etwas unſauberer Weiſe von Luft übertölpelt worden zu ſein. Die Andeutung, die er giebt, daß Luft von ihm die Schrift, d. h. die Lettern, „an ſich gebracht“ habe, auf eine Weiſe, die er nicht näher bezeichnen wolle, am Ende gar dieſelben Lettern, die man Lotter erſt getadelt hatte, wirft kein beſonders gutes Licht auf ihn. So viel iſt ſicher, daß Luft als Drucker zunächſt hinter den beiden Verlegern, von denen übrigens Döring der eigentliche Kapitaliſt geweſen zu ſein ſcheint, zurücktrat. Ihnen gehörte die Druckerei, Luft arbeitete nur für ihr Geld. Dies ergiebt ſich deutlich daraus, daß Luther in ſeinen Briefen aus den nächſten Jahren immer nur von Döring's und Cranach's, aber nie von Luft's Geſchäft redet. Noch im Jahre 1524 ſendet er an Spalatin Exemplare einer neuen Auflage des Neuen Teſtaments, die bereits von Luft gedruckt waren. Dazu ſchreibt er ihm: „Ich ſchicke auch ein Exemplar für den jüngeren Prinzen, welches Ihr ihm in meinem Namen empfehlen wollt; ſo haben es Lucas und Chriſtian gerathen“, und wenige Tage darauf ſchickt er ein Paar Defekte nach und bemerkt dazu: „Zugleich ſchickt Chriſtian dem Kurfürſten drei vollſtändige Exemplare.“ Ebenſo ſendet er am 10. April 1525 eine „Epiſtel“ an Spalatin und bittet: „Ich möchte, daß ſie Lucas' Preſſe übergeben werde, die gerade feiert.“ Daß Luft ſchon 1524 ſeinen Namen auf die Drucke ſetzt, iſt kein Beweis dafür, daß er damals als Drucker ſchon unabhängig dageſtanden hätte. Erſt allmählich trat Luft mehr in den Vordergrund und zu Luther in ein ähnliches freundſchaftliches Verhältniß, wie vorher Lotter. Anfang der dreißiger Jahre ſchritt man, nachdem in der letzten Zeit neben manchen neuen Auflagen der bereits früher veröffentlichten Theile auch die letzten noch ausſtehenden Propheten gedruckt waren, zu einer erſten Geſammtausgabe der Luther'ſchen Bibelüberſetzung. Sie erſchien im Jahre 1534. Da trat Döring, der übrigens in dieſem Falle allein, ohne Cranach, genannt wird, von dem Unternehmen zurück und verkaufte den Verlag an ein Konſortium von drei Wittenberger Buchführern: Moritz Goltz, Chriſtoph Schramm und Barthel Vogel, die vom Kurfürſten Johann Friedrich ein Privileg auf die Bibel erhielten. Luft blieb wie bisher der Drucker, und von nun an allerdings auf lange Zeit der einzige Drucker der Lutherbibel.

Ganz verdrängt wurden die Lotter übrigens zunächſt nicht aus Wittenberg. Der Vater und der älteſte Sohn ſind allerdings vom Jahre 1525 an nicht mehr in Wittenberg nachweisbar. Jedenfalls kehrten ſie nach Leipzig zurück und ſuchten dort die halb und halb abgeriſſenen Fäden des Muttergeſchäftes wieder anzuknüpfen, ſo lange es noch Zeit war. Michael aber blieb bis 1528 in Wittenberg und wurde neben Luſt auch gelegentlich wieder von Luther beſchäftigt. Wenigſtens druckte er die noch rückſtändigen Ueberſetzungen einiger Propheten. Im Jahre 1529 kehrte aber auch er Wittenberg den Rücken, ging nach Magdeburg und errichtete dort eine Druckerei, die bis zu ſeinem Tode, 1554 oder 1555, beſtanden hat. Im Leipziger Stadtbuch von 1535 erſcheint er am 8. Oktober einmal als Stellvertreter ſeines Vaters an Rathsſtelle, um eine Bücherſchuld von 100 Gulden, die der Buchführer Hans Neſe aus Großglogau noch von 1526 her zu zahlen hat, in Empfang zu nehmen.

Völlig verſchwindet der älteſte Sohn, Melchior, aus unſern Nachrichten. Möglich, daß er an der Seite des Vaters von 1525 an in Leipzig wieder thätig war, aber die Angaben, die ſeit dieſer Zeit über „Melchior Lotter“ noch vorhanden ſind, beziehen ſich ausnahmslos auf den Vater. Im Jahre 1528 wurden in einer Unterſuchungsſache ſämmtliche Leipziger Buchdrucker vor den Rath gefordert; da erſcheint Melchior Lotter an zweiter Stelle nächſt dem Senior, ſeinem damals noch am Leben befindlichen Schwiegervater Kachelofen. Als im März 1533 Dr. Auguſt Specht in Leipzig geſtorben war, ohne das Sakrament unter einer Geſtalt genommen zu haben, und trotzdem, daß, wie man in der Bürgerſchaft wußte, ein herzoglicher Befehl im Anzuge war, der für die Anhänger Luther's ein ſchmachvolles Begräbniß anordnete, faſt „von der halben Stadt“ zu Grabe geleitet worden war, mußte der Rath deshalb auf herzoglichen Befehl zahlreiche Perſonen in Unterſuchung ziehen. Das Loos traf auch Melchior Lotter. In dem Verhör, welches am 28. März 1533 ſtattfand, ſagte er aus: „Dr. Specht's Hausfrau habe ihn um Gottes willen in ihrem Elende bitten laſſen mitzugehen; das habe er ihr, dieweil Dr. Specht ſein ſehr guter Freund geweſt, nicht zu verſagen gewußt, ſonderlich dieweil es nie verboten geweſt.“ Als er befragt wurde, wie er's mit dem Genuſſe des Abendmahls halte, entgegnete er, „er halte es mit dem Beichten und Communiciren, wie er's vor zwanzig Jahren und viel länger gehalten, das wolle er, ſo Gott will, auch ferner thun, bis es durch Gott oder ein Concilium geändert werde.“ Endlich iſt noch im Leipziger Stadtbuche vom Jahre 1542 ein Abkommen eingetragen, welches der alte Lotter mit acht Enkeln, den Kindern ſeiner Tochter Dorothea, an Rathsſtelle trifft. Die Tochter war nach dem Tode ihres Mannes, des Oberſtadtſchreibers Wolf Hennig, zum zweiten Male mit dem Goldſchmidt Andreas Weynold verheirathet, und es war zwiſchen dem

alten Lotter und den Vormündern ſeiner Enkel ein Streit entſtanden „der Teylung halben, vnd des heurat geldis das der Frawen vadter Melchior Lotter welſen henning ſeligen mittzugeben zugeſagt“. Man einigte ſich dahin, daß der Großvater ſeinen Enkeln 100 Gulden ausſetzte „zuuoraus vor allen anndern ſeinen kyndern, welche Inen auch ehir ſich ſeine kinder tailen gereicht vnd gegeben werden ſolleun“.

Die Geringfügigkeit der ausgeſetzten Summe geſtattet einen Schluß auf die damalige Vermögenslage Lotter's. Allerdings läßt ſich die Thätigkeit der Lotter'ſchen Druckerei in Leipzig noch bis Ende der dreißiger Jahre nachweiſen, aber ſie iſt eine unbedeutende und faſt verſchwindende im Vergleich zu der, die er von 1500 bis 1520 entfaltet hatte. Die Aeußerung, die in der oben aus den „Tiſchreden“ angeführten Stelle Luther über den Rückgang von Lotter's Geſchäft in den Mund gelegt wird, ſcheint nicht ganz aus der Luft gegriffen. Die Herberge und den Weinſchank in ſeinem Hauſe führte er, wie ſeine auch jetzt noch ziemlich hohen Beiſteuern zum „Schlegeſchatz“ beweiſen, eine Reihe von Jahren noch fort. Auch ſonſtige Zeugniſſe ſprechen dafür. Im Jahre 1527 iſt in den Stadtkaſſenrechnungen gebucht: „Des Abts von der Czellen (Kloſter Altenzelle) Jegerknechte der eyn jungen hirſchen alher bracht, zuuortringken 30 gr. Eidem außloſung, das er zu Melchior Lothern vorzert (verzehrt), 25 gr.“, und 1529 wird Lotter mit 40 Groſchen geſtraft, weil er „hat vber vnſers g. h. vnd des Rats vorbott in ſeynem Weynkeller durch den Schengken vorbottene Muntz nehmen laſſen“. Daß er auch Bier in ſeiner Herberge verſchenkte, kann man vielleicht daraus ſchließen, daß er 1527 dem Rathe „das Brawgerethe zu lyndenaw“ für 3 Schock abkaufte.

Auf einen Rückgang ſeines Wohlſtandes deutet es auch, daß Lotter zu Anfang der vierziger Jahre ſein Haus verkaufte. Noch 1539 nahm er, wie aus den Akten der Univerſitätsrektoren hervorgeht, von der Univerſität eine Hypothek von 200 Gulden darauf, nicht für ſich, ſondern um dem Buchhändler Henning Soſat damit auszuhelfen. Drei Jahre ſpäter wurde die Hypothek an den Weinſchenk Georg Helferich, der Lotter's Haus inzwiſchen gekauft hatte — er wurde im Volksmunde der „lange Jürge“ genannt — cedirt und von dieſem zu Michaeli 1543 abgeſtoßen.

In der Bürgerſchaft nahm Lotter jedenfalls ſtets eine geachtete Stellung ein. Nicht ſelten erſcheint er als „Vormund“ in gerichtlichen Verhandlungen, 1533 berief man ihn, wie das Stadtbuch berichtet, zum Spitalmeiſter von St. Georgen, und 1539 wurde er — der erſte Leipziger Buchdrucker und Buchhändler, dem dieſe Ehre widerfuhr — in den Rath der Stadt gewählt. Wie die Rektorenakten erzählen, ſuchte er 1542 als Richter in einem Konflikt zwiſchen Bürgerſchaft und Univerſität — es hatte ein Kerl am Stadtthore

Digitized by Google

einen Fleiſcher mit einem Knüttel geſchlagen und dann ſich in's „große Colleg“ geflüchtet — die Rechte der erſteren ſo eigenmächtig und gewaltſam zu wahren, daß unter der Studentenſchaft eine ungeheure Aufregung entſtand, die endlich zu einem haarſträubenden Straßentumult führte.

Noch in demſelben Jahre ſoll Melchior Lotter geſtorben ſein. Im Stadtbuche wird am 11. Oktober 1551 zum erſten Male „Dorothea, des altenn Melchior Lotters gotſeligenn nachgelaſſene withfraw“ erwähnt. —

Es iſt ein eigenthümliches Zuſammentreffen, daß in der Kulturgeſchichte Sachſen's im 16. Jahrhundert zwei Lotter — die übrigens unter einander in keinem verwandtſchaftlichen Zuſammenhange ſtanden — infolge fürſtlicher Ungnade von der Vollendung eines bis dahin durch ihr Verdienſt geförderten Werkes verdrängt wurden. Der Leipziger Baumeiſter Hieronymus Lotter, der ſchon unter Kurfürſt Moritz von 1549 an die Pleißenburg und die übrigen Leipziger Befeſtigungsbauten errichtet und 1556 als Bürgermeiſter Leipzig's das ſtädtiſche Rathhaus neu gebaut hatte, wurde noch im Jahre 1567 von Kurfürſt Auguſt gedrängt, auf dem Schellenberge im ſächſiſchen Erzgebirge zum Andenken an die glückliche Beendigung der „Grumbach'ſchen Händel“ ein mächtiges Jagdſchloß — die heutige Auguſtusburg — aufzuführen. Mit Widerſtreben übernahm der 70jährige den Bau und leitete ihn unter unſäglichen Schwierigkeiten fünf Jahre lang. Da zog er ſich den Zorn des Kurfürſten zu und mußte ſein Werk, dicht vor der Vollendung, in die Hände des Florentiner Baumeiſters Roch von Linar geben. So wurde dieſem in der Folgezeit die Erbauung der Auguſtusburg zugeſchrieben, und der Name ihres wirklichen Erbauers gerieth in unverdiente Vergeſſenheit. Ich habe die Freude gehabt, dieſe Thatſachen mit Hilfe eines reichen archivaliſchen Materials vor einiger Zeit in volle Klarheit ſetzen zu können. Möchte in ähnlicher Weiſe die vorſtehende Darſtellung dazu dienen, daß von den Ehren, mit denen in der Geſchichte der Reformation der Name des Wittenberger Bibeldruckers Hans Luft geſchmückt erſcheint, dem wackeren Leipziger Buchdrucker Melchior Lotter der ihm gebührende Theil zurückgegeben werde.

Die Entwickelung des altrömiſchen Kriegsweſens.

Von Max Jähns.

VI.

Die Zeit des Hannibaliſchen Krieges.

Nach dem Frieden d. J. 241 wurde Karthago länger als vier Jahre durch einen großartigen Aufſtand ſeiner Söldner in Anſpruch genommen und dadurch in eine ſo ſchwierige Lage verſetzt, daß Rom ohne Weiteres auch Sardinien an ſich reißen konnte. Dann begründete der Senat in den zwei illyriſchen Kriegen (229 u. 219) ſeine Herrſchaft an der Oſtküſte der Adria und wehrte in rühmlichem Kampfe einem neuen Einbruch der Gallier. Bei Telamon an der Mündung des Ombrona geſchah der Hauptſchlag. Der Widerſtand, den die Gallier leiſteten, war heldenhaft; aber der pilumſchleudernden Manipularlegion erlag die Schwerterphalanx; die Niederlage der Gallier war unerhört: 40,000 fielen, 10,000 wurden gefangen. Nun griff Rom die Kelten in ihren eigenen Sitzen an; die Gallier in den Landſchaften ſüdlich des Po verfielen rettungsloſer Vernichtung; römiſche Kolonien verdrängten ſie und rotteten ſie aus. Piacenza, Cremona, Modena ſind hier die Pflanzſchulen der Latinität geworden. Schon bereitete man weitere Landanweiſungen vor, als plötzlich Karthago wieder das Haupt erhob.

Um den Verluſt Sizilien's und Sardinien's auszugleichen, war Hamilkar Barkas i. J. 237 nach Spanien gegangen und hatte einen großen Theil des reichen Landes erobert. Nach dem Tode des ausgezeichneten Mannes ſetzte ſein Schwiegerſohn Hasdrubal das Unternehmen fort, und dieſem folgte 221 ſein Sohn Hannibal, der zunächſt die gemachten Eroberungen befeſtigte und erweiterte und dann i. J. 219 das mit Rom verbündete Sagunt angriff und dadurch den Krieg herbeiführte, deſſen Seele er war und der mit Recht nach ihm als der Hannibaliſche Krieg bezeichnet wird. Was den Sohn des Hamilkar vor Allem beſeelte, das war der tiefſte und leidenſchaftlichſte Haß gegen Rom, und niemals hat ſich der Geiſt und Wille eines Volkes vollkommener und edler in einem einzigen Manne ausgeprägt als der Wille Karthago's in Hannibal. Einem gefährlicheren Gegner als ihm iſt Rom nie begegnet. Zwanzig Jahre waren ſeit dem Frieden von 241 verfloſſen; mit ſtaunenswerthem Erfolge hatte Karthago ſich innerlich verjüngt und nach Außen gekräftigt. Die Regierung, getragen und geſtützt durch das von der Ariſtokratenherrſchaft emanzipirte Volk, war geleitet von der ſtarken Hand der Barkiden. Es ſchien Hannibal an der Zeit, Rom die Stirne zu zeigen.

Digitized by Google

Die geſammte Maſſe der Streitkräfte Hannibal's betrug 120,000 Mann zu Fuß, 16,000 zu Pferde, 58 Elephanten, 32 bemannte und 18 unbemannte Fünfdecker. Die perſonelle Zuſammenſetzung des Heeres war beſſer als jemals. Es beſtand aus den zum Dienſt ausgehobenen Unterthanen Karthago's: Libyern und Spaniern; eigentliche, nicht in ſtaatlicher Beziehung zu den Puniern ſtehende Söldner, wie ſie während des erſten Krieges die Hauptmaſſe des Heeres gebildet hatten, gab es nur wenige leichte liguriſche Truppen. Um ſich der Treue der Spanier zu verſichern, gab ihnen der menſchenkundige Feldherr, als Zeichen des Vertrauens, Urlaub während des Winters, und den Libyern verſprach er, wenn ſie als Sieger nach Afrika zurückkehren würden, eidlich das puniſche Bürgerrecht. Es waren alſo weſentlich bürgerliche Tendenzen, die Hannibal im Beginn ſeiner Laufbahn als militäriſche Hebel verwerthete, und dieſes wichtige Moment darf man nicht außer Augen laſſen, wenn man die Frage beantworten will, weshalb denn mit ſeinem Heere ſo viel Größeres zu leiſten war als mit den früheren Armeen der Karthager. Das ſpaniſche Heer war eben keine gemeine Miethlingsarmee.

Von der Geſammtmaſſe der Truppen kamen 20,000 Mann nach Afrika und zwar meiſt an die weſtliche Spitze der Nordküſte. Zur Deckung von Spanien blieben 12,000 Mann zu Fuß und 2500 Reiter, ſowie faſt die Hälfte der Elephanten zurück. Die in Weſtafrika ſtehenden Truppen hatten die Aufgabe, die Verbindung zwiſchen Spanien und Afrika zu ſichern. Durchweg lagen die Soldaten außerhalb ihrer Aushebungsbezirke: die Weſtafrikaner in Karthago, die Oſtafrikaner in Spanien, die Spanier in Weſtafrika. Dies war die Vertheidigungsdispoſition. Zum Angriff ſollte ein Geſchwader von 20 Fünfdeckern mit 1000 Soldaten an der italiſchen Küſte ſtreifen und plündern, ein zweites Geſchwader verſuchen, ſich wieder in Lilybäon feſtzuſetzen. Dies beſcheidene Maß von Anſtrengung glaubte Hannibal ſeiner Regierung zumuthen zu dürfen. Er ſelbſt aber beſchloß, mit der Hauptarmee in Italien einzurücken.

Ein entſcheidender Angriff auf Rom war nur in Italien möglich. Aber wenn der Zug dorthin — mochte er nun zu Waſſer oder zu Lande geſchehen — mehr ſein ſollte wie ein verzweifeltes Abenteuer, ſo bedurfte man einer näheren Operationsbaſis, als Spanien oder Afrika waren. Auf eine Flotte und eine Hafenfeſtung vermochte Hannibal ſich nicht zu ſtützen, da Rom jetzt das Meer beherrſchte; ebenſowenig bot ſich in dem Gebiete der italiſchen Eidgenoſſenſchaft ein haltbarer Stützpunkt. Sie hatte, trotz ihrer helleniſchen Sympathien, gegen Pyrrhos zuſammengehalten; ſie hatte ſich noch jüngſt in dem gefährlichen Kriege mit Gallien neu gefeſtigt; zwiſchen dem römiſchen Feſtungsnetz und der italiſchen Bundesgenoſſenſchaft wäre ein Invaſionsheer erdrückt worden. Das Land

der Ligurer und Kelten aber konnte für Hannibal daſſelbe werden, was im Jahre 1812 für Napoleon Polen geweſen iſt: Vorhalle, Stapelplatz und ergiebigſte Rekrutirungsquelle. Dieſe den Italikern ſtammfremden, in ihrer Exiſtenz bedrohten Stämme, um welche ſich ſoeben die erſten Ringe der römiſchen Straßen und Feſtungsketten legten, ſie mußten ihre Retter in einem Heere erkennen, das Rom mit Macht entgegentrat und das ſo zahlreiche ſpaniſche Kelten in ſeinen Reihen hatte. Wenn aber die Gallier früher ſchon mit ihrer rohen, barbariſchen Kriegsweiſe Rom zu erſchüttern vermocht, was konnte ein Hannibal nicht hoffen, mit ihnen auszuführen, wenn er ſie ſeinen geſchulten Truppen einreihte. Und die Lande am Po deuteten zugleich nach dem Oſten, wo das jüngſt erſt bekämpfte Illyrien und Makedonien den Römern grollend gegenüberſtanden. Wenn es möglich war, die Heere von der Bucht von Valencia mit denen vom aegeiſchen Meere zu vereinigen, ſo konnte das nur in der Ebene des Po geſchehen.

Mit dem Beginne der guten Jahreszeit ſammelte Hannibal ſein Heer bei Kartagena: 90,000 Mann zu Fuß, 12,000 Reiter und 37 Elephanten. Die letzteren nahm er wohl mehr mit, um den Kelten zu imponiren, als aus taktiſcher Nothwendigkeit. Sein Fußvolk hatte es nicht mehr nöthig, ſich hinter dieſen Thieren zu bergen, wie das des Xanthippos. Am Ebro traf Hannibal auf heftigen Widerſtand der Eingeborenen, welchen niederzuſchlagen er mehrere Monate brauchte. Er verlor dabei den vierten Theil ſeines Heeres und ließ ein beträchtliches Korps zwiſchen den Pyrenäen und dem Ebro zurück. Einen anderen Theil des Heeres entließ er in die Heimath, weil er ihm nicht zuverläſſig oder körperlich ungenügend erſchien, und mit nur 50,000 Mann zu Fuß und 9000 Reitern überſchritt er das Gebirge. Es waren lauter alte erfahrene Soldaten; aber ihre Zahl war doch klein.

Der entſchloſſenen Initiative Hannibal's gegenüber macht das Verhalten der Römer den Eindruck befremdender Unſicherheit. Das Vollgefühl militäriſcher Ueberlegenheit, in dem man ſich wiegte, war allerdings wohl begründet. Seit dem erſten puniſchen Kriege war die Macht Rom's um ein Bedeutendes gewachſen. Damals waren erſt 10 Jahre ſeit der völligen Unterwerfung Italien's verfloſſen; jetzt war eine neue Generation herangewachſen, die keinen Groll mehr hegte gegen Rom. In materieller Beziehung fanden die Italiker Erſatz für die verlorene Unabhängigkeit. Das unerträglichſte Uebel der Vergangenheit, die beſtändigen kleinen Kriege und Fehden hatten aufgehört. Wenn ſie ihre Mannſchaft geſtellt und ihre Kriegslaſten getragen hatten, konnten ſie ruhig ihre Felder bebauen im Gefühl vollkommenen Schutzes durch Rom. Auch der Kriegsdienſt war nicht drückend für kriegeriſche Völkerſchaften, zumal da vielfach Ausſicht auf Beute war. Die Zahl der waffenfähigen Männer be-

lief ſich in Italien nach einer Schätzung des Jahres 225 auf 770,000, was auf eine Bevölkerung ſchließen läßt, die der heutigen gleichkommt, und von der großen Zahl der Waffenfähigen mochten zwei Drittel im Nothfalle wohl wirklich heranzuziehen ſein.*) Man verfügte alſo über eine halbe Million brauchbarer Soldaten, der römiſchen Flotte von 220 Fünfdeckern hatte kein anderer der vom Kriege berührten Staaten etwas Aehnliches entgegenzuſetzen. Aber die Verwendung dieſer Kräfte zeugt von Mangel an Entſchloſſenheit.

Man hob in gewohnter Weiſe zwei konſulariſche Heere aus. Mit 4 Legionen hoffte man den Feind beſiegen zu können. Daß man 20 Legionen brauchen werde, konnte man freilich nicht ahnen; jene 4 aber hätten ſchnell und kräftig gebraucht werden müſſen. Das geſchah nicht. Man wollte den Puniern in Spanien entgegentreten; aber der Konſul Publius Cornelius Scipio ließ ſich Zeit, verwendete das zur Einſchiffung bereit ſtehende Heer gegen einen Aufſtand am Po, und als er endlich mit neugebildeten Legionen auf der Fahrt nach Spanien in Maſſilia anlegte, erfuhr er, daß er zu ſpät komme, daß Hannibal nicht nur den Ebro, ſondern auch die Pyrenäen paſſirt habe.

Das war die erſte Kunde, aus der die Römer eine Ahnung von Hannibal's Kriegsplan ſchöpften, und nichts beweiſt die Größe und Kühnheit deſſelben mehr als der Umſtand, daß die Römer denſelben nicht erriethen, bis Hannibal beinahe am Fuße der Alpen ſtand.

---

*) Jene Schätzung iſt die des Annaliſten Fabius, und Polybios (2,24) klaſſifizirt die 770,000 Mann wie folgt:

	Fußvolk	Reiterei
I. Bürgertruppen:		
4 Legionen im Felde	20,800	1,200
2 Legionen in Tarent und Sizilien	8,400	400
Reſerve in Rom	20,000	1,500
Nicht ausgehobene Römer und Campaner	250,000	23,000
	299,200	26,100
II. Bundesgenoſſen.		
Bei den 4 Legionen	30,000	2000
In Tarent und Sizilien	.....	....
Bei der Reſerve in Rom	30,000	2000
Ausgehobene:		
Sabiner und Etrusker	50,000	4000
Umbrer und Sarſinaten	20,000	....
Veneter und Cenomanen	20,000	....
Nicht Ausgehobene:		
Latiner	80,000	5000
Samniten	70,000	7000
Japyger und Meſſapier	50,000	16,000
Lukaner	30,000	3000
Marſer u. ſ. w.	.....	....
Veſtiner	20,000	4000
	400,000	43,000

Nach unendlichen Mühſeligkeiten und Kämpfen mit kriegeriſchen Bergvölkern erreichte Hannibal in den erſten Septembertagen die Paßhöhe, und nach 9 noch ſchwereren Tagen, welche beiſpielloſe Anſtrengungen von den Truppen forderten, ſtand er am Fuße des Gebirges in Italien. Das Ziel war erreicht, doch mit ſchmerzlichen Opfern. Von den 59,000 alten Soldaten, welche den Marſch angetreten hatten, war mehr als die Hälfte ein Opfer der Gefechte, Flußübergänge und Anſtrengungen geworden. 6000 Reiter, doch zum Theil wohl nicht mehr beritten, und 20,000 Mann zu Fuß, nämlich 12,000 Libyer und 8000 Spanier, bildeten ſeine ganze Macht. Der große Gedanke aber, Italien von Norden her, von Gallien aus anzugreifen, war jetzt zur That geworden.

Und nun erlitten die römiſchen Heere die beiden Niederlagen am Ticinus und an der Trebia. Hannibal zog durch die Moräſte des Arnus ſüdwärts, und in dem Engpaß am Traſimeniſchen See ging das ſtolze Heer des Konſuls Flaminius blutig zu Grunde.

Rom war auf's Aeußerſte bedroht; binnen drei Tagen zeigten ſich die numidiſchen Reiter kaum 10 Meilen von der Stadt; kein Heer ſtand zwiſchen ihr und Hannibal. Aber der Senat bewahrte ſeine Haltung. Er ſetzte die Stadt in Vertheidigungszuſtand, bewaffnete die ausgediente Mannſchaft mit den in den Tempeln aufgehängten Trophäen und erneute das alte Amt der Diktatur. Es war nicht möglich, in den Formen des Geſetzes den Diktator durch einen der Konſuln ernennen zu laſſen; denn Flaminius war in der Schlacht gefallen, und zwiſchen Servilius und Rom ſtand der Feind. Daher wählte das Volk einen Prodiktator, den Quintus Fabius Maximus. Dieſer hob zwei neue Legionen aus und zog die beiden des Konſuls Servilius ebenfalls heran, dieſe aber nur, um die bei Oſtia liegenden Schiffe zu bemannen, in See zu ſtechen und zur Verſtärkung nach Spanien abzugehn: ein Zeichen noch ganz ungebrochenen Selbſtvertrauens. Und doch war man ſchon gezwungen, eine Volksklaſſe zum Dienſte auszuheben, welche in guter alter Zeit als unberechtigt zum ehrenvollen Waffendienſte galt: die Libertinen, d. h. die von Freigelaſſenen abſtammenden Bürger. Indeß wählte man zunächſt nur ſolche, welche Familienväter waren und ſomit Gewähr für vaterländiſche Geſinnung gaben.

Die Sorge, Hannibal werde ſich unmittelbar gegen Rom wenden, war unbegründet. Die zuſammengeſchmolzenen Schaaren ſeiner iberiſchen und libyſchen Veteranen, die unzuverläſſigen Maſſen ſeiner galliſchen Söldner reichten zu einem ſolchen Unternehmen um ſo weniger aus, als er kein Belagerungsmaterial mit ſich führte. Seine Hoffnung, in den keltiſchen Stämmen Norditalien's nicht nur ein vorzügliches Material an Mannſchaft, ſondern in ihren Sitzen auch eine ſichere Operationsbaſis zu gewinnen, hatte ſich nicht bewährt.

Digitized by Google

Die unzuverläſſige Haltung der Gallier war ſchon früh hervorgetreten, und da ſie den gehegten Erwartungen nicht entſprachen, ſo änderte Hannibal ſeine Politik: es kam ihm nun alles darauf an, die Italer loszulöſen von Rom. Die unkriegeriſchen Etrusker hatten in dieſer Hinſicht geringere Wichtigkeit als beſonders die ſabelliſchen Völker, und deshalb wendete ſich Hannibal jetzt an die Küſte des adriatiſchen Meeres. Dort erholte ſich das Heer in den üppigen Landſchaften und entſchädigte ſich für die unſäglichen Leiden, die es erduldet. Zugleich aber benutzte der puniſche Feldherr dieſe Friſt — nnd das iſt in kriegskünſtleriſcher Beziehung höchſt merkwürdig — dazu, den Kern ſeines Fußvolks römiſch auszurüſten und taktiſch in römiſcher Weiſe zu ſchulen. Die Ausrüſtung geſchah mit eroberten Waffen. Dieſe Maßregel iſt ein Beweis ſowohl für die auch in den Niederlagen bewährte Tüchtigkeit des römiſchen Kriegsweſens als für die ſeltene Klarheit und Freiheit von Hannibal's Auge.

Nachdem ſich Hannibal's Heer neu gekräftigt, führte er es durch die Lande der eigentlichen Italiker nach Apulien. Ueberall bot er ſeine Freundſchaft an zum Kriege gegen Rom; doch auch nicht eine Stadt öffnete ihm freiwillig die Thore. Aechte Treue und Furcht vor der Rache Rom's mögen gleichen Antheil gehabt haben an dieſem Verhalten; gewiß aber wirkte auch ein italiſches Gemeingefühl mit, nicht minder der Haß gegen die den Puniern verbündeten Erbfeinde, die Gallier, und endlich wohl auch die Abneigung der Occidentalen gegen das orientaliſch-ſemitiſche Weſen überhaupt.

Dies Verhalten entſprach Hannibal's Hoffnungen durchaus nicht, aber es rechtfertigte ſich durch die Feſtigkeit, welche Rom ſelbſt an den Tag legte. Kein Gedanke an Friede kam auf; kein einziger Mann wurde aus Spanien, Sardinien oder Sizilien zurückgezogen. Die Bundesgenoſſen wurden angewieſen, wenn das puniſche Heer nahe, die Landſchaft zu verwüſten und in die Städte zu fliehen.

Die taktiſche Zuverſicht der römiſchen Legionen zeigte ſich freilich nicht ſo groß wie die militärpolitiſche des Senates. Namentlich der Verluſt der kriegskundigen Tribunen und Centurionen war überaus ſchwer zu verſchmerzen. Fabius Maximus vermied daher die Schlacht, und in der That brachte das zurückhaltende Verfahren des vielberufenen cunctator den Krieg zum Stehn. Keineswegs aber reichte es aus, ihn zu beendigen, und mit Sorge mußte man ſich eingeſtehen, daß dieſe zaudernde Kriegführung die Treue der Bundesgenoſſen denn doch auf eine allzuharte Probe ſtellte. Der Senat beſchloß, den Krieg nach Ablauf der Diktatur mit höchſtem Kraftaufwande fortzuſetzen.

Der Energie der Römer entſprach aber keineswegs ihre Einigkeit. Die Wahl der Feldherren hing mehr wie je von der politiſchen Stellung der Kandidaten ab. Als Führer der Demokratie war Flaminius zum Konſulat

Digitized by Google

erhoben worden. Sein Untergang am traſimeniſchen See gab der Ariſtokratie gewonnenes Spiel. Aber gegen den Feldherrn ihrer Partei, gegen Fabius, hatte ſich ſeines Zauderns wegen bald eine zahlreiche Gegnerſchaft erhoben, welche unter des Varro Führung ſogar vorübergehend die Theilung der Diktatur durchſetzte. Dieſer Varro, eines Fleiſchers Sohn, wurde nun vom Volke zum Konſul gewählt. Neben ihm vertrat ein in den illyriſchen Kämpfen bewährter tüchtiger Krieger, Aemilius Paullus, die Grundſätze des Adels.

Der Senat beſchloß, den 4 Legionen des folgenden Jahres 4 neue hinzuzufügen und jede Legion ſtatt der gewöhnlichen Stärke von 4200 Mann zu Fuß und 200 Reitern in der von 5000 Mann zu Fuß und 300 Reitern aufzuſtellen. So wurde das römiſche Heer, einſchließlich der Bundesgenoſſen, auf 80,000 Fußgänger und 6000 Reiter gebracht — eine bisher nie dageweſene Stärke, die aber auch nothwendig machte, nun ſchnell zuzuſchlagen; denn eine Maſſe von faſt 90,000 Mann konnte nur mit großer Mühe im Felde verpflegt werden, beſonders in dem ganz ausgeſogenen Apulien.

Die beiden Konſuln konnten ſich über den Plan zur Schlacht nicht vereinigen. Der geſchulte Aemilius wollten den Kampf in der Ebene vermeiden, wegen der überlegenen Reiterei der Punier; der ungeſtüme Varro drängte zum Angriff. Noch immer beſtand die alte üble Einrichtung des täglichen Wechſels im Oberbefehl. Auf ſie geſtützt engagirte Varro das Heer und erlitt die ungeheuere Niederlage von Cannae.

Der Tag von Cannae war ein furchtbarer Schlag für Rom. Unter den Gefallenen befanden ſich der Konſul Aemilius Paullus, zwei Quäſtoren und 80 Senatoren. Von den 48 Militärtribunen, welche zu den 8 Legionen gehörten, hatten ſich 27 gerettet. Ebenſo war Varro mit 70 Reitern entkommen. Wie ſinnbetäubend aber auch die Niederlage auf das römiſche Volk wirkte, der Senat trat der Verzweiflung in ſtraffer Haltung entgegen. Von der Flotte, welche bei Oſtia lag und gegen eine karthagiſche Bedrohung Sizilien's beſtimmt war, wurde eine Legion nach Campanien geſchickt; Marcellus übernahm den Befehl über die Trümmer des cannenſiſchen Heeres; Varro wurde aufgefordert, nach Rom zurückzukehren. Die römiſchen Geſchichtsſchreiber erzählen mit Stolz, wie aller Parteizwiſt in der gegenwärtigen Gefahr des Vaterlandes begraben ward und wie der Senat ſogar dem geſchlagenen Feldherrn, dem verhaßten homo novus, entgegenging und ihm dankte, daß er an der Rettung der Republik nicht verzweifelt, ſondern ſich gerettet habe. Varro kehrte übrigens ſogleich auf den Kriegsſchauplatz zurück, nachdem er auf Verlangen des Senats einen Diktator ernannt. Dieſer, Junius Piſa, ſchritt nun zur Aushebung von neuen Legionen.

Digitized by Google

Schon vor dem zweiten puniſchen Kriege hatte die anwachſende Menge der ärmeren Bevölkerung und die Nothwendigkeit, dieſe zum Kriegsdienſte heranzuziehen, dazu geführt, daß man als niedrigſten Cenſus, ſtatt der 11,000 Aſſe des Servius Tullius, deren nur 4000 anſetzte.*) Damit glaubte man allen denkbaren Eventualitäten gewachſen zu ſein. Vor neun Jahren zur Zeit des Gallierkrieges war ja auch die waffenfähige Mannſchaft Rom's und ſeiner Bundesgenoſſen auf 800,000 Mann geſchätzt worden. Es ſchien das eine unerſchöpfliche Macht. Kaum aber hatte der hannibaliſche Krieg zwei Jahre gedauert, ſo ward es ſchon als eine Schwierigkeit empfunden, die Lücken zu ſchließen, die er geriſſen hatte. Ganz abgeſehen von den großen Einbußen durch Krankheit und Erſchöpfung, ſo waren allein an Todten und Gefangenen ſeit dem Kampfe am Ticinus 120,000 Mann verloren. Dieſer Verluſt traf die römiſchen Bürger härter als die Bundesgenoſſen, weil Hannibal die Gefangenen, welche zu letzteren gehörten, frei ließ. Wenn dieſe Leute dann auch vielleicht nicht wieder eingeſtellt wurden, worüber man nichts weiß, ſo blieben ſie doch immer der bürgerlichen Arbeit erhalten. Dies aber war von großer Bedeutung; denn Waffenfähige ſind im Großen und Ganzen gleichbedeutend mit Arbeitsfähigen, und auf der Arbeit beruht die Möglichkeit der Exiſtenz. War nun ein Sechstel der Arbeitskräfte Italien's binnen 2 Jahren hingerafft, ſtand ferner ungefähr ein Zwölftel zur Fortſetzung des Krieges im Dienſt, ſo waren drei Zwölftel, alſo ein Viertel der Arbeitsfähigen, der produktiven Thätigkeit entzogen. Es iſt das in der That eine ſehr große Leiſtung, die ſich indeſſen durch das Vorhandenſein der Sklaven, deren Zahl wenigſtens in den wohlhabenden Städten ſchon bedeutend war, vollkommen erklärt. Immerhin war der Diktator Junius, um 4 neue Legionen und 1000 Reiter aufzuſtellen, doch ſchon genöthigt, auf die jüngſte Altersklaſſe zurückzugehn und die Mannſchaften vom 17. Jahre an einzureihen; ja er ging darüber hinaus und nahm ſogar als Freiwillige Knaben an, welche die toga praetexta noch nicht mit der toga virilis vertauſcht hatten. Mehr als 4 Bürgerlegionen aufzuſtellen, vermochte trotzdem Rom jetzt nicht; aber es *bedurfte* einer größeren Truppenzahl, und ſo ſah es ſich gezwungen, die *Sklaven* zu bewaffnen. Man wählte 8000 der tüchtigſten und bereitwilligſten aus; der Staat kaufte ſie den Herren ab und ſchickte ſie mit der Ausſicht auf Freilaſſung bei tapferem Verhalten neben den Legionen der römiſchen Vollbürger und Bundesgenoſſen in's Feld.

Die volle und eigenthümliche Bedeutung dieſes wichtigen Schrittes tritt am ſtärkſten hervor, wenn man ſich vergegenwärtigt, daß gleichzeitig Rom den

*) Polyb. 6, 19, 2. — Er giebt 400 Drachmen an; das ſind 4000 As.

Vorſchlag Hannibal's, die Gefangenen auszutauſchen, beziehentlich loszukaufen zurückwies. Zu derſelben Zeit alſo, da Rom zu ſeiner Vertheidigung Sklaven bewaffnete, überantwortete es Tauſende von freigeborenen Bürgern, die Söhne und Brüder der Zurückgebliebenen, die in offener Feldſchlacht ihr Leben eingeſetzt hatten und mit den Waffen in der Hand gefangen worden waren, dem Schickſal, auf den Sklavenmärkten von Karthago und Utica verkauft und zur Feldarbeit unter der afrikaniſchen Sonne abgeführt zu werden. Dieſe Härte erſcheint um ſo ungerechter und erſchreckender als die Auslöſung der Gefangenen im erſten puniſchen Kriege unbeanſtandet ſtattgefunden hatte. Aber jetzt war der altrömiſche Trotz in ſeiner herbſten Form auf's Neue zum Durchbruch gekommen, und man wollte nichts wiſſen von Bürgern, die es vorzögen, ſich zu ergeben, ſtatt zu ſterben.

Hannibal's Heer zählte nach der Schlacht bei Cannae noch ungefähr 44,000 Mann. Unzweifelhaft war es möglich, ohne namhaften Widerſtand zu finden, durch das Gebirgsland von Samnium geradenwegs nach Rom vorzudringen. Die 40 Meilen konnten in 10 bis 12 Tagen zurückgelegt werden. Seine Getreuen riethen dem Hannibal dringend zu dieſem Schritt. Er that ihn nicht. Polybios ſchweigt über die Gründe, welche den großen Karthager zurückhielten; ſie laſſen ſich indeß ſehr wohl erkennen. Ueberrumpeln konnte man Rom auf keinen Fall; zu allen Zeiten iſt das Gerücht des Unglücks ſchneller geweſen als der Sieger. Die Hauptſtadt aber war ſturmfrei befeſtigt, zur Vertheidigung ihrer Mauern jedermann verpflichtet, und zu einer regelmäßigen Belagerung war Hannibal zu ſchwach. Nicht einmal zur Einſchließung hätte ſein Heer ausgereicht; für die Durchführung eines formellen Angriffs fehlte es ihm völlig an Kriegsmaſchinen. Mehr noch als alle dieſe Momente wirkte bei Hannibal indeß wohl die Konſequenz, mit welcher er an ſeinem urſprünglichen Plane feſthielt. Jetzt war der erſehnte Augenblick gekommen, Italien zum Abfall zu bringen, und gelang es dann, ſich durch Eroberung der Küſten- und Hafenſtädte immer feſter zu ſetzen auf der Halbinſel und Rom in fernerem Kriege derart zu ſchwächen, daß es außer Stande war, das freie Feld zu halten, dann konnte der Angriff auf die Hauptſtadt mit Erfolg unternommen werden. Offenbar kam es Hannibal weniger darauf an, Rom über den Haufen zu rennen, als Süditalien zu gewinnen und durch deſſen Beſitz Rom für Karthago dauernd unſchädlich zu machen.

In der That *erſchütterte* der Sieg von Cannae die römiſche Eidgenoſſenſchaft; doch bei weitem nicht in dem Maße wie Hannibal es erwartet hatte. Nur Apulien, das ſüdliche Samnium, Bruttium und endlich das reiche und mächtige Capua, das im Stande war, 4000 Reiter und 30,000 Mann zu Fuß zu ſtellen, fielen ab von Rom. Allerdings gelangten die Punier dadurch

Digitized by Google

in den Beſitz eines großen Theils von Unteritalien. Es kam nun darauf an, ob es möglich war, ſich derart zu verſtärken, daß man gegen das Zentrum der feindlichen Macht vorgehen konnte.

Die karthagiſche Regierung, begeiſtert durch den cannenſiſchen Sieg, beſchloß 4000 numidiſche Reiter und 40 Elephanten nach Italien zu ſchicken und in Spanien neue Werbungen von 20,000 Mann zu Fuß und 4000 zu Pferd zu machen. Denn Spanien war die beſte Rekrutirungsquelle, und am Ende hing jetzt alles davon ab, wie ſich die Dinge auf dem Boden der iberiſchen Halbinſel geſtalten würden. Selbſt neue Siege in Italien konnten Hannibal's Sache nicht weſentlich fördern, ſo lange er nicht in die Lage kam, erfolgreich gegen die feſten Plätze vorzugehen. Wie wenig er das zur Zeit vermochte, geht auf das Deutlichſte aus dem monatelangen Widerſtande hervor, den ihm eben jetzt ein ganz kleines Neſt, Caſilinum, das kaum 1000 Mann Beſatzung hatte, mit rühmlicher Entſchloſſenheit entgegenſetzte. Er nahm das Städtchen endlich nur durch Hunger. Und dieſe Erfahrung war nicht neu; ſie hatte ſich vielmehr während des ganzen Krieges wiederholt. Placentia, Cremona, Mutina im ciſalpiniſchen Gallien blieben, obgleich kaum befeſtigt, ununterbrochen in römiſchen Händen und bildeten einen feſten Wall nach Norden; von den vielen etruriſchen Städten hatte Hannibal auch keine einzige bezwungen; nach der Schlacht am Traſimenus war das kleine Spoleto im Stande geweſen, ihn abzuweiſen. Seine Angriffe auf Neapel, auf Cumae, Nola, Puteoli ſchlugen fehl. Man begreift, wie unter dieſen Umſtänden der Angriff der Stadt Rom dem Hannibal als eine noch kaum in Frage kommende Aufgabe erſcheinen mochte.

Nun jedoch erſtand Rom auch noch auf einem andern Schauplatz ein neuer Feind: in Sizilien. Dieſe Inſel war ſeit 227 einem Prätor untergeben, welcher die geſammte Verwaltung, die Rechtspflege wie das Militärkommando leitete Dieſe Prätur war das erſte jener jährlichen Vice-Königthümer, welche in der Folge ſo verhängnißvolle Bedeutung gewinnen ſollten. Nun drehte ſich der Krieg auf Sizilien um. Bisher war die Inſel in der Treue zu Rom erhalten worden weſentlich durch die Weisheit des alten Tyrannen Hiero von Syrakus. Als dieſer aber, mehr denn 90 Jahre alt, die Augen ſchloß, knüpfte ſein Nachfolger Hieronymos ſofort Verbindungen mit den Karthagern an, die ihm bereitwillig den Beſitz der ganzen Inſel verſprachen. Er ſelbſt fiel zwar bald als ein Opfer ſeiner Tyrannei; doch der Abfall von Syrakus wie vieler anderer Plätze Sizilien's vollzog ſich dennoch, und damit war Rom eine neue große Schwierigkeit bereitet.

Das römiſche Volk hatte ſich zu den höchſten Anſtrengungen aufzuraffen. Außerordentlich wuchſen die Anſprüche, welche Heer und Flotte ſtellten, und dabei waren die Kaſſen leer, die Kräfte des Staates im Schwinden, ein großer

Theil Italien's in Feindeshand; Sizilien und Sardinien zeigten ſich unfähig, ſelbſt die Koſten der dort ſtehenden Heere aufzubringen. Von den Staatsländereien und Bergwerken blieb der Pachtzins aus; die Abnahme und Verarmung der Bevölkerung ſetzte die Steuern herab. Daß man dieſe dem Namen nach verdoppelte, half unter ſolchen Umſtänden nicht viel, und ſo wendete ſich der Senat an den Patriotismus der beſitzenden Klaſſen. Hier hatte er Erfolg. Die Reiter und die Offiziere verzichteten auf den Sold, die Eigenthümer der dem Staate überlaſſenen Sklaven auf Bezahlung, und zur Bemannung der Flotte traten die reicheren Bürger in der Weiſe zuſammen, daß ſie, je nach Vermögen 1 bis 8 Ruderer lieferten und die Beköſtigung von 6 bis 12 Mann übernahmen. Endlich bildeten ſich auch 3 Geſellſchaften von Lieferanten, welche ſich verpflichteten, das nöthige Kriegsmaterial zu beſchaffen, mit der Bezahlung jedoch bis zum Friedensſchluſſe zu warten. Als Gegenleiſtung empfingen die Aktionäre Befreiung vom Kriegsdienſt und Verſicherung gegen See- und Feindesgefahr durch den Staat. Bald ſollte ſich übrigens zeigen, daß bei *dieſen* Gründungen die Vaterlandsliebe weniger eingewirkt hatte als die Geldgier.

Mit ſolchen Hilfsmitteln gelang es Rom, für das folgende Kriegsjahr nicht weniger als 21 Legionen und 150 Schiffe aufzubringen. Davon ſtanden dem Hannibal gegenüber 8 Legionen, 3 gegen Gallien, je 2 in Sardinien und Sizilien, 1 in Brundusium, um dem makedoniſchen Angriff zu begegnen; 3 kämpften unter den Scipionen in Spanien, und 2 endlich hüteten Rom ſelbſt. Im Ganzen zählte dieſe Macht mehr als 200,000 Mann, mehr als ein Viertel der waffenfähigen Bevölkerung Italien's. Die beiden tüchtigſten Feldherrn, welche Rom beſaß, wurden für das Jahr 214 zu Konſuln erwählt: Fabius und Marcellus.

Dieſe großen Anſtrengungen waren nicht erfolglos. Es gelang den Römern, allerdings durch Verrath, ſich des hartnäckig vertheidigten Syrakus zu bemächtigen. Auf einem anderen Schauplatze dagegen zeigte ihre Kraft ſich dennoch unzureichend.

Die Scipionen, welche in Spanien lange Zeit hindurch bewundernswürdige Fortſchritte gemacht hatten, waren ohne Verſtärkung von Italien her geblieben, und dies hatte ſie genöthigt, eine große Anzahl keltiſcher und iberiſcher Truppen in Sold zu nehmen — das erſte Mal, daß Rom in namhafter Weiſe ſich dem Söldnerthume zugewendet hatte; denn die Kreter und Griechen, welche ihm ſchon vor Jahren der alte Hiero geſendet hatte, ſind doch eigentlich immer noch als Hilfstruppen zu betrachten. Gleich dieſe erſte Verbindung mit dem Söldnerweſen ſollte aber die Römer den Unterſchied deſſelben vom Bürgerwehrthum kennen lehren. Wahrſcheinlich vermochten die Scipionen den Sold nicht pünktlich zu zahlen: genug, als der Barkide Hasdrubal nach der Beſiegung des

Syphax wieder in Spanien erſchien, deſertirten die keltiberiſchen Söldner Rom's; die Heere der beiden Brüder wurden getrennt geſchlagen; Cornelius wie Gnejus Scipio fielen an der Spitze ihrer Truppen, und der Krieg, welchen ſie mit der größten Ausdauer 7 Jahre hindurch geführt hatten, um die Karthager an einem zweiten Zuge über die Alpen zu hindern, war mit der völligen Vernichtung der römiſchen Macht in Spanien beendet.

Zu dieſer ſchweren Niederlage im Auslande geſellten ſich im Innern Schaden und Schmach. Es zeigte ſich, daß der Patriotismus, den vor zwei Jahren mehrere Kapitaliſten zur Schau getragen hatten, nur ein Deckmantel ſchnöder Gewinnſucht geweſen. Sie wurden als abgefeimte Schurken entlarvt. Sie hatten alte Schiffe mit werthloſen Gegenſtänden beladen, ſie beim Staate hoch verſichert, hatten ſie dann auf der See angebohrt und verſenkt und endlich betrügeriſche Forderungen auf Erſatz des Nominalwerthes eingereicht. Dieſelben Menſchen hatten auch an der Spitze von Freiwilligen eine Art von Freibeuterkrieg im Lande geführt, angeblich für das Vaterland, thatſächlich um zu rauben und um im äußerſten Falle einen bewaffneten Rückhalt zu haben. Wirklich wagten ſie, als ihre Verbrechen zur Verhandlung kamen, die Volksverſammlung mit Gewalt auseinanderzuſprengen, und wenn ſie auch auf die Dauer der Verurtheilung nicht entgingen, ſo läßt doch ſowohl ihre Niederträchtigkeit wie ihre Frechheit auf eine tiefe Zerrüttung der römiſchen Verhältniſſe ſchließen, welche als die ſchlimmſte Folge des langen Krieges erſcheint. Schon hatten ſich tauſende von kriegspflichtigen Bürgern dem Dienſte entzogen und mußten mit der größten Strenge zwangsweiſe eingeſtellt werden.

Der Senat gab bei alledem ſeine ſtolze Haltung nicht auf. Trotz der Schwierigkeit der Heeresergänzung hielt er im Jahre 212 dreiundzwanzig Legionen im Felde. Er ſollte ſie vollauf gebrauchen, und er gebrauchte ſie gut. Capua wurde belagert und trotz des demonſtrativen Zuges Hannibal's gegen Rom, deſſen Schreckenseindruck in dem Rufe Hannibal ad portas ſprüchwörtlich ward, 211 wirklich eingenommen. Die furchtbare Züchtigung dieſer üppigen Prachtſtadt durch die Römer wurde für andere abgefallene Orte eine dringende Aufforderung freiwillig unter die Führung Rom's zurückzutreten. Im Jahre 209 ging dem Hannibal auch Tarent verloren. Sehnſuchtsvoll harrte er auf die Hilfe, welche ihm ſein Bruder Hasdrubal aus Spanien bringen ſollte. Aber dieſer verlor am Metaurus in Umbrien i. J. 207 in heißer Schlacht Heer und Leben.

Die Wiedereroberung Capua's bezeichnet den Wendepunkt des Krieges. Seit dieſem Erfolge war die Herrſchaft Rom's über Italien geſichert. Die erſte Frucht des Sieges ſollte die Wiederherſtellung der römiſchen Macht in Spanien ſein. Im Jahre 210 hatte der Senat eine Verſtärkung dorthin geſandt und

an deren Spitze den jungen Publius Cornelius Scipio geſtellt. Seit einigen Menſchenaltern ſchon gehörten die Scipionen zu den hervorragendſten Familien der Republik; die Art, wie den beiden Brüdern Publius und Cnejus der Oberbefehl in Spanien von Jahr zu Jahr immer auf's Neue übertragen worden, war bisher ohne Beiſpiel. Der ganze ſpaniſche Krieg hatte in ihrer Hand gelegen, und jetzt wurde er wie ein Erbſtück auf den Sohn und Neffen der Gefallenen übertragen. Er empfing ein prokonſulariſches Kommando, bevor er Konſul geweſen, und er dankte es dem mächtigen Einfluſſe ſeines Hauſes wie ſeiner außergewöhnlichen Perſönlichkeit. Man weiß, wie wunderbar und überwältigend ſich dieſe zu Rom's Gunſten zur Geltung brachte. Bevor das Jahr 206 zu Ende ging, fiel Gades, das letzte Bollwerk der puniſchen Macht auf europäiſchem Boden, in Scipio's Hand, und damit war das Schickſal des hannibaliſchen Krieges entſchieden. Die Schlacht bei dem afrikaniſchen Zama beſiegelte es nur.

Schweizer Reiſegloſſen.

Wenn das liebe Wetter in ſeinem Betragen ſo fortfährt wie bisher, ſo wird der „Heurige" noch ſaurer werden, als dies ſonſt ſeine Art iſt. Wer wollte dem Reiſebriefſteller verargen, daß unter ſolchen Verhältniſſen auch ſein Heuriger etwas ſauer geräth? Und doch ſoll jeder Lichtblick, der ſich dem Wanderer bietet, mit Freuden begrüßt und berichtet werden.

Das erſte Ding, über das man ſtolpert, wenn man in den ehemals öſterreichiſchen Vorlanden am Oberrhein auf Schweizer Boden tritt, iſt die Ruine des Katholizismus. Bei uns iſt die Papſtkirche, trotz allen Kulturkampfes, noch ein ſtolzer Bau, ſo gewaltig, daß nach den neueſten Nachrichten — wenigſtens nach hieſiger Färbung — der deutſche Kanzler ſich anſchickt, hinter der Bruſtwehr dieſes Baues den Liberalismus zu befehden, hier dagegen eine verfallene Burg. Die „ſchweizeriſche Nationalkirche" nennt ſich hier der Altkatholizismus. Selbſt der an kräftige Reklame gewöhnte Bürger unſrer Zeit mag lächeln, wenn er dieſes Aushängeſchild lieſt und dabei bedenkt, daß die Schweiz ein paritätiſches Land iſt, daß weit über die Hälfte ſeiner Bewohner zu den Proteſtanten zählt*) und daß von den Katholiken wieder kaum die Hälfte ſich zur „ſchweizeriſchen Nationalkirche" d. h. zum Altkatho-

*) Nach der Zählung vom 1. Dezember 1870 1,566,001 Proteſtanten, 1,084,655 Katholiken, 7009 Juden, 11,420 Sektirer.

Digitized by Google

lizismus bekennen dürfte. Aber dennoch bezeichnet dieſer emphatiſche Titel nicht zum geringſten Theile den Grund des ſiegreichen Vorſchreitens dieſer kleinen Glaubensgemeinde in der Eidgenoſſenſchaft. Sie hat den großen Maſt der Papſtkirche, an dem der Wimpel der Weltreligion flattert, einfach über Bord geworfen, den Papſt nicht minder und ſich mit dem beſcheidenen Gedanken begnügt, einen ländlich=ſittlichen ſchweizeriſchen National=Katholizismus zu etabliren, unter einem ſchweizeriſchen Biſchof und mit weitgehenden Rechten der Kirchenglieder. Für dieſe Kirchenfirma und =Verfaſſung hat ſie die Anerkennung des Bundes erworben und damit mannigfach den Anſpruch, das Kirchenvermögen der Päpſtlichen mit zu beſitzen, mindeſtens überall, wo die „Nationalkirche“ Gemeinden zählt, die vorhandenen katholiſchen Kirchen mit zu benutzen. Die Folge iſt überall dieſelbe geweſen. Die Papſtgläubigen ſind murrend aus den von den ketzeriſchen Abtrünnigen „entweihten“ katholiſchen Kirchen ausgezogen und haben dieſe den Nationalkirchlern allein überlaſſen. An dem Orte z. B., wo ich ſchreibe, haben ſich die Getreuen des Papſtes aus den entweihten Kirchen und Kapellen in eine Malzdarre a. D. zurückgezogen. Und da dies für induſtrielle Zwecke außer Betrieb geſetzte Etabliſſement von dem Eigenthümer zugleich noch an Israeliten und Freimaurer vermiethet wird, ſo hat der gute Mann, deſſen Hauptwirthſchaft „zu den drei Königen“ heißt, das in den Vordergrund der Rentabilität getretene Nebenetabliſſement „zu den drei Konfeſſionen“ zu nennen beſchloſſen. In Säckingen, der badiſchen Grenzſtadt, haben die Päpſtlichen ſogar die ehrwürdige Kirche des heiligen Fridolin geräumt und ſollen nach den neueſten Nachrichten wegen Ueberlaſſung eines geeigneten anderweiten Obdachs mit Renz in Unterhandlung ſtehen. Sic transit gloria mundi.

Natürlich gilt dies Alles nur für die Kantone, die der Weltgeſchichte zugänglich ſind. Welcher finſtere Geiſt noch da hinten ſein Weſen treibt, in den Urkantonen, welche vor einem halben Jahrtauſend unter Tell und Winkelried angeblich an der Spitze der Ziviliſation marſchirten, dafür hat Herr Segeſſer, der geiſtvollſte und gelehrteſte der ſchweizer Ultramontanen in einer der jüngſten Nationalrathsſitzungen einen denkwürdigen Beweis geliefert. Seit bald vierzehn Tagen nämlich verhandelte der Nationalrath (der ſchweizeriſche Reichstag) über die 6½ Millionen Franken, welche nach dem Vorſchlag der ſchweizeriſchen Bundesregierung aus Bundesmitteln zur Vollendung der Gotthardbahn hergegeben werden ſollen. Herr Segeſſer, einer der Vertreter des Kantons Luzern, d. h. aus jenem Kanton, für welchen die Vollendung der Gotthardlinie die oberſte Lebensfrage bildet, ſpricht und ſtimmt gegen die Bundesſubvention. Warum? Der Mann iſt wenigſtens ehrlich und ſagt es offen heraus — was unſre Windthorſt und Schorlemer=Alſt nicht thun würden — weil er ultramontan iſt. „Erſt behandelt uns Ultramontanen beſſer,“ ſagt Herr Segeſſer ungefähr, „nachher thun wir auch einmal mit, wenn es die Ehre der Eidgenoſſenſchaft gilt.“ Die Logik dieſes Votums läßt gewiß viel zu wünſchen übrig, und was deſſen Aufrichtigkeit anlangt, ſo iſt auch Herr Segeſſer zu nahe befreundet mit den lieben Jeſuiten, um von deren „gutem Ton in allen Lebenslagen“ nicht Einiges gelernt zu haben. Wie meinen: auch wenn die Ultramontanen der Schweiz recht gut behandelt würden, ſo würde Herr Segeſſer doch gegen die Gotthardſubvention ſtimmen. Denn dieſe Bahn wird Licht und Leben, unabhängiges Urtheil, Weltfreude, moderne Wirthſchaft, Emanzipation von geiſtlicher Führung in die hinterſten Thäler der Urkantone tragen; ſie wird das ketzeriſche Deutſchland mit dem ruchloſen Italien in unmittelbare

Verbindung ſetzen. Und dazu ſollte der jungfräuliche Boden hergegeben werden, auf welchem bisher die alleinſeligmachende Kirche unumſchränkt herrſchte? Nimmermehr, ſagt Herr Segeſſer. So dürftig dieſe ultramontane Logik indeſſen auch ſein mag, diejenige der übrigen Gegner der Bundesſubvention iſt nicht etwa günſtiger veranlagt geweſen. Mit Recht hielt Bundespräſident Schenk den beſten Rednern der Oppoſition entgegen, daß ihre beſten Argumente Ladenhüter ſeien, die einen Anſpruch auf Neuheit vor zehn Jahren gehabt hätten, als es ſich um die Frage handelte, ob Gotthard oder nicht. Jetzt handelt es ſich nur darum, wie die damals von der Eidgenoſſenſchaft, von Deutſchland und Italien beſchloſſene Linie ausgebaut werden ſoll, da ſie ſonſt mit Schimpf und Schande Bankerott machen muß. Ueberhaupt ſind die bogenlangen Berichte der ſchweizer Zeitungen über dieſe Verhandlungen das Langweiligſte und Traurigſte, was man leſen kann. So etwas wäre doch im Deutſchen Reichstag unmöglich. Da kommen die Bündner Abgeordneten und vertiefen ſich des Breiteſten in die Frage, ob nicht der Luckmanier dem Gotthard vorzuziehen ſei, die Weſtſchweizer beglücken uns mit der politiſchen Offenbarung, daß mit dem Gotthard die Freiheit der Eidgenoſſenſchaft untergehe u. ſ. w. Und auf alle dieſe Velleitäten antworten die Anhänger der Subvention ernſthaft, bogenlang, nicht ein Einziger mit der allein zutreffenden Bemerkung, daß es völlig unſtatthaft und unwürdig ſei, Beſchlüſſe, die vor zehn Jahren von einem andern Nationalrath gefaßt worden ſind, zu kritiſiren und an dem Patriotismus und und dem geſunden Menſchenverſtand einer Verſammlung zu zweifeln, welche der Geſchichte angehört und ſich darum nicht mehr vertheidigen kann. Keine Rüge des Präſidenten gegen dieſe ſinn- und nutzloſen, zeitraubenden Abſchweifungen. Tagelang, wochenlang dieſelbe wiederkäuende Arbeit. Und was uns Norddeutſchen am ungenießbarſten und widerlichſten iſt, alle dieſe Deklamationen und Philippiken gegen die Subvention — leider auch nicht wenige der Reden für dieſelbe — ſind überwuchert von einem Phraſenthum, das jede nüchterne, ſachliche, geſchäftliche Verhandlung und Auffaſſung einfach unmöglich macht. Da läßt der Eine das ſo ſehr beliebte Staatsſchiff einherſegeln und ſich am Gotthard alle Rippen und Maſten einrennen, während der Andere dieſes ſeit Jahrhunderten bewährte Bild für ſeine entgegengeſetzte Meinung mißbraucht und uns die Schweiz als ſtolzen Dreimaſter vorführt, der ſich mit Hilfe der Gotthardbahn den Bauch vollgeſtopft hat. Warum nicht lieber die hübſchen bukoliſchen Gleichniſſe wählen, welche bei der vorherrſchenden Viehwirthſchaft ſo nahe liegen, wenn die Schweiz denn einmal perſonifizirt werden muß? Ein Anderer hat eine düſterere Phantaſie. Er behauptet, die Gotthardfrage ſei das Geſpenſt, das in der Schweiz umgehe, gewiſſermaßen die helvetiſche weiße Dame, und dieſer Geſtaltenſeher läßt uns dunkel ahnen, daß dieſer weibliche Dämon eigentlich wohl der Gottſeibeiuns ſelbſt ſei, der eines Tages oder Nachts der Schweiz den Hals umdrehen werde. Und ſo jagt eine lächerliche Uebertreibung die andere, eine ſchielende und ſchwülſtige Phraſe überbietet die andere. In einem Phraſenquark von anderthalb bis zwei Spalten Folio iſt kaum ein einziger Gedanke zu finden.

Der ruhige Beobachter des hieſigen Volkslebens kann Ihnen genau ſagen, woher dieſe Unart kommt, welche dem ſchweizeriſchen Parlamentarismus, der eine ſo lange und tüchtige Schule durchlaufen hat, noch heute das Gepräge elementarer Bildung, um nicht zu ſagen, bildungsloſer Kindlichkeit aufdrückt. Die Phraſe iſt die größte Macht in der Schweiz. Sie wird künſtlich und mit viel Geld, freilich mit noch mehr Spiritnoſen großgezogen auf den zahl-

loſen ſchweizer Nationalfeſten, mit den unausrottbaren Verbrüderungsreden in drei Sprachen, den unvermeidlichen Erinnerungen an die mythiſchen Heldenthaten Tell's und Winkelried's und den nach dem gemeinſamen Genuſſe des Feſtweins unausbleiblichen Gelübden, Gut und Blut auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern, wenn ſich eine freche Hand nach demſelben ausſtrecken ſollte, woran zum Glücke niemand denkt. Die Phraſe wird vor Allem großgezogen durch die ſchweizeriſche Preſſe. Ich rede natürlich nicht von den zahlloſen Käſeblättchen der Provinz, welche alle mitgezählt werden, wenn man hierzulande die ſo beliebte Statiſtik über die koloſſale Entwickelung der ſchweizeriſchen Preſſe aufſtellt. Dieſe kleinen Zeitungen bringen z. B. über Deutſchland mit wenigen Ausnahmen jahraus jahrein faſt nichts, als den Berliner Polizeibericht, einige andere Unglücksfälle und Verbrechen und dann und wann ein beſonders ſaftiges Kraftwort über die deutſche Miſère aus einer der größeren Zeitungen des In- oder Auslandes, von deren letzteren der Herr „Redaktor" natürlich kaum eine und zuletzt eine deutſche hält. In derſelben geiſtreichen Weiſe ſind die inneren Angelegenheiten der Schweiz beſorgt. Den größten Theil dieſer Blätter füllen lokale Klatſchereien über Gemeinde- höchſtens über Kantonsangelegenheiten, wobei dem Leſer die ungenügende Bildung und Urtheilskraft des Redaktors oder der gehäſſige perſönliche Standpunkt des Einſenders verhüllt w.rd unter einem Schwall hochtönender tugendhafter Phraſen. Wenn man bedenkt, daß Tauſende von Schweizerbürgern aus dieſen Blättern ihre alleinige Orientierung über die Welthändel und die Angelegenheiten ihres Vaterlandes ſchöpfen, ſo kann man ſich den Segen, den dieſe Art von Preſſe ſtiftet, wohl vorſtellen, zumal wenn man weiter erwägt, daß in der Schweiz alle politiſchen Rechte, namentlich das Stimmrecht in allen Kantonal- und Bundesangelegenheiten ſchon in einem Alter erworben und ausgeübt werden, wo wir gerechte Bedenken tragen, dem jungen Mann die Verwaltung ſeines eigenen Vermögens anzuvertrauen, geſchweige denn die Angelegenheiten der Nation. In der Schweiz bedeutet aber das Stimmrecht in kantonalen und ſchweizeriſchen Angelegenheiten ſeit der Einführung des Referendums noch viel mehr als bei uns, nämlich die direkte, ſouveräne Entſcheidung über die wichtigſten geſetzgeberiſchen Fragen. Geſetze werden unter Umſtänden „de Bach abe g'ſchickt" durch die Stimme eines zwanzigjährigen Ignoranten, welcher aus den Phraſen ſeines heimiſchen Lokalblattes ſeine ganze politiſche Bildung ſchöpft.

Es iſt ja zweifellos, daß die großen Organe der Schweiz, die „Neue Züricher Zeitung", der „Bund", die „Schweizer Grenzpoſt", das „Journal de Genève" u. ſ. w. nicht verglichen werden dürfen mit dieſen Durchſchnittstypen der kleinen Lokalpreſſe. Aber wie wenig das beſte dieſer Blätter den Anſprüchen an eine große Zeitung genügt, das beweiſt jede Nummer, das würde am beſten dem fühlbar werden, der gezwungen wäre, etwa tiefverſchneit in einem Gaſthofe der Hochalpen die jüngſte Zeitgeſchichte an der Hand dieſer Zeitungen zu ſtudiren und mit dem zu vergleichen, was er anderwärts davon erfahren. Auch hier, wenn auch in anderm Maße und in leiblicherer Form, dieſelben Grundfehler wie bei der kleinen Provinzialpreſſe: eine völlig ungenügende Darſtellung der außerſchweizeriſchen Begebenheiten, präparirt und gemodelt nach dem Geſchmack des betreffenden Redaktors, mit dem Zuſatz republikaniſcher Phraſen, wo die Gedanken und — Kenntniſſe fehlen. Der Herrſchaft der Phraſe wird auch hier der größte Raum vergönnt. Ueber alle Brutſtätten dieſer Wucherpflanze, d. h. über die ſchweizeriſchen Feſte aller Art, bringen die großen ſchweizeriſchen Zeitungen tage-, manchmal wochenlang ſpaltenreiche Originalkorreſpondenzen,

Digitized by Google

in denen die kleinſte Rede, der blödeſte Toaſt ſtenographiſch wiedergegeben iſt — in viel größerer Ausführlichkeit, als die Reden der Nationalräthe im Bundespalaſt zu Bern! Und nicht die geringſte kritiſche Bemerkung macht die Redaktion zu dem kapitalſten Blödſinn, welchen der Feſtrauſch zu Tage fördert. Schlagen wir z. B. die neueſte Grenzpoſt (vom 9. Auguſt) auf — es iſt ja wie geſagt ganz gleichgiltig, welches Blatt und welche Nummer wir wählen, und die Grenzpoſt iſt jedenfalls eines der beſtredigirten Blätter der Schweiz. Da füllt ein Bericht über das Turnfeſt in St. Gallen drei ganzſeitige Spalten von den zehn, welche den Geſammtinhalt des Blattes ausmachen. Die Geſammtüberſicht über die auswärtige Politik muß ſich mit anderthalb (ganzſeitigen) Spalten, der Bericht über die entſcheidende Sitzung des Nationalrathes über die Gotthardfrage, welcher die meiſterhafte Rede Welti's bringt, mit etwas über zwei Spalten begnügen. Und Welti's Rede, die Rede eines der erſten Staatsmänner der Schweiz über eine der wichtigſten Fragen, welche jemals die Schweiz bewegt hat und bewegen wird, hat nur Anſpruch auf den doppelten Raum, welchen das Redegemüſe des St. Galler „Kampfgerichtspräſidenten“, des völlig unbekannten Herrn W. Jenny-Otto von Baſel verbraucht. Und wie wird dieſe pompöſe Redeleiſtung eingeführt? „Ein feierlicher Moment! Mit mächtigem Organe und ſchönem Vortrage ſprach er“ — nämlich nicht Herr Welti, der ſchlichte Staatsmann, ſondern Herr W. Jenny-Otto von Baſel, der große Kampfgerichtspräſident — „Werthe Turner! Hochgeehrte Verſammlung! In der Nacht von (!) Samſtag auf den Sonntag hatte ich einen eigenen Traum: in düſterer Wolkenburg gelagert, ſah ich den zürnenden Jupiter Pluvius, da erſchien eine ſchöne betagte (!) Frau, in deren goldgeſticktem Gürtel ich die Inſchrift „Helvetia“ leſen konnte. Mit drohend erhobenem Zeigefinger (!) rief ſie dem zürnenden Regengotte zu: Verſchone mir meine liebſten Kinder, die Turner und die ſo ſchöne freundliche Gallusſtadt! Und ſiehe da, als ich am Samſtag früh nach der Turnſtätte eilte, da ſchien die Sonne licht und hell auf die grünenden Fluren.“ Kein Wort der Verwahrung des Berichterſtatters, der Redaktion gegen dieſe kindiſche Traumrede. Aber Herr W. Jenny-Otto von Baſel beſitzt nicht blos mythologiſche Traumanlagen, er beſitzt auch politiſche Satire: „Nun, meine Freunde,“ fährt er fort, und unter dieſen „Freunden“ waren, wie er wußte, *deutſche* Turner, „die Schlacht iſt geſchlagen, und welch' eine heiße Schlacht, nur wenige der Sieger!.. Was iſt nun der Preis dieſes tagelangen Kampfes? *Erobern von Milliarden*? Nein!“ Keine Bemerkung des Berichterſtatters, des Redaktors zu dieſer Verhöhnung der Deutſchen und ihres heiligen Krieges; der Deutſchen, die man nach St. Gallen zu Gaſte geladen hatte. Genug von dieſem Phraſenthum. „Steigen wir,“ wie Herr Morel mit köſtlicher Selbſtironie vorgeſtern nach Herrn Welti redete, „von den Höhen des Gotthard, in die uns Herr Bundesrath Welti geführt, herunter in die Wolken (!) der Nüchternheit und der Thatſachen.“

Wenn man verfolgt, wie die hieſigen Zeitungen über ihre heimatlichen Angelegenheiten berichten, ſo hat man eigentlich keinen Grund ſich zu beſchweren, daß über *Deutſchland* meiſt ganz ungenügend berichtet, einſeitig, abgeneigt und hochfahrend geurtheilt wird. In dieſer Hinſicht herrſchte von etwa 1872 an bis vor zwei Jahren in der beſſeren ſchweizer Preſſe ein anderer Ton als heute. Die heutige Behandlung der deutſchen Verhältniſſe in der ſchweizer Preſſe iſt ſchlechthin mesquin und in keiner Weiſe entſprechend den herzlichen Sympathien und tauſendfachen freundlichen Beziehungen, welche die beiden Völker, Regierungen und Gemeinweſen verbinden. Wenn der ſchweizer Redaktor

mit ſouveränem Beſſerwiſſen über unſre Politik, unſre Geſetzgebung, unſre Parteien zu Gericht ſitzt und obendrein ſeine Offenbarungen in einem Deutſch kundthut, welches bei uns in Quinta für anſtößig gelten würde, ſo iſt das ſeine Sache. Wenn der Redaktor der Schweizer Grenzpoſt die Frankfurter Zeitung des Herrn Sonnemann als die Hauptquelle ſeiner Mittheilungen anſieht, wenn die Redaktion der Züricher Zeitung ihrem Kunſtberichterſtatter von der Pariſer Weltausſtellung geſtattet, zwiſchen die Blüthen ſeiner geringen Kenntniſſe von den deutſchen Malerſchulen alberne Bemerkungen über die deutſchen Schlachtenlenker und — Ulanen einzuſtreuen, und wenn wir in unſerm Staate keinen Schritt thun können, ohne von den kundigen Thebanern des Berner Bundes „bemitleidet“ zu werden, ſo wiſſen wir, was wir davon zu halten haben und empfinden keinen Nachtheil davon, höchſtens wird unſer Zwerchfell in wohlthätige Schwingungen verſetzt. Aber wenn abſolut unwahre Dinge mit boshaftem Behagen uns nachgeſagt werden, dann iſt es Pflicht, auf die gehäſſige Geſinnung derjenigen hinzuweiſen, welche dieſes Geſchäft betreiben. Eine Fülle ſolcher Rieſenenten, deren Entennatur jedem Kinde in die Augen fällt, wird jetzt hier aus Anlaß der Attentate, der Sozialiſtenvorlage, der Majeſtätsbeleidigungsprozeſſe gezüchtet und unbedenklich von einer großen Schweizer Zeitung in die andere übernommen, ohne Kommentar, ohne Fragezeichen der Redaktion.

Schweizer Blätter berichten: Ein Deutſcher in der Schweiz erhält (angeblich) aus der Heimat die Warnung, er dürfe nicht nach Hauſe zurück, da er in der Schweiz Majeſtätsbeleidigungen ausgeſtoßen und deshalb daheim denunzirt worden. Namen und Orte werden natürlich nicht genannt. Es iſt daher auch keine Widerlegung möglich. Aber angenommen, der Vorfall ſei wahr, was folgt daraus? Daß die Bosheit des Delatorenthums, die ſich bei dieſer Gelegenheit, wie ſ. Z. bei den ſogen. Gründungsſchwindel-Denunziationen in ſo widerlichem Maße zeigte, ſich nicht auf unſre Landesgrenzen beſchränkt. Was folgert dagegen uniſono die ſchweizer Preſſe? „Wir finden an dieſem Vorfalle die von uns ſchon ausgeſprochene Vermuthung beſtätigt, daß deutſche Spione ſich zahlreich in der Schweiz aufhalten!“ Armes Deutſchland! Zu den Milliarden, welche von uns aufzubringen ſein werden, wenn die Preßbeſtechungen Bismarck's einigermaßen den Umfang und die Erfolge erreichen ſollen, welche ihnen nachgeſagt werden, müſſen wir nun auch noch die Summen erſchwingen, die ein längerer ſchweizer Sommeraufenthalt von hunderten von Spionen koſten wird. Denn ein ſolcher Spion muß ſich doch ſelbſtverſtändlich, um leidlich unbefangen zu erſcheinen, an die Hauptzentren des Fremdenverkehrs, namentlich an die Lieblingsſitze des deutſchen Reiſenden begeben, hier Stammgaſt werden u. ſ. w., und als Reſultat dieſer nicht unerheblichen baaren Auslagen — vielleicht verräth uns die ſchweizer Preſſe nächſtens auch, aus welcher Kaſſe dieſe genommen werden — ein fetter Majeſtätsbeleidigungsprozeß, der, bei der bekannten Beſchäftigungsloſigkeit unſrer Richter in dieſem Artikel, alle gehabten Mühen und Verläge reichlich lohnt.

Weit über dieſe Albernheit, die doch nur auf die logiſche Befähigung ihrer Urheber trübe Schatten wirft, nicht auf Deutſchland, geht aber die nichtswürdige Inſinuation, die ſeit Wochen faſt in jeder ſchweizeriſchen Zeitung zu finden iſt, daß eine große Anzahl der Verurtheilungen in deutſchen Majeſtätsbeleidigungsprozeſſen wiſſentlich ungerecht gefällt worden ſeien. So ſteht es zu leſen, wo es mild ausgedrückt wird. Alſo nicht etwa blos die Behauptung, der deutſche Richterſtand habe ſich durch die Erregung nach den Attentaten verleiten

laſſen, in dem Strafmaß zu hoch zu greifen; nicht bloß die akademiſche Behauptung, daß Verurtheilungen wegen Majeſtätsbeleidigungen überhaupt dem republikaniſchen Naturrecht widerſtreiten, nach welchem die Beſchimpfung greiſer Monarchen möglicherweiſe ſogar verdienſtlich iſt; ſondern direkt die Beſchuldigung wiſſentlich ungerechter Verurtheilung Unſchuldiger, erhoben gegen den deutſchen Richterſtand. Leute, die ſo etwas behaupten, können keine Ahnung haben, von der Unabhängigkeit unſeres Richterſtandes, die weit, weit über Allem ſteht, was die Schweiz in dieſer Hinſicht beſitzt. Und doch ſollten die Herren wiſſen, daß unſre Richter lebenslänglich, unabſetzbar und unverſetzbar, mit auskömmlichem Gehalt und Penſionsberechtigung angeſtellt ſind, und daß kein Mächtiger, kein Vorgeſetzter, kein Miniſter, kein Fürſt und keine Volksmaſſe oder Partei Einfluß hat auf den Spruch des deutſchen Richters. Ein Menſch, der Solches behauptet, wie hier täglich zu leſen, ſollte weiter doch bedenken, daß er dem ehrenwertheſten Stand das ſchwerſte Amtsverbrechen andichtet, welches das Strafrecht und das ſittliche Gefühl kennt, und ſich gewärtig halten, daß der Beweis verlangt werden könnte für dieſe verleumderiſche Inſinuation. Aber vor Allem, wer in einem Glashauſe ſitzt, ſollte nicht mit Steinen werfen! In der Schweiz ſind die Richter alle vier Jahre wählbar; ſie werden gewählt vom „Volke“, d. h. von den Parteien, ſie ſind nicht genügend bezahlt, nicht penſionsberechtigt, nicht unabſetzbar, nicht einmal juriſtiſch gebildet — wenigſtens nicht in den niedern Inſtanzen. Und iſt es trotzdem jemals in Deutſchland Jemandem eingefallen, die ſchweizeriſche Rechtspflege der Ungerechtigkeit zu beſchuldigen, namentlich wiſſentlich falſcher Verurtheilung — oder was eben ſo ſchlimm iſt, wiſſentlich falſcher Freiſprechung? War es nicht in der Schweiz, in deren Hauptſtadt, wo im letzten Jahre im Juli oder Auguſt der offene Aufruhr der Anarchiſten abzuurtheilen war, und was war das Reſultat? Der objektive und ſubjektive Thatbeſtand des Falles indizirte die Anklage auf bewaffneten Aufruhr und ſchweren Landfriedensbruch. Frech und ſchamlos berühmten ſich die Miſſethäter, daß ſie den ganzen bewaffneten Widerſtand gegen die Staatsgewalt und die Zuſammenrottung der rothen Maſſen planmäßig betrieben und vorbereitet hätten. Erhebliche Verwundungen pflichttreuer Beamter, ordnungsliebender Bürger hatten ſtattgefunden. Und wie lautete das Urtheil? Im Maximum auf wenige Monate Gefängniß wegen groben Unfugs und Schadenerſatz an die Verletzten. Niemandem in Deutſchland iſt es eingefallen, das merkwürdige Urtheil ungerecht zu nennen und namentlich in der Richtung näher zu unterſuchen: ob Staatsanwalt und Richter auch wirklich diejenigen ſtrengen Beſtimmungen des Strafgeſetzes auf die Ruheſtörer angewendet haben, welche anzuwenden waren und inwieweit bei der auffallenden Milde der Beurtheilung die Furcht vor den anarchiſtiſchen Verſchwörern einwirkte. Niemandem fiel das bei uns ein, weil wir die Urtheile von Gerichtshöfen nur für diskutabel halten nach ihrer wiſſenſchaftlichen Richtigkeit, niemals aber nach dem guten Glauben der Urtheilenden.

Doch genug an dieſen Auseinanderſetzungen. Hinauf in die Berge, die hoch erhaben über dem kleinlichen Gezänke der Menſchen uns immer gleich freundlich und gütig empfangen, ſtärken und fröhlich machen, und im Wandel der Zeiten und Stimmungen uns immer das gleich erhabene, unabänderliche, ehrwürdige Antlitz zeigen. H. B.

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

Digitized by Google

Die Entwickelung des altrömiſchen Kriegsweſens.

Von Max Jähns.

VII.

Die Folgen der puniſchen Kriege. Legion und Phalanx.

Dieſelben Gründe, welche Rom im erſten puniſchen Kriege das Uebergewicht gegeben hatten, wirkten auch im zweiten zu ſeinen Gunſten. Die eingeborene Volkskraft Rom's war größer als diejenige Karthago's. In letzter Inſtanz entſcheidet das Uebergewicht des römiſchen Bürgerheeres über das puniſche Söldnerthum. Mit Recht weiſt Machiavelli auf den hannibaliſchen Krieg als auf das ſchlagendſte Beiſpiel für den von ihm verkündeten Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht hin. Nach den blutigen Einbußen am Ticinus, an der Trebia, am traſimeniſchen See, ja nach Cannä ſelbſt, blieb die römiſche Wehrverfaſſung aufrecht ſtehen. Wohl mochte der Genius des Hannibal die ſpaniſchen und libyſchen Söldner auf eine hohe Stufe militäriſcher Tüchtigkeit erheben, mit ihnen die Alpen überſteigen und Rom's gefürchtete Legionen ſchlagen; ſo ſcharf durchſchaute doch die Staats- und Kriegsleitung auf dem Kapitole die puniſche Schwäche, daß der Senat es als leichter erkannte, in Spanien und Afrika den Feind zu beſiegen als in Italien. Denn während Rom, was Hannibal nicht wußte und nicht glaubte, daheim doch am ſtärkſten war und, auf's Aeußerſte bedrängt, eingeſchloſſenem Dampfe gleich, den gewaltigſten Hochdruck entwickelte, mußte Karthago in Afrika unterliegen, eben weil es hier am ſchwächſten war. Wie mochten ſeine Miethlinge nach einer auf puniſchem Boden verlorenen Schlacht ſich wieder ſammeln? Wie wäre die Bürgerſchaft, welche an Zahl doch nicht ſtark war, im Stande geweſen, ohne die Söldner das freie Feld zu halten? Die Größe ſeiner geworbenen Heere, die Genialität ſeiner Feldherren hatte den puniſchen Staatsbau zu einer politiſchen Höhe emporgethürmt, welche das Fundament der eingeborenen kriegeriſchen Volkskraft auf

die Dauer nicht zu tragen vermochte. Und wenn auch wirklich Rom gefallen wäre: nimmer hätte an ſeiner Statt Karthago die Welt beherrſchen können; denn auch in politiſcher Beziehung hätte ſeine Volkskraft nicht ausgereicht.

Neben dem Unterſchiede der beiden Wehrverfaſſungen übte zu Rom's Gunſten der italiſche Kriegsſchauplatz ſeiner Natur wie ſeiner Einrichtung nach den bedeutſamſten Einfluß. Die Lage Rom's trennte den Süden vom Norden, trennte im entſcheidenden Augenblick den Hasdrubal vom Hannibal. Die außerordentlich große Anzahl feſter Plätze und die von ihnen gehüteten Heerſtraßen ſind ein entſcheidendes Moment in dem Kampfe mit Hannibal geworden. Befremden muß es, daß Karthago auf die Unterſtützung Hannibal's in Süditalien durchaus verzichtete. Es waren ja freilich Gründe für ein ſolches Verhalten vorhanden: die Rückſchläge in Spanien, die Ereigniſſe auf Sizilien; indeß entſcheidend waren alle dieſe Momente nicht, vielmehr blieb es allezeit die Hoffnung auf die galliſchen Hilfskräfte, welche für den Angriff von *Nord*italien aus entſchieden, und dieſer Umſtand beweiſt abermals, wie ſehr Karthago in dem Material für ſeine Heere beſchränkt war.

Schwieriger zu erklären iſt der faſt völlige Verzicht der Punier auf den Seekrieg. Schon im erſten puniſchen Kriege nahm er nicht diejenige Stelle ein, welche man bei dem hohen Rufe der Phöniker als Seebeherrſcher für ihn erwarten mußte. Im hannibaliſchen Kriege aber tritt er ganz zurück. Keine einzige große Seeſchlacht fand ſtatt. Auch die Zahl der Schiffe, welche *Rom* an den ausgedehnten Küſten von Spanien, Ligurien, Corſica und Sardinien, im tyrrheniſchen, im adriatiſchen und im ioniſchen Meere verwendete, belief ſich in keinem Jahre auf die Höhe der Flotte, welche allein bei Eknomos kämpfte; und während im erſten puniſchen Kriege die Fünfruderer herrſchten, iſt jetzt meiſt von Dreiruderern die Rede. Rom war am Ende zu Lande angegriffen, und es erſcheint ſomit begreiflich, daß es alle Kräfte für den Landkrieg zuſammenhielt; weshalb aber Karthago ſeine Flotte vernachläſſigte und ſeine Ueberlegenheit als Meerbeherrſcherin nicht benutzte, das iſt, bei dem Mangel puniſcher Quellen, unaufgeklärt.

Endlich aber iſt als eines Grundes des Triumphes der Römer auch ihrer *Taktik* zu gedenken. Der Stand der Tatik iſt ein Barometer für die intellektuelle und moraliſche Stufe eines Volkes. Wohl hatte die Legion vielfach ſchwere Niederlagen erlitten, aber durch die Reiterei der Punier und durch das geniale Benutzen der Oertlichkeit ſeitens Hannibal's, nicht etwa durch die phalangitiſche Fechtweiſe der Karthager. Der Reiterſturm der Afrikaner war ein taktiſches Moment, dem die Römer allerdings nichts ähnliches entgegenzuſetzen hatten und dem ſie erſt zu begegnen vermochten, ſeit ſie ſich ſelbſt durch ihre Bündniſſe mit den nomadiſchen Fürſten dieſe Reiterſchaaren geworben hatten. Die ge-

Digitized by Google

ſchickte Benutzung des Terrains durch Hannibal hatte zur Folge, daß eine Hauptbedingung für die erfolgreiche Gefechtsthätigkeit der Legion, der Platz zur Entwickelung, zum Oeffnen der Intervalle, in entſcheidenden Augenblicken fehlte, und dies wurde mehrfach Urſache ihrer Niederlage. Aber die Römer lernten während des Krieges; und im Grunde waren ſie von Anfang an taktiſch im Vortheil. Denn die Prinzipien der römiſchen Kriegskunſt hatten ſich durchaus ſelbſtändig im Ringen mit den Italern herausgebildet, während den Puniern die Formen ihrer Infanterietaktik auf überſeeiſchem Wege von den Griechen zugekommen waren und ſie ſich alſo nicht nur fremder Soldaten, ſondern auch einer fremden Kriegsweiſe bedienten. Das ſklaviſche Nachahmen anderer, wenn auch bewährter Formen ſtraft ſich jedoch ſtets durch befangenen ſchematiſchen Formalismus. So war's auch bei den Puniern. Rom aber blieb in raſtloſem Aneignen und Fortſchreiten, und Zama zeigte, wie viel es gelernt.

Die Heeresverfaſſung der Römer war während des zweiten puniſchen Krieges im Weſentlichen dieſelbe wie früher. Indeß — es iſt ſchon darauf hingewieſen worden — Spuren der Umwandlung ſind doch erkennbar, und unzweifelhaft iſt es gerade die Zeit des hannibaliſchen Krieges, in welcher ſich die Trennung eines Soldatenſtandes von der übrigen Bürgerſchaft und der Beginn des Söldnerthums vorbereitet, und in Verbindung damit treten Symptome ſittlichen Verfalls an den Tag.

Schon während des erſten puniſchen Krieges hatte der Dienſt auf Sizilien die Regelmäßigkeit eines jährlichen Wechſels der in den Legionen ſtehenden Mannſchaft nicht geſtattet und zu längeren Terminen ununterbrochener aktiver Dienſtpflicht geführt. Im hannibaliſchen Kriege wurde das die Regel, erſtlich weil Hannibal in Italien ſtand, und zweitens weil die bei Cannä und Herdonea geſchlagenen Legionen ſtrafweiſe bis zum Ende des Krieges in Sizilien unter den Fahnen feſtgehalten wurden. Noch weniger aber war ein regelmäßiger Wechſel der in Spanien fechtenden Legionen möglich; die hier ſtehenden Heere beſtanden größtentheils aus Veteranen, von denen manche bis zu 14 Dienſtjahren zählten. Solche Leute waren natürlich dem bürgerlichen Leben entfremdet und mit ihren Intereſſen auf den Kriegsdienſt hingewieſen. Da der Sold, den Rom zahlte, aber unmöglich locken konnte und auch gar nicht dieſen Zweck hatte, ſondern nur eine, noch dazu ſehr ungenügende Entſchädigung für den Bürger bildete, welchen der Staat ſeinem Berufe entriß und ſeinem Dienſte widmete, ſo war es, von dem Augenblicke an, da die Legionen längere Zeit unter den Fahnen gehalten wurden, allgemeine Sitte geworden, den Truppen die bewegliche Beute zu überlaſſen, gewiſſermaßen im Sinne einer Gratifikation oder Tantième. Damit aber hatte man den römiſchen Soldaten von Haus aus auf's Plündern verwieſen und ein durchaus unſittliches Element in das

Digitized by Google

Inſtitut der allgemeinen Wehrpflicht eingeführt, deſſen Bösartigkeit ſich verſchärfte, ſobald es nicht nur Fremde, ſondern ehemalige, nur abtrünnig gewordene Bundesgenoſſen zu bekämpfen galt. Bei der Behandlung und Beſtrafung dieſer brach denn die Raubluſt und Beſtialität in erſchreckender Weiſe los. Hier, bei der Eroberung von Capua, Lokri, Leontini und Syrakus entwickelte ſich zuerſt jene Luſt an planvoller Verwüſtung, an methodiſchem Ausplündern, welche ſpäter in den Bürgerkriegen ſo fürchterliche Früchte trug und die Verödung weiter Gegenden Italien's zur Folge hatte.

Dabei ſoll keineswegs geleugnet werden, daß ſich in dieſer italiſchen Soldateska eben jetzt noch eine Fülle vortrefflicher Elemente befanden, welche aus der Noth eine Tugend machten und die lange Dienſtzeit, der ſie nun einmal nicht entgehen konnten, benutzten, um ſich für die endliche Rückkehr zu ihrem kleinen Heimweſen ökonomiſch auszuſtatten. Iſt doch noch immer der Bauer von Latium oder Samnium des römiſchen Heeres beſter Kern. Sparſam und erwerbstüchtig weiß er ſich durch Tüchtigkeit im Dienſte hervorzuthun und in den Subalternſtellen zu fördern. Livius hat uns, gelegentlich ſeiner Schilderung der Aushebung im Jahre 171, die Umriſſe der Laufbahn eines ſolchen ſtrebſamen römiſchen Bauern erhalten. Da tritt ein Legionar auf und ſtellt ſich den Heerespflichtigen als der Centurio Liguſtinus aus dem Sabinerlande vor. Er beſitzt ein Jugerum, alſo etwa einen Morgen Landes und vom Vater ein kleines Haus. Zwei Jahre hat er in Griechenland als Gemeiner, dann im dritten als Centurio im 10. Manipel der Haſtaten, darauf in Spanien in derſelben Charge beim 1. Manipel der Haſtaten, dann wieder in Griechenland und Aſien als erſter Centurio der Principes gedient. Seine folgenden Feldzüge — es waren im Ganzen 22 — brachten ihn bis in die höchſte Centurienſtelle der Legion, nämlich in die als erſter Centurio des erſten Manipels der Triarier. Seine Auszeichnungen ſind 34 Ehrengaben der Feldherren und 6 Bürgerkronen. Er iſt jetzt 50 Jahre alt und hat zu Hauſe 6 Söhne und 2 verheirathete Töchter. Durch die Erzählung dieſer glücklichen und ehrenvollen Laufbahn will er offenbar Eindruck machen auf das verſammelte Kriegsvolk, und daß er ihn wirklich macht, beweiſt, daß die Zuhörer mehr oder weniger Männer deſſelben Schlages ſein mußten, keine Soldknechte, ſondern kleine Beſitzer, die, kriegspflichtig wie ſie nun einmal waren, in ihrer Dienſtzeit gern auch eine ehrenvolle und vortheilhafte Laufbahn anſtreben mochten.

Aber neben dieſem tüchtigen Kerne erſcheinen doch ſchon höchſt bedenkliche Elemente. Man darf nicht vergeſſen, daß Rom während des hannibaliſchen Krieges Freikorps aufſtellte, unter andern jene der berüchtigten Zollpächter und Betrüger Pomponius und Poſtumius. Dieſe Banden waren geradezu Freibeuter; ſie hauſten abſcheulich, und die elenden Sklavenlegionen trugen auch nicht wenig

Digitized by Google

dazu bei, die Verwilderung zu ſteigern, in welche die Bevölkerung Italien's während des hannibaliſchen Krieges verſank.

Endlich aber iſt der Söldner zu gedenken, die im zweiten puniſchen Kriege doch ſchon in namhafter Zahl auf römiſcher Seite erſcheinen, leichte Truppen, welche als auxilia ganz genau von den socii, den italiſchen Bundesgenoſſen, unterſchieden werden.*) Es waren verbündete Gallier, Spanier, Numidier, Kreter**), kurz, geworbene Fremde, die gar kein Intereſſe am Kriege hatten als eben lediglich Beute und Sold.

Keineswegs war es übrigens nur der gemeine Mann, der an Raub und Plünderung Gefallen fand. Gerade die höheren Offiziere gingen mit leuchtendem Beiſpiel voran. Bei der Plünderung von Lokri entſtand ein Aufſtand dadurch, daß zwei Militärtribunen mit dem Oberbefehlshaber um die Beute zankten. Als außerordentliche Großmuth und Selbſtverleugnung wird es geprieſen, daß Scipio nach der Einnahme Karthagena's das ſchönſte junge Mädchen, das ſeine Freunde für ihn ausgeſucht, zurückgewieſen habe. Weiber galten eben als regelrechte Beuteſtücke wie in den Tagen des Homer. Die Sucht, ſich durch gewaltthätigen Raub zu bereichern, iſt ſeit Urzeiten ein Charakterzug der römiſchen Ariſtokratie geweſen, und es iſt nicht zu leugnen, daß ſie der Beharrlichkeit, mit der ſie ihm folgte, koloſſale Reichthümer verdankte, die mit jeder neuen Eroberung wuchſen.

Während aber die Befehlshaber mit offener Gewalt nahmen, was ihnen beliebte, folgten die Armeen, Lieferanten und Kaufleute dem Heere wie der Schackal dem Löwen. Die Beute, welche der Soldat gemacht, konnte er faſt niemals direkt verwerthen; jene Händler erſtanden ſie zu Schleuderpreiſen und wußten dann den rechten Markt zu finden, wo ſie mit unglaublichem Vortheile verkaufen konnten. In der Regel waren ſolche Leute durchtriebene Gauner, und die genaue Bekanntſchaft mit ihnen trug viel dazu bei, den Stand der Kaufleute unter den Römern als einen Betrügerſtand zu kennzeichnen.

Aber auch da, wo von all' dem Schlechten nicht die Rede iſt, da, wo vielmehr die edelſten und höchſten Erſcheinungen dieſer ganzen Zeit in Frage kommen, zeigen ſich die Spuren einer inneren Umwandlung des Römerthums. Mit vollem Rechte pries Rom den glorreichen Beſieger Hannibal's. Der junge Held wurde begeiſtert gefeiert. Polybios rühmt Scipio's Beſcheidenheit und bürgerliche Geſinnung und rechnet es ihm zu hohem Lobe an, daß er weder jetzt, noch auch ſpäter nach der Beſiegung Karthago's und Syrien's, da er auf dem Gipfel des Ruhmes ſtand, die Hand nach der Königsherrſchaft ausgeſtreckt habe.

*) Varro de l. L. 5. 90; Festi epit. p. 17. M; Liv. 40, 31.

**) Livius erwähnt beiläufig (24, 30, 13) daß ſchon in der Schlacht am Traſimenus 600 kretiſche Bogenſchützen fochten.

Digitized by Google

Dieſes Lob läßt erkennen, daß alſo doch zu des Polybios' Zeit, d. h. in der erſten Hälfte des zweiten Jahrhunderts, der Gedanke der Monarchie ſchon nicht mehr unfaßbar erſchien. In der That aber iſt doch zuerſt im Hauſe der Scipionen und zwar in Spanien jene autokratiſche Gewalt der römiſchen Großen emporgekommen, welche, von Geſchlecht zu Geſchlecht zunehmend, endlich hinauswuchs über die republikaniſche Form. Und eben in dieſem Spanien bildet ſich das römiſche Heer um: aber hier verliert es zuerſt ſeinen bürgerlichen Charakter und beginnt, ſich dem Söldnerthume zuzuneigen.

So läßt ſich denn nicht verkennen, daß der hannibaliſche Krieg, trotz ſeines ſiegreichen Ausgangs, auf Volksthum und Heerweſen der Römer zerſetzend gewirkt hat. Auf der einen Seite nahm das Proletariat zu und häufte ſich der Reichthum in einer kleinen Anzahl von Händen an; auf der andern Seite war die alte Form der allgemeinen Wehrpflicht in ihrer Weſenheit angegriffen, das bürgerliche Element durch ein ſoldateskes überwuchert, zugleich die alte Kriegszucht bedenklich erſchüttert und die Feldherrnmacht in einer die Republik bedrohenden Weiſe geſteigert worden.

Die nächſte Folgezeit entwickelte alle dieſe Keime weiter.

Der materielle Gewinn des zweiten puniſchen Krieges beſtand für Rom in der Erwerbung Spanien's und des transalpiniſchen Gallien's, der politiſche in der bleibenden Inferiorität Karthago's, welcher bald die Zerſtörung dieſer Stadt folgte, und der Erhebung Rom's zur erſten Großmacht im Bereiche des Mittelmeers. Der ganze Weſten der thalaſſiſchen Welt erkannte die Oberherrlichkeit Rom's an. Der Oſten dagegen war noch getheilt unter die Diadochenreiche Makedonien mit Griechenland, Syrien, das über ganz Vorderaſien herrſchte, und Aegypten. Die Unterwerfung dieſer, durchweg unter dem Einfluß helleniſtiſcher Bildung ſtehenden Reiche war die Aufgabe, welche Rom im zweiten Jahrhundert v. Chr. löſte oder wenigſtens vorbereitete.

Es wäre ein Irrthum, wenn man angeſichts des ſiegreichen Ausgangs des zweiten puniſchen Krieges den Schluß ziehen wollte, daß die römiſche Legion für ſich allein allen Aufgaben gewachſen geweſen wäre, welche die damalige Taktik ſtellte. Wiederholt waren Verhältniſſe eingetreten, denen ſie nicht zu genügen vermochte. Zumal da, wo ihre Reiterei unterlegen war (am Ticinus, bei Cannä, bei Capua 212), konnte die Legion nicht immer die hieraus erwachſenen Nachtheile wieder gut machen, und in den ſchließlichen Entſcheidungskämpfen beſiegte Rom die Reitermaſſen der Feinde weſentlich durch Hilfe ſeiner numidiſchen Bundesgenoſſen.

Dennoch ging man nach dem puniſchen Kriege nicht mit einer Umgeſtaltung der Heereseinrichtungen vor; vielmehr trat man mit ebendenſelben in neue

Digitized by Google

große Kämpfe ein. Karthago's Heere waren aus den verſchiedenſten Waffengattungen bunt gemiſcht geweſen, wie die Nationalität der auf ſeiner Seite fechtenden Völkerſchaften ſie herausgebildet hatte. In der Folge galt es, Heeren gegenüber zu treten, deren Kriegsweſen ſich völlig einſeitig und zwar in ganz entgegengeſetzten Richtungen ausgebildet hatte: den Makedoniern mit ihrer ausſchließlich für den Nahekampf beſtimmten Phalanx und den Parthern mit ihren lediglich für das Ferngefecht beſtimmten Reitergeſchwadern. Die Zeit der Partherkriege fand allerdings das Weſen der Legion gegen die Zeit der puniſchen Kriege ſchon bedeutend (wenn auch nicht in ihrem tiefſten Weſen) alterirt; die Kämpfe mit den Griechen aber führte Rom noch mit derſelben Manipularlegion, welche die Niederlagen gegen Hannibal erlitten und die Siege Scipio's erfochten hatte. Ja eben jetzt ſollte dieſe Manipularlegion ihre höchſten Triumphe erfechten! In nicht geringem Grade erſcheinen die Erfolge der Römer über die Alexandriner als Siege der Praxis über die Theorie, als Siege des lebendigen Gewordenen über die ererbte todte Form. Die Schlacht bei Pydna iſt das Jena der Alexandriner. In nur einſtündigem Kampfe entſchied ſich hier der Sieg für Rom, weniger durch das Talent des Konſuls Aemilius Paulus als durch die unleugbare taktiſche Ueberlegenheit der Manipularlegion über die Phalanx. Zwiſchen dieſen beiden großen taktiſchen Ordnungen haben die makedoniſchen Kriege endgiltig entſchieden. Schon Polybios hat dies erkannt und den Werth beider Ordnungen im 17. Buche ſeines Geſchichtswerkes in einem berühmten Vergleiche näher beleuchtet. Er ſagt:

„So lange die Phalanx ihre Eigenthümlichkeit und ihre natürliche Stärke behält, ſo iſt nichts im Stande, ſie von vorn zu brechen und ihrem Anſturme zu widerſtehen . . . Welches iſt nun die Urſache der römiſchen Siege? und worin liegt der Grund, daß diejenigen, welche ſich der Phalanx bedienten, geſchlagen wurden? Im Kriege ſind Ort und Zeit der Gefechte ſelten durch unſere Willkür zu beſtimmen; die Phalanx aber iſt nur auf eine Zeit, auf einen Ort, auf eine Manier zu ſchlagen, eingeſchränkt, wenn ſie wirkſam werden ſoll. Hat ſie auf einem ihr angemeſſenen Terrain zu kämpfen und unter Zeitumſtänden, die ihr günſtig ſind, ſo wird ſie unzweifelhaft durch ihr natürliches Gewicht ſiegen. Vermag man aber, ihr dieſen günſtigen Boden zu entziehen, warum ſollte ſie länger fürchterlich ſein? Es iſt ausgemacht, daß die Phalanx ein ebenes und freies Gelände fordert, das nicht von Gräben und Bächen durchſchnitten iſt und das überhaupt keine Anhöhen, Abhänge und Klüfte hat; denn durch dergleichen wird die Phalanx gehindert und gebrochen. Auch dies wird jeder eingeſtehen, daß es beinahe unmöglich und wenigſtens ſehr ſelten iſt, Plätze von auch nur 20 Stadien (d. h. etwa 5 Kilometern) zu finden, auf denen nichts dergleichen anzutreffen iſt. Doch wir wollen annehmen, daß ſich ſolche Plätze finden. Wie, wenn nun der Feind, anſtatt anzugreifen, umherſtreift und die Städte und Felder der Bundes-

Digitized by Google

genoſſen verwüſtet: was würde eine ſolche Schlachtordnung nützen? ſie würde ja, wenn ſie auf dem für ſie geſchickten Terrain verbliebe, weder ihren Bundesgenoſſen helfen, noch ſich ſelbſt retten können. Denn die Zufuhr würde leicht vom Feinde abgeſchnitten werden können, da er im freien Felde Meiſter wäre. Wollte aber die Phalanx den ihr eigenthümlichen Platz verlaſſen, ſo würde ſie über den Haufen geworfen werden. Man kann aber ſogar auf ebenem Boden der Phalanx entgegen gehen, wenn man nur vorſichtig genug iſt, nicht das ganze Heer dem Anfalle der Phalanx bloß zu ſtellen . . . . So haben es die Römer gemacht, und man weiß, was der Erfolg davon geweſen iſt. Die Legion dehnt ihre Front niemals ſo weit aus, daß ſie der Front der Phalanx gleich wäre, ſondern die Römer ſtellen den einen Theil des Heeres in den Hintergrund, und mit dem andern allein ſchlagen ſie. Und nun mag die Phalanx das römiſche Treffen, oder dieſes die Phalanx zurückdrücken, ſo wird die eigenthümliche Stellung der Phalanx unter allen Umſtänden gebrochen. Denn die vorige Stellung wird verlaſſen, man mag entweder vor dem Feinde weichen oder ihn verfolgen, und man räumt, ſobald dies geſchieht, dem im Rückhalte ſtehenden Feinde eben an dem Platze, den man verlaſſen hat, eine Oeffnung und einen Zwiſchenraum ein, ſo daß er nun nicht mehr aus der Front angreift, ſondern in die Flanke und in den Rücken fällt. Da man alſo demjenigen, was die Phalanx ſtark und furchtbar macht, leicht ausweichen, die Phalanx ſelbſt hingegen das, was ihr nachtheilig iſt, unmöglich vermeiden kann, ſo iſt ein merklicher Vortheil auf Seite der römiſchen Schlachtordnung. Denn man kommt auch mit der Phalanx in mancherlei Gegenden; man muß Lager ſchlagen, vortheilhafte Päſſe ſchnell beſetzen, feindliche Streifparteien einſchließen, oder man wird auch ſelbſt eingeſchloſſen, und überhaupt ereignen ſich oft unerwartete Vorfälle. Alle dieſe Umſtände kommen in einem Feldzuge vor, und ſie ſind ſehr oft entſcheidend oder wenigſtens wichtig. Aber in ſolchen Fällen iſt die makedoniſche Schlachtordnung untauglich oder gar unbrauchbar, weil der Phalangite weder in kleinen Haufen, noch Mann für Mann fechten kann. *Die römiſche Schlachtordnung hingegen iſt allgemein brauchbar*; denn der römiſche Soldat hat einen viel weiteren Wirkungskreis; er iſt auf alle Fälle gefaßt und kann unter Umſtänden und auf jedem Boden fechten. Er behält die gleiche Faſſung, ob er mit einem Heertheil oder mit einem Manipel oder nur Mann für Mann fechten muß. Eben dieſe Theilbarkeit und Biegſamkeit der römiſchen Legion iſt die Urſache, aus der die Römer ihre Endzwecke leichter erreichen als andere. Ich habe es für nöthig gehalten, ausführlich von dieſem Gegenſtande zu reden, weil viele Griechen zu der Zeit, da die Makedonier überwunden wurden, die Sache für unbegreiflich hielten, und manche auch nachher nicht einſehen wollten, worin die Anordnung der griechiſchen Phalanx der der römiſchen Legion nachſtünde."

Soweit Polybios. Er hat dabei natürlich die Phalanx ſeiner eigenen Zeit vor Augen, nicht die freier geſtaltete, mit der Angriffskolonne verbundene

Digitized by Google

ſchräge Schlachtordnung des Epameinondas oder Alexander. Aber ſelbſt auf dieſe beiden paſſen gar manche der von Polybios hervorgehobenen Kennzeichen, und gewiß hat er vollkommen Recht, wenn er der Phalanx überhaupt einen beſchränkteren Grad von Brauchbarkeit einräumt als der Legion. Ein Hauptvorzug der letzteren liegt auch darin, daß ihre Anordnung ſehr geſchickt auf die menſchlichen Stärken und Schwächen berechnet iſt und eine methodiſche Anwendung geſtattet, die auch dem ſchlechteren Feldherrn, wenn er nur konſequent und zähe iſt, den Sieg ermöglicht. Dies aber entſpricht auf das Vollkommenſte dem römiſchen Staatsweſen, der römiſchen Politik. So trägt denn die legionare Fechtweiſe den breiten Stempel echter Volksthümlichkeit. Die Römer ſelbſt empfanden das, und noch Vegetius meinte, von einem Gotte ſcheine die Legion erfunden. Die echt volksthümlichen Elemente in der Kultur einer großen Nation ſind aber allemal auch die weltgeſchichtlichen, und daher hat die römiſche Taktik der guten Zeit für uns nicht nur nationale, ſondern geradezu univerſale Bedeutung.

Die ſchachbrettförmig aufgeſtellte Legion mit ihren drei Treffen, deren jedes wieder frei und gelenkig in zehn Manipel gegliedert iſt, gewährt ſchon durch dieſe Formation die Möglichkeit ganz anders gearteter und viel reicherer Evolutionen als das eine tiefe Treffen der Phalanx. Damit jedoch iſt die Vielſeitigkeit der Legion noch nicht einmal erſchöpft. In die drei Treffen iſt die Mannſchaft vielmehr nach Dienſtalter und Kriegstüchtigkeit eingetheilt und ungleich bewaffnet, ſo daß ein Ineinandergreifen verſchiedener Elemente mit wachſender Wirkung ſtattfindet. Die kämpfende Legion gewährt ein Schauſpiel von drei Akten in dramatiſcher Steigerung; ja wenn man die vor ihr herſchwärmenden Veliten in Anſchlag bringt, ſo fehlt auch das Vorſpiel nicht. Die Phalanx dagegen gewährt ein nur einaktiges Schauſpiel; ſie iſt die einfache, den erſten Grundſätzen geregelter Schaarung entſprechende M a ſ ſ e. Die Legion aber iſt ein feiner und gelenkiger Organismus; ſie iſt ein Heeres k ö r p e r und entwickelt demgemäß auch einen C o r p s geiſt; ſie hat als die beſtimmte Legion Ruhm zu erwerben, zu erhalten, zu verlieren. In der Phalanx fällt jeder einzelnen Rotte die Geſammtheit der Gefechtsthätigkeit zu: Einleitung, Einbruch und Nachhauen; die Legion theilt den Veliten die Einleitung, den Haſtaten und Principes den Einbruch, den Triariern die Aufgabe der Reſerve zu. Denn wenn auch vor der Front der Phalanx Leichtbewaffnete ſchwärmen mochten, ſo konnten dieſelben doch keineswegs ſo gründlich zur Gefechtseinleitung ausgenutzt werden, wie die Veliten der Legion, weil die letztere durch ihre Intervallenſtellung das Vorſenden und Zurücknehmen der Plänkler in hohem Maße begünſtigte. Die Phalanx ſetzte Gewinn und Verluſt auf eine Karte; bei der Legion mußte lange unglücklich geſpielt

worden ſein, bevor der Ruf erſcholl: res rediit ad triarios! Was bei der Phalanx ausſchließlich von mehr oder minder einſichtsvollen Anordnungen des Feldherrn abhing: die Unterſtützung der einzelnen Theile des Ganzen, das war bei der Legion ſelbſtverſtändliche Grundlage der Taktik. Das phalangitiſche Syſtem ſucht ſeine Kraft im Stoße, bezüglich im Abſtoßen, das legionare dagegen in dem Ineinandergreifen ſeiner Glieder; jenes ſucht in der geſchloſſenen Maſſe (Kolonne oder Linie oder Kolonnenlinie) den Erfolg, dies in dem Zuſammenwirken ſelbſtändiger, ſtark individualiſirter Einheiten. Alles in Allem unterſcheidet ſich die Legion von der Phalanx dadurch, daß der Zuſammenhalt ihrer einzelnen Theile durch ein höheres ſtatiſches Geſetz bedingt wird.

Ich habe an anderer Stelle bereits die Phalanx dem griechiſchen Architrav- oder Steinbalkenbau verglichen, der für den architektoniſchen Stil der Hellenen das entſcheidende Kriterium iſt. Die legionare Stellung dagegen gleicht dem zuerſt von den Römern gepflegten Gewölbebau. Jeder einzelne Manipel trägt den andern mit, wie die Steine eines Gewölbes ſich untereinander halten und tragen; und während die Tiefe der phalangitiſchen Aufſtellung ein für allemal entſchieden iſt durch die Rottenzahl, gerade wie die Höhe eines griechiſchen Tempels durch die Höhe der Säulen, über welche ſich der ſtarre abſchließende Steinbalken ſtreckt, ſo erlaubt die legionare Treffenſtellung je nach den Abſtänden, welche man wählt, große Mannigfaltigkeit, ganz in derſelben Weiſe, wie man ein und denſelben Raum mit einem elliptiſchen, einem Tonnen- oder einem Kreuzgewölbe abſchließen und ihm dadurch ſehr verſchiedene Höhen geben kann. Durch die freie, wechſelgeſtaltende Fügung und durch die nach der Tiefe hin gliedernde Anordnung ihrer taktiſchen Theile ſtellt ſich alſo die Legion unmittelbar in Parallele zu der wichtigſten und fruchtbarſten Erfindung, welche die Architektur den Römern verdankt. Und wie das Gewölbe für die Baukunſt, ſo wird die Legion für die Kriegskunſt ein neues, aller Folgezeit unentbehrliches Grundelement. Gewölbebau und Legionsſtellung bieten eine den Griechen unbekannte Mannigfaltigkeit, gewähren eine unberechenbare Fülle neuer Motive und geſtatten die Entfaltung einer großartigen Raumentwickelung, wie ſie weder Phalanx noch Architravbau ermöglichten, wie ſie jedoch für die weltgeſchichtlichen Aufgaben des Römerthums unerläßlich war. Mit Phalanx und Legion hatte ſich die Kriegskunſt ihre großen, für immer giltigen klaſſiſchen Grundformen geſchloſſener Kampfart ein für allemal geſchaffen, geradeſo wie die Baukunſt im Architravbau und im Gewölbebau.

Bei Pydna ſchlug die antike Phalanx, wie Hellas ſie herausgebildet hatte, ihre letzte große Schlacht. Auf makedoniſchem Boden erlag die Kampfesform, mit welcher Alexander die Welt beſiegt hatte, der römiſchen Fechtart und begrub in ihrem Falle das makedoniſche Reich.

Digitized by Google

Ein Vorläufer Winckelmann's.

Als ſolcher iſt neuerdings oft bezeichnet und geprieſen worden der im Jahre 1756 verſtorbene Leipziger Profeſſor Chriſt. Stahr hat ihn in ſeiner Leſſingbiographie ſo genannt, Burſian in dem Artikel, den er im vierten Bande der „Allgemeinen deutſchen Biographie" über ihn geſchrieben, und auch der Engländer Sime nennt ihn wieder in ſeinem vorm Jahre erſchienenen Leben Leſſing's „the forerunner of Winckelmann".

Nach einer tieferen Begründung für dieſes Prädikat ſucht man an den angeführten Stellen vergebens. Man muß es eben auf Treu und Glauben hinnehmen. Das Beſte und Bedeutendſte, was über Chriſt bisher geſchrieben iſt, bleiben immer die Abſchnitte über ihn in Juſti's klaſſiſcher Biographie Winckelmann's (Bd. I. S. 374—381) und in Hettner's geiſtvoller „Literaturgeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts" (III, 1, S. 305—308). Juſti nennt Chriſt nirgends ausdrücklich den Vorläufer des großen Schöpfers unſerer Kunſtarchäologie, aber wenn irgendwo, ſo gewinnt man aus ſeiner Darſtellung den Eindruck, daß er dies ehrenvolle Prädikat wirklich verdiene. Juſti ſcheint aber ſelbſt den Wunſch gehabt zu haben, daß die Bedeutung Chriſt's gelegentlich einmal noch eingehender gewürdigt werde, als er es in ſeinem Werke über Winckelmann gethan; in einer Anmerkung wirft er das Sätzchen hin: „Chriſt verdiente eine Monographie." Dieſem Wunſche ſcheint nun eine vor Kurzem erſchienene Erſtlingsſchrift eines jungen Gelehrten entgegenkommen zu wollen, die ſich das Verdienſt erwirbt, zunächſt wenigſtens von dem äußeren Lebensgange Chriſt's und ſeiner ſchriftſtelleriſchen Wirkſamkeit ſo gründlich und eingehend Rechenſchaft zu geben, wie es bisher nirgends geſchehen iſt.*) Daß Juſti dieſe Schrift als die von ihm gewünſchte „Monographie" anerkennen ſollte, wagen wir zwar zu bezweifeln. Der Verfaſſer iſt offenbar ein junger Gelehrter, dem es vorläufig noch an dem Umfange von Kenntniſſen, an der Reife des Urtheils, vor allem auch an der Durchbildung des Geſchmacks fehlt, die zur Darlegung eines ſolchen Verhältniſſes, wie das von Chriſt zu Winckelmann, unbedingt nothwendig iſt. Er hat ſich denn auch vorſichtiger Weiſe faſt in allem, was die Beurtheilung und Charakteriſtik Chriſt's betrifft, darauf beſchränkt, zu ſammeln, was andere, in alter und neuer Zeit, in dieſer Beziehung geſchrieben haben. Wohl aber darf die Schrift das Verdienſt beanſpruchen, daß ſie mit Fleiß und Umſicht das weitzerſtreute, oft recht ſchwer zugängliche

*) Johann Friedrich Chriſt. Sein Leben und ſeine Schriften. Ein Beitrag zur Gelehrtengeſchichte des 18. Jahrhunderts. Von Edmund Dörffel. Leipzig, [Breitkopf & Härtel], 1878.

biographiſche und bibliographiſche Material zu einer Darſtellung von dem Leben und Wirken Chriſt's vollſtändig zuſammengebracht und in anſprechender Form verarbeitet hat, und ſo darf ſie wenigſtens als eine dankenswerthe Vorarbeit zu der „Monographie", die Juſti vorgeſchwebt haben mag, betrachtet werden.

Johann Friedrich Chriſt war im April 1700 in Koburg geboren. Sein Vater, Johann Sebaſtian Chriſt, war damals Raths- und Konſiſtorialaſſeſſor bei der fürſtlich ſächſiſchen Landesregierung in Koburg; 1710 brachte er es zum Hofrath, 1713 zum Konſiſtoralrath, und lange Zeit hindurch bekleidete er zugleich das Amt eines Protoſcholarchen am Koburger Gymnaſium. Johann Friedrich war das dritte von neun Kindern. Er genoß wie ſeine Geſchwiſter die liebevollſte Erziehung, ſeine geiſtige Ausbildung aber war mehr vielſeitig als gründlich. Er beſuchte erſt die lateiniſche Rathsſchule, dann das Gymnaſium in Koburg — das Caſimirianum —, außerdem wurde er durch Privatunterricht vorgebildet, und auch der Vater ſelbſt, ein vielſeitig unterrichteter Mann, nahm ſich der wiſſenſchaftlichen Ausbildung des Sohnes an. Daneben wurde dem Knaben Gelegenheit zur Aneigung künſtleriſcher Fertigkeiten gegeben; er lernte zeichnen, malen, radiren und modelliren. Zu all dieſem vielfachen Unterricht geſellte ſich endlich aber auch eine welt- und hofmänniſche Erziehung. Als Sohn eines hohen und an dem kleinen Hofe einflußreichen und beliebten Beamten erlangte der junge Chriſt frühzeitig Zutritt in den Kreiſen der ariſtokratiſchen Geſellſchaft und durfte ſeines einnehmenden Weſens wegen bald auch am Hofe ſelbſt verkehren. Er erhielt Unterweiſung in allen ritterlichen Künſten, im Fechten, Tanzen und Reiten, und auf gelegentlichen größeren oder kleineren Ausflügen, die auf benachbarte adliche Schlöſſer unternommen wurden, lernte er ſeine Bildung nach manchen Richtungen hin erweitern und ſtählte außerdem, da er bei ſolcher Gelegenheit bisweilen von früh bis Abends zu Pferde zu ſitzen hatte, ſeinen von Hauſe aus nicht eben kräftigen Körper. Kein Wunder, daß bei ſolcher Erziehung anfangs weniger ernſt wiſſenſchaftliche als vielmehr belletriſtiſche Neigungen bei ihm hervortraten, ſo daß er Schäfergedichte und Komödien ſchreiben wollte, und es bedurfte eines beſonders beſchämenden Erlebniſſes — es wurde ihm einſt bei einem der erwähnten Ausflüge von einigen Gelehrten gehörig auf den Zahn gefühlt und ihm die Schwäche ſeiner poſitiven Kenntniſſe nachgewieſen, — damit er derartige Liebhabereien an den Nagel hing und ſich ernſtlich in das Studium des klaſſiſchen Alterthums vertiefte.

Mit zwanzig Jahren bezog Chriſt, nachdem er ſich vorher noch ein Jahr privatim ſpeziell für das Univerſitätsſtudium vorbereitet hatte, dem Willen ſeines Vaters gemäß die Univerſität Jena, um Jurisprudenz zu ſtudiren. Von dem rohen Pennalismus, der damals unter den Jenenſer Studenten herrſchte,

wird er möglichſt bewahrt geblieben ſein; er wohnte während ſeiner ganzen Studienzeit in dem Hauſe eines Freundes ſeines Vaters, des theologiſchen Profeſſors Danz. Nach dreijährigem Studium rief ihn der Vater nach Hauſe zurück, weil ſich Gelegenheit bot, ihm eine Hofmeiſterſtelle zn verſchaffen. Da es aber zwiſchen Vater und Sohn zu keiner Einigung kam, blieb Chriſt vorläufig in Koburg und unterſtützte den Vater in ſeinen Amtsgeſchäften. Da bot ſich ihm die gleiche Gelegenheit zum zweiten Male. Der Meiningiſche Staatsminiſter und kaiſerliche Reichshofrath, Freiherr von Wolzogen, wandte ſich brieflich an Chriſt's Vater und bat ſich den jungen Chriſt für ſeinen Sohn, der eben die Univerſität beziehen ſollte, als Informator aus. Diesmal nahm Chriſt an und ging im Herbſt 1723 mit ſeinem Schutzbefohlenen abermals nach Jena. Wieder bezog er das Danziſche Haus und ſtudirte nun in Gemeinſchaft mit ſeinem Zögling noch volle zwei Jahre.

Während dieſer zweiten Studienzeit in Jena erwachte in dem jungen Chriſt, während er ſich bisher für keinen Lebensberuf recht hatte entſcheiden können, die Neigung zum akademiſchen Lehramt. Aber obwohl ihn Lehrer und Freunde darin beſtärkten, mußten dieſe Pläne doch für's erſte wieder zurückgelegt werden. Der Vater hätte es lieber geſehen, wenn ſein Sohn in ſeine Fußtapfen getreten wäre und die Laufbahn eines juriſtiſchen Beamten ergriffen hätte. Als er daher nach Ablauf der zwei Jahre mit dem jungen Baron v. Wolzogen nach Meiningen zurückkehrte, ließ er ſich überreden, zu bleiben. Bald darauf ernannte ihn der Meiningiſche Herzog, Friedrich Wilhelm, zum geheimen Kabinetsſekretär, von Tag zu Tag ſtieg er in der Gunſt der Hof- und Beamtenkreiſe, und ſein beſonderer Gönner, der Miniſter v. Wolzogen, ein kunſtſinniger Dilettant, ehrte ſeinen „Philoſophen“, wie er Chriſt zu nennen pflegte, durch den Auftrag, in den Abendverſammlungen, die der Hof wöchentlich einmal in ſeinem Hauſe abhielt, zur Unterhaltung der Geſellſchaft Vorträge, namentlich über „moraliſche Materien“, zu halten. Chriſt fand Beifall, zumal bei den Frauen, und während von ſeinen Zuhörern noch immer die einen ihn als Beamten erhalten wiſſen wollten, ermunterten ihn die andern, ſich zum akademiſchen Lehrer auszubilden. Da wurde ihm in Frühling 1726 durch Wolzogen das Anerbieten gemacht, auch ſeine beiden jüngeren Söhne als Hofmeiſter nach der Univerſität zu begleiten, und zwar diesmal unter der Vergünſtigung, die Univerſität, die bezogen werden ſollte, ſelbſt zu wählen. Seine amtliche Stellung in Meiningen blieb ihm geſichert. Er nahm das Anerbieten an und entſchied ſich für Halle.

Was ihn dorthin zog, war vor allem der Wunſch, den bedeutenden dort wirkenden Rechtsgelehrten, Thomas, Gundling, Ludewig und Böhmer, näher zu treten. Denn inzwiſchen hatte er ſich doch für die akademiſche Laufbahn ent-

Digitized by Google

ſchieden. Durch Thomas' Vermittlung erhielt er, obwohl er noch nicht die Magiſterwürde erlangt hatte, von der philoſophiſchen Fakultät zu Halle die Erlaubniß, privatim Vorleſungen zu halten, und hatte ſtarken Zulauf dabei. Daneben entfaltete er von jetzt an eine reiche ſchriftſtelleriſche Thätigkeit. Die Anfänge derſelben liegen allerdings ſchon etwas weiter zurück, ſie geſtaltete ſich aber jetzt ſo fruchtbar und vielſeitig, daß Chriſt's Name bald auch über Halle hinaus einen guten Klang erhielt. Die philoſophiſche Fakultät von Leipzig ernannte ihn im Februar 1728 in absentia zum Magiſter.

Dauernd in Halle zu bleiben, war aber nicht Chriſt's Abſicht. Als die dreijährige Studentenzeit der Barone v. Wolzogen zu Ende ging, richtete er ſeine Blicke nach Leipzig, das er ſchon öfter zu Meſſenszeiten beſucht hatte und wo es ihm auch in Univerſitätskreiſen bereits nicht an einflußreichen Gönnern fehlte. Wieder war es zunächſt eine Informatorſtellung, die ihm die Ueberſiedlung nach Leipzig ermöglichte. Es wurde ihm eine Hofmeiſterſtelle bei dem Sohne des mächtigen Kanzlers am kurſächſiſchen Hofe, des Grafen v. Bünau, — er war der jüngere Bruder des nachmals berühmt gewordenen Reichshiſtorikers — angeboten, und da der junge Bünau in Leipzig ſtudiren ſollte, ſo ſah er durch Annahme dieſer Stelle ſeinen Wunſch, hinfort in Leipzig zu leben, erfüllt. Kurz vor ſeinem Weggange von Halle kehrte er nochmals nach Koburg zurück. Sein Vater und ſeine Stiefmutter, des Vaters zweite Frau, waren im September 1728 beinahe gleichzeitig geſtorben. Um die nicht unbedeutende väterliche Hinterlaſſenſchaft zu regeln, verweilte er längere Zeit in Koburg, von dort beriefen ihn Briefe des Kanzlers v. Bünau nach Dresden, und im Mai 1729 wandte er ſich mit ſeinem neuen Schützling nach der Leipziger Univerſität.

In Leipzig wurde der thätige junge Magiſter bald heimiſch. Soviel es ſeine Stellung geſtattete, war er auch hier eifrig literariſch thätig; bereits im Juni 1729 habilitirte er ſich, und im Frühjahr 1731 erhielt er eine außerordentliche beſoldete Profeſſur für Geſchichte, mit der Ausſicht auf baldige Anſtellung als ordentlicher Profeſſor, eine auffällig raſche Carriere in einer Stadt wie Leipzig, wo damals, wie der Verfaſſer unſerer Schrift mittheilt, „die Profeſſuren in den gelehrten Familien faſt erblich geworden waren".

Als der junge Bünau vier Jahre in Leipzig ſtudirt hatte, ſollte er die übliche Bildungsreiſe in's Ausland antreten. Er wählte, wie zu erwarten, Chriſt zu ſeinem Begleiter, und da dieſer unter Beibehaltung ſeines Gehaltes für die Dauer der Reiſe beurlaubt wurde, brachen ſie im Frühjahr 1733 von Leipzig auf. Sie bereiſten zuſammen die vornehmſten Höfe und alle größeren Städte Süd- und Weſtdeutſchland's und gingen dann nach den Niederlanden und nach England. In London brachten ſie den Reſt des Sommers zu und

Digitized by Google

beſuchten von dort aus wiederholt die Univerſitäten Cambridge und Oxford. Die weiter geplante Reiſe durch Frankreich und Italien mußte zunächſt unterbleiben, da der Tod Auguſt's II., des ſächſiſchen Kurfürſten und polniſchen Königs, und der nun ausbrechende Erbfolgekrieg die beiden Reiſenden auf dem kürzeſten Wege nach der Heimat trieb.

Nach kurzer Raſt auf dem gräflich Bünau'ſchen Familiengute Seuſelitz, während welcher Chriſt die Nachricht erhielt, daß er in Leipzig zum „Kollegiaten des kleinen Fürſtenkollegs" erwählt worden ſei, nahmen ſie im Winter 1733 über Prag und Wien die Reiſe wieder auf. Im Frühjahr gingen ſie durch Steiermark und Krain nach Italien. Venedig, Padua, Florenz, Verona wurden beſucht. Rom zu ſehen war ihnen nicht vergönnt, da auch jetzt wieder der Krieg hindernd in den Weg trat. Ueber Tirol und Baiern reiſten ſie zurück und langten, nachdem ſie noch in München, Augsburg und Regensburg längere Zeit verweilt, Ende des Jahres 1734 wieder in Sachſen an.

Die Reiſe war für Chriſt von großer Bedeutung. Ueberall hatte er eifrig Bibliotheken und Sammlungen beſucht, geſchichtliche, kunſt- und literarhiſtoriſche Studien verfolgt, Anknüpfungspunkte zu hervorragenden Gelehrten geſucht und über alles ein ſorgfältiges, lateiniſch geſchriebenes Tagebuch geführt. Namentlich aber hatte er auf dieſer Reiſe den Grund gelegt zu ſeinen reichen Sammlungen an Büchern, Handſchriften, Münzen, Gemmen, Vaſen und ſonſtigen Antiquitäten und vor allem zu der koſtbaren Kupferſtichſammlung, die ſpäter ſein Stolz und ſeine Freude war, und die das beträchtliche, vom Vater ererbte Vermögen ihm jederzeit nach Luſt und Laune zu vermehren erlaubte.

Im Mai 1735 nahm Chriſt ſeine akademiſche Lehrthätigkeit wieder auf und führte ſie von nun an ununterbrochen bis zu ſeinem Tode fort. Da er oft genug Proben abgelegt hatte, daß er im Lateiniſchen wie im Deutſchen ein gewandter Verſifex war, ſo wurde ihm im März 1739 zu ſeiner außerordentlichen Profeſſur der Geſchichte noch die ordentliche „Profeſſur der Poeſie" übertragen. Berufungen von auswärts, die ſpäter an ihn ergingen, lehnte er ab.

Ueber die Vorleſungen, die Chriſt an der Leipziger Univerſität gehalten, ſind wir wenigſtens vom Jahre 1739 an vollſtändig unterrichtet. In öffentlichen Vorleſungen erklärte er anfangs Plautiniſche Stücke, ſpäter die ars poetica und ausgewählte Oden des Horaz, dann Ovid's Faſten und Metamorphoſen, endlich die Argonautika des Valerius Flaccus, daneben anfangs einige Kaiſerbiographieen des Sueton, ſpäter Partieen aus den Annalen des Tacitus. Außerdem hielt er private Vorleſungen, in denen er encyklopädiſch über Literatur und Antiquitäten las.

Wiederholt bekleidete Chriſt hohe Univerſitätsämter, viermal allein führte

Digitized by Google

er das Rektorat der Univerſität Leipzig. Die lateiniſche Societät in Jena ernannte ihn zum Ehrenmitgliede.

Im Jahre 1752 begann er zu kränkeln, Keime zu der Krankheit, die ihn nach wenigen Jahren hinrafften, ſoll er ſich durch eine Erkältung auf ſeinem Muſeum zugezogen haben, wo er mitunter zu lange und zu anſtrengend ſtudirte. Im Winter von 1755 auf 1756 verſchlimmerte ſich ſein Zuſtand, und ſchließlich ſoll der Schrecken, der ihn befiel, als Ende Auguſt 1756, während er zum vierten Male das Rektorat bekleidete, die Preußen in Leipzig einrückten, den kranken Mann zum Tode erſchüttert haben. Er ſtarb am 3. September 1756. Einer ſeiner hervorragendſten und treueſten Schüler, Wolfgang Reiz, hatte in den letzten anderthalb Jahren ſeines Lebens eine Nacht um die andre bei ihm gewacht. Die koſtbare Bibliothek Chriſt's, ſeine zahlreichen Gemälde, Kupferſtiche, Gemmen, Pretioſen, und ſein geſammter Hausrath wurden, da er unverheirathet ſtarb, im November 1756 für ſeine Erben verſteigert. Seit Gründung der Univerſität Leipzig war Chriſt der ſechſte, im vorigen Jahrhundert der vierte Univerſitätslehrer, der als Rektor ſtarb und „im Purpur" beſtattet wurde.

Dies im Umriß der äußere Lebensgang Chriſt's. Außer der Feſtſtellung dieſer biographiſchen Thatſachen beruht das Hauptverdienſt der vorliegenden Schrift in dem vollſtändigen und mit ungewöhnlicher bibliographiſcher Sorgfalt zuſammengeſtellten Verzeichniß der zahlreichen Chriſt'ſchen Schriften. Von dickleibigen Büchern war Chriſt kein Freund. Abgeſehen von ſeiner „Auslegung der Monogrammata", einem ſeiner Zeit viel benutzten Buche, hat er faſt nur kleine Schriften verfaßt, mit Vorliebe Miszellen, in denen er die Vielſeitigkeit ſeines Wiſſens entfalten konnte. Am charakteriſtiſchſten in dieſer Beziehung ſind ſeine von 1727—1729 in Halle erſchienenen „Noctes academicae" in vier Theilen, eine Sammlung von 32 Obſervationen des bunteſten Inhalts. Da folgen auf einander Aufſätze aus dem römiſchen Recht, Textverbeſſerungen zu Vellejus Paterculus, eine Vertheidigung des Cardanus gegen Bayle, Erläuterungen zur Statue der ſogen. Venus Leukopygos, Diſſertationen über den Uebellaut bei Quintilian, über die Begriffe honnête homme und galant homme, eine lateiniſche und franzöſiſche Uebertragung anakreontiſcher Lieder, Bemerkungen über Paulus Stephanus, eine Verbeſſerung und Erläuterung eines Kapitels des Gellius, ein kritiſcher Kommentar zu Pithou's fränkiſchen Annalen, Aufſätze über Leben und Schriften Hermann's Grafen zu Neuenar, über die sanna libelli von 1595, daß die Weiber keine Menſchen ſeien, über die Ehrloſigkeit fremder Frauen bei den Alten, über die Namen der römiſchen Frauen, über die Tonſur bei den Alten, über das Sakrilegium, über den Monat Martius, dazu Erläuterungen der dem Buche beigegebenen Bildniſſe des

Macchiavell und des Agrippa von Nettesheim u. ſ. w. Und dies gelehrte Potpourri ſteht nicht vereinzelt unter ſeinen Schriften da.

Hier eine Ueberſicht ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit zu geben, würde ein Ding der Unmöglichkeit ſein; ſie bewegte ſich auf zu verſchiedenartigen Gebieten, und bleibendes hat er nirgends geſchaffen. Faſt ausſchließlich ſchrieb er übrigens lateiniſch, ſelten und ungern deutſch. Er verachtete das Deutſch ſeiner Zeit als eine heruntergekommene Sprache, die ſich von der Vollkommenheit, mit der Luther ſie einſt gehandhabt, weit entfernt habe. Aber wiewohl er das Uebel richtig erkannte, fühlte er ſich doch nicht berufen, zur Heilung deſſelben beizutragen. Sein Latein iſt im hohen Grade elegant geſchrieben, aber ähnlich wie noch bei manchen Philologen aus unſerer Zeit, die der Schrulle nachhängen ihre Schriften lateiniſch zu ſchreiben, verbrämt mit ſeltenen Worten oder ſeltenen Wortbedeutungen. Seine zahlreichen lateiniſchen Dichtungen, wie er ſie namentlich als professor poeseos in akademiſchen Gelegenheitsſchriften vom Stapel laſſen mußte, ſollen dagegen zum Theil nicht ohne Empfindung und echt poetiſche Schönheiten ſein. Viele von dieſen kleinen Schriften ſind übrigens, da Chriſt ſie gewöhnlich nur in ſehr geringer Anzahl zur Vertheilung an ſeine Freunde drucken ließ, große Seltenheiten geworden, einzelne gar, wie ein Lieblingsausdruck unſers Verfaſſers lautet, „verſchollen“.

Für ſeine Zeit war Chriſt jedenfalls ein Mann von ſtupender Univerſalität des Wiſſens. In den Autoren des Alterthums, namentlich in den Hiſtorikern und Dichtern, war er beleſen wie wenige, und wenn er auch, wie ſeine Zeit überhaupt, ſein Studium vor allem auf die lateiniſche Sprache gerichtet hatte, deren klaſſiſche Schriftſteller er ſämmtlich genau durchgeleſen, viele unter ihnen drei und mehrmal, ſo verſtand er doch auch das Griechiſche ſehr wohl, und ſelbſt das Hebräiſche war ihm nicht fremd.

Als Dozent konnte ſich Chriſt, was die Vortragsmanier betrifft, nicht von der damals allgemein verbreiteten Unſitte losmachen. Die öffentlichen Vorträge, in denen er lateiniſche Dichter und Proſaiker erklärte, müſſen von unſäglicher Weitſchweifigkeit geweſen ſein, wenn man bedenkt, daß er zur Erklärung von fünf Komödien des Plautus vier Jahre lang, zur Erklärung der Ovidiſchen Metamorphoſen acht Jahre lang jeden Tag eine Stunde brauchte. Er verwendete ungebührlich viel Zeit auf die moraliſche Belehrung ſeiner Zuhörer, hing aber auch viel zu ſehr an der Interpretation des einzelnen Wortes und brachte, wozu ihn der reiche Schatz ſeines Gedächtniſſes verleitete, eine Menge von Dingen bei der Erklärung mit an, die nur ſehr entfernt mit dem Thema zuſammenhingen. Kürzer wußte er ſich in ſeinen privaten Vorleſungen zu faſſen. Sein literariſches und archäologiſches Kompendium, das namentlich zur Orientirung für reiche adliche Studirende beſtimmt war, die nach Ablauf ihrer

Studienzeit die übliche Bildungsreiſe antreten ſollten, brachte er innerhalb eines Semeſters zu Ende, obgleich er dabei den Studenten ſeine vielſeitigen Kunſtſammlungen zur Anſicht vorlegte. Das Heft dieſer privaten Vorleſung war ſehr geſucht, wurde fleißig vervielfältigt und ſogar wiederholt ohne ſeinen Willen, und noch dazu verſtümmelt, gedruckt. Sonſt war ſein Vortrag, wie ein Zeitgenoſſe berichtet, einfach und frei von aller Effekthaſcherei. Bald trug er deutſch, bald lateiniſch vor, je nachdem das eine oder andere für die zu erklärende Stelle ihm paſſender ſchien. Die Anzahl ſeiner Zuhörer war in der Regel ziemlich groß, wenn auch in ſpäteren Jahren Erneſti ihm Abbruch that.

Die eigentliche Bedeutung Chriſt's beruht zunächſt in ſeiner geiſtvolleren Auffaſſung und Behandlung der Alterthumswiſſenſchaft, ſodann aber vor Allem darin, daß er die Grenzen derſelben weiter ſteckte und die antike Kunſt als ſolche zuerſt in ihr Gebiet hereinzog. Bis tief in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts hinein ſtand die philologiſche Wiſſenſchaft im Allgemeinen noch ziemlich auf demſelben Standpunkte, wie am Ende des 17. Jahrhunderts. Der Hauptzweck der philologiſchen Studien blieb auf das Formelle beſchränkt. Lateiniſch ſchreiben und ſprechen zu lernen, das war und blieb die Hauptſache, die Erforſchung des Sachlichen wurde zwar auch, aber doch nur von dem beſchränkten Geſichtspunkte der Polyhiſtorie aus betrieben. Nur ſelten und ausnahmsweiſe gingen bereits Anfang und Mitte des vorigen Jahrhunderts Grammatik und Kritik ebenſowohl wie die Auslegung der Realien darauf aus, einen tieferen Einblick in das geſammte antike Leben und in die Geſchichte der alten Völker zu erſchließen, mit einem Worte die Philologie zu dem zu machen, was ſie ihrer höchſten Auffaſſung nach ſein kann und ſoll, zur Geſchichte. Die drei erſten Vertreter dieſer Auffaſſung, die in der Geſchichte der Alterthumswiſſenſchaft in Deutſchland bahnbrechend waren, ſind Johann Matthias Gesner, Johann Auguſt Erneſti und — Johann Friedrich Chriſt. Aber der letztere überragt in der Betonung der ſachlichen Erkenntniß des Alterthums noch ſeine beiden Zeitgenoſſen, vor Allem aber darin, daß er das Studium der Kunſt als einen nothwendigen Beſtandtheil zur hiſtoriſch-philologiſchen Wiſſenſchaft hinzunahm. Chriſt's dauerndes Verdienſt beſteht darin, daß er den erſten Grund zu einer wiſſenſchaftlichen Behandlung der antiken Kunſt legte. Er hat die alte Kunſt zuerſt, indem er ſie von den übrigen Antiquitäten abtrennte, in den Kreis der Univerſitätsvorleſungen eingeführt.

Jahrzehnte lang haben die Anregungen, die Chriſt hierdurch gegeben, nachgewirkt. Den Spuren Chriſt's begegnet man unabläſſig in der deutſchen Kunſtſchriftſtellerei aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhundert's. Der junge Goethe hörte ihn als Leipziger Student aus Oeſer's Munde preiſen, wie er in „Dichtung und Wahrheit“ erzählt; Heyne bekannte dankbar, daß Chriſt

ihn in die alte Kunſt eingeführt habe, und ſetzte das Werk, das ſein Lehrer in Leipzig begonnen, dann auf ſeinem Göttinger Univerſitätskatheder fort; Leſſing fand, als er in Leipzig ſtudirte, in Chriſt geradezu den einzigen Mann, deſſen Richtung und Bildung ſeinen Neigungen entgegenkam, und ſprach auch ſpäter noch mit großer Verehrung von ihm. In dem 27. ſeiner „Briefe antiquariſchen Inhalts“ tritt er den unwürdigen Angriffen, die Klotz ſich gegen Chriſt erlaubt hatte, mit den Worten entgegen: „Ich mag noch von Chriſten leſen was ich will, ich lerne immer etwas. Es ſollte mir lieb ſein, wenn ich das auch von denen ſagen könnte, die jetzt ſo verächtlich auf ihn zurückſchielen. Wie viel lieber wollte ich ſeine kleine Abhandlung super gemmis gedacht und geſchrieben, als zehn ſolche Büchelchen von dem Nutzen und Gebrauch der alten geſchnittenen Steine zuſammengeleſen haben.“

Mit Winckelmann iſt Chriſt nur in geringe äußere Berührung gekommen, auch ein Einfluß von Chriſt's Schriften auf Winckelmann iſt nicht anzunehmen; erſt als letzterer im Begriff ſtand, Deutſchland zu verlaſſen, alſo ein Jahr vor Chriſt's Tode, ſcheinen ſie einander näher getreten zu ſein. Um ſo inniger war ihre geiſtige Gemeinſchaft. Chriſt war der erſte Alterthumsforſcher der, wie Juſti ſagt, wie keiner ſeiner Zeitgenoſſen die alten Kunſtwerke vom philologiſchen, techniſchen, aeſthetiſchen und empiriſchen Standpunkte zu beurtheilen wußte. Freilich hatte dieſer Standpunkt eine Schranke, und das iſt es, worin der begünſtigtere und genialere Nachfolger dieſen ſeinen „Vorläufer“ überragt. Es gelang ihm noch nicht, wie Hettner bemerkt, die künſtleriſche Form als ſolche, als das eigenartig künſtleriſche und damit als den Grund und Kern aller wahrhaft wiſſenſchaftlichen Kunſtbetrachtung zu erkennen; von der Anſicht ausgehend, daß die Künſte das Andenken vergangener Begebenheiten auf die Nachwelt zu bringen gedient hätten, betrachtete er die Kunſtwerke weſentlich als geſchichtliche Denkmale und warf ſie unterſchiedslos mit den allerungleichartigſten Dingen zuſammen. „Aber, fügt Hettner hinzu, wer wird über dieſe durchaus unkünſtleriſche Auffaſſung der alten Kunſt mit ihm hadern, wenn ſogar faſt hundert Jahre nach Winckelmann ſelbſt hochberühmte Archäologen unter dem neuerfundenen Namen monumentaler Philologie genau in derſelben unwiſſenſchaftlichen Weiſe alte Kunſtgeſchichte, Epigraphik und Topographie, d. h. Kunſt-, Inſchriften- und Ortskunde, als gleichartig und zuſammengehörig unter einander vermiſchen?“

Hoffentlich verſucht es der Verfaſſer unſerer Schrift, bei weiterer Vertiefung in den Stoff ſpäter auch den ſchwierigeren Theil ſeiner Aufgabe noch zu löſen, nämlich an der Hand der archäologiſchen Schriften Chriſt's und durch eine ſorgfältige Vergleichung derſelben einerſeits mit der älteren Literatur auf archäologiſchem und kunſtgeſchichtlichem Gebiete, z. B. mit des Franciscus

Junius Werke „De pictura veterum", das bis auf Winckelmann ja ſo ziemlich als das archäologiſche Fundamentalwerk galt, und andrerſeits mit Winckelmann's Schriften die Stellung Chriſt's innerhalb der geſchichtlichen Entwicklung der Alterthumswiſſenſchaft genauer zu präciſiren. Denn das iſt es wohl vor Allem, was Juſti im Auge hatte, wenn er ſchrieb: „Chriſt verdiente eine Monographie." —

Noch eine ſeitab liegende Bemerkung mag hier ausgeſprochen ſein, die bei der Lectüre der vorliegenden Schrift ſich uns aufgedrängt hat. Das Büchlein, dem die vorſtehenden Auszüge entlehnt ſind, iſt eine von der Univerſität Leipzig approbirte philologiſche Doktordiſſertation — „nur eine Doktordiſſertation", um die Worte zu zitiren, mit denen einſt ein Profeſſor im Kolleg die Erſtlingsſchrift eines jungen Gelehrten erwähnte. Auf einen großen Theil jener Specimina eruditionis, die Jahr aus Jahr ein als „Diſſertationen" in die Welt geſchickt werden, paßt der geringſchätzige Ausdruck allerdings. Seit in der philologiſchen Wiſſenſchaft die ſprachwiſſenſchaftliche Richtung präponderirt, dreht ſich ein ſtarker Bruchtheil aller philologiſchen Diſſertationen um jene ſtatiſtiſchen Unterſuchungen auf dem Gebiete der griechiſchen und lateiniſchen Grammatik, der Formenlehre ſowohl wie der Syntax, die dem Studenten oft ganze Jahre ſeiner koſtbaren Studienzeit koſten und deren Reſultat ſchließlich in der Regel ſich in zwei Zeilen zuſammenfaſſen läßt. Schon vom zweiten oder dritten Semeſter an verrennt ſich jetzt ein guter Theil unſerer Philologieſtudirenden in der einſeitigſten Weiſe in derartige grammatiſche Specialſtudien, anſtatt ſich vor allen Dingen in ſämmtlichen philologiſchen Diſziplinen gehörig umzuſehen, ſich in der Geſchichte, der Cultur-, Literatur- und Kunſtgeſchichte der Völker des klaſſiſchen Alterthums heimiſch zu machen und viel, möglichſt viel von den alten Autoren ſelbſt zu leſen. Wenn man bedenkt, daß mindeſtens neun Zehntel aller Philologieſtudirenden ſpäter Lehrer werden, und nur dem kleinen Reſt es gelingt, das höchſte aller irdiſchen Ziele zu erreichen und „ſich zu habilitiren", ſo iſt dieſe Thatſache im Intereſſe der Betreffenden ſelbſt, vor allem aber auch im Intereſſe der Schule tief zu beklagen. Kann es als die Vorbereitung auf ein zukünftiges Lehramt betrachtet werden, wenn der Student vier, fünf Semeſter lang alle freie Zeit, die ihm vom Kollegienhören übrig bleibt, — und wie viel hört denn ſolch ein ſtolzer Jüngling noch Kollegien, dem ſchon die „Doktorarbeit" im Kopfe und die Viſitenkarte mit dem Dr. phil. vor dem Namen in der Brieftaſche ſteckt? — darüber verſitzt, daß er ſtatiſtiſche Unterſuchungen über die Rection irgend einer griechiſchen Präpoſition oder einer lateiniſchen Conjunction anſtellt? Doctores werden auf dieſe Weiſe wohl fertig, aber leider keine Praeceptores. Im Schulamte gehen dann den jungen Doktoren erſt die Augen auf über das,

Digitized by Google

was ſie eigentlich hätten lernen ſollen, aber leider nicht gelernt haben, im Schulamte, wenn ſie dann mühſelig auf die ſachliche Interpretation eines Schriftſtellers ſich aus Lübker's „Reallexikon“ oder Guhl und Koner's „Leben der Griechen und Römer“ präpariren müſſen wie ein Schülerlein und dort nach einer Einzelheit aus den „Antiquitäten“ — o welch garſtig altmodiſcher Ausdruck! — ſuchen, die ſie von Rechts wegen aus dem eigenen reichen, zuſammenhängenden gegenſtändlichen Wiſſen mühelos ſchöpfen und ſpenden ſollten. Wie verſchwindend klein iſt an unſern Schulen die Zahl derjenigen Philologen, die im Stande ſind, über Fragen aus der alten Kunſt ihren Schülern aus dem Stegreiſe etwas Ordentliches und Nennenswerthes zu ſagen! Wie viele laufen herum, die in dieſen Dingen die wahren Banauſen ſind und auf einem geradezu „vorchriſtiſchen“ Standpunkte ſtehen!

Es ſei ferne von uns, jene Sorte von Diſſertationen in Bauſch und Bogen als nichtig, als bedeutungslos hinſtellen zu wollen. Gewiß ſind die Studien, die darin niedergelegt werden, oft höchſt verdienſtvoll; gerade auf dem Gebiete der Grammatik iſt noch unendlich viel zu thun, und vielfach ſind jene Unterſuchungen ohne einen gewiſſen Scharfſinn nicht auszuführen. Aber wir leugnen entſchieden, daß die Univerſitätsjahre dazu da ſind, mit ſolcher Ausſchließlichkeit, wie es jetzt vielfach geſchieht, derlei Dinge zu treiben. Wer ſpäter im Amte Muße und Neigung dazu hat, ſich in philologiſche Spezialitäten dieſer Art jahrelang, jahrzehntelang zu vertiefen — und es kann leicht Jahrzehnte dauern, ehe einer dabei zu nennenswerthen Reſultaten gelangt —, der mag es in Gottes Namen thun. Das Reſultat des philologiſchen Trienniums oder Quadrienniums müßte aber doch wahrlich ein anderes ſein, als das, was ein großer Theil der philologiſchen Doctordiſſertationen jetzt bietet. Leider dulden nicht, nein begünſtigen die Univerſitäten dieſe verkehrte Richtung. Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu thun. Und gar mancher Profeſſor betrachtet die Getreuen und Gläubigen, die ſich um ihn ſchaaren, als ſeine Kärrner, auf deren geduldige und hilfsbereite Schultern er bei ſeinen eigenen wiſſenſchaftlichen Studien gewiſſe unbequeme Nebenarbeiten, die er ſelber auszuführen ſich wohl hütet, wälzen zu dürfen glaubt. Es iſt das zugleich die bequemſte Art, „Schule“ zu machen.

Die vorliegende Schrift erſcheint unter den landesüblichen philologiſchen Doktordiſſertationen wie ein weißer Sperling. Wer das Leben eines ſo hervorragenden, vielſeitigen, anregenden und fruchtbaren Gelehrten, wie Chriſt es war, zu ſchreiben auch nur verſucht, der iſt genöthigt, ſich in ganz anderer Weiſe in philologicis zu orientiren, als einer, der vor der Zeit an dem Texte eines einzelnen Schriftſtellers kleben bleibt oder ſich in irgend eine grammatiſche Spezialität verbohrt; er muß die Augen nach allen Seiten hin offen haben,

muß hunderterlei Fragen zu Leibe gehen, in eine reiche Literatur ſich einarbeiten, kurz er muß er mag wollen oder nicht, ein gerechter und vollkommener Philologe werden. Aus dieſem Grunde haben wir die vorliegende Arbeit mit aufrichtiger Freude zur Hand genommen, und, trotz mancher Schwächen, die ihr anhaften, mit aufrichtiger Befriedigung aus der Hand gelegt.

—rt.

Die Pariſer Weltausſtellung.

Von Adolf Roſenberg.

8. Franzöſiſche Portrait- und Genremaler. — Der Orient und die Landſchaft. — Die Kunſtinduſtrie. — Engliſches Porzellan und Faience. — Franzöſiſches Porzellan.

Die franzöſiſche Portraitmalerei macht, wenn man von dem glänzenden Geſtirne Bonnat's abſieht, nicht den blendenden, beſtechenden Eindruck, den ſie auf der Wiener Weltausſtellung hervorrief. Die Portraitmaler Deutſchland's und Oeſterreich's haben den Franzoſen inzwiſchen die Kunſt abgelauſcht, Atlas und Spitzen, Seide und Sammet mit überraſchender Naturwahrheit zu konterfeien, und da ſie den letzteren in der Wiedergabe des geiſtigen Weſens der darzuſtellenden Perſon ſtets gewachſen, wenn nicht gar überlegen waren, neigt ſich heute die Waage ſtark zu Gunſten Oeſterreich's und Deutſchland's. Sie würde vollwichtig auf den Boden ſinken, wenn nicht auf der anderen Seite Bonnat das Gleichgewicht wiederherſtellte.

Bonnat, wie Guſtav Richter, Deutſchland's erſter Portraitmaler, ein Schüler Cogniet's, darf nach ſeinen letzten Schöpfungen den erſten Bildnißmalern aller Zeiten an die Seite geſtellt werden. Im Grunde genommen gründet ſich der Anſpruch Bonnat's auf ſolchen Ruhm auf ein einziges Bildniß, das alle ſeine übrigen Leiſtungen aufwiegt, auf das Bildniß des erſten Präſidenten der dritten Republik, das gerade zu einer Zeit zur erſten Ausſtellung gelangte, wo die Popularität des berühmten Staatsmannes am höchſten geſtiegen war. Es war in den erregten Maitagen von 1877, als ſich der „Salon" öffnete und als vornehmſtes Meiſterwerk das Bildniß des Herrn Thiers zeigte. Wie aus Marmor gemeißelt, aber weit entfernt, hart und kalt zu erſcheinen, tritt der Kopf wie ein warnendes Mene tekel aus dem dunklen Fond heraus. Die Lippen ſind feſt zuſammengekniffen, und um den Mund, der ſonſt ſo gutmüthig zu lächeln pflegte, ſind herbe Falten eingegraben. Die weitgeöffneten Augen

blicken wie gewöhnlich ſcharf und durchdringend, aber mit gramvollem Ausdruck vorwärts. Aus dieſen pergamentenen Zügen lieſt man die Geſchichte eines kummervollen Jahrzehnts: man fühlt, daß man vor dem Bilde einer hiſtoriſchen Größe, mithin vor einem echten Hiſtorienbilde ſteht, einem Bilde von ſo überwältigender Wahrheit, wie es vielleicht kein zweites unter den zweitauſend Gemälden auf dem Marsfelde giebt. Mit großer Selbſtverleugnung hat der Maler auf jeden Effekt verzichtet: ein ſchwarzer, bis obenhin zugeknöpfter Ueberrock, ein dunkelvioletter Fond, und nur auf den grandioſen Kopf fällt von oben herab ein volles, aber mildes Licht.

Der Nimbus, der heute das Haupt des Staatsmannes umſtrahlt, iſt ſelbſtverſtändlich noch um vieles heller als vor einem Jahre. Man hat dem Bilde, das den Typus ſeines Angeſichts ein für allemal feſtgeſtellt und volksthümlich gemacht hat, einen Platz, den beſten, in dem Ehrenſaale der Kunſthalle auf dem Marsfelde angewieſen, dort wo die Bilder Meiſſonier's des Großen in langer Reihe neben einander hängen. Wenn man aus dem reizenden Blumengarten, der den Pavillon der Stadt Paris umgiebt, durch das monumentale Portal in die Kunſthalle tritt, fällt der Blick des Eintretenden zuerſt auf das ehrwürdige Geſicht, das ſich wie ein leuchtendes Geſtirn vom dunklen Firmamente abhebt.

Leider iſt der Mann, vor dem, ſowie er uns hier entgegentritt, ſelbſt derjenige Ehrfurcht und Bewunderung empfinden wird, der ſein politiſcher Gegner geweſen iſt, nicht in die beſte Geſellſchaft gerathen. Nicht durch ſeine Schuld, ſondern vielmehr durch die ſeines Malers, der es nicht verſchmäht hat, ſeinen Pinſel einem ſo übelberufenen Manne wie Don Carlos dienſtbar zu machen. So kam es, daß einer der perſönlich unbeſcholtenſten Männer der neueren Geſchichte in denſelben Saal mit einem verabſcheuungswürdigen Abenteurer gekommen iſt, weil der Maler nach dem Grundſatze: Non olet! die Dukaten des letzteren mit Behagen eingeſtrichen hat, vielleicht auch das pikante Sujet benutzen wollte, um in der internationalen Geſellſchaft von Paris ein bischen Senſation zu machen. Es läßt ſich, wie man ſieht, die Geſchichte kaum eines großen, franzöſiſchen Künſtlers erzählen, ohne daß ein häßlicher Flecken ſein Charakterbild entſtellt.

Die Modemaler, die auf der Wiener Weltausſtellung ſo viel Aufſehen erregten, ſind auffällig zurückgegangen. Carolus Duran, der gefeiertſte unter ihnen, hat ſich eine brutale Mache angewöhnt, die ſich in den ſchreiendſten Farbenkontraſten bewegt. Das tollſte Beiſpiel dafür iſt das enfant bleu, richtiger hieße es l'enfant terrible, das auf dem „Salon" von 1873 den Schrecken der Beſucher bildete: ein etwa fünfjähriger Knabe in dunkelblauem Kleide, der ſich von einer himmelblauen Wand abhebt und auf einem zeiſiggrünen Teppich ſteht. Auch Nelie Jacquemart, die durch die Portraits des damaligen Unter-

Digitized by Google

richtsminiſters Duruy (1869) und des Marſchalls Canrobert in Wien alle ihre Rivalen ſchlug, hat ihre früheren Leiſtungen durch neue nicht in den Schatten geſtellt, und doch verſtand ſie es noch am beſten unter den franzöſiſchen Portraitmalern dem geiſtigen Charakter eines Individuums gerecht zu werden. Vollends flach und geiſtlos, mehr Robenporträts als Menſchenbilder, ſind die Bildniſſe von Cabanel und Robert-Fleury, und gerade ſie — das iſt charakteriſtiſch — gehören zu den bevorzugteſten Portraitmalern von Paris, insbeſondere der offiziellen Welt.

Cabanel iſt, wie ich ſchon bei Beſprechung der hiſtoriſchen Malerei angedeutet habe, der ausgeprägteſte Typus des Akademikers, den man ſich denken kann, und obwohl Robert-Fleury noch nicht die Ehre hat, zu den Membres de l'Institut zu zählen, iſt er um ſeiner Kunſt willen dieſer Ehre längſt würdig. Keiner unter den modernen franzöſiſchen Malern erinnert ſo lebhaft wie er an den Vater des akademiſchen Stils, an L. F. David, den Jakobiner und Hiſtorienmaler, der zugleich als der geiſtige Vater der gegenwärtigen Hiſtorienmalerei Frankreich's angeſehen werden muß. Die echte, die wahre Größe, wie ſie ſich in Delacroix offenbart hat, findet in Frankreich keine Nachfolger mehr. Nur das Geſpreizte, das Theatraliſche, das Komödiantenhafte findet ſeine Verehrer. Die großen Bilder David's, die jetzt faſt ſämmtlich in den Sälen des Louvre vereinigt ſind, werden von den Franzoſen als leibhaftige Evangelien klaſſiſcher Kunſt angeſtaunt, dieſe hohlen, froſtigen Deklamationen, dieſe wohlarrangirten Theaterſzenen, denen nicht die leiſeſte Spur von Wahrheit und Empfindung innewohnt. Während der Republikaner in ſeiner Formengebung noch ziemlich ſtreng und ehrbar war, merkt man es den Bildern Robert-Fleury's an, daß ihr Maler die Lotterſchule des zweiten Kaiſerreichs mit Erfolg durchgemacht hat. Sein rieſiges, figurenreiches Gemälde „Der letzte Tag von Korinth", der ſchon auf der Wiener Weltausſtellung paradirte und zum großen Theil dazu beitrug, dem franzöſiſchen Salon einen Namen einzutragen, den wir hier nicht wiederholen wollen, iſt für würdig befunden worden, dem Muſeum des Luxemburg einverleibt zu werden. Wir ſehen ihn jetzt wiederum auf dem Marsfelde: es iſt nicht viel mehr als ein Ragout nackter, üppiger Frauenleiber, die in wollüſtigen Stellungen zu einer großen Gruppe vereinigt ſind. Man würde eher an ein Bacchanal, jedenfalls an alles andere eher denken als an die Schrecken einer Eroberung. Nur der Konſul Mummius, der mit ſeinen Kriegern von links her angeritten kommt, erinnert uns daran, daß den ſchönen Damen im Vordergrunde kein angenehmes Schickſal bevorſteht. Neuerdings iſt Robert-Fleury asketiſcher geworden. Er hat die Ueppigkeit Korinth's vergeſſen und iſt zu den Schrecken eines Irrenhauſes herabgeſtiegen.

Um ſein Bild, welches dieſem traurigen Stoffe gewidmet iſt, — es iſt die zweite ſeiner größeren Kompoſitionen auf der Ausſtellung — verſtehen zu können, müſſen wir etwas weiter ausholen. Ohne Kommentar ſind die meiſten Schöpfungen der modernen Hiſtorienmalerei Frankreich's abſolut unverſtändlich. Der dirigirende Arzt des Pariſer Irrenhauſes, der Salpetrière, Pinel (1795), proteſtirte als der erſte energiſch gegen die grauſame Behandlung der Wahnſinnigen. Er machte ſich die allgemeine revolutionäre Bewegung zu Nutze und ſetzte es durch, daß den armen Irren die Ketten und Fußblöcke, mit denen ſie gefeſſelt waren, abgenommen und daß ſie fortan nach den Geſetzen der Humanität behandelt wurden. Robert-Fleury's Bild ſtellt den edlen Wohlthäter dar, wie er in den Hof des Irrenhauſes tritt und den Befehl giebt, den Irren die eiſernen Ketten abzunehmen. Einige, die ſchon befreit ſind, drängen ſich um ihn und küſſen inſtinktiv ſeine Hände. Andere, Männer und Frauen, wälzen ſich noch, halb von Kleidern entblößt, die ſie ſich vom Leibe abgeriſſen haben, in ihren Ketten auf dem Boden herum. Wir begegnen hier wiederum der unſeligen Vorliebe für das Gräßliche, die wir ſchon früher als charakteriſtiſch für die franzöſiſchen Maler geſchildert haben. Denn nicht Pinel iſt der Mittelpunkt des Bildes, ſondern das Häuflein Wahnſinniger, dieſe entfleiſchten Geſtalten mit den glanzloſen, ſtieren Augen und den grauenhaft, verzerrten Geſichtern, die ſich in ſchrecklichen Konvulſionen bemühen, ihre Ketten zu zerreißen und von den Fußblöcken loszukommen.

Nächſt Bonnat verdient Bouguereau als Portraitmaler eine ehrenvolle Erwähnung. Iſt ſein Fleiſchton auch von einer eigenthümlichen, elfenbeinartigen Kälte, die, wie ein Vergleich mit ſeinen anderen Bildern zeigt, beabſichtigt iſt, ſo kommt doch auch durch ihn der geiſtige Ausdruck der Phyſiognomie zur Geltung. Er mahnt in ſeiner ſorgſältigen Modellirung und minutiöſen Durchbildung des Angeſichts und in dem erwähnten, elfenbeinfarbenen Tone an einen ſehr geſchätzten deutſchen Maler des vorigen Jahrhunderts, an Balthaſar Denner. Bouguereau's Stärke liegt jedoch in ſeinen religiöſen Bildern, die ſich einer großen Beliebtheit erfreuen. Eine Madonna mit dem Leichnam Chriſti im Schooße und eine Maria consolatrix ſind die beſten unter ihnen. Mit großer Virtuoſität und mit großem Farbenaufwand gemalt, mit bewunderungswürdiger Korrektheit gezeichnet und modellirt, vermögen ſie doch nicht eine nachhaltige Wirkung zu erzielen. Es fehlt ihnen die Wärme des Gefühls, die Innigkeit, welche die religiöſen Bilder auszuſtrömen pflegen, denen man in Deutſchland Verehrung zollt.

Auch nur um des trefflichen Modellſtudiums wegen fand ein todter Chriſtus von Henner auf dem „Salon" von 1876 lebhafte Bewunderung. Auf dem Marsfelde verſchwindet er unter der Menge von Aktſtudien, welche die fran-

zöſiſchen Maler mit verſchwenderiſcher Hand in ihre Säle ausgeſtreut haben. Die Körper dieſer Damen, deren Reize hier in den erdenklichſten Situationen ausgeſtellt ſind, unterſcheiden ſich nicht ſehr von einander. Sie ſind alle ſehr ſorgfältig gezeichnet, ſehr geſchickt und weich modellirt, ſehr zart abgetönt, aber ſonſt ziemlich charakterlos. Ihre zierliche, ſüßliche Eleganz wirkt ſchließlich auf das Auge wie ein kalligraphiſcher Schnörkel: trotz des emſigſten Naturſtudiums ſchrecken die franzöſiſchen Maler vor der Naturwahrheit zurück, wo dieſe über den landesüblichen Kanon hinausgeht. Den Muth, die Natur ſo ungeſchminkt darzuſtellen, wie ſie iſt, haben nach Courbet, dem kühnen, genialen Bahnbrecher des Realismus, nur äußerſt wenige gehabt. An und für ſich ermüden dieſe Nymphen, Odalisken und Modellfiguren in ihrer unabſehbaren Wiederkehr: nur das raffinirte Arrangement und der Kontraſt der Farben verleiht hie und da einem Bilde beſondere Reize. So ruht z. B. eine Dame Henner's auf einem ſchwarzen Divan, der wunderbar auf dem weißen Körper reflektirt. Ebenſo pikant iſt das Farbenſpiel auf dem Körper einer Dame, welcher Dargent einen Platz auf einem violetten Divan angewieſen hat. Hirſch und Parrot lüften den Schleier von den Geheimniſſen des Ateliers und gewähren uns einen Blick, der eine in das Atelier eines Malers, der andere in das eines Bildhauers, wo gerade ein ſchönes Mädchen auf der Drehſcheibe ſteht, um das Modell für eine Galathee herzugeben.

Eine zweite Gruppe von ſolchen Figuren, die ſich aber wenigſtens den Luxus eines mythologiſchen Mäntelchens erlauben, ſind die Bacchantinnen, die Quell-, Fluß- und Waldnymphen und die allegoriſchen Damen. Die Ahnfrau dieſes Geſchlechts iſt die berühmte „Quelle“ von Ingres, die eben jetzt aus Privatbeſitz durch Vermächtniß in den Louvre gelangt iſt. Dieſer Kanon wurde ſpäter aufgefriſcht durch die „Wahrheit“ von Lefebvre, eine ſchöne, nackte Frauengeſtalt mit ernſten, großen Augen, die mit der kerzengerade aufgerichteten Rechten einen Spiegel emporhält, aus welchem blitzende Strahlen ſprühen. Dieſes Bild iſt außerordentlich populär geworden und 1870 in das Luxemburgmuſeum gekommen. Im Grunde iſt es eine ziemlich flache, nichtsſagende Arbeit. Man ſieht an ihr, mit wie wenigem man bei den Franzoſen ſein Glück machen kann.

Eine der wenigen völlig ſympathiſchen, durch und durch geſunden Künſtlergeſtalten des jungen Frankreich's iſt der Bauernmaler Breton, deſſen wir ſchon bei der Charakteriſtik der engliſchen Genremaler gedachten. Seine Bilder gleichen den Eklogen Vergil's: ohne in das Sentimentale und Unwahre zu verfallen, ſind ſeine Darſtellungen aus dem Leben der bretoniſchen Bauern mit einem gewiſſen poetiſchen Lichte übergoſſen, das ſie in eine ideale, von den Plagen des Daſeins befreite Sphäre rückt. Er zeigt uns Säerinnen und Schnitterinnen bei der Arbeit, vollkräftige Geſtalten von geſunder Schönheit ſtrotzend, etwa wie wir

Digitized by Google

uns Goethe's Dorothea denken, Mäher, die ſich zur Mittagsruhe auf eine ſaftgrüne Wieſe geſtreckt haben, während das Sonnenlicht durch die ſchützenden Zweige auf die Schläfer fällt, eine heimkehrende Schnitterin, die von der Abendſonne beleuchtet wird, Fiſcher am Strande des mittelländiſchen Meeres — faſt alle in Figuren wenig unter Lebensgröße, die von einem feinen Schönheitsgefühl und von einer vornehmen, poetiſchen Auffaſſung der Natur zeugen.

Obwohl, wie wir in der Schilderung der Schreckensherrſchaft in der franzöſiſchen Hiſtorienmalerei geſehen haben, die Bekanntſchaft mit dem Orient den meiſten Malern zum Verderben ausgeſchlagen hat, fehlt es auf der anderen Seite auch nicht an ſolchen, die reelle Vortheile für ihre Kunſt, insbeſondere für ihre Palette mitgebracht haben. Zu ihnen gehört in erſter Linie L. Leloir, ein junger Künſtler, deſſen Name bisher nicht über die Bannmeile von Paris hinausgedrungen war und der nun mit einem Male in aller Munde iſt. Es ſind ſechs kleine Blätter in Aquarell, denen er ſeinen ſchnell erworbenen Weltruhm verdankt, ſechs Portraits von Odalisken, die der Maler jedoch, der Gewohnheit ſeiner Kollegen zuwider, vollſtändig koſtümirt hat. Es ſind, wenn man will, ſechs Apotheoſen des ſüßen Nichtsthuns, dieſe ſüßen, pikanten Blumen des Orients, die einen förmlich berauſchenden Duft ausſtrömen. Die eine ſpielt mit weißen Mäuſen, die andere mit einem blauen Vogel, die dritte bläſt die Flöte — alle lagern ſie auf ſchwellenden Divans, von einem Schwall von Seide, Mouſſelin, Brokat und köſtlichem Geſchmeide umgeben. Mit der Schärfe des Zeichenſtifts hat Leloir's geiſtreicher Pinſel die verſchiedenartigen Komplexionen dieſer Geſchöpfe charakteriſirt und zugleich eine Leuchtkraft der Farbe entfaltet, die ihm einen Platz unter den erſten Aquarelliſten des Marsfeldes — und das ſind die erſten Aquarelliſten der Welt — anweiſt.

Daß Leloir ein ebenſo gewandter Oelmaler iſt, zeigt eine Reihe kleiner Genrebilder, von denen das originellſte eine Verſuchung des heiligen Antonius, das farbenreichſte ein Taufgang mit Figuren in Koſtümen des vorigen Jahrhunderts iſt. Der alte Einſiedler wird nicht wie auf den Bildern des alten Breughel und Teniers von allerhand phantaſtiſchem Höllenſpuk geplagt, ſondern zwei verteufelt hübſche Mädchen, denen man ihre hölliſche Provenienz nicht im geringſten anſieht, machen ſich um den Alten zu ſchaffen, der kaum noch Widerſtand zu leiſten vermag und ſich wie ein Verzweifelter an ein in den Boden getriebenes Kreuz feſtklammert.

Neben dieſem neu aufgetauchten, glänzenden Geſtirn verbleicht ſelbſt der alte Orientmaler Gerome, noch einer von der klaſſiſchen Tradition, ein Schüler von Delaroche. Seine glatten, ſauberen Bildchen zeigen zwar noch den alten Farbenglanz, die alte Fähigkeit, ungemein zart und fein zu modelliren, aber zugleich eine akademiſche Kälte, die empfindlich wirkt, wenn man ſich an den

Digitized by Google

mit alter Liebe durchgeführten Details, den Geräthen, den marmornen Fußböden u. ſ. w. ſatt geſehen hat. Ein türkiſches Bad mit einer Perle des Harems und ein zweites, größeres Bad mit einer ganzen Schaar von Odalisken zeigen uns den Meiſter noch von ſeiner beſten Seite.

Ein dritter Maler, Namens Moreau, iſt deshalb hier zu erwähnen, weil er das Unglück gehabt hat, durch die Berührung mit dem Orient den Verſtand zu verlieren. Nichtsdeſtoweniger iſt er bereits vier Mal dekorirt worden. Seine Bilder gehören eigentlich mehr in ein Muſeum für pathologiſche Abnormitäten als in eine Gemäldegalerie. Er ſieht nämlich die Geſtalten der antiken Mythe und des alten Teſtaments mit den Augen eines Perſers an d. h. er kleidet, wo es etwas zu bekleiden giebt, ſeine Figuren in die abenteuerlichſten perſiſchen Koſtüme, ſetzt ſie in perſiſche Tempel und läßt durch alle Fenſter, Ritzen und ſonſtigen Oeffnungen Lichtſtröme in das Innere hineinfließen, die man für Schwefeldämpfe hält. So tanzt z. B. auf einem Bilde Salome vor Herodes, der auf ſeinem Throne daſitzt, ausgeputzt und mit Juwelen behängt wie ein indiſches Götzenbild. Und nun ſtelle man ſich den komiſchen Eindruck vor, wenn ein Maler von dieſer Geſchmacksrichtung Herkules im Kampfe mit der Hydra und Oedipus vor der Sphinx malt, die ſich eben anſchickt, von dem Felſen herabzuſpringen.

Wie Moreau für die gelbe Farbe und den Orient, ſo ſchwärmt Le Roux, ein gleichfalls viermal dekorirter Maler, für die weiße Farbe und das klaſſiſche Alterthum. Nicht zufrieden damit, uns drei Tempelſzenen gemalt zu haben, auf denen es von Prieſterinnen in weißen Gewändern wimmelt, führt er uns ſämmtliche fünfzig Töchter des Danaos in zwei langen, parallel tief in das Bild hinein laufenden Zügen vor, wie ſie eben beſchäftigt ſind, an dem öden Felſenufer des Acheron Waſſer zu ſchöpfen und das lecke Faß zu füllen. Fünfzig weißgekleidete Jungfrauen in zwei langen Reihen nebeneinander!

Die franzöſiſche Landſchaftsmalerei iſt auf der Ausſtellung nicht beſonders glänzend vertreten. Und doch fehlt nicht ein einziger Träger eines berühmten Namens. Hätte ſie überhaupt, möchte man weiter fragen, beſſer vertreten ſein können als ſie es in der That iſt? Ich möchte, auf die Gefahr hin, eine Ketzerei zu begehen, mit einem vollen Nein! antworten.

In der modernen Landſchaftsmalerei Frankreich's hat bekanntlich diejenige Richtung den Sieg davongetragen, die, von Courbet inaugurirt, von dem jüngſt verſtorbenen Daubigny ausgebildet und in ein förmliches Syſtem gebracht worden iſt. Dieſe moderne realiſtiſche Schule ſieht, um es kurz zu ſagen, in der Natur nicht die Form, das Einzelne, das Weſen, ſondern etwas Geſammtes, eine Maſſe, den Schein. Sie verzichtet deshalb auf die Wiedergabe des Einzelnen, eines Baumes oder eines Felſens, durch die Zeichnung und giebt nur

Digitized by Google

durch den jedesmaligen Ton, den ein Gegenſtand unter dieſem oder jenem Lichte hat, den ſinnlichen Eindruck wieder. Aus dieſem Grunde hat man den Anhängern der Schule, welche die Prinzipien des Meiſters natürlich noch auf die Spitze trieben, den Namen „Impreſſioniſten“ gegeben. Die Impreſſioniſten hatten einen langen und ſchweren Kampf zu beſtehen, bevor ſie ſich zu förmlicher Anerkennung durchfochten. Jahre lang vom „Salon“ ausgeſchloſſen, veranſtalteten ſie ihre Separatausſtellungen, bis ſich ihnen endlich die Pforten des „Salons“ öffneten. Ende April, als der Nachlaß Daubigny's, eine große Anzahl von Gemälden und Skizzen, verſteigert wurde, war ganz Paris impreſſioniſtiſch geſinnt.

Wenn man ein Bild Daubigny's aus unmittelbarer Nähe betrachtet, unterſcheidet man nichts als eine Anzahl rother, blauer, grüner, weißer und ſchwarzer Kleckſe, die mit dem Pinſel ſcheinbar willkürlich dick nebeneinander hingeſetzt ſind. Erſt in weiterer Entfernung löſt ſich dieſer Wirrwarr von Kleckſen auf und bei einigem guten Willen kann man ſo etwas wie einen Sonnenuntergang auf einer Wieſe erkennen. Ein Haufen weißer Oelfarbe ſoll dann eine Winterlandſchaft darſtellen, ein Sammelſurium von allerhand Grün den Frühling u. ſ. w. Es iſt nicht auffällig, daß ſolche Exzentrizitäten in Paris große Schaaren von Bewunderern finden. Das darf uns jedoch nicht hindern, dieſe moderne Richtung in der Malerei als das zu bezeichnen, was ſie wirklich iſt, als eine völlig kunſtwidrige, auf niedrige Senſation berechnete Verirrung.

Wie Daubigny ein an ſich nicht unvernünftiges Prinzip durch maßloſe Uebertreibung diskreditirt hat, ſo iſt Corot durch einſeitige und ausſchließliche Anwendung des durch ihn vertretenen Prinzips in Manierismus verfallen. Im Gegenſatze zu Daubigny war er ein Poet, vor deſſen Augen ſich die Welt und die ganze Natur in einen ſilbergrauen, lichten Schleier hüllte. Er gewöhnte ſich allmählich ſo an dieſe Anſchauungsweiſe, daß er ſchließlich keine anderen Töne mehr ſah als grau in grau. Das Laub der Bäume, das Waſſer der Flüſſe, das Roth der Abendſonne — alles bekam ſeinen grauen Ton. Auch dieſer Apoſtel des Grauen fand, wenn auch ziemlich ſpät, ſeine Verehrer, ja ſeine Fanatiker. Die Weltausſtellung giebt Gelegenheit, ſich von der Unfruchtbarkeit, von der Troſtloſigkeit ſeines maleriſchen Prinzips zu überzeugen. Dort hängen zehn Bildchen von ſeiner Hand nebeneinander.

Man ſieht im Vordergrunde meiſt eine Baumgruppe, die ſich in der Mitte öffnet, ſodaß man einen Durchblick auf eine lange Perſpektive wie durch einen Rahmen erhält. In dieſer Perſpektive ſchwimmen ſilbergraue und gelbliche Töne umher, wallen graue Schleier auf und ab — das iſt die Poeſie einer Corot'ſchen Landſchaft. Wie Daubigny behandelt er die Zeichnung mit ſouveräner Verachtung. Die Staffage, mit der er ſeine Landſchaften zu beleben pflegte

— mythologiſche oder bibliſche Figuren — iſt ſo leichtfertig hingekleckſt, daß man nur mit Hülfe des Katalogs erfahren kann, daß eine Anzahl gelber, rother und grüner Flecke den „heiligen Sebaſtian gepflegt von den heiligen Frauen“ darzuſtellen haben.

Wenn man die Säle der franzöſiſchen Ausſtellung zum erſten, zum zweiten Male betritt, wird man geblendet durch die über alle Beſchreibung glänzende Technik, durch die Neuheit der behandelten Probleme, durch die Kühnheit in ihrer Löſung. Aber allgemach verliert ſich der erſte Eindruck. Man ſucht Geiſt und findet eſpritvolle Mache, man ſucht Empfindung und Herz und findet hohle Routine. Der franzöſiſchen Malerei fehlt der große nationale Zug: ſie iſt allmählich zu einem Sammelplatz von Raritäten und Kurioſitäten geworden.

Die fünf Jahre, welche ſeit der Wiener Weltausſtellung verfloſſen ſind, ſind ſelbſtverſtändlich eine zu kurze Spanne Zeit, als daß ihr Einfluß auf eine Weiterentwicklung der europäiſchen Kunſtinduſtrien ein augenfälliger ſein konnte. Auch würde ſich nach der Pariſer Weltausſtellung kein endgiltiges und umfaſſendes Urtheil über den gegenwärtigen Stand der Kunſtinduſtrie in den ziviliſirten Ländern der Welt fällen laſſen, da die politiſchen Wirren zwei große Länder, Deutſchland und die Türkei, veranlaßt haben, ganz von der Weltausſtellung fern zu bleiben — die deutſche Bilderabtheilung kommt hierbei nicht in Betracht —, andere, wie Rußland und Nordamerika, ſich nur in geringem Grade zu betheiligen. Amerika iſt offenbar ausſtellungsmüde. Die Weltausſtellung von Philadelphia hat ſeine Kräfte zu ſehr in Anſpruch genommen. Auch mögen die commerziellen Verhältniſſe in den Vereinigten Staaten auf die Beſchickung an der Pariſer Ausſtellung lähmend gewirkt haben. Die nordamerikaniſche Abtheilung giebt in keiner Hinſicht ein Bild von dem hohen Stande der Induſtrie und beſonders von der großen Summe von Induſtriezweigen, die unter dem Schutze des Sternenbanners kultivirt werden. Mehr als in jedem andern Lande iſt hier der Zufall der Arrangeur der Ausſtellung geweſen.

Am meiſten hat ſelbſtverſtändlich Oeſterreich von der Wiener Weltausſtellung profitirt. In dieſem Lande iſt während der letzten fünf Jahre erſtaunlich viel gearbeitet worden. Nicht daß etwas neues, überraſchendes produzirt worden wäre. Die Fortſchritte, welche die öſterreichiſche Kunſtinduſtrie gemacht hat, ſind vielmehr darin zu erkennen, daß auf allen ihren Gebieten nach vernünftigen klaſſiſchen Traditionen und Muſtern geſchaffen wird. Die ſyſtematiſche Agitation für eine Veredlung des Kunſtgewerbes, für ein Zurückgreifen auf die italieniſche und deutſche Renaiſſance macht ſich überall bemerkbar. Mit einem Wort: die öſterreichiſche Kunſtinduſtrie hat eine beſtimmte Richtung eingeſchlagen, die ſie konſequent feſtzuhalten ſucht, ſie hat Stil bekommen.

Digitized by Google

Das geſchickteſte Arrangement hat England und Italien gezeigt, indem beide Länder nach einem vollkommen richtigen Grundſatze, der für eine Weltausſtellung allein maßgebend ſein ſollte, nur in ſolchen Induſtriezweigen ausſtellen, in denen ſie bereits eine unzweifelhafte Priorität vor den andern Nationen erreicht haben oder in denen ſie ſich durch eine beſondere Originalität und durch beſondere Spezialitäten auszeichnen.

Wie in der Kunſt hat England auch in der Kunſtinduſtrie durch ſeine Porzellan- und Faienceausſtellung einen großen Trumpf ausgeſpielt. Sieht man von der Ausſtellung der Sèvres-Manufaktur ab, ſo gebührt England auf dieſem ungemein wichtigen und umfaſſenden Gebiete der modernen Kunſtinduſtrie der Vorrang vor Frankreich und ſomit auch vor den übrigen Völkern Europa's. Das iſt eines der intereſſanteſten und bedeutſamſten Reſultate der Pariſer Weltausſtellung.

Man braucht nur die Namen Wedgwood und Minton zu nennen, um alle Faience-Enthuſiaſten in helles Entzücken zu verſetzen. Die Firma Wedgwood in Stoke-upon-Trent, die im Jahre 1760 gegründet wurde und noch heute im vollſten Flor ſteht, gehört bereits der Geſchichte an. Das Wedgwood-Porzellan aus den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhundert figurirt unter den Kapitalſtücken unſrer Faienceſammlungen. Neuerdings iſt freilich der Glanz der alten Fabrik durch die China Works der Minton's, die ſich gleichfalls in Stoke-upon-Trent befinden, überſtrahlt worden. Hier hat namentlich die Pâte-sur-pâte-Fabrikation und die Porzellan- und Majolikamalerei, beſonders ſeit es den Minton's gelungen iſt, Mr. Solon, den beſten Porzellanmaler der Sèvres-Manufaktur, der während des deutſch-franzöſiſchen Krieges nach England ging, dauernd an ſich zu feſſeln, die höchſte künſtleriſche Ausführung erfahren, deren jene Zweige der Töpferkunſt fähig zu ſein ſcheinen.

Innerhalb der engliſchen Porzellan- und Faiencefabrikation herrſcht ein Leben, eine Bewegung, von der man ſich ſchwerlich eine Vorſtellung machen kann. Es giebt abſolut nichts mehr, keinen Stil, keine Manier, keine Form, keine Malweiſe und keine Fabrikationsart, in der ſich die Engländer nicht bereits verſucht hätten und zwar meiſt mit dem beſten Erfolge. China, Japan, Indien und Perſien, Griechenland, Egypten und Etrurien liefern ihnen Muſter und Formen, die ſie bis zur Täuſchung nachzuahmen verſtehen. Paliſſy-Teller, italieniſche Majolika-Schaalen und Delfter Porzellan werden mit gleicher Virtuoſität und derſelben Vollkommenheit nachgebildet. Daneben greifen ſie in die Vergangenheit ihres eigenen Landes zurück und formen Stutzuhren und Service in Early Engliſh, im Stile der Königin Anna oder König Jakob's II. Aber das köſtlichſte iſt und bleibt ihre graziöſe, reizvolle Pâte-sur-pâte-Fabrikation.

Minton's ſtehen hier oben an. Ihr Porzellan mit Pâte-sur-pâte-Malereien iſt das vollendetſte, was die geſammte Weltausſtellung auf dieſem Gebiete aufzuweiſen hat. Eine herrliche, olivengrüne Porzellan-Vaſe mit weißen Figürchen iſt das Prachtſtück ihrer Sammlung. Voll und ſcharf, glänzend wie aus weißem Achat geſchliffen, heben ſich die zierlichen Geſtalten, ſchwebende Nymphen, Tänzerinnen und Amoretten in luſtigen Schleiergewändern von dem farbigen Grunde ab, ohne daß die Farbe des Gefäßes in das Weiße der aufgetragenen Malerei hinüberfließt, aber auch ohne daß die Konturen der mit unbeſchreiblicher Grazie entworfenen und ausgeführten Figuren hart und eckig geworden ſind. Eine in wunderbarer Klarheit leuchtende, hellblaue Porzellanvaſe kann mit den kobaltblauen Vaſen der Sèvres-Manufaktur wetteifern, während eine andere von gleicher Farbe die abenteuerlichſten Erfindungen der franzöſiſchen Modelleure noch übertrifft. An die Henkel dieſer Vaſe, die mit Trophäen geſchmückt ſind, hat der phantaſievolle Erfinder je zwei römiſche Krieger in vollſter Waffenrüſtung gefeſſelt, welche alle Kräfte anſpannen, um ihre Ketten zu brechen; auf dem Deckel ächzt der gefeſſelte Prometheus unter den Schnabelhieben des olympiſchen Adlers, und um den Fuß des reich mit Gold verzierten Gefäßes ringelt ſich eine ſilberne Schlange. Eine mächtige, etwa ſechs Fuß hohe Fontaine, welche von einer griechiſchen Satyrherme getragen wird, um die ſich zwei nackte Knaben herumjagen, wird, was ihren Durchmeſſer anlangt, durch einen ebenfalls ſechs Fuß hohen, aber auch ſechs Fuß im Durchmeſſer zählenden Springbrunnen von Doulton & Co. übertroffen, der ſeinen Platz im Garten des Pavillons des Prinzen von Wales erhalten hat und der mit zweiundzwanzig Szenen aus der heiligen Schrift bemalt iſt, welche in irgend einer Beziehung zu dem erquickenden Naß ſtehen: z. B. Elieſer und Rebekka am Brunnen, Chriſtus und die Samariterin u. ſ. w.

In der Ausſtellung der Minton's findet ſich die ſchönſte Kollektion von gemalten Tellern mit Rokokobildern à la Boucher und Watteau, mit Bildern nach Teniers und den holländiſchen Kleinmeiſtern und mit jenen entzückenden, thaufriſchen Mädchengeſichtern, welche die engliſche Kunſtausſtellung zum Wallfahrtsorte aller Schönheitsfreunde gemacht haben.

Eine andere, ebenfalls von den Minton's ausgegangene Firma: Minton, Hollins & Co. ſucht ihre Spezialität in glaſirten und ſtumpfen Flieſen aus gebranntem Thon. Dieſe Flieſen haben für den Belag der Fußböden in Küchen, Haus- und Treppenfluren auch in Deutſchland, wo ſie allerdings in den trefflichen Mettbacher Flieſen einer gefährlichen Konkurrenz begegnen, Eingang gefunden, wenn auch nicht in dem Grade wie in Holland und England, wo ganze Wandflächen mit ſolchen bemalten Flieſen bekleidet werden, die in ihrer Zuſammenſetzung größere Kompoſitionen und Gemälde bilden.

Digitized by Google

Die Annexionsluſt der Engländer beſchränkt ſich bei der Wahl von Vorlagen für ſolche Thonbilder nicht auf Frankreich, ihre eigene und die klaſſiſche Kunſt; ſie läßt ſich auch zu Deutſchland herab. So ſehen wir z. B. als Verkleidung einer oberen Kaminwand die liebliche Knaus'ſche Madonna in einem wundervollen goldbraunen Tone auf weißen Grund gemalt. Die einzelnen Platten ſind ſo ſauber und ſorgfältig zuſammengeſetzt, daß die göttliche Harmonie dieſes Bildes, des ſchönſten Symboles eines gemüthvollen Familienlebens über der traulichen Flamme des Kamins, nicht durch Spalten und Riſſe geſtört wird.

Die Franzoſen gehen in der Zuſammenſetzung ſolcher Thongemälde noch um ein gutes Stück weiter als die Engländer. Das Bizarre und Abenteuerliche bildet ebenſowohl den Grundzug ihrer Kunſtinduſtrie wie den ihrer Kunſt. In allen ihren Beſtrebungen, wie ſie ſich in einem charakteriſtiſchen Geſammtbilde auf dem Marsfelde wiederſpiegeln, liegt etwas aſſyriſches, babyloniſches, wenn wir damit das unheimliche, ſonderbare, das unäſthetiſch koloſſale bezeichnen wollen. Die beiden Eingangsportale der Kunſthalle gegenüber dem Pavillon der Stadt Paris, der, wie ſchon früher erwähnt, gerade im Zentrum der Kunſtabtheilung liegt, ſind in ihrer ganzen rieſenhaften Höhe mit Terrakottaplatten bekleidet. Die Architekturtheile, Bögen, Geſimſe und Architrave ſind ebenfalls aus dieſem Stoffe gebildet. Doch wird dieſe ungeheuerliche Leiſtung noch durch ein koloſſales zwölf Fuß hohes und fünfunddreißig Fuß breites Gemälde übertroffen, das eine Jagd darſtellt und an einer der äußeren Wände der Kunſthalle im Freien angebracht iſt, um dort ſeine Wetterfeſtigkeit zu erproben. Dieſes Rieſenbild, das aus dem Atelier von Groll und Mortereau ſtammt, iſt aus ca. 1500 einzelnen Platten zuſammengeſetzt. Doch kehren wir wieder zu den Engländern zurück.

Das Prachtſtück der Wedgwoodausſtellung iſt ein Schrank aus Eichenholz mit Glasthüren, deſſen Felder mit hellblauen, ſtumpf abgetönten Platten — plaques de jaspe à fond mat genannt — belegt ſind, aus denen ſich weiße Basreliefs mit Szenen aus Chaucer, Milton und Shakeſpeare heben. Dieſe matte Faience iſt eine Spezialität der Wedgwood. Wir finden ſie in ſchwarz, olivengrün, hellblau und lichtgrau, in einem ſtumpfen Tone von eigenthümlicher Zartheit und Nobleſſe. Berühmte etruskiſche und altgriechiſche Vaſen der Londoner Muſeen z. B. die Portlandvaſe, die pièce de résistance aller engliſchen Pozellanfabrikanten, ſind in dieſer Maſſe kopirt. Die bildlichen Darſtellungen ſind in ſehr ſorgfältig und zart ausgeführten, weißen Basreliefs aufgetragen. Bei dieſen Gefäßen verbindet ſich der Adel der tektoniſchen Form mit der Grazie der Zeichnung und dem Farbentone zu einer vollkommenen Harmonie, während bei andern Imitationen, beſonders wo nach indiſchen

und chineſiſchen Vorbildern gearbeitet wurde, der gute Geſchmack nicht immer das erſte Wort geführt hat.

Ja, der gute Geſchmack! Ich bin weit entfernt, an die Beurtheilung der modernen Kunſtinduſtrie mit ſo ſtrengen Anſchauungen und Stilbegriffen heranzutreten, wie ſie Jakob Falke mit ſcharfer Logik und eindringlicher Beredtſamkeit vertritt. Seitdem unſre Kunſtinduſtrie von Japan einerſeits, von der Kunſt des Rokokozeitalters andrerſeits ein neues mot d'ordre erhalten hat, glaubt ſie das Recht zu haben, über alle Barrièren hinwegzuſetzen, welche der gute Geſchmack, der geſunde Menſchenverſtand gezogen haben. So lange ihre Extravaganzen von Phantaſie und Esprit unterſtützt werden, mögen ſie paſſiren. Wo aber die Dummheit ſich allein in nackter Geſtalt präſentirt, hört die Toleranz auf. In der franzöſiſchen Abtheilung, Sektion Mobiliar, ſteht ein elegantes Sopha à la Louis XV., deſſen Sitz mit einem großen Gemälde geziert iſt, welches einen von Bäumen eingeſchloſſenen Teich darſtellt! Ebenſowenig wie ich mich gern ins Waſſer ſetze, will ich von einem Teller ſpeiſen, auf den der Porzellanmaler herbſtlich gefärbte Blätter in abſichtlichem Wirrwarr geſtreut hat, gelbe häßliche Blätter, die verſchrumpft und zuſammengerollt ſind, als hätte ſich eine Raupe oder ein anderes Gewürm darin verkrochen. Ein ſolches angenehmes Service findet ſich in der Wedgwood-Ausſtellung, die neben den herrlichſten Servicen von ſogen. Elfenbeinporzellan, neben entzückenden Jardinièren und Gartentiſchen noch andere Geſchmackloſigkeiten aufzuweiſen hat. In T. Allen beſitzt die Firma übrigens einen Porzellanmaler der mit den erſten ſeines Fachs, mit Solon und Anker, konkurriren kann.

Jene Geſchmackloſigkeiten ſind jedoch immer noch erträglich neben dem unſeligen Irrthum, der manche engliſchen Fabrikanten in Bezug auf den Charakter ihres Arbeitsmaterials beſeelt. Die Terrakotta iſt und bleibt ein Material, das, wenn es dekorativen Zwecken dienen ſoll, nur in beſcheidenen Dimenſionen auftreten darf. Schon jene oben erwähnten, koloſſalen Fontänen gingen über die Grenzen des Stoffs hinaus. Vollends aber eine Anzahl plaſtiſcher Thier-Gruppen, denen ſo ſehr alles Leben mangelt, daß ſie wie ausgeſtopft ausſehen: ein Affe, der auf einer Schildkröte reitet, aus Porzellan in Naturgröße, ein paar rieſige Störche, Hunde und nun gar eine Gruppe von drei rieſigen bengaliſchen Tigern!

In die Kategorie ſolcher Ungeheuerlichkeiten, über welche ſelbſt der toleranteſte Geſchmack nicht hinwegkann, gehört auch ein weißer Teller von Daniel und Sons. Obwohl dieſer Teller mit einem goldnen Rande eingefaßt iſt, wächſt über dieſen Rand ein plaſtiſch dargeſtellter Erdbeerenſtrauß hinüber. Ein Saucenlöffel, deſſen Kelle im Innern ganz dicht mit grünen Blättern bemalt iſt, iſt ebenfalls ein ſolcher Unſinn, den wir nicht verſchweigen wollen,

nachdem wir den thatkräftigen, rührigen, erfindungsreichen Söhnen Albion's ſoviel des Lobes geſpendet haben.

Die Royal Porcelain Works, deren Spezialität hauptſächlich in japaniſchen Imitationen und in der Fabrikation von Elfenbeinporzellan beſteht, ſpielen in der engliſchen Ausſtellung keine ſehr hervorragende Rolle, ein Schickſal, das ſie mit mancher anderen vom Staate unterſtützten Porzellanmanufaktur theilen. Nur die ausgezeichnet ſchönen Emailmalereien von Thomas Bott — ouvrage Limousin — verdienen neben den japaniſchen Goldmalereien auf gelbem Grunde rühmlichſte Erwähnung. Sonſt wird das Elfenbeinporzellan und die gleichfarbige Faience von Wedgwood und anderen in gleicher Güte fabrizirt, von manchem auch in frevelhafter Weiſe gemißbraucht z. B. von der Campell Brick and Tile Company, die ein Trinkſervice ausgeſtellt hat, welches mit den Hauptfiguren und den Noten der beliebteſten Melodieen aus „La fille de Madame Angot" bemalt iſt!

Wenn die engliſche Porzellan- und Faiencefabrikation die franzöſiſche auch hinſichtlich der Vielſeitigkeit der Fabrikationszweige und der Rührigkeit in der Imitation übertrifft, ſo hat ſich die franzöſiſche immer noch einige Domänen gewahrt, aus denen ſie von den Engländern noch nicht vertrieben worden iſt. Da iſt zunächſt das Genre Bernard Paliſſy.

Man imitirt jedoch nicht alle Zweige der Fabrikation, welche der berühmte Faiencekünſtler kultivirt hat. Die meiſten, wie Barbizet, Pull und Sergent, begnügen ſich mit der Nachahmung jener ovalen Schüſſeln, welche die Sammler de rustiques figurines nennen. Es ſind nicht Geräthe zum praktiſchen Gebrauch, ſondern dekorative Prachtſtücke, die man auf die Büffets oder auf die Kaminſimſe ſtellt. Dasſelbe Muſter kehrt mit geringen Variationen faſt immer wieder. In der Mitte der Schüſſel iſt eine Schlange in Hochrelief dargeſtellt, die von Fiſchen und Eidechſen umgeben iſt, während auf dem Rande Fröſche und Krebſe im Laubwerk ruhen. Wenn man ehrlich ſein will, muß man geſtehen, daß das Genre Paliſſy mehr den Neigungen des Faiencenſammlers ſchmeichelt, als daß es den Anſprüchen eines veredelten Geſchmacks gerecht wird. Sein Hauptreiz liegt in der Farbe und in der emailartigen, gleichmäßigen Glaſur. Die modernen Imitationen der Paliſſy-Schüſſeln ſind zu ſolcher Vollendung gediehen, daß eine Unterſcheidung zwiſchen Original und Kopie nur noch den gewiegteſten Kennern von Faiencen — und ihrer giebt es ſehr wenige — möglich wird.

Auch in der Porzellan- und Faiencenmalerei haben die Franzoſen ihren alten Ruhm bewahrt. Ihre Ausſtellung iſt außerordentlich reich an bemalten Schüſſeln und Platten in allen Formen, die als Einſatz für einen Kamin oder für eine Wanddekoration beſtimmt ſind. Abgeſehen von der großen Anzahl

Digitized by Google

von Dilettanten, welche alle berühmten Gemälde des Louvre oft mit großem Geſchick und meiſt mit geradezu bildmäßiger Wirkung kopiren, beſchäftigen die größeren Fabriken Künſtler erſten Ranges, die es nicht verſchmähen, einem ſcheinbar ſo untergeordneten Zwecke zu dienen. Darin, daß zwiſchen Kunſt und Kunſthandwerk keine Grenze gezogen iſt, wie in den goldnen Zeiten der Renaiſſance, iſt eine der Haupturſachen der reichen Blüthe der Kunſtinduſtrie in Frankreich zu ſuchen. Während ſich unſere Maler hochmüthig abwenden, wenn man ihre Kräfte für dekorative Zwecke ſolcher Art in Anſpruch nehmen wollte, betheiligen ſich in Paris Maler und Bildhauer erſten Ranges an der Förderung des Kunſtgewerbes. Man ſieht Fächer auf der Ausſtellung, die ihren bildlichen Schmuck von berühmten Modemalern erhalten haben, dafür aber auch 3 bis 10,000 Franks koſten.

Unter den franzöſiſchen Porzellanmalern iſt der ausgezeichnetſte Anker, der mit Legrain und Regnier für Th. Deck malt. Köpfe und Einzelfiguren, die in Farbenpracht und Leuchtkraft, in Schönheit und Harmonie des Thons mit den beſten italieniſchen Majoliken der Renaiſſance wetteifern, ſind ſeine Spezialität. Im Vollbewußtſein ihrer Künſtlerſchaft ſetzen dieſe Maler ihre vollen Namen unter ihre Malereien. So wird jede einzelne Schüſſel zu einem Kunſtwerk für ſich, das natürlich auch in einem entſprechend hohen Werthe ſteht. Von den Preiſen, die in Frankreich für Teller gezahlt werden, die mit den Bildern von der Hand berühmter Meiſter geziert ſind, kann man ſich in Deutſchland keine Vorſtellung machen. Wenn der Franzoſe den Deutſchen in vielen Zweigen der Kunſtinduſtrie überlegen iſt, ſo liegt das nicht in ſeiner höheren Begabung, ſondern einerſeits in ſeiner äſthetiſchen Erziehung, andererſeits daran, daß er dreimal und viermal ſo gut bezahlt wird wie der Deutſche. Es iſt eine bekannte, ſchon oft erzählte Thatſache, daß die beſten, die rührigſten und phantaſievollſten Kunſthandwerker in den Pariſer Ateliers — auch nach dem Kriege — Deutſche ſind. Die beſten Pariſer Photographen ſind Deutſche, die beſten Bronzearbeiter, die beſten Ciſeleure ſind Deutſche. Ueberall wo Ausdauer, Beharrlichkeit, Solidität in der Arbeit erforderlich iſt, trägt der zähe Deutſche den Sieg über den beweglichen Romanen davon, während er zugleich Aneigungsfähigkeit genug beſitzt, um in der Fremde auf dem Gebiete des Kunſthandwerks mit dem erfindungsreichen Franzoſen und dem phantaſievollen Italiener zu wetteifern.

Das dritte Feld der Thonwaareninduſtrie, auf welchem die Franzoſen alle Rivalen aus dem Felde ſchlagen, am meiſten die Engländer, die klug genug waren, in ihrer Ausſtellung dieſen Zweig faſt gänzlich zu ignoriren, iſt die dekorative und monumentale Plaſtik in gebranntem Thon. Hier verbindet ſich mit der ſauberſten Technik der erleſenſte Geſchmack, die vollkommenſte Grazie

und ein hoher Schönheitsſinn. Die Wittwe Carpeaux', des Schöpfers der Gruppe des Tanzes vor dem neuen Opernhauſe, hat eine große Anzahl von in roſenfarbenem Thon kopirten Bildwerken ihres Mannes ausgeſtellt, in ihrer Mitte natürlich das berühmte Gruppenbild, das einſt der Gegenſtand ſo leidenſchaftlicher Angriffe und ſo gröblicher Inſulten geweſen. Jede dieſer Thonkopien iſt ein vollendetes Kunſtwerk; es ſind keine mechaniſche Abformungen, ſondern jede einzelne Kopie wird ſauber mit der Hand modellirt und ausgeführt, und daraus erklärt ſich ebenſowohl die hohe techniſche Vollendung wie der verhältnißmäßig hohe Preis dieſer entzückenden Figuren, Büſten, Gruppen und Nippesſachen.

Denn auch die kleine Genreplaſtik wird mit derſelben Virtuoſität und mit einer noch größeren Feinheit geübt. Die beliebteſten Bilder der holländiſchen und flämiſchen Kleinmeiſter, Teniers, Dow, Oſtade und Mieris ſind mit einer beiſpielloſen Genauigkeit, mit köſtlicher Lebendigkeit und Naturwahrheit in plaſtiſche Freigruppen überſetzt worden, voll von dem feinſten, liebenswürdigſten Humor. Oft iſt, um die Lebenswahrheit zu erhöhen, der hellrothen Farbe des Thons noch durch andere Farben nachgeholfen worden. Indeſſen macht der ungemein zarte, franzöſiſche Thon den vortheilhafteſten Eindruck, wenn ihm ſeine ſchöne Naturfarbe unverſehrt erhalten bleibt.

Die Reichstagswahlen in Bayern.

Noch ſtehen in dem Augenblick, in welchem dies geſchrieben wird, zwei Stichwahlen, die in Forchheim und Zweibrücken, aus. Dann iſt auch in Bayern der große Wahlkampf entſchieden. Er hat, wie überall im deutſchen Reiche, überraſchende, ungeahnte Reſultate gebracht: Parteiverſchiebungen, bedenkliche Koalitionen, den Hinfall bewährter alter, das Auftauchen neuer Perſönlichkeiten. Im Großen und Ganzen hat ſich das Zahlenverhältniß der bayriſchen Reichsboten zu Gunſten oder Schaden der liberalen Parteien nicht geändert; denn für den Verluſt des Münchener erſten Wahlkreiſes iſt ein oberfränkiſcher, bisher von den Ultramontanen inne gehabter, gewonnen worden, aber im Einzelnen und Perſönlichen hat ſich Manches umgeſtaltet. Für's Erſte erſcheint keiner der bisherigen, der Fortſchrittspartei angehörigen bayriſchen Abgeordneten mehr im Reichstag, die Herren Erhard, Frankenburger und Herz haben auf eine Wiederwahl verzichtet. Wie die Dinge bei Auflöſung des Reichstags einmal lagen, wäre eine ſolche auch bei der größten Kraftaufbietung faſt unmöglich

geweſen. Bei vielen Liberalen hatte ſich ſchon während der Dauer des letzten Reichstags unvermerkt die bewußte, in jüngſter Zeit viel genannte Schwenkung nach rechts vollzogen, in ſtädtiſchen und ländlichen Kreiſen war man bei aller Anerkennung ſeines perſönlichen Werthes und ſeiner bisherigen parlamentariſchen Verdienſte mit dem „Fortſchrittsmann" nicht mehr recht zufrieden, und nun gar erſt unter dem Eindruck der Auflöſung und der ihr vorausgegangenen Ereigniſſe wagten auch die entſchiedenſten politiſchen Freunde der Obengenannten ihre Kandidaturen nicht mehr um jeden Preis feſtzuhalten. So brachten die drei Nürnberger Herren das patriotiſche Opfer, ſelbſt zu reſigniren. Wen aber in den drei ſchwankenden, weniger von den Ultramontanen, als, wie namentlich Nürnberg, von den Sozialdemokraten, und, wie Dinkelsbühl und Ansbach, von den Deutſch-Conſervativen gefährdeten Wahlkreiſen für die Ausgeſchiedenen aufſtellen? Bei den eigenthümlichen Verhältniſſen war an eine nicht einheimiſche Kandidatur nicht zu denken und unter den Eingeſeſſenen lange keine zu finden. Aber, wie immer, zur rechten Zeit kommt man doch auf den rechten Mann, und Dinkelsbühl hob, indem es namentlich den Konſervativen gegenüber einen Meiſterſtreich ausführte, den verdienten Regierungspräſidenten von Mittelfranken Dr. von Feder, der mit der Annahme des Mandats in ſeinen ſchon vorgerückten Jahren auch ein Opfer bringt, auf den Schild; Ansbach brachte den Bezirksgerichtsrath Mauſer, einen um das politiſche Leben ſeines Bezirks bisher ſchon verdienten Mann, durch, und Nürnberg gewann in dem Profeſſor der Mathematik Dr. Günther in Ansbach, einem gebornen Nürnberger, für ſich und für das Parlament eine in voller Friſche der Jugend noch ganz neue, durch eminente Begabung und glänzendes Rednertalent wirklich hoch zu ſchätzende Kraft. In den drei genannten Bezirken wurden die Gegner glänzend geſchlagen. Am hitzigſten war, wie vorauszuſehen, das Gefecht in Nürnberg; hatten die Sozialdemokraten auch den letzten Mann aufgeboten, ſo ſtand doch auch die ganze liberale Einwohnerſchaft ohne Unterſchied der ſpeziellen Parteiſchattirung in geſchloſſener Phalanx gegen ſie, und die das letztemal bei der Kandidatur Frankenburger möglich geweſene Stichwahl wurde vermieden. Nur die Deutſchkonſervativen hatten es nicht laſſen können, ihre eigenen dunklen Wege zu gehen. Trotz der vor Augen liegenden Ausſichtsloſigkeit ſeines Erfolges ließ ſich der Führer der bayriſchen Konſervativen, der nach ihrem Organ, der „Süddeutſchen Reichspoſt", ſogenannten Reichspoſtpartei, Regierungsrath Luthard von Augsburg, abermals auf den Iſolirſchemel einer Durchfallskandidatur ſtellen. Auch in Dinkelsbühl verſuchte man es, dem oben genannten Regierungspräſidenten gegenüber, mit dem gleichen Manöver. Es gehörte ein gewiſſes Maß von Selbſtbewußtſein, oder das ſichtliche Streben, um jeden Preis einen Reichstagsſitz zu erlangen, dazu, daß Luthard ſich, wie das letzte-

mal, wieder ſo in den Vordergrund drängte. Um die Sache weniger auffällig zu machen, leitete man vorher ſeitens der Konſervativen eine Korreſpondenz mit den liberalen Kandidaten von Nürnberg und Dinkelsbühl ein und ſuchte dieſe durch vier vom Zaune gebrochene Fragen nach ihrer kirchlichen Stellung, namentlich zur Schulfrage, aus der, obwohl ſie gar nicht vor das Forum des Reichstags gehört, unſre Konſervativen gegenwärtig Kapital ſchlagen, wie ſie es ehedem mit der Zivilehe gemacht, zu provoziren und zu bindenden Erklärungen herauszulocken. Natürlich erhielten die Frager die verdiente entſchiedene Antwort, und nun war das konſervative Gewiſſen erleichtert: die Herren von Feder und Günther wollen nur und ausſchließlich die Kandidaten der Liberalen ſein, alſo Ihr „Gläubigen ſammelt euch um das unfehlbare konſervative Banner!“ Daß dieſes als das allein heilbringende hingeſtellt wurde, dafür ſorgte man reichlich durch Flugblätter, Agitationsreiſen der mannigfachſten Art, die ſich auf die kleinſten Dörfer erſtreckten und von Adeligen und Pfarrern angeführt wurden, und überall erſcholl die Predigt von den Sünden des Liberalismus, wie dieſer alle Miſère der Gegenwart verſchuldet, und wie allein Rettung in der totalen „Umkehr“ zu finden ſei. Mit eigenthümlich veränderter Taktik zog man diesmal in's Feld: ſelten wurden die konſervativen Wortführer perſönlich, meiſt waren ihre Ausführungen maßvoll und objektiv, wenig war von der „Gründer- und Judenhetze“, die man vor zwei Jahren getrieben, zu hören; immer ſagte man nur, daß es „anders werden“ müſſe, ohne aber das Wie? anzugeben — und ſo kam es denn, daß ſchließlich in ſämmtlichen bayriſchen Wahlkreiſen die konſervativen Stimmen um einen guten Prozentſatz gegen die letzte Wahl angewachſen waren, aber zur Majorität konnten ſie es doch in keinem einzigen bringen. Gerade auf dem platten Lande, wo doch die Geiſtlichkeit am meiſten thätig war und an manchen Orten die ultramontanen Pfarrherren ihre proteſtantiſchen Kollegen um ihren Wahl- und Wühleifer hätten beneiden können, war man diesmal den konſervativen Vorſpiegelungen weniger zugänglich, als früher; dagegen fanden in den kleineren Städten, wo ohnehin Lokal- und Partikularintereſſen ſich mehr geltend machen, die Angriffe gegen das Freizügigkeitsgeſetz, die Klagen über die ſozialen und wirthſchaftlichen Mißſtände mehr Gehör und günſtigeren Boden. Daß aber ſelbſt in größeren Kommunen, ja ſogar in der Hauptſtadt München, die letztgenannten Faktoren mitſpielten, das zeigte deutlich der ſchlimme Ausgang der Wahl im erſten Münchener Wahlkreiſe, die unerwartete Niederlage Stauffenberg's.

Seitdem der deutſche Reichstag beſteht, hatte München I einen liberalen Vertreter, und heute tönt das Jubelgeſchrei der vereinten Ultramontanen, Sozialdemokraten und Volksparteiler in ihm wieder, daß die „Zwingburg und Tyrannei des Liberalismus gefallen“. Es war ein wüſtes Treiben in den dem

Redaktionsbureau der „Neueſten Nachrichten“, des Hauptorgans des Münchner Reichstreuen, zunächſt liegenden Straßen, als Abends das Reſultat der Stichwahl verkündet wurde; ſeit den Tagen des letzten großen Bierkrawalls hatte man nicht mehr ſo wilden Pöbelexzeß erlebt; aber auch noch keine ſo häßliche Koalition, als wie ſie hier zwiſchen dem würdigen Stadtpfarrer von S. Peter, dem Reichstagsabgeordneten für München II, Weſtermeyer, und dem Redakteur des Vaterlandes, Dr. Sigl, und zwiſchen Ultramontanen aller Schattirungen und der fortgeſchrittenſten Sozialdemokratie zu Stande gekommen war. Dieſer mußte Stauffenberg zum Opfer fallen, allein ſeine Niederlage wäre trotzdem unerklärlich, wenn die Liberalen ihre volle und ganze Schuldigkeit gethan, wenn nicht auch hier die obengenannten lokalen und perſönlichen Empfindeleien und Reibungen, Verſtimmungen und Verbitterungen geherrſcht und ſich in der Wahlenthaltung oder gar im Uebergang zum Gegner, der als Magiſtratsbeamter ja ſeine Verdienſte hat, geltend gemacht hätten. Konflikte und Zerwürfniſſe, die ganz gut bei einer neuen Gemeindewahl einen Ausgleich hätten verlangen können und billige Entſcheidung hätten finden müſſen, wurden in unglückſeligſter Verkennung der Lage mit rückſichtsloſem Egoismus hier bei der Reichstagswahl in den Vordergrund geſchoben. Mit Befriedigung hören wir, daß der Wahlkreis Holzminden gut zu machen ſich anſchickt, was München verdorben.

Ein eigenthümliches Stück Wahlgeſchichte ſpielte ſich im Wahlkreis Forchheim ab. Der bisherige Vertreter deſſelben, Fürſt Hohenlohe-Schillingsfürſt, der Botſchafter des deutſchen Reichs in Paris, hatte von der fortſchrittlich geſinnten Majorität eine faſt einem Mißtrauensvotum ähnlich ſehende Erklärung erhalten, daß man ſeine Wiederwahl nicht mehr in Ausſicht nehmen könne. Die darauf wohl erwartete Verzichtleiſtung des Fürſten trat nicht ein, vielmehr erklärte dieſer an eine ſolche gar nicht zu denken. Nun ſuchten ſeine Gegner, die namentlich in Kulmbach ihren Sitz haben, den bisherigen Vertreter für Ansbach, Bezirksgerichtsrath Herz, zu beſtimmen, eine auf ihn fallende Wahl anzunehmen und verharrten trotz der beſtimmten Weigerung und Ablehnung des genannten Herrn, welcher mit ſeiner Kandidatur nicht eine Stichwahl und den zweifelloſen Sieg der Ultramontanen verſchulden wollte, am Wahltage auf ſeinem Namen; der vorauszuſehende Erfolg war, daß die gefürchtete Stichwahl zwiſchen Hohenlohe und dem klerikalen Kandidaten eintrat und es nun ſehr fraglich iſt, ob letzterer, auch wenn die „Herz-Wähler“, wie man ſie nannte, ſich nun doch auf die erſtere Seite ſchlagen, zurückzudrängen ſein wird.

So haben auch bei uns die Reichstagswahlen nicht dazu beigetragen, unſere Zuſtände als beſonders erfreuliche zu zeigen: wie in anderen Theilen des Reichs: dieſelbe Unklarheit, Zerfahrenheit, Eigen- und Sonderſinn, Mangel an politiſchem Leben, an Organiſation und, mit wenig Ausnahmen, vor allem an patriotiſcher, für das Wohl des Ganzen zu perſönlichen Opfern bereiter und entſchloſſener Selbſtverleugnung! Auch bei uns thut es Noth, daß der feſte Boden wieder gewonnen werde, auf dem wir doch noch vor einigen Jahren geſtanden haben.

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

Die Pariſer Weltausſtellung.

Von Adolf Roſenberg.

9. Italieniſche Plaſtik und Malerei. — Das Kunſtgewerbe in Italien. — Die Spitzeninduſtrie. — Japan. — Dänemark.

Schon auf der Wiener Weltausſtellung, wo ſie zuerſt in imponirender Menge auftraten, haben die Erzeugniſſe der Bildhauerateliers von Mailand, Florenz, Rom und Neapel ſowohl um ihrer originellen Sujets als um ihrer raffinirten techniſchen Ausführung willen ungewöhnliches Aufſehen erregt. Die Behandlung des Marmors, die Charakteriſtik des Stofflichen, die durch alle erdenklichen Mittel, durch Politur, durch Einreibungen und dergleichen erreicht wurde, die ungemein zarte und weiche Durchbildung des Nackten, die Kühnheit, ja die Verwegenheit der Situationen, die ſpielende Leichtigkeit, mit der man die materielle Schwere des Marmors überwand — das alles begeiſterte das Publikum zu lebhafter Bewunderung. Wie die franzöſiſche Malerei eroberte ſich die italieniſche Plaſtik damals den Weltmarkt. Die Leiſtungsfähigkeit ihrer Marmorarbeiter vermochte der Nachfrage zu genügen, und ſo wanderten die Kopieen beliebter Sujets, Barzaghi's Egypterin mit dem geretteten Moſes, Calvi's Othello mit dem Taſchentuche der Desdemona, Tantardini's, Braga's und Bianchi's Kinderfiguren zu Dutzenden nach Deutſchland, Rußland und Amerika.

Der allgemeine Beifall hat die Italiener aufgemuntert. Sie ſind inzwiſchen auf dem Pfade der Verwegenheit und Kühnheit noch weiter fortgeſchritten. Sie haben freilich dabei nicht immer die Grenze innegehalten, welche die Kunſt von der Künſtelei trennt und damit denjenigen, welche über die italieniſche Nippesplaſtik verächtlich die Achſeln zuckten, neues Material geliefert. Auch die Naivetät des unbewußt, aus innerem Drange ſchaffenden Künſtlers fehlt den meiſten

von ihnen. Wie den franzöſiſchen Malern iſt ihnen die techniſche Bravour, die einem glücklichen Einfall, einer hübſchen Pointe Relief verleiht, die Hauptſache. Aber im wohlthuenden Gegenſatze zu jenen ſind in ſtofflicher Hinſicht das Hübſche, das Niedliche, das Pikante und allenfalls auch das Riskirte, die Domänen ihrer Kunſt. Auch wo ſie nach tragiſchem Pathos ſuchen oder nach monumentaler Würde ringen, kommt ihnen das Niedliche, das Gefällige in den Weg und verdirbt den beabſichtigten Eindruck. Es liegt ferner in ihrer Plaſtik ein ſtarker, maleriſcher Zug, der zwar einen ihrer größten Reize ausmacht, der ſich aber mit dem monumentalen Stile nicht verträgt. Borghi's mächtiger Cromwell, der finſter brütend auf einem Lehnſtuhl ſitzt, iſt ſchwungvoll angelegt und von eminent maleriſcher Wirkung, aber das Pathos, das dieſe koloſſale Figur erfüllt, iſt rein theatraliſch. Es ſcheint faſt, als ginge der ganzen romaniſchen Race in der Gegenwart das Gefühl für das Erhabene und Schlichte, für die naive Größe der Antike vollſtändig ab. Sie ſieht das Bedeutende, das leidenſchaftlich Erregte immer durch den Spiegel der Bühne und nicht im Rahmen des wirklichen Lebens.

Borghi's gefällige Manier, der die Wucht des Tragiſchen völlig abgeht, kommt in einer weiblichen Marmorſtatue beſſer zur Geltung, in einer nackten Berenice, die eben ihr Haar, das mit fabelhaftem Geſchick völlig frei ausgearbeitet am Boden liegt, der Aphrodite geopfert hat. Monteverde, deſſen viel bewunderte Gruppe — Jenner impft ein Kind — auch in Paris zu ſehen iſt, hat daneben das Gipsmodell zu einem Grabmal für den Grafen Maſſari ausgeſtellt: ein Engel neigt ſich friedenbringend über die Geſtalt des Todten, die lang ausgeſtreckt auf einem Sarkophage ruht. In Italien und Frankreich iſt dieſe ſchöne, poetiſche Art, das Gedächtniß der Todten zu verewigen, gäng und gäbe, in Deutſchland noch etwas außergewöhnliches. Indeſſen zeigt die deutſche Abtheilung, auf die wir noch ſpäter ausführlich zu ſprechen kommen, zufällig ein vortreffliches Werk dieſer Gattung von dem Münchner Bildhauer Wagmüller, ein Grabmonument, welches der Künſtler ſeiner Gattin errichtet hat. Die Figur eines Todten auf dem Sarkophage hat immer etwas peinliches und ſollte vermieden werden, wenn der Todte durch ſeine perſönliche Bedeutung nicht gerade gegründeten Anſpruch auf eine vollſtändige Wiedergabe ſeiner Perſon beſitzt. Wagmüller hat den Sarkophag geſchloſſen und auf den Deckel eine ſchöne weibliche Geſtalt in wallenden Gewändern geſetzt, die in der linken Hand eine Tafel mit dem Namen der Verſtorbenen hält, während ſie mit der rechten eine Palme auf den Sarg legt. Vor ihr ſitzt ein Knäblein, das trauernd auf die Palme blickt.

Eine andere Berenice hat der Mailänder Paduzzi geſchaffen, im Augenblick, wo die ſchöne Gattin des Ptolemäus ihre Arme gen Himmel hebt und

Digitized by Google

der Aphrodite ihr Haar gelobt, wenn der geliebte Gemahl unverſehrt aus der Schlacht heimkehre, bezaubernd ſchön, aber einem lebenden Bilde, einer theatraliſchen Attitüde gleich. Ein paar am Sockel angebrachte Verſe, die, wenn ich nicht irre, einem Drama Alfieri's entnommen ſind, bezeugen übrigens den Zuſammenhang mit der Bühne.

Wo Berenice mit ihren Haaren prunkt, kann Kleopatra nicht fehlen. Die egyptiſche Königin liegt in der Toilette einer Iſis oder einer Venus — man weiß, was das zu ſagen hat — auf einem üppigen Ruhebette und erwartet den Antonius, den ſie ſo ſchnöde bei Actium verlaſſen, um den Schwächling durch die beſtrickenden Reize ihrer herrlichen Geſtalt wieder zu verſöhnen. Das Bildwerk ſteht inmitten des Hauptſaals der italieniſchen Kunſtausſtellung, von Palmen und Blattpflanzen umgeben, von einem milden, durch ein Velarium gedämpften Lichte übergoſſen. Bei einem ſolchen Arrangement, das übrigens den meiſten italieniſchen Marmorfiguren zu Theil geworden iſt, konnte die Wirkung dieſes intereſſanten Werkes nicht ausbleiben. Der Schöpfer deſſelben, Papini in Florenz, hat der Zauberin von Alexandria übrigens nicht, wie üblich, den griechiſchen Typus verliehen, ſondern er hat ſie als Egypterin gebildet. Ihre wulſtigen Lippen und ihre aufgeworfene Naſe haben ſogar einen ſtark äthiopiſchen Charakter. Dieſe Verſion hat dem alten, oft behandelten Thema unleugbar einen neuen Reiz hinzugefügt.

Wie die franzöſiſchen Maler ſtehen die italieniſchen Bildhauer in der Behandlung des nackten weiblichen Körpers ohne Rivalen da. Selbſt die franzöſiſchen Bildhauer kommen ihnen darin nicht gleich. Neben den italieniſchen erſcheinen ihre Aktfiguren fade und langweilig. Die Naivetät des ſüdlichen Lebens, der Zuſammenhang mit der klaſſiſchen Tradition, der in der Plaſtik noch lebendig wirkt, während er in der Malerei längſt erloſchen iſt, die Schönheitsfreude und Begeiſterung, welche alle Volksſchichten gleichmäßig durchdringt, ſind die mächtigen Hebel, welche der italieniſchen Plaſtik zu dieſem Vorzuge verholfen haben. Es iſt wahr: dieſe badenden Aphroditen, dieſe nackten Sklavinnen, dieſe Frauen bei der Toilette, dieſer Egypterinnen, — ſie haben alle eine gewiſſe Familienähnlichkeit mit einander; ſie ſehen aus, als wären ſie alle, wie die Athleten des Polyklet, nach demſelben Kanon gemacht. Aber dieſer Kanon iſt der der Schönheit, einer regelmäßigen, die das Charakteriſtiſche, das Wahre vermeidet, wo es unſchön wird, einer Schönheit, die weit entfernt iſt von der keuſchen, naiven Griechenland's, die aber darum noch nicht in das Frivole verfällt. Es iſt das Schönheitsideal des modernen Geſchmacks, das Schönheitsideal Canova's, deſſen Aphroditen und Nymphen man es anſehen kann, daß ſie ſich eben entkleidet haben. Vielleicht iſt jene Familienähnlichkeit auch auf die techniſche Behandlung des Marmors zurückzuführen,

die von allen Marmorarbeitern Italien's mit ziemlich gleichem Geſchick geübt wird. In der Durchbildung des Nackten iſt ein ziemlich ſtrenger Idealismus maßgebend, während in allem Stofflichen und Unorganiſchen der raffinirteſte Realismus herrſcht. Haare und Augenbrauen, Spitzen, ſeidene Gewänder, Ketten und Ohrringe, Schuhe und Strümpfe werden mit einem Verſtändniß in Marmor nachgebildet, das auch dem entſchiedenſten Gegner der italieniſchen Nippesfiguren laute Bewunderung ablockt. Da iſt ein niedlicher Debardeur von Ambrogi, der ſchelmiſch lächelnd ſeine Maske lüftet. Die Hacken der zierlichen Stiefletten ſind ſpiegelblank polirt, dann kommt das ſtumpfe Leder, der gerippte Strumpf, der Atlas des Höschens und die Spitzen, die das ſammetne Wamms umſäumen. Alles iſt verſchiedenartig behandelt und ſo ſcharf charakteriſirt, daß man über die Art eines jeden Stoffes nicht im Zweifel ſein kann. Ferner betrachte man genauer eine nackte Frau, der ein Knabe einen Spiegel vorhält. Sie hat eine ſchöne Kette um den Hals und den Buſen gelegt und blickt prüfend in den Spiegel. Die reich gegliederte Kette, die nur leicht auf dem Buſen aufliegt, iſt vollkommen frei, mit dem Körper aus demſelben Stücke gearbeitet und auf das Sauberſte polirt, um den Kontraſt zwiſchen Körper und Kette zu verſchärfen.

Es gibt faſt nichts mehr auf der Welt, was der italieniſche Bildhauer nicht in Bronze, Marmor und Thon zu imitiren ſucht und verſteht. Man kann ſich ſchwerlich einen Gegenſtand denken, welcher der plaſtiſchen Kunſt mehr widerſtrebt als der Regenſchirm. Der Italiener iſt anderer Meinung. Er formt zum Schmucke einer Fontäne eine Kindergruppe, die ſich vor dem herabfallenden Waſſer unter einem aufgeſpannten Regenſchirme ſchützt, es gelingt ihm dieſe Gruppe in Thon zu brennen, und der Regenſchirm iſt fortan für die Plaſtik erobert.

Einen ganz andern Weg, als die Mehrzahl ſeiner Landsleute, hat Focardi eingeſchlagen, ein in London anſäſſiger Bildhauer und ohne Zweifel das originellſte Talent unter den Italienern. Er hat die Handfertigkeit ſeiner Heimatsgenoſſen dem engliſchen Realismus dienſtbar gemacht und ſo Gruppen geſchaffen, denen an ſprühender Lebendigkeit und Kühnheit nichts in den plaſtiſchen Abtheilungen der Weltausſtellung an die Seite zu ſetzen iſt. Im Gegenſatz zu ſeinen Landsleuten kultivirt Focardi mit Vorliebe das niedrige, derbkomiſche Genre. Er bildet keine Nymphen und Amoretten, ſondern entnimmt ſeine Stoffe dem engliſchen Familien- und Straßenleben. Da iſt ein Arbeiter, der heimkehrt und ſein Baby herzt und küßt, dort eine alte Frau, die einen ſich kräftig ſträubenden Jungen mit dem Badeſchwamm traktirt. An Lebendigkeit werden dieſe beiden Gruppen noch durch eine dritte übertroffen, von der man ſagen kann, ihres Gleichen ſei noch nicht dageweſen. Zwei zerlumpte Zeitungs-

jungen, jeder einen eben empfangenen Penny zwiſchen den Zähnen, der eine den Standard, der andere den Daily Telegraph in der ausgeſtreckten Hand, kommen eiligen Laufes herbeigeſtürzt. Jeder ſchreit: I am first, Sir! Es iſt kein Relief, ſondern eine bis in's kleinſte Detail ausgearbeitete Freigruppe in lebensgroßen Figuren. Engliſche Wahrheit vereinigt ſich hier mit italieniſcher Kühnheit. Es herrſcht ein Leben, eine Bewegung, eine Energie in dieſer Gruppe, wie ſie die genialen, flotten Zeichnungen des Londoner Punch erfüllt.

Einen ganz ähnlichen Charakter zeigen zwei Gruppen des Florentiner's Ximenes: zwei Straßenjungen, die beim Ballſpiel mit einander in Streit gerathen ſind und ſich auf das Wüthendſte raufen, — der eine drückt den andern gegen eine Mauer — und ein junger Akrobat, der auf einer Kugel balancirt, die ſich eine ſchiefe Ebene hinabbewegt. Mit den Geſetzen plaſtiſcher Schönheit und Ruhe darf man natürlich an ſolche Gruppen nicht herantreten. Man findet nicht eine einzige ruhige Linie, nicht eine, die nicht von der andern rückſichtslos durchſchnitten wird. Es wird auch nicht an Leuten fehlen, die dieſe Spiegelbilder des realen Lebens abſcheulich finden. Aber ſie bezeichnen immerhin einen Fortſchritt der plaſtiſchen Kunſt, vielleicht ſogar ſchon die Grenze deſſen, was überhaupt noch erreicht werden kann.

Auf fremdem Boden iſt auch das originellſte Talent erwachſen, dem wir innerhalb der italieniſchen Malerei begegnen, oder es hat doch wenigſtens aus fremdem Boden die Inſpirationen für ein Bild geſchöpft, das um ſeiner pikanten, geiſtvollen Originalität willen zu den intereſſanteſten der Weltausſtellung gehört. Es ſcheint als hätte der Maler, F. P. Michetti, den japaniſchen Lackmalern ihre koloriſtiſchen Reize abgelauſcht und verſucht, den barocken Schematismus dieſer genial komponirenden Künſtler in eine freie Natürlichkeit zu überſetzen. Er nennt ſein Bild: Prima vera con amore, weil es die Frühlingsluſt junger Menſchenkinder darſtellt. Man ſieht einen Hügel am Geſtade des tiefblauen Meeres, aus deſſen braunem Erdreich eben das erſte Gras geſproſſen iſt. Im Mittelgrunde, unterhalb des Hügels, werden die weißblinkenden Zinnen und Mauern einer Stadt von aſiatiſchem Charakter ſichtbar, und weiter begrenzt den Horizont das von einigen weißen Segeln belebte Meer, über das ſich ein lichtblauer Himmel ſpannt. Auf dem Hügel tummelt ſich eine luſtige Geſellſchaft von Kindern und jungen Mädchen, die in überſprudelnder Luſtigkeit ihre Oberkleider abgeworfen haben und nun herumſpringen, ſingen und tanzen. Einige ſind auf einen rothblühenden Mandelbaum geklettert und wiegen ſich in den Aeſten. Andere wälzen ſich mit Kindern auf einer Decke herum, die inmitten des Hügels ausgebreitet iſt. Eines der Mädchen liegt in ſüßer Ruhe unter einem Baume, deſſen noch blätterloſe Aeſte ihre Schatten auf den reizend modellirten, nackten Oberkörper

werfen. Die ganze Geſellſchaft iſt in volles goldiges Sonnenlicht förmlich gebadet. Alles auf dem Bilde, ſo kann man mit einer erlaubten Metapher ſagen, jauchzt: die Farbe, das Licht, die Natur und die Menſchen. Die Tracht der Mädchen iſt der japaniſchen am meiſten ähnlich. Vielleicht hat der Maler einen Küſtenſtrich dieſes von der Natur verſchwenderiſch begabten Inſelreichs darſtellen wollen, vielleicht auch eine Gegend am Mittelmeer, die er dann mit Geſtalten ſeiner Phantaſie bevölkert hat. Aber japaniſch iſt nun einmal der Charakter des ganzen Bildes, der kaum ſpannenlangen Figürchen, die mit einer bewunderungswürdigen Grazie und Feinheit modellirt ſind.

Zu dem merkwürdigen Bilde gehört ein merkwürdiger Rahmen. Er iſt braun bemalt und mit allerlei ſeltſamem Gethier verſehen, das auf einer freigearbeiteten Stange hockt, welche die innere, dem Bilde zugekehrte Seite des Rahmens umgibt. Da ſitzen Vögel und Krebſe, da ringelt ſich eine grünbronzirte Schlange herum, und darüber ſieht man ſilberne Sterne und in der Luft herumfliegende Figürchen — in Summa, eine groteske Phantaſie, deren Reiz durch das Geheimnißvolle und Räthſelhafte nur noch erhöht wird.

Im Uebrigen iſt die italieniſche Malerei in vollſtändiger Abhängigkeit von Frankreich befangen. Sie hat ſich von der großen künſtleriſchen Vergangenheit ihres Landes vollſtändig freigemacht und kokettirt, wie die franzöſiſche Malerei, mit koloriſtiſchen Bravourſtücken, denen jeder geiſtige Inhalt fehlt. Sie theilt zwar nicht mit ihr die Vorliebe für das Grauenhafte und Bizarre; dafür fehlt ihr aber die Malerei großen Stils, die vom Staate nicht protegirt, auf der Ausſtellung auch nicht vertreten iſt. Trotzdem hat ſie einen mehr volksthümlichen Charakter. Das Leben der Landleute, die Volksfeſte, die religiöſen Zeremonien finden liebevolle Schilderer, die ſcharf zu beobachten und charakteriſtiſch darzuſtellen wiſſen. Da kommt ihnen freilich, beſonders wenn ſie das Getümmel rauſchender Volksfeſte darſtellen wollen, der prickelnde Kolorismus der modernen franzöſiſchen Schule ſehr zu ſtatten.

Aus dieſer Abhängigkeit von Frankreich erklärt es ſich, weshalb die verſchiedenen Malerſchulen Italien's die mailändiſche, die florentiniſche, die römiſche und die neapolitaniſche, keine beſondere Phyſiognomie beſitzen. Während ſich in Deutſchland unter völlig ähnlichen Verhältniſſen ſcharf geſonderte Schulen gebildet haben, die nicht wenig zu der großartigen Vielſeitigkeit der deutſchen Malerei beitragen, ſind die italieniſchen Malerſchulen ſämmtlich Filialen von Paris. Nur die venetianiſche hat ſich einen eigenen, augenſcheinlich von Wien, zum Theil auch von unſerem Paſſini beeinflußten Charakter gewahrt. In Mailand ſind neben den franzöſiſchen wenigſtens noch deutſche Einflüſſe bemerkbar, beſonders an den beiden Induno's. Der eine, Domenico, hat ein figurenreiches Bild ausgeſtellt, welches die Grundſteinlegung der Galeria Vittore

Emanuele in Mailand durch den König zum Gegenſtand hat. Der andere, Jeronimo, erinnert in ſeinen Schilderungen aus dem italieniſchen Bauernleben an den Münchener Mathias Schmid.

Die ausgezeichnetſten Maler Italien's, Paſini, de Nittis und Caſtiglione, gehen gar nicht mehr aus Paris heraus. Sie gelten als Glieder der franzöſiſchen Schule. Paſini figurirt mit einer Serie von Bildern aus dem Orient, die ſich durch eine ganz ungewöhnliche Farbenpracht auszeichnen. Sie ſind unzweifelhaft die beſten Darſtellungen orientaliſcher Natur, die auf dem Marsfelde zu ſehen ſind. Theils Landſchafts= theils Architekturbilder, weiſen ſie alle auch der figürlichen Staffage einen gewiſſen Platz an, aber immer ſo, daß der landſchaftliche und architektoniſche Hintergrund, das wunderbare Spiel der Lichter und Schatten, die Luft, die Sonne, der Staub, die Vegetation die Hauptſache bleiben. Es fehlt ihnen daher der ethnograpiſche Werth, den z. B. die orientaliſchen Bilder unſeres Gentz beſitzen, der den Menſchen zur Hauptſache macht, ohne dabei die Natur zu vernachläſſigen.

De Nittis iſt ein vollſtändiger Kosmopolit. Italiener von Geburt, malt er Anſichten von London und Paris ſo liebevoll, ſo treu und ſo lebendig, wie ſie kein Engländer und kein Franzoſe gemalt hat. Bald ſchildert er das unvergleichlich intereſſante Treiben in der Avenue des Bois de Boulogne, wenn die ganze und die halbe Welt von einem Wettrennen in Auteuil heimkehrt, bald das Getümmel am Pont Royal, bald malt er die neblige Themſe, die ſtolze Weſtminſterabtei und die Parlamentshäuſer, den Trafalger Square u. ſ. w., bald mit nüchterner Genauigkeit, bald mit ſchöpferiſcher, belebender Phantaſie.

Völlig national hingegen, mit allen Faſern im Lande wurzelnd, iſt die Kunſtinduſtrie Italien's. Keine zweite Ausſtellung gibt den Charakter ihres Landes mit ſolcher Treue und mit ſolcher ſchönen, echt künſtleriſchen Treue wieder. Ein Gang durch die Galerieen Italien's gleicht einer Wanderung durch die ſtolze Vergangenheit und die fröhlich aufblühende Gegenwart des Landes, einer Wanderung durch das Land der Künſte und der Sonne ſelbſt. Man glaubt, daß hier die Sonne heller durch das weiße Zeltdach ſcheint, welches den grellen Reflex der durch die Glasdecke einfallenden Sonnenſtrahlen mildert, man glaubt, daß hier lindere Lüfte wehen als in jeder andern Abtheilung des Marsfeldes. Ein heiterer, feſtlicher Glanz empfängt uns aller Orten. Ueberall wohin das Auge blickt, findet es einen angenehmen Ruhepunkt auf einem Bijou, einer Marmorſtatue, einer Blume, einer Vaſe, einem koſtbaren Möbel.

Wie in Frankreich ſind auch hier Kunſt und Kunſtinduſtrie zu inniger Harmonie verwachſen. Man hat dieſer Harmonie dadurch einen Ausdruck

gegeben, daß man eine große Zahl jener oben geſchilderten Marmorſtatuen, jener koketten Nymphen, jener lieblichen Kinderfiguren in der Induſtrieabtheilung aufgeſtellt hat, wo ſie den leuchtenden Mittelpunkt mancher üppigen Pflanzengruppe abgeben.

Aus allen Erzeugniſſen der italieniſchen Kunſtinduſtrie tritt uns eine friſche lebendige Schaffensluſt, eine ſchwungvolle, maleriſche Phantaſie, eine techniſche Fertigkeit entgegen, in der ſich romaniſche Findigkeit und Gewandtheit mit germaniſcher Zähigkeit und Ausdauer paaren. Gleichwie England hat Italien nicht Proben von ſeinen ſämmtlichen Induſtriezweigen ausgeſtellt, ſondern es hat nur eine Ueberſicht über diejenigen kunſtinduſtriellen Produkte geboten, in welchen es entweder einzig daſteht oder doch mit jedem anderen Volke erfolgreich rivaliſiren kann.

Marmor- und Glasmoſaiken, inkruſtirte Möbel, Spiegel, Leuchter, Schaalen und andere Geräthe aus Glas und Schmuckſachen: das ſind die Domänen Italien's, ſeine Bijouterieen und Quinkaillerieen, die der Beſucher Italien's liebgewonnen hat und die ſich dann auf dem Weltmarkte eingebürgert haben. Venedig, Mailand, Florenz und Rom waren und ſind die Hauptorte dieſer verſchiedenen Zweige der Kunſtinduſtrie. Die Glaswaarenfabriken von Venedig und Murano, die der Salviati's an der Spitze, ſind für gewiſſe Zweige der Glaswaareninduſtrie die erſten der Welt. Beſonders haben die Glasmoſaiken Salviati's in den letzten Jahren eine weitreichende Berühmtheit erlangt. Indeſſen ſind ihrer nur wenige und von kleinerem Umfange auf der Ausſtellung zu ſehen, die demjenigen nicht mehr imponiren, der Salviati's umfangreichſtes Werk, das Glasmoſaik an der Berliner Siegesſäule, kennt. Deſto belangreicher und intereſſanter iſt die Sammlung herrlicher Kryſtallſpiegel mit Glasrahmen, die mit einer verſchwenderiſchen Fülle von Blumen und Guirlanden dekorirt ſind. In die leicht geſchwungenen Gewinde ſind vielfach auch farbige Blumen, in Roth, Grün, Gelb und Hellblau, verflochten, welche den phantaſtiſchen Reiz der luftigen, kühn erfundenen und auf das Sauberſte ausgeführten Glasornamentation noch erhöhen. Neben den Glasfabriken Murano's blühen noch immer die venetianiſchen Glasſpinnereien, die ſich nicht mehr darauf beſchränken, Teller, Körbe und Schüſſeln aus geſponnenem Glaſe zu flechten, ſondern die es in ihrer Kunſtfertigkeit ſchon ſo weit gebracht haben, daß ſie allerliebſte Damenhüte aus farbigem Glaſe, in Braun und Roſa, herſtellen und dieſe Hüte mit Bändern und kühnen Federſtutzen aus demſelben Materiale garniren.

Zu einer noch höheren Blüthe als das Glasmoſaik hat ſich das Marmormoſaik entfaltet. Auf dieſem Gebiete haben die Italiener Sachen ausgeſtellt, die nicht blos an und für ſich unſere lebhafteſte Bewunderung erwecken, ſondern die zu dem Schönſten gehören, was uns die ganze große Ausſtellung auf

dem Marsfelde bietet. Die römiſchen Moſaiciſten Galandi, Rocheggiani und Achille Falcini ſind die Meiſter des Fachs; ihnen reiht ſich dann noch der Florentiner Scarſelli ebenbürtig an. Selbſtändige Moſaikgemälde, die bildmäßig in Rahmen gefaßt ſind, bilden die höhere, mehr künſtleriſche Stufe dieſer noblen Induſtrie, während Tiſchplatten aus ſchwarzem Marmor mit farbiger Moſaikeinlage die mehr handwerkliche und dekorative Seite derſelben repräſentiren. Der Platz vor der Peterskirche in Rom und die Façade der Kirche ſelbſt, die maleriſchen Ruinen des Foro Romano, das Koloſſeum haben den römiſchen Moſaiciſten die hauptſächlichſten Stoffe für ihre Bilder gegeben, die in ihrer kunſtvollen und präziſen Zuſammenſetzung auf eine gewiſſe Entfernung den Effekt von wirklichen Gemälden bis zur Täuſchung erreichen. Die Preiſe für dieſe ungemein ſauberen und mühſamen Arbeiten ſind nicht allzu hoch. Ein Bild, das etwa 3½ Fuß Breite bei 2½ Fuß Höhe hat, koſtet 5000 Frcs. Es iſt natürlich, daß die ernſten, gradlinigen Formen der klaſſiſchen Architektur den Moſaiciſten ein bequemerer Vorwurf ſind als ein figurenreiches Gemälde. Aber die Geſchicklichkeit der römiſchen Moſaikarbeiter weiß jetzt alle Schwierigkeiten zu überwinden. Die Umriſſe einer raffaeliſchen Madonna büßen in der Wiedergabe durch das Marmormoſaik nichts von dem Rhythmus ihrer weichen Linien ein. Die Madonna della Sedia iſt ein ſehr beliebtes, oft nachgeahmtes Vorbild. Von beſonderer Anmuth und köſtlichem Farbenreiz iſt eine Reihe von Einzelfiguren, die in ſchwarze Marmortafeln eingelegt ſind, von dem bereits genannten Scarſelli in Florenz. Es ſind italieniſche Bauern und Bäuerinnen, die Masken der alten italieniſchen Komödie, moderne Balletänzerinnen, Debardeurs u. ſ. w., allerliebſte Figürchen, zu deren Erfindung und Zeichnung ſich franzöſiſche Koketterie und Grazie mit italieniſcher Verve vereinigt haben.

Aus ſchwarzem, glänzend polirtem Marmor beſtehen auch die Tiſchplatten, die mit farbigem Moſaik verziert ſind. Blumen, Vaſen, Vögel, Landſchaften, Figuren bilden den Schmuck dieſer Tiſche, der keine bildmäßigen Prätenſionen macht, ſondern ſich in beſcheidenen dekorativen Grenzen hält. Eine der ſchönſten unter dieſen Tiſchplatten iſt dem Andenken Michelangelo's gewidmet. Der Künſtler, Goffredo Gherardi, hat die Attribute, die Werkzeuge und die Produkte der vier Künſte, in denen der ſeltene Genius exzellirte, in buntem, aber graziöſem Gemiſch auf der Platte ausgeſtreut: eine Nachbildung der berühmten Nacht vom Medizeergrabmal ſteht neben dem Tintenfaſſe des Dichters, darunter liegt der Zirkel des Architekten und der Grundriß der Peterskirche, ein Buch mit den Sonetten Michelangelo's, eine hellblaue Vaſe mit goldenen Ornamenten, Meißel, Pinſel und Palette. Durch dieſe Geräthe und Kunſtgegenſtände ſchlingt ſich noch ein buntes Blumengewirr.

Unter den italieniſchen Goldſchmieden nehmen Auguſto und Aleſſandro

Caſtellani nach wie vor die erſte Stelle ein. Ihre Nachbildungen etruskiſcher Schmuckſachen ſind in Wien zur Herrſchaft gelangt und haben ihren Platz bis auf den heutigen Tag unbeſtritten behauptet. Die etruskiſchen, römiſchen und griechiſchen Halsketten, Diademe und Brochen, die in ihren Ateliers nach klaſſiſchen Muſtern gefertigt werden, zeichnen ſich durch eine vornehme Schönheit und Formenreinheit aus, die jetzt für die ganze italieniſche Gold- und Silberwaarenfabrikation, beſonders für die Filigranarbeiten, maßgebend geworden iſt.

Der italieniſche Schmuck: die Muſchelkameen, die Korallen, in deren Bearbeitung eine erſtaunliche Kunſtfertigkeit erreicht iſt, die Quinkaillerien aus Lava, die mit farbigen Blumen, Vögeln u. ſ. w. bemalt ſind, als: Ohrringe, Brochen, Manſchettenknöpfe, Berloques, Photographierahmen, Portrait-Albums, ſind durch maſſenhaften Export und durch die Einwanderung italieniſcher Kunſthändler auch in Deutſchland ſo bekannt und beliebt geworden, daß ich auf ihre Schilderung und Werthſchätzung nicht näher einzugehen brauche. Ich will nur noch erwähnen, daß Caſtellani jetzt auch ruſſiſch-byzantiniſche Motive verwerthet und daß er eine Sammlung von Schmuckſachen angelegt hat, die er den volksthümlichen, beim italieniſchen Landvolke gebräuchlichen nachbildet. Endlich hat er ſich auch neuerdings auf die Emailfabrikation gelegt, wie es ſcheint, nach ruſſiſchen Muſtern, und hat auch auf dieſem Gebiete bereits ſchöne Erfolge erzielt.

Als eine Novität der italieniſchen Kunſtinduſtrie haben wir ſchwarz lackirte, mit farbigen Malereien dekorirte Ofenſchirme und Tiſchplatten zu verzeichnen, die hie und da mit Perlmutter inkruſtirt ſind, und zwar ſo, daß das roth und grünſchillernde Perlmutter das Licht in dem Gemälde bildet. Dieſe originellen Ofenſchirme ſind theils Mailänder, theils venetianiſches Fabrikat. Wir finden daher die bekannteſten Partieen aus jenen Städten auf ihnen dargeſtellt: den Rialto, den Dogenpalaſt, den Arco di Triompho, den Dom und den Skalaplatz. Wie das Perlmutter verwendet iſt, mag die Darſtellung des letzteren zeigen. In ſeiner Mitte erhebt ſich die Marmorſtatue Leonardo da Vinci's, auf die ein Sonnenſtrahl fällt, deſſen Glanz durch ein Stück rothſchillernden Perlmutters nachgebildet iſt. Ebenſo leuchten die Fenſter der Galeria Vittore Emanuele, deren Portal ſich zur Linken des Denkmals öffnet, in grünem und rothem Lichte, das ſeinen Glanz dem originellen Gedanken der Perlmutterinkruſtation verdankt. —

Zu dem Trifolium, welches auf dem weiten Felde der Kunſtinduſtrie die erſten Plätze einnimmt, tritt Oeſterreich, Belgien und Japan hinzu. In zweiter Linie ſind dann noch Rußland, die Schweiz und Dänemark zu nennen, die für gewiſſe Zweige des Kunſtgewerbes auf dem Weltmarkte tonangebend ſind: Rußland für Emaillearbeiten, Goldmoſaik, Malachitſachen und Lackmalereien auf

Digitized by Google

Silber, Dänemark für Thongeſchirr und Silberfiligranſchmuck, die Schweiz für Spitzen, irdenes Geſchirr, Uhren und Juwelierarbeiten. In der Spitzeninduſtrie hat, was die Feinheit des Fadens anlangt, Belgien immer noch die Führung. Inmitten der belgiſchen Ausſtellung iſt dieſem Induſtriezweige ein Tempel errichtet worden, der die luftigen Gewebe von Brüſſel, Mecheln und Antwerpen aufgenommen hat: Spitzengardinen, ganze Roben, Handſchuhe, die den ganzen Arm bedecken, Strümpfe in ſchwarz und in weiß, Ueberzüge für Stiefletten, Mantillen, Fächer und Sonnenſchirmbezüge, die mit Schäferſzenen à la Watteau oder mit italieniſchen Landſchaften dekorirt ſind. Im Ganzen herrſcht aber in der belgiſchen Spitzeninduſtrie, was den ornamentalen Theil anlagt, ein ziemlich ſtilloſer Naturalismus. Daſſelbe gilt von den St. Gallener Spitzen. Hier ſteht Oeſterreich obenan, beſonders ſeit Profeſſor Storck ſeinen geläuterten Geſchmack und ſein Erfindungstalent der Spitzeninduſtrie dienſtbar gemacht hat. Wir finden Fächer und Sonnenſchirme, die nach ſeinen Entwürfen gewebt oder geklöppelt ſind, von wahrhaft klaſſiſcher Schönheit.

Wie Brüſſel die Vorſchule von Paris, ſo iſt Belgien in induſtrieller Beziehung die Filiale Frankreich's, aber eine Filiale, die ſelbſtändig denkt und ſchafft und die drauf und dran iſt, ihr Mutterland zu überflügeln. Hier fehlen die Maßloſigkeiten, die Extravaganzen, die ein feingebildetes Auge verletzen. Es ſcheint, als hätte die Nachbarſchaft des zähen Holländers die Wildheit des Romanen in wohlthätiger Weiſe temperirt. In der Zimmerdekoration, in der Bronzewaareninduſtrie, welche immer die unbeſtrittene Domäne der Franzoſen war, kommen ihnen die Belgier faſt ſchon gleich. In der Gobelinweberei folgen ſie heimiſchen Traditionen. Rubens und van Dyk ſind ihre vornehmſten Vorbilder. Ihre Farbe iſt nicht ſo glänzend wie die der franzöſiſchen. Sie iſt abſichtlich abgetönt, um an die klaſſiſchen Gobelins zu erinnern, und dadurch iſt ihre Wirkung gediegener, monumentaler. Einen beſonderen Ruf beſitzt die belgiſche Spiegelfabrikation, die der franzöſiſchen entſchieden überlegen iſt. Die Manufaktur von St. Dignies hat unter anderem eine Spiegelſcheibe ausgeſtellt, die ſechszehn Fuß in der Breite und zweiundzwanzig in der Höhe mißt. —

Wenn Japan — das iſt das allgemeine Urtheil über dieſes merkwürdige Wunderland — ſo fort arbeitet, wie es in den letzten fünf Jahren gearbeitet hat, ſo hat es in einem Dezennium alle Völker des Abendlandes überflügelt. In der That droht der europäiſchen Kunſtinduſtrie von dorther eine große Gefahr. Man ſchwankt ſchon, welchen Bronzearbeiten man den Vorzug geben ſoll, den franzöſiſchen oder den japaniſchen. Vergebens bemühen ſich die Pariſer Bronzeinduſtriellen hinter die Geheimniſſe der Japaner zu kommen. Hier iſt noch die alte Abgeſchloſſenheit maßgebend, während ſich ſonſt die Produkte des

oſtaſiatiſchen Inſelreichs in breitem Strom auf den Kontinent der alten Welt ergießen.

Während das arg zurückgekommene China die Erzeugniſſe ſeines Kunſtfleißes in prunkvollen Schränken mit gewaltigen Schnabeldächern, die mit allen Farben des Regenbogens, mit Gold und Silber bemalt ſind, ausgebreitet hat, haben ſich die Japaner mit den ſchwarzen, über alle Maßen ſchmuckloſen Vitrinen begnügt, welche die franzöſiſche Ausſtellungskommiſſion ihnen zur Verfügung geſtellt hat.

China verhält ſich zu Japan wie das alte Egypten zum klaſſiſchen Griechenland. Dort das unerſchütterliche Feſthalten an der Tradition, an dem überkommenen Kanon und als Folge davon eine völlige Stagnation, hier gleichfalls die Ehrfurcht vor der Tradition, aber doch eine vollkommen freie Bewegung innerhalb derſelben, eine konſequente Aus- und Fortbildung innerhalb der überlieferten Prinzipien.

Nichts iſt für die Würdigung dieſer Thatſache inſtruktiver als wenn man z. B. japaniſche Lackarbeiten des vorigen Jahrhunderts mit den gleichartigen Produkten der Gegenwart vergleicht. Das Louvre enthält eine intereſſante Sammlung von japaniſchen Doſen, Tellern und Käſtchen, welche aus dem Beſitze der Königin Marie Antoinette ſtammen. Sie zeigen uns, welche koloſſalen Fortſchritte die Japaner allein in dieſem Zweige ihres Kunſtgewerbes in hundert Jahren gemacht haben, obwohl das Fabrikations- und das Ornamentationsprinzip, obwohl Material und Farbe dieſelben geblieben ſind. Aber man braucht gar nicht einmal ſo weit zurückzugreifen, um dieſe Fortſchritte zu konſtatiren. Selbſt in der kurzen Spanne Zeit, die ſeit der Wiener Weltausſtellung verfloſſen iſt, haben die Japaner unendlich viel gearbeitet und durch ihre glänzende Ausſtellung auf dem Marsfelde ganz Europa in Erſtaunen geſetzt.

Man hat geglaubt, daß ihre Berührung mit der europäiſchen Kultur ihrer heimiſchen Induſtrie gefährlich werden würde, man hat ſogar ſchon in Wien Merkmale der Verwilderung und europäiſcher Geſchmackloſigkeit erkennen wollen. Aber dieſe Gefahr iſt nicht eingetreten. Im Gegentheil! Es ſcheint, als hätte die Berührung mit der europäiſchen Welt, als hätte der Beifall, den die zierlichen und glänzenden Erzeugniſſe der japaniſchen Induſtrie ſeit 1867 in allen ziviliſirten Ländern Europa's gefunden, die Japaner zu immer erhöhten Anſtrengungen veranlaßt. Ihre Genialität, ihre Phantaſie, ihr dekorativer Geſchmack, ihre Technik haben ſich zu einer Höhe emporgeſchwungen, die vordem niemals von ihnen erreicht worden iſt.

Mit ihren Leiſtungen haben ſich aber auch ihre Anſprüche geſteigert. Die auffallend billigen Leiſtungen, mit welchen die Japaner debutirten, gehören bereits der Geſchichte an. Ein Paar Bronzeſchaalen mit Silberinkruſtation, einen

Digitized by Google

Fuß im Durchmeſſer zählend, koſtet heute 6500 Frcs. Eine Bronzevaſe, die allerdings die reſpektable Höhe von ca. ſechs Fuß erreicht und mit dem wundervollſten Rankenwerk, mit fein ausgearbeiteten Blumen, Figuren und Bäumen, die einen förmlichen Wald bilden, dekorirt iſt, koſtet 10,000 Frcs.

Porzellan, Lackarbeiten, Bronzen und Seidengewebe bilden nach wie vor die Stärke der japaniſchen Induſtrie. Verſuche, neue Induſtriezweige zu kultiviren, ſind nicht gemacht worden. Aber innerhalb der einmal beherrſchten Gebiete ſind eben jene eminenten Fortſchritte zu konſtatiren, von denen oben die Rede war. Die gegenwärtige Ausſtellung zeigt uns unter Anderen Schildpattſchaalen, die mit Lackmalereien dekorirt ſind, in einer Größe, wie man ſie vorher nicht geſehen hat, Schaalen, die bis drei Fuß im Durchmeſſer zählen. Die goldenen und ſilbernen Ornamente, Figuren und Landſchaften der Lackmalereien erhalten jetzt noch ein weit ſtärkeres Relief und erzielen dadurch eine noch größere dekorative Wirkung. Daß auch andere Farben neben Silber und Gold, Roth, Grün und Blau, mehr und mehr in Aufnahme kommen, dürfte man weniger gut heißen, als die Einführung von Perlmutter in das ornamentale Syſtem, das ſich mit Gold und Silber zu ſchönſter Harmonie vereinigt.

Die Pariſer haben übrigens dafür geſorgt, daß die Japaner ſchnell die Helden des Tages wurden. Mit wahrem Heißhunger haben ſie ſich auf die Porzellanſervice, beſonders auf die prächtigen roth und gold bemalten, auf die Bronzeſchaalen, die mit unübertrefflicher Meiſterſchaft und Sauberkeit ziſelirt ſind, auf die lackirten Ofenſchirme und die herrlichen Emaillen geſtürzt: drei Tage nach Eröffnung der Ausſtellung war kaum noch der ſechſte Theil der ausgeſtellten Gegenſtände nicht in feſten Händen. —

Die däniſche Kunſt zeigt nicht die leiſeſte Spur eines nationalen, oder auch nur eines eigenthümlichen Charakters, eine Erſcheinung, die darin begründet ſein mag, daß die Künſte in Dänemark erſt ſeit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, — die Kopenhagener Akademie wurde 1754 gegründet — eine ſyſtematiſche Pflege gefunden haben. Dänemark's größter Künſtler, vielleicht ſein einziger, hat ſeine Ausbildung in Italien erfahren, faſt alle ſeine Werke ſind unter italieniſchem Himmel gereift. Man hat zwar in Kopenhagen ſeinem Andenken ein ganzes Muſeum geweiht, aber Thorwaldſen hat in ſeinem engeren Vaterlande keinen würdigen Nachfolger gefunden. In der Malerei iſt Dänemark nicht fördernd oder bahnbrechend aufgetreten. In der däniſchen Kunſtabtheilung erregen nur drei Maler unſere Aufmerkſamkeit: der Hiſtorienmaler Bloch, ein Schüler des Düſſeldorfers Bendemann, der Thier- und Landſchaftsmaler Bache und der Architekturmaler Hanſen. Aber ihre Werke ſind doch nicht von ſolcher Bedeutung, daß ſie ſich an dem großartigen Wett-

Digitized by Google

kampfe auf dem Marsfelde, wo Engländer, Franzoſen, Deutſche und Oeſterreicher auf dem erſten Plane ſtehen, mit Erfolg betheiligen können.

Was der däniſchen Kunſt fehlt, beſitzt hingegen ihre Induſtrie: einen nationalen Charakter und einen originellen Zug. Es ſind freilich nur zwei Gebiete des Kunſtgewerbes, die hier in Betracht kommen: die Thon- und die Silberwaareninduſtrie. Die däniſchen Thonwaaren haben in den letzten Jahren um ihres feinen Gefüges und ihrer zierlichen Form willen einen Weltruf erreicht. Es waren zuerſt die vortrefflichen Nachbildungen etruskiſcher und griechiſcher Vaſen, die allgemeinen Beifall fanden: die Vaſen alten Stils mit ſchwarzen Figuren auf rothem Grunde und die Vaſen der Blüthezeit mit rothen Figuren auf ſchwarzem Grunde. Aus der antiken Imitation entwickelte ſich dann ein klaſſizirender Stil, der über die alten Muſter hinausging: man ſtellte auf dem Bauche lichtgelber Thongefäße Szenen aus dem griechiſchen Leben in allen Farben dar. Der Stil dieſer Darſtellungen entfernt ſich zwar ziemlich weit von der antiken Würde — er ſchwankt zwiſchen der ſüßlichen, eleganten Auffaſſung des premier empire und der gefälligen Anmuth Thorwaldſen's — indeſſen fehlte auch dieſen Vaſen nicht der Beifall des internationalen Publikums. Eine dritte Gruppe däniſcher Thongefäße entlehnt ihre Motive nationalen Ueberlieferungen: ſie umfaßt die ſchwarzen, glaſirten Vaſen mit farbigen Ornamenten und Blumenguirlanden, die als ſpezifiſch däniſche Thonwaaren auf den Markt kommen.

Als Hauptvertrter der Silberwaareninduſtrie figurirt auch in Paris wieder P. Chriſteſen aus Kopenhagen. Das Silberfiligran und die Imitation altſkandinaviſcher Schmuckſachen, die Ausbeutung der nordiſchen Gräberfunde für die moderne Kunſtinduſtrie, das ſind die vornehmſten Aufgaben, die ſich Chriſteſen geſtellt und die er mit großem Geſchick gelöſt hat. Das ſkandinaviſche Muſeum in Kopenhagen liefert ihm eine Fülle von Vorbildern, die er für den weiblichen Schmuck und das Tafelgeräth mit Geiſt und Geſchmack zu verwerthen weiß. Armbänder, die vor einem Jahrtauſend eine edle Frieſin getragen hat, erſtehen wieder in altem Glanze. Broſchen, Ohrgehänge mit glänzenden Schilden, die an dünnen Silberfäden hängen, Medaillons, alles iſt in feinſtem Silber- und Goldfiligran hergeſtellt und, was nicht von geringer Bedeutung iſt, für einen ſo mäßigen Preis, daß die Verbreitung des däniſchen Filigrans der des italieniſchen gleichkommt oder dieſelbe noch übertrifft.

Altengliſche Volkslieder am Klavier.

Die Frau Rektorin, ein regſame kleine Frau mit feinem muſikaliſchem Verſtändniß und einem hübſchen Mezzoſopran, hatte uns eben durch den Geſang des unvergleichlichen Brahms'ſchen Liedes: „Wie biſt du, meine Königin, durch ſanfte Güte wonnevoll" erfreut, die Frau Superintendentin mit angenehmer Altſtimme das Chopin'ſche: „Schön war der Morgen und hell ſchien die Sonne" hinzugefügt, Profeſſor E. hatte ein paar Nummern aus den „Kreisleriana" von Schumann zum Beſten gegeben, ſo trefflich und liebenswürdig, wie ſie unter Dilettantenhänden nur immer ſich geſtalten können, und ich ſelber hatte endlich, zuſammen mit der erſtgenannten Dame, das Schumann'ſche Duett „Großvater und Großmutter" glücklich und ohne Unfall vom Stapel gelaſſen. Jetzt kam die Unterhaltung wieder in Fluß.

„Kennen Sie Lieder von dem kürzlich verſtorbenen Deproſſe?" fragte die Rektorin. — „O gewiß," entgegnete ich, „ich habe Ihnen betheuert, daß ich mich in der Liederliteratur unſrer Zeit redlich umgethan habe und daß mir auch von den dii minorum gentium, will ſagen von den Geiſtern dritten und vierten Ranges nicht leicht irgend ein nennenswerthes Opus entgangen iſt. Gewiß denken Sie an das ſchöne Suleikalied: „Kind, was thuſt du ſo erſchrocken" und an" — „Recht, recht," fiel mir die Rektorin in's Wort, „und vor allem an das letzte Lied in demſelben Hefte — wie heißt es doch gleich? Es iſt eine kleine Nummer, nur eine Seite lang, aber von entzückender Schönheit." — Gleichzeitig ſprachen wir die Anfangsworte aus, ſie aber ſetzte mit ſcherzendem Vorwurf hinzu: „Abſcheulich, daß man Ihnen mit nichts Neuem mehr eine Freude machen kann!" „Ebenſo wenig, wie Ihnen," konnte ich nach meinen bisherigen Erfahrungen mit gutem Rechte zurückgeben. Die Reihe des Fragens war nun wieder an mir. „Kennen Sie, verehrte Frau, Lieder von Franz Ries? Eine ſeltene Erſcheinung, dieſer Ries. Iſt Muſikalienhändler in Dresden und komponirt ſich ſeine Verlagsartikel ſelber. Ein Heft mit vier Duetten namentlich — wir haben ja keinen Ueberfluß an guten Duetten — empfehle ich Ihrer freundlichen Beachtung. Die Opuszahl weiß ich im Augenblicke wahrlich nicht anzugeben, aber das letzte Duett iſt über den bekannten Text: „Neuer Frühling iſt gekommen", das läßt ſich, denke ich, leicht behalten." — Diesmal mußte die Frau Rektorin ihre Unkenntniß eingeſtehen — es war das erſte Mal, obgleich die Frage: „Kennen Sie das" und „Kennen Sie jenes?" heute ſchon oft genug an ſie ergangen war. Denn wo nur immer zwei ſolche Liederjäger wie wir an einander gerathen, dann geht es nicht viel anders her,

als wenn ein paar Münzen- oder Kupferſtichſammler einander begegnen: in der Vollſtändigkeit ihrer Sammlungen, in dem Umfang ihrer Kenntniſſe ſich zu vergleichen, das iſt das denkbar größte Vergnügen.

So geht's einem nun. Ich war der großen Stadt entflohen, um in der Nähe eines Thüringer Städtchens auf einer Sommerfriſche, die ein Studienfreund, der Rektor der dortigen höheren Lehranſtalt, mir ausgeſucht und empfohlen hatte, ein paar Wochen mir ſelbſt und der Mutter Natur zu leben, und Kunſt und Wiſſenſchaft und alle, die ſich damit befaſſen, gründlich zu meiden. Und kaum war ich drei Tage dort — es half mir alle Liſt und alles Sträuben nichts — da ſaß ich mitten in dem „muſikaliſchen Kränzchen", welches an Winterſonntagen regelmäßig, aber auch im Sommer gelegentlich einen auserwählten kleinen Kreis von den „Honoratioren" des Städtchens zu vereinigen pflegt und deſſen Seele augenſcheinlich unſre Frau Rektorin iſt. Und da ſchwelgten wir nun in Schumann und Brahms und Torte und ſüßem Wein, und im Nebenzimmer ſchmauchten die älteren Herren und kannegießerten über die Wahlumtriebe in den Raubſtaaten, und draußen auf Gaſſen und Straßen — der wundervollſte blaue Himmel und Sonnenſchein und eine Luft, ſo rein und mild, wie ſie der ganze Sommer noch nicht geboten.

Die Frau Rektorin war aufgeſtanden und nach ihrem Notenſtänder gegangen. Als ſie wieder an den Flügel trat, hielt ſie einen ſtarken Halbfranzband in beiden Händen, mit hellgrünem Leder an Rücken und Ecken und dunkelgrüner Leinwand auf den Deckeln, und als ich gar auf dem Rücken die Worte las: Altengliſche Volkslieder, da wurde mir vollends grün vor den Augen. „Kennen Sie das?" fragte ſie mich, und in ihrem Geſicht lag die feſte Zuverſicht, daß das Neinſagen diesmal auf meiner Seite ſein würde. Ich machte denn auch keine vergeblichen Verſuche, die Lückenhaftigkeit meiner Kenntniß in dieſem Falle zu bemänteln, ſondern fragte nur mit möglichſter Gleichgiltigkeit dagegen: „Gewiß ein Geſchenk Ihrer trefflichen paedagogiſchen Freundin in Edinburgh?" — „Ein Geſchenk allerdings, mitſammt dem ſchönen Bande, den hieſige Buchbinderkunſt ſchwerlich zu Stande gebracht hätte, aber nicht aus Edinburgh, ſondern aus Ihrer höchſt muſikaliſchen Metropole, verehrteſter Herr Doktor. Dort ſind die Lieder gedruckt, dort ſind ſie erſchienen, und von dort ſind ſie mir zugekommen. Im Ernſte, kennen Sie ſie nicht?" — Ich mußte nochmals verneinen, und indem ich mir den Band ausbat und nun beim Blättern die Titel von mindeſtens einem Dutzend verſchiedener Liederhefte mit etwa 200 Liedern mir an den Augen vorüberſchwirrten, ſuchte ich durch einige zweifelnde Fragen meiner Unkenntniß eine gewiſſe Berechtigung zu verleihen. „Taugen die Lieder wirklich etwas? Sind ſie für deutſche Ohren genießbar?" — „Die Antwort können Sie ſich leicht ſelber geben. Haben Sie jemals etwas

von einer „Letzten Roſe" gehört, Sie allermuſikaliſchſter Herr Doktor? Oder von einem Liede, das beginnt: „Mein Herz iſt im Hochland" und einem andern, welches anfängt: „Auf deinen Höhn, du mein liebes Vaterland"? Oder iſt Ihnen vielleicht die Ouverture zu einer gewiſſen „Weißen Dame" bekannt und daraus das Motiv ...." und damit trällerte ſie leiſe die bewußte Melodie und begleitete ſie mit ein paar Griffen auf dem Flügel. „Nun ſehen Sie, Sie größter aller Kenner, das ſind echte altengliſche Volkslieder, und wenn Sie Luſt haben, mehr dieſer Art kennen zu lernen, der grüne Band hier ſteht Ihnen zu Dienſten."

Auf allgemeines Bitten ſang unſre treffliche Wirthin eine Anzahl von den Liedern, die ſie raſch in dem ihr offenbar wohlvertrauten Bande aufſuchte, und ich durfte ſie dabei begleiten. Der Eindruck war für mich — ich geſtehe es offen — kein recht befriedigender. Es ſchien mir faſt in allen Liedern ein undefinirbarer, fremdartiger Reſt zu bleiben, mit dem ich für den Augenblick nicht auf's Reine kommen konnte. Beim vierten oder fünften Liede aber fing mir die Sache doch an ſchon beſſer zu behagen, und wir hätten wohl noch eine Weile fortmuſizirt, wenn nicht die Rückſicht auf die übrigen Gäſte unſerm intimen Duo ein Ende gemacht hätte. Der grüne Band aber ſtach mir von jetzt an ununterbrochen in die Augen, und als das „Kränzchen" ſich am Abend trennte, bat ich, ihn auf einige Tage mit hinausnehmen zu dürfen in das freundliche Förſterhaus, in dem ich mich einquartiert hatte. Mein Wunſch wurde mir gern gewährt, und am nächſten Morgen ſaß ich wahrhaftig mit dem dicken Notenbande draußen unter den alten Buchen, und am dritten und vierten Tage begleitete er mich auf meinem Morgengange durch den Wald, und wenn es oben in den Zweigen ſtill wurde, ſo ſuchte ich mir ein behagliches Plätzchen im Mooſe, und dann wurden in den Blättern des grünen Buches die alten ſeltſamen Weiſen lebendig und klangen mir täglich vertrauter, und am Ende ſöhnte ich mich vollſtändig mit dem Schickſal aus, das mir mitten in blühender Sommerzeit mit den unfreiwilligen Winterfreuden eines „muſikaliſchen Kränzchens" in die Quere gekommen war. Auch aufgezeichnet habe ich mir mancherlei aus dem grünen Buche und über das grüne Buch, in der Hoffnung, gelegentlich den Leſern dieſer grünen Blätter etwas davon mittheilen zu können. Und ſiehe da — früher als mir ſelber lieb iſt, hocke ich zu dieſem Zwecke wieder daheim an dem fatalen Schreibtiſche.

Die Texte und Melodien einheimiſcher Volksweiſen zu ſammeln, hat man in England ſchon frühzeitig begonnen. Das erſte bedeutende Sammelwerk dieſer Art und zugleich dasjenige, welches allen ſpäteren mehr oder weniger zu Grunde liegt, erſchien im Jahre 1724 unter dem Titel „Tea Table Miscellany" (Allerlei zum Theetiſch) und war von Allan Ramſay herausgegeben. Der

Titel verräth die Tendenz der Sammlung: es galt, das Volkslied salonfähig zu machen, in den gebildeten Kreiſen, unter den Konſumenten des damals noch für vornehm geltenden Theegetränks Intereſſe dafür zu erwecken. Ramſay verfuhr bei der Herausgabe ziemlich unkritiſch. Nicht nur, daß er es unterließ, nach Alter und Herkunft der Lieder zu fragen, er trug auch kein Bedenken, die aufgenommenen Lieder gelegentlich nach eigenem Gutdünken zu verändern, zu verkürzen oder zu erweitern. Glücklicherweiſe iſt es ziemlich gelungen, die von ihm umgemodelten Lieder herauszufinden und in ihrer urſprünglichen Geſtalt wiederherzuſtellen, ebenſo die von Ramſay ſelbſt und ſeinen Mitarbeitern frei geſchaffenen, die in ſeiner Sammlung mitten unten den Erzeugniſſen des echten, alten Volksgeſanges ihren Platz gefunden hatten, als ſolche zu bezeichnen. Jedenfalls gebührt Ramſay das Verdienſt, zuerſt in den vornehmen Kreiſen England's für die Schönheiten der einheimiſchen Volkslyrik Verſtändniß und Geſchmack geweckt zu haben.

Eine zweite Sammlung, die mehr für den Alterthumsforſcher berechnet war und daher weniger populär wurde, iſt die 1766 von David Herd unter dem Titel „Ancient and modern Scottish Songs, Heroic Ballads etc." herausgegebene. Im vollen Sinne des Wortes aber wurden wiederum Eigenthum des Volkes die beiden großartigen Sammlungen, von denen die eine in den Jahren 1787—1803 James Johnſon unter dem Titel „Scots Musical Museum" in ſechs Bänden, die andere, „The Melodies of Scotland", George Thomſon ſeit 1792 in fünf Bänden veröffentlichte. Von der letzteren erſchien 1831 noch eine neue Ausgabe; das muſikaliſche Arrangement der Lieder ſtammte zum Theil von Pleyel, Haydn, Beethoven, Weber und Händel. Dieſe beiden Sammlungen ſind vor allem wegen des Antheils wichtig, den Robert Burns an ihrer Herſtellung hat, denn ſeine weltberühmten „Lieder und Balladen" ſind nichts anderes als Texte, die er zu alten, in jene Sammlungen aufgenommenen Volksmelodieen dichtete.

Burns hatte ſich ſchon in früher Jugend beim Pflügen auf dem Felde oder beim Herumſchlendern durch Wald und Flur daran ergötzt, die oder jene alte Melodie vor ſich herzupfeifen und zu ihrem Rhythmus neue Verſe zu erſinnen. Später kam Syſtem in dieſe Liebhaberei: Johnſon ſowohl wie Thomſon gingen ihn darum an, die für ihre Volksliederpublikationen ſich nöthig machenden Textverbeſſerungen, beziehentlich Texterneuerungen vorzunehmen. Für das „Scots Musical Museum" wurde Burns 1787 nach dem Erſcheinen des erſten Bandes gewonnen; er ſchrieb die Vorrede zum zweiten Bande und ſteuerte im Laufe der folgenden neun Jahre bis zu ſeinem Tode (1796) im Ganzen 160 Dichtungen bei. Sein gleichzeitiger Antheil an der Thomſon'ſchen Sammlung erklärt ſich daher, daß das „Muſeum" anfangs nicht recht populär werden

wollte; infolge deſſen unternahm eben Thomſon, an kritiſchem Geiſte und Sachkenntniß Johnſon entſchieden überlegen, 1792 ſein neues Sammelwerk, das ebenſo in der muſikaliſchen Bearbeitung, wie in den untergelegten Liedertexten alles bis dahin geleiſtete übertreffen ſollte. So wandte ſich auch Thomſon an den damals 33jährigen Burns und forderte ihn auf, überall wo die vorhandenen Verſe der alten ſchönen Melodien unwürdig erſchienen, „zur Ehre Caledonia's“ helfend einzugreifen. Voll Begeiſterung ging der Dichter auch auf dieſe Bitte ein und lieferte für die „Melodies of Scotland“ ebenfalls 120 Lieder. „Mit all meiner geringen, aber durch den Impuls der Begeiſterung zu ihrem höchſten Umfange angeſpannten Fähigkeit — ſchreibt er am 16. September 1792 an Thomſon — werde ich in Ihr Unternehmen eintreten.“ Jedes Honorar lehnte er ab. „Bei dem ehrlichen Enthuſiasmus, mit dem ich mich zu Ihrer Unternehmung einſchiffe, von Geld zu ſprechen, wäre geradezu eine Herabwürdigung der Seele (prostitution of soul)“, heißt es in demſelben Briefe, und als ſpäter der Herausgeber ſein Anerbieten einer Geldvergütung erneuerte, erregte er Burns' Zorn in ſolchem Grade, daß dieſer mit ſeinem Rücktritt drohte, wenn ein ähnlicher Verſuch nochmals gemacht werden würde.

Intereſſant iſt es, aus des Dichters eigenem Munde zu hören, wie er den alten Volksweiſen gegenüber verfuhr, wie er die Verſe dem Klang und Rhythmus der Melodie anpaßte. In einem ſpäteren Briefe an Thomſon ſchreibt er: „Die jüngſt überſandte Weiſe „Laddie, lie near me“ muß einige Zeit bei mir liegen. Ich kenne die Melodie noch nicht, und ehe ich ihrer nicht, nach meinem eignen Singen, ſo wie es iſt, unbedingt Meiſter bin, kann ich nicht danach dichten. Mein Weg iſt folgender: ich betrachte die poetiſche Stimmung nach meiner Idee vom muſikaliſchen Ausdruck, wähle dann ein Thema, beginne eine Strophe. Wenn dieſe fertig iſt — gewöhnlich das ſchwerſte Stück der Sache — ſo gehe ich hinaus ſpazieren, ſetze mich ab und zu nieder, ſchaue aus nach Gegenſtänden in der Natur um mich herum, die im Einklang mit dem Sinnen meiner Einbildungskraft und der Arbeit meines Innern ſind, und ſumme dann und wann die Melodie mit den von mir gebildeten Verſen. Fühle ich, daß meine Muſe erlahmt, ſo ziehe ich mich nach dem einſamen Kamin meines Studirzimmers zurück und bringe meine Ergüſſe zu Papier, hie und da auf den Rückbeinen meines Armſeſſels mich wiegend, um, während die Feder vorrückt, meine eigene zügelnde Kritik anzurufen.“

Dies war ſein Verfahren, wo es galt, von Grund aus Neues zu ſchaffen, und mit Vorliebe ging Burns allerdings radikal zu Werke. Aber immer war dies keineswegs der Fall. Wo der alte Text annehmbar erſchien, blieb er beſtehen, und nur kleine Aenderungen, Zuſätze einzelner Strophen, Umgeſtaltungen einzelner Zeilen verrathen dann die kritiſche Hand des kunſtmäßigen Dichters.

Immer aber, mochte er nun Neues ſchaffen oder das Vorhandene nur umdichten, ging er mit echt poetiſchem Feingefühl, mit einer wunderbaren Kunſt der Anempfindung und vor allem mit der größten künſtleriſchen Gewiſſenhaftigkeit zu Werke. Sagte ihm eine Melodie nicht zu, dann erklärte er offen, nicht darnach dichten zu können. Ganz unberührt blieb keiner der alten Texte. „Wenige, ſagt Walter Scott, kamen aus ſeinen Händen, ohne einige jener magiſchen Pinſelſtriche erhalten zu haben, die, ohne das Lied weſentlich zu ändern, ihnen den urſprünglichen Geiſt wiedergaben oder mehr verliehen, als es vorher beſeſſen hatte.“ Es iſt das Gleiche, was man an Goethe gerühmt hat, wenn man ſagte, daß er das „Haidenröslein“ in der Faſſung, die er ihm verliehen, gleichſam „zu ſeinem Ideal zurückgedichtet habe.“

Was Burns für die ſchottiſchen Volksmelodien in ſeinen „Liedern und Balladen“ geleiſtet, leiſtete elf Jahre nach Burns Tode, 1807, Thomas Moore, der „iriſche Burns“, wie man ihn deshalb genannt hat, für die iriſchen in ſeinen nicht minder berühmt gewordenen „Irish Melodies“, nachdem allerdings vorher ſchon Ausgaben altiriſcher Lieder von O'Brien und Molloy erſchienen waren. Für die waliſiſchen Volkslieder übernahm die bekannte engliſche Dichterin Felicia Hemans die gleiche Aufgabe in einer Sammlung von „Welch melodies“, die Parry um dieſelbe Zeit veranſtaltete, nur daß ſie ihre Dichtungen nicht völlig frei erfand, ſondern ihnen meiſt den Inhalt wirklich vorhandener alter kymriſcher Lieder zu Grunde legte. Endlich hat auch Walter Scott bei einer großen Anzahl ſeiner „Lieder und Balladen“ alte, namentlich auch waliſiſche Volksweiſen im Auge gehabt und jene mit direktem Bezug auf ſie gedichtet.

Von allen dieſen Schätzen der engliſchen Lyrik waren in Deutſchland bis vor wenigen Jahren die echt volksthümlichen Lieder ſo gut wie unbekannt, die von Burns, Thomas Moore, Felicia Hemans und Walter Scott umgedichteten oder neugedichteten Lieder höchſtens dem Texte nach bekannt. Von Burns' „Liedern und Balladen“ haben wir mehr als eine gute deutſche Ueberſetzung. Von den Melodien aller dieſer Lieder aber iſt nur ganz vereinzelt die eine oder andere nach Deutſchland gedrungen und keine populär geworden. Dahin gehören die oben erwähnten vier. Und doch bei aller Schönheit, die hinreichte, ihnen, auch abgelöſt vom muſikaliſchen Vortrage, ihre Wirkung zu ſichern, was ſind dieſe Texte ohne die Melodien, für die ſie gedichtet ſind! Der Wunſch, die Lieder ſingen zu können, liegt ſo unendlich nahe, daß Burns'ſche Lieder ja in großer Anzahl von deutſchen Componiſten in Muſik geſetzt worden ſind. Nicht für das Auge zum ſtillen Leſen, für das Ohr ſind ſie beſtimmt. Burns' Lieder vor allem ſind, was ſie ſind, erſt dann ganz, ſie üben erſt dann ihre volle Wirkung aus, wenn ſie verbunden ſind mit den Melodieen, in deren Intereſſe, in deren Dienſt ſie entſtanden ſind. Und dieſer Einheit von Wort

Digitized by Google

und Ton bedürfen auch die übrigen. Von der Muſik getrennt, erſchienen auch die „Iriſchen Melodieen" dem Dichter ſelbſt mehr als „die Hälfte ihrer Seele" — dimidium animae — verloren zu haben; es war ihm ſogar peinlich, ſeine Liedertexte ohne die zugehörigen Weiſen gedruckt zu ſehen; es ſei ihm, ſagte er, als ſehe er die Skelette ſeiner Kinder, des warmen Fleiſches beraubt, ohne Athem und Leben vor ſich. „Quos si cantu spoliaveris, nuda remanebit oratio" zitirte er aus dem Cicero, und als der Ruhm der „Iriſchen Melodieen" über ganz Europa erſcholl, wies er beſcheiden das Verdienſt dem Zauber der heimatlichen Klänge zu.

Nach dem Geſagten iſt es gewiß ein verdienſtvolles Unternehmen, daß Prof. *Alfons Kißner* in Erlangen im Laufe der letzten Jahre in einer Reihe von Sammlungen — ſie ſind ſämmtlich im Verlage von Rieter-Biedermann in Leipzig erſchienen — nach und nach die ſchönſten Perlen des engliſchen Volksgeſanges in Wort und Weiſe dem deutſchen Publikum zugänglich gemacht hat. Erſchienen ſind davon bis jetzt — und nun, lieber Leſer, wenn du nicht ein kompletter ἄμουσος biſt (und das kannſt du nicht ſein, denn ſonſt hätteſt du ja nicht bis hierher geleſen), ſo ſei einmal nicht ſchwerfällig, ſondern nimm Brieftaſche und Bleiſtift zur Hand und notire dir folgende Titel: 1. *Schottiſche Lieder*, 2. *Burns-Album*, 3. *Lieder von der grünen Inſel*, 4. *Lieder aus Wales*, 5. *Balladen aus keltiſchen Bergen**) — und wenn du zu deinem Muſikalienhändler kommſt, ſo dir beſtelle die erſte beſte dieſer Sammlungen; womit du den Anfang machſt, iſt gleichgiltig, doch rathe ich dir zu Nummer vier oder drei. Und biſt du einer von den armen Schluckern, die keine Noten kaufen, ſondern bloß borgen können, dann gehe in deine „Leihanſtalt", die übrigens, das kann ich dir vorausſagen, nicht ein einziges von all' dieſen Liedern beſitzen wird, und fordere die Lieder ſo oft und unter dem Ausdrucke deiner tiefſten Verachtung vor der Lückenhaftigkeit der beſagten Leihanſtalt, bis die gewünſchten Hefte dir vorlegt werden. Du wirſt mir dankbar dafür ſein.

Die erſte Sammlung, die *Schottiſchen Lieder*, umfaßt in drei Heften 36 der ſchönſten ſchottiſchen Volkslieder aus älterer und neuerer Zeit, die nicht zu den von Burns bearbeiteten gehören. Im *Burns-Album* ſind in vier Heften hundert „Lieder und Balladen" von Burns vereinigt. Die *Lieder von der grünen Inſel* beſtehen aus drei Heften; das erſte enthält 12 keltiſche Volksmelodieen mit dem alten, zum Theil noch gäliſchen Texte, die

*) Außer dieſen fünf Sammlungen für eine Singſtimme mit Klavier ſind in derſelben Verlagshandlung noch erſchienen: 6. Vier altſchottiſche Volksmelodien für Sopran und Baß mit Begleitung des Pianoforte, 7. Schottiſche Volkslieder für gemiſchten Chor (2 Hefte), 8. Schottiſche Volkslieder für vier Männerſtimmen.

beiden andern Hefte bringen eine Auswahl von je 12 aus den „Iriſchen Melodieen“, die Thomas Moore ſeinen gleichnamigen Dichtungen zu Grunde gelegt hat. Die Lieder aus Wales umfaſſen 40 Nummern, die nach ihrer inhaltlichen Verwandtſchaft in vier Hefte („Aus der Vorzeit“, „Stimmen der Klage“, „Fülle des Lebens“, „Bilder der Erinnerung“) gruppirt und zum großen Theil nach den Verſionen von Felicia Hemans mitgetheilt ſind. Von den Balladen aus keltiſchen Bergen endlich, die in drei Hefte zu je ſechs Nummern zerfallen, enthält das erſte Heft iriſche Balladen, meiſt nach Thomas Moore, das zweite ſchottiſche Balladen, das dritte eine Sammlung verſchiedener Herkunft. Alle fünf Sammlungen umfaſſen bis jetzt 230 Lieder und Balladen.

Die Texte ſind vom Herausgeber überall gleichzeitig im engliſchen Original und in der deutſchen Ueberſetzung gegeben. Im „Burns-Album“ ſind, wenn ſie muſikaliſchen Anforderungen zu entſprechen ſchienen, die vorhandenen Uebertragungen von Bartſch, gelegentlich auch von Freiligrath, Dahn u. a. aufgenommen worden. Die übrigen ſtammen mit wenigen Ausnahmen vom Herausgeber ſelbſt. In den Melodieen ſind ſelbſtverſtändlich überall die alten Originale gewiſſenhaft beibehalten worden. An der Herſtellung der Klavierbegleitung ſind verſchiedene Kräfte betheiligt geweſen. Die beiden thätigſten Mitarbeiter ſind Prof. Ludwig Stark in Stuttgart und Karl Kißner in Würzburg. Von erſterem ſtammen die ſämmtlichen Bearbeitungen der vierten und fünften Sammlung, doch iſt er auch an den „Schottiſchen Liedern“ und am „Burns-Album“ betheiligt, deren Harmoniſirung in der Hauptſache von Kißner herrührt. Hie und da iſt, wie im „Burns-Album“, dem Arrangement eines älteren Meiſters, z. B. Haydn's oder Hummel's, die ja Mitarbeiter der Thomſon'ſchen Sammlung waren, der Vorrang gelaſſen worden. Bei den altiriſchen Liedern beruht die muſikaliſche Bearbeitung auf den engliſchen Ausgaben von O'Brien und Molloy. Zu den „Iriſchen Melodieen“ exiſtirt eine Harmoniſirung von John Stevenſon, dem muſikaliſchen Mitarbeiter Moore's; da ſie aber den heutigen Anſprüchen nicht mehr zu genügen ſchien, iſt auch ſie durch eine ſelbſtändige Neubearbeitung erſetzt worden, an der ſich Hofkapellmeiſter Büchner in Meinigen, C. Hauſe in London und C. Kißner betheiligt haben. Einleitungen, die dem erſten Hefte einer jeden Sammlung, und kurze Anmerkungen, die faſt überall noch den einzelnen Nummern beigegeben ſind, orientiren über Alter und Provenienz der Lieder, berichten, wenn es möglich iſt, bei welcher Gelegenheit ſie entſtanden, wo ſie zuerſt gedruckt ſind, und geben ſonſtige geſchichtliche Notizen, die zum Verſtändniß nothwendig ſind.

Leider nothwendig ſind — möchte man ſagen. Denn zur Steuer der Wahrheit darf Folgendes nicht verſchwiegen werden. Die Vermittlung einer wirklich intimen Bekanntſchaft mit dieſen Liedern iſt mit Schwierigkeiten verknüpft; ſie

Digitized by Google

ſetzt ernſtes Studium, ja vielfach geradezu ein gelehrt-archäologiſches Intereſſe voraus. Wer muſizirt, nur um ſich zu vergnügen, der bleibe dieſen Liedern fern; es wäre ihm nicht zu verübeln, wenn er ihnen keinen Geſchmack abgewinnen könnte. Wie man beim Gange durch eine Gemäldegalerie, wenn man nicht ſpeziell kunſtgeſchichtliche Zwecke verfolgt, am liebſten vor denjenigen Bildern verweilt, die im erſten Momente der Betrachtung ſich von ſelber ausſprechen, bei denen aber, die zu ihrem Verſtändniß eines weitläufigen Commentars bedürfen, am liebſten vorübergeht, ſo iſt man auch, wenn man ſich an's Klavier ſetzt, um Lieder zu ſingen, im allgemeinen gewiß wenig geneigt, gelehrte Anmerkungen zum Verſtändniß derſelben entgegenzunehmen. Ohne ſolche aber geht es hier in vielen Fällen nicht ab. Zahlreiche dieſer altengliſchen Lieder beziehen ſich auf Ereigniſſe der engliſchen Sage und Geſchichte, die uns gänzlich fernliegen, und bei denen, wenn die Dichtung für uns nicht eine bloße Anhäufung von Namen ſein ſoll, der Herausgeber ſchlechterdings durch Anmerkungen nachhelfen mußte.

Unter den „Liedern von der grünen Inſel“ z. B. iſt eines, das mit den Worten beginnt: „Sei, Erin, vergangener Tage gedenk.“ In dieſem Liede werden ein gewiſſer Malachi, ferner der Orden der Rothzweigritter und endlich ein ſagenhafter See erwähnt. Nothgedrungen ſpendet der Herausgeber dazu folgende Anmerkungen: „1. Malachi, Monarch Irlands im zehnten Jahrhundert, beſiegte im Einzelkampf zwei däniſche Helden und nahm als Trophäe die goldene Halskette des Einen und das Schwert des Andern mit ſich. (Warner's Geſchichte Irlands, Bd. I. Buch 9.) — 2. Der See Lough Neagh war der Sage nach urſprünglich eine Quelle, durch deren plötzliches Ueberſtrömen eine ganze Landſchaft — gleich der Atlantis des Plato — verſenkt wurde. Die Fiſcher pflegten bei hellem Wetter Fremden noch die hohen Kirchthürme unter dem Waſſer zu bezeichnen. — 3. Der Ritterorden „vom rothen Zweig“ beſtand in Ulſter ſchon lange vor Chriſti Geburt. (O' Halloran's Geſchichte Irlands.)“ — In demſelben Hefte befindet ſich ein Kriegslied: „König Brien Borohme und die Schlacht bei Clontarf. Die darin vorkommenden Namen nöthigen wiederum den Herausgeber zu folgendem Commentar: „Brien (ſprich Brei-en), berühmter iriſcher König, fiel zu Anfang des 11. Jahrhunderts in der Schlacht bei Clontarf, nachdem er die Dänen in 25 Kämpfen beſiegt hatte. — Kinkora war Brien's Palaſt. — Die in der Schlacht von Clontarf verwundeten Dalgais, Brien's Lieblingstruppen, baten, trotz ihrer Schwäche weiter fechten zu dürfen. „Laßt uns — ſagten ſie — an Pfähle gebunden und von dieſen geſtützt in den Reihen ſtehen, Jeder zur Seite eines geſunden Mannes“. „Zwiſchen 700 bis 800 wunder Krieger,“ fügt o'Halloran, der Geſchichtsſchreiber, hinzu, „bleich, abgezehrt, erſchienen auf dieſe Weiſe ge-

ſtützt in der Schlachtfront; nimmer ward ſolch ein Anblick geſehen." Geſchichte von Irland, Buch 12. Cap. 1. — Unter den „Liedern aus Wales" beginnt gleich das erſte, „Owain Glyndwr's Schlachtgeſang", mit der Strophe:

Saht ihr den Flammenſtern?
Die Fackel blitzt aus Himmelsfern',
Weil Freiheit ſoll erſtehn!
Blinkt auf dem Drachen hell,
Winkt: Ruhmes Fittich weilt zur Stell',
Wenn Krieger ſterben gehn.

Dazu abermals folgende Bemerkung: „Sprich O=en Glendor. Dieſer waliſiſche Nationalheld iſt derſelbe Owen Glendower, welchen Shakeſpeare in ſeinem Heinrich IV. als Bundesgenoſſen Percys vorführt und dort allerdings in wenig ſchmeichelhaftem Lichte darſtellt, als Großſprecher und Phantaſten. Die Erſcheinung jenes Flammenſterns vom Jahre 1402 fand Shakeſpeare in ſeiner Quelle: „Holinſhed's History of England" erwähnt. — Das Jahr 1402 wurde von einem Kometen eingeführt, welchen die Barden als Glückszeichen für Glyndwr's Sache auslegten. Der erſte Erfolg dieſes Häuptlings beſtätigte dieſen Glauben und ermuthigte ſie. — Glyndwr gab ſich den Beinamen „der Drache" in Nachahmung Uther's, deſſen Siege über die Sachſen durch die Erſcheinung eines in einen Drachen auslaufenden Sterns vorher verkündigt worden waren; ſo wurde dies ein Lieblingsſymbol der Waliſer."

Ohne weiteres wird man zugeben, daß eine ſtarke Doſis gelehrten Intereſſes erforderlich iſt, um ſich als Deutſcher beim Liederſingen am Klavier beiläufig für alle möglichen antiquirten altſchottiſchen Nationalhelden oder altwaliſiſchen Barden zu begeiſtern. An ſolchen Liedern aber, in denen ſagenhafte oder hiſtoriſche Reminiſcenzen England's verherrlicht werden, und die in Folge deſſen für ein deutſches Publikum — und wer weiß, ob nicht auch für einen guten Theil des engliſchen? — mit erklärenden Notizen beſchwert werden müſſen, ſind die vorliegenden Sammlungen ſo reich, daß man faſt wünſchen möchte, der Herausgeber hätte in dieſem Punkte eine etwas ſtrengere Auswahl getroffen. Denn trotz allen Ballaſtes von Anmerkungen bleibt doch für uns noch immer mancherlei unerklärt und deshalb ungenießbar.

Und wie die Ereigniſſe, ſo ſind auch die Lokalitäten, auf die in den Liedern fort und fort angeſpielt wird, für uns oft nichts als fremdklingende Namen. Bald ſollen wir uns für „Killarney's Uferrand", bald für den „See von Coolfin", bald für das „Thal von Avoca", bald für „Hopetoun's Berge", bald für „Maxwelton's Au'n", bald für die „Maid von Patie's Mill", bald für die „Harfe von Tara" begeiſtern. Die exotiſchen Dichtungen Freiligrath's u. a., die oft nur durch fremdklingende Ortsnamen klangliche Wirkung zu erzielen ſuchen, verſpotten wir mit Recht als „gereimte Geographie". Wirken aber

Digitized by Google

dieſe engliſchen Ortsnamen in deutſchem Liedertexte ein Haar anders? Ganz abgeſehen davon, daß ihre richtige Ausſprache uns oft unbekannt, und wenn bekannt, für deutſche Sprachwerkzeuge nicht ganz leicht iſt und geſungen ſich dann entſchieden doppelt ſeltſam ausnimmt.

Ein gewiſſer Ueberfluß an Namen berührt uns ſelbſt in der engliſchen Liebeslyrik fremdartig. Das deutſche volksthümliche Liebeslied kennt wohl auch eine kleine Reihe männlicher und weiblicher Perſonennamen, die für den Geliebten und die Geliebte gleichſam typiſch geworden ſind. Aber das ſind doch immer unſre uns vertrauten Namen, und ſie werden verhältnißmäßig ſelten angewendet; in den meiſten Fällen verſchweigt das Lied den Namen der geliebten Perſon. Ganz anders z. B. in der ſchottiſchen Volkspoeſie. Dort wimmelt es unter den Liedern, die den Burſchen in den Mund gelegt werden, von Annie's und Nannie's, von Maggie's und Peggy's, von Jamie's und Jeanie's, und in denen, die von den Dirnen geſungen werden ſollen, von Colin's und Donald's, von Davie's und Tammy's, von Johnie's und Jockie's. Und oft iſt's mit dem Vornamen noch gar nicht abgethan. Da ſingt ein Burſche: „Wer wäre nicht verliebt in Maggie Lauder, die Süße?“ ein anderer: „Dort war's wo Annie Laurie mir treue Liebe ſchwur“, und ein dritter geht ſogar mit ſo umſtändlicher Genauigkeit zu Wege, daß er Vornamen, Zunamen und auch noch die Heimat des Mädchens angiebt und ſingt: „O haſt du gehört von Käth Kearney in den blühenden Auen von Killarney?“ Freilich will der letztere ſeine Genoſſen vor den verführeriſchen Augen, dem argliſtig lächelnden Munde und dem todbringenden Hauche ſeiner Geliebten warnen, und ſo iſt die ſteckbriefartige Genauigkeit ſeiner Angaben hier wohl am Platze. Die deutſche Lyrik kennt auch ihr „Aennchen von Tharau“, aber wie vereinzelt ſteht dieſe der Gründlichkeit gegenüber, mit der das ſchottiſche Liebeslied hier verfährt! Hinzu kommt, daß auch dieſe Namen mitten im deutſchen Texte immer nur eine komiſche, und geſungen eine doppelt komiſche Wirkung hervorbringen können. Gelegentlich hat dies denn auch der Herausgeber ſelbſt gefühlt und hat gewagt, anſtatt der engliſchen, deutſche Namen in den Text einzuſetzen. Bei den Zeilen

When Sandy, Jock and Janetie
Are up and gotten lear

hilft er ſich mit der Ueberſetzung:

Wenn Fritz und Jörg und Annmarie
Einſt aufgewachſen ſind.

Aber dieſes Beiſpiel ſteht vereinzelt den zahlloſen anderen gegenüber, in denen der fremde Name beibehalten iſt.

Fremdartig berührt uns natürlich auch der ganze Kreis von Sitten, Gewohnheiten, Anſchauungen, der in dieſer Lyrik uns entgegentritt. Das kann

nicht anders ſein. Entſchieden unſere Heiterkeit muß es erregen, wenn mitten in hochpoetiſchen Wendungen plötzlich der für unſer Gefühl höchſt proſaiſche „Plaid“ beſungen wird, einmal ſogar gereimt auf „lady“ („Und hätt' ich frei zu wählen hier, und könnte ſein die reichſte Lady, ich nähme doch jung Donald mir mit blanker Mütz' und Gürtelplaide“) oder wenn das Mädchen, deren Geliebter, Namens Colin, nach langer Abweſenheit zurückgekehrt iſt, zur „Amtmannsfrau“ eilen will, um ihr die frohe Kunde von ſeiner Rückkehr zu bringen, vorher aber, um ihm zu gefallen, ein neues Seidenkleid, eine weiße Haube, türkiſche Pantoffeln und endlich auch „Hoſen, perlgeſtickt“ anlegt. Oder man denke ſich folgende Strophen geſungen:

Hab' gelegt 'nen Hering in Salz.
Kind, ſag' mir ſchleunigſt, liebſt du mich?
Hab' gebraut auch Pickling (?) in Malz,
Und ich kann ja nicht täglich frein um dich.
Hab' einen faſt'gen Käſe im Schrank,
Kind, nimm mich ſchleunigſt, liebſt du mich!
Wenn ich allein ihn äß', würd' ich krank,
Und ich will nicht mehr kommen zu frein um dich.

Es iſt ernſtlich zu bezweifeln, daß ein deutſcher Liederſänger am Klavier gerade dieſem Hering und dieſem Käſe beſonderen Geſchmack abgewinnen ſollte. Und wer weiß, was hinter dem „Pickling in Malz“ ſich noch verbergen mag! Auch die ausgeſprochene Liebe für den Kuhſtall und den Schafpferch, für den Miſtelbaum und den Ginſter, der in den ſchottiſchen Lieder hervortritt, dürfte ein deutſches Gemüth kaum theilen.

Endlich begegnet man in unſeren Liedern vielfach auch formellen Eigenhümlichkeiten, die dem deutſchen Ohre wenig zuſagen: z. B. der häufigen Anwendung von Reimen und Refrains, die uns entſchieden einen ſpielenden, kindiſchen Eindruck machen. In den „Liedern von der grünen Inſel“ beſingt einer ſeinen Weinkrug und nennt ihn abwechſelnd das „liebe Krügel mein, mein, mein“ und dann im Reime darauf ſein „goldenlockig (!) Krügelein, lein, lein“. Das iſt ſchlechterdings nicht zu goutiren. Beſonders abgeſchmackt wirken die beliebten gleitenden Reime mit einſilbigem Worte am Schluß, wie:

O ſieh den Maimond glühen, Lieb,
Des Leuchtwurms Fackel ſprühen, Lieb,
Wie ſüß, im Hain
Zu ſchweifen allein,
Wenn die Welt verträumt ihr Mühen, Lieb!

oder noch ſchlimmer:

Selige Zeit, als noch hier war der Meine, o!
Als zu meiner Lämmerheerde er trieb ſtets die ſeine, o!
Als von ſeinem Plaid umhüllt ich ſüß geſchlummert habe, o!
Und Treue er mir ſchwur, mein lieb Hochlandknabe, o!

Das Aeußerſte in dieſer Art leiſtet eines unter den waliſiſchen Liedern, das die Ueberſchrift trägt: „Hob y deri dando“. Dieſe für unſer Ohr völlig ſinnloſen, elementaren Naturlaute bilden den Refrain des Liedes. Die erſte Strophe beginnt:

Der Lenzwind weht auf Bergeshalde,
Hob y deri dando, ſüße Maid!
Zum Strome ward der Quell vom Walde,
Hob y deri dando, auf der Haid.

Wie wächſt aber vollends unſere Verwunderung, wenn wir aus der Anmerkung des Herausgebers erſehen, daß dieſe Worte, die wir blos für eine Art onomatopoetiſchen Jodler gehalten, wirklich einen Sinn haben! Der Herausgeber bemerkt: „Hai down i deri dando“ (komm mit zum Eichengrund) iſt der Refrain eines alten Druidenliedes. Wörtlich heißt „Hob y deri dando“ eigentlich „Das Schwein unter den Eichen“. Wir brauchen wohl den Leſer nicht erſt aufzufordern, nachdem er weiß, was die räthſelhaften Klänge „wörtlich eigentlich“ heißen, den Verſuch zu machen und die deutſche Ueberſetzung derſelben in die Strophe einzuſetzen, um ſich zu überzeugen, was das für eine witzige und appetitliche Poeſie ergiebt!

Wir wiederholen: Eine ſtrengere Sichtung wäre in allen den erwähnten Sammlungen erwünſcht geweſen. Es würden noch immer Lieder genug von echt neutralem und kosmopolitiſchem Charakter übrig geblieben ſein, an denen man allerorten die reinſte Freude haben könnte.

Was die deutſche Ueberſetzung der engliſchen Texte betrifft, ſo können als wahrhaft poetiſche Neuſchöpfungen nur die im Burns-Album befindlichen Uebertragungen von Freiligrath, Bartſch und Dahn betrachtet werden. Was der Herausgeber in dieſer und den übrigen Sammlungen ſelber geleiſtet hat — und dies iſt allerdings bei weitem der größte Theil — läßt viel zu wünſchen übrig. Auch dies darf nicht verſchwiegen werden. Die Kißner’ſchen Ueberſetzungen ſchließen ſich mit ſklaviſcher Aengſtlichkeit an des Original an und klingen meiſtens hölzern und proſaiſch. Von ſchlechten Reimen, Apoſtrophirung der Worte, verzwackter Wortſtellung iſt bis zum Ueberdruß Gebrauch gemacht. Namentlich in den zahlreichen Liedern mit daktyliſchem und anapäſtiſchem Rhythmus reichen die ſchwerfälligen und gehackten deutſchen Zeilen nicht entfernt an den Fluß und die Leichtigkeit der engliſchen Verſe hinan. Glücklicherweiſe gleitet man auf den Wellen des Geſanges ziemlich unvermerkt über alle dieſe Steine des Anſtoßes hinweg. Geleſen würden die Kißner’ſchen Ueberſetzungen ganz undenkbar ſein.

Freilich bietet auch die muſikaliſche Seite dieſer Lieder für das moderne Ohr, das deutſche Ohr, namentlich im Anfange, des Seltſamen genug. Wer

Digitized by Google

von den Liedern Schubert's, Mendelsſohn's, Schumann's oder ſelbſt vom deutſchen Volksliede hinweg zum erſten Male an dieſe altengliſchen Lieder herantritt, der fühlt, daß ihm hier eine völlig fremde Atmoſphäre entgegenweht. Wer in ſeinem Leben von Architekturwerken nie etwas anderes als Renaiſſancebanten geſehen hätte und nun zum erſten Male vor eine gothiſche Kirche träte oder wer nur Gemälde von Rafael und Tizian kennte und nun zum erſten Male Holzſchnitte von Dürer oder Kupferſtiche der deutſchen Kleinmeiſter ſähe, dem würde etwa ähnlich zu Muthe ſein. Es bedarf längerer Zeit, um mit dem anfangs Fremdartigen ſich vertraut zu machen und ſich in die Eigenthümlichkeiten der Lieder einzuleben; dann aber wird uns ihre Kunſtweiſe bald als eine in ihrer Art durchaus geſetzmäßige, ſchöne und charaktervolle erſcheinen.

Namentlich die ſchottiſchen und iriſchen Lieder entfernen ſich weit von allen Begriffen, die wir Modernen von Rhythmik, Melodienführung und Modulation haben. Im Rhythmus befremden uns z. B. die oft wiederkehrenden Vorhalte auf dem betonten Takttheile, die ungefähr ähnlich wirken, als wenn jemand plötzlich von uns verlangen wollte, daß wir in iambiſch gebildeten Worten wie „genug", „allein", „Geſang" die erſte kurze Silbe betonen ſollten. Während ferner im deutſchen Volksliede in der Melodie faſt überall zugleich die Harmonie ſo offen zu Tage liegt, daß jedes einigermaßen über die Modulationen der Ziehharmonika erhabene Gemüth ſie deutlich und beſtimmt herauszuhören meint, würde man den engliſchen Volksliedern gegenüber, wenn man ſie ohne Klavierbegleitung hörte, oft in großer Verlegenheit ſein, wie man ſie ſich harmoniſirt denken ſoll. Man würde auf die eine, würde auf die andre Möglichkeit verfallen und doch vielleicht von keiner recht befriedigt ſein. Es hängt dies damit zuſammen, daß vielen namentlich der iriſchen und ſchottiſchen Volksweiſen nicht unſere heutige diatoniſche Skala (c, d, e, f, g, a, h, c), ſondern entweder die alten ſogen. ambroſianiſchen Tonarten — der Herausgeber redet von einer „Tonleiter des ambroſianiſchen Kirchengeſanges"; aber was ſoll man ſich darunter denken? — oder aber die fünftönige, der halben Töne beraubte, alſo quart- und ſeptimenloſe Skala, die auch in der orientaliſchen Muſik oft begegnet, zu Grunde liegt. Daher der häufige Ausfall des Leitetons, der unſer Ohr anfangs unangenehm frappirt, daher die häufigen Abſchlüſſe der Melodie in der Dominante oder gar in der Sekunde. Die iriſchen und die gäliſchen, im ſchottiſchen Hochlande heimiſchen Weiſen beruhen faſt durchweg auf dieſem fünftönigen Syſtem, die aus dem Tieflande folgen dem Prinzip des ambroſianiſchen Kirchengeſanges. Nur eine kleine Anzahl verräth den Einfluß moderner Harmoniegeſetze. Verhältnißmäßig das Wenigſte von jenen alterthümlichen, uns hart erſcheinenden Modulationen bieten die waliſiſchen Weiſen; ſie nähern ſich am meiſten dem heutigen Tonſyſtem, ja einzelnes darin klingt

ganz modern und erinnert direkt an bekannte deutſche Volksmelodien. Aus dem einen der waliſiſchen Lieder glaubt man z. B. die Melodie: „Es zogen drei Burſchen wohl über den Rhein“, aus einem andern: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus“ mit geringen Abweichungen herauszuhören.

Trotz dieſer ſeltſamen und anfangs überraſchenden Eigenthümlichkeiten liegt aber doch in dieſen Liedern ein Schatz, und leider ein ziemlich unbekannter Schatz reicher muſikaliſcher Schönheit. Studium gehört dazu, auch mit den Melodien ſich zu befreunden; auch die muſikaliſche Seite der Lieder erfordert daſſelbe, wenn man will, gelehrte, wiſſenſchaftliche Intereſſe wie die Texte. Aber hier iſt doch nichts, was man geradezu ausgeſchieden zu ſehen wünſchte, nirgends eine unüberbrückbare Kluft zu Dingen, für die es uns abſolut an Sinn und Verſtändniß gebräche, wie es bei den Texten unleugbar vielfach der Fall iſt. Die Muſik iſt und bleibt in dieſen Liedern die Hauptſache. Um der Muſik willen haben große engliſche Dichter es nicht verſchmäht, neue Texte dazu zu ſchreiben, um der Muſik willen ſoll der Verſuch gemacht werden, ſie auch in Deutſchland einzubürgern, um der Muſik willen wird man gern auch die Texte mit ihren Wunderlichkeiten und trotz ihrer oft ungenügenden Ueberſetzung mit in Kauf nehmen.

Von der Stimmung oder vielmehr der Mannichfaltigkeit der Stimmungen, die in dieſen Liedern herrſcht, eine Vorſtellung zu geben, iſt hier unmöglich. Muſik in dieſem Sinne läßt ſich nicht beſchreiben. Als Thomas Moore ſein „Irish Melodies“ herausgab, ſchrieb er im Vorwort: „Das iriſche Lied iſt der treueſte Kommentar zur iriſchen Geſchichte. Kühner Trotz, dem Entmuthigung folgt, ſtürmiſches Aufwallen, das in Weichheit hinſtirbt, Trauer des einen Augenblicks, verſenkt im Leichtſinn des nächſten, jene fluktuirende Stimmung und Miſchung von Laune und Trübſinn, wie ſie einem leichterregten Gemüth eigen, welches ſein Ungemach abſchütteln oder vergeſſen möchte — das ſind die Züge der iriſchen Geſchichte, des iriſchen Naturells, und getreu ſpiegeln ſie ſich wieder in der iriſchen Muſik. Selbſt in die fröhlichſten Weiſen klingt ein klagender Mollton — irgend eine verminderte Septime oder Terz —, der im Vorübergleiten ſeinen Schatten wirft und auch den Jubel rührend macht.“ Aehnliches gilt von allen dieſen Liedern. Die Anzahl derer, in denen eine weiche, wehmüthige Stimmung vorherrſcht, in denen Klagen ertönen um verlorene Liebe, um den Verluſt der Heimat, um Einſamkeit und Verlaſſenheit, bilden ohnehin die Mehrzahl; aber ſelbſt über heiter ausgelaſſenen Weiſen, über ſolchen, aus denen eine neckiſche Schelmerei ſpricht, und ſelbſt über den kraft- und ſchwungvollen, einen kriegeriſchen Geiſt athmenden, hiſtoriſch-patriotiſchen Liedern liegt etwas wie ein elegiſcher Flor ausgebreitet. Welche naive Anmuth aber, welche innige Empfindung, welche Süßigkeit ſie athmen können,

davon geben ſchon die wenigen zu Anfang erwähnten, die längſt auch in Deutſchland volksthümlich geworden ſind, hinlängliches Zeugniß. Von der iriſchen Melodie „Aileen Aroon“ oder, wie ſie nach dem bekannten ſchottiſchen Texte gewöhnlich zitirt wird, „Robin Adair“, ſoll Händel geſagt haben, daß er für den Ruhm, ſie geſchaffen zu haben, gern die größte ſeiner Kompoſitionen hingeben würde. Und in der That kann man ſagen: Wenn manches von dieſen Liedern heute Robert Franz oder Johannes Brahms als ſeine Kompoſition in die Welt ſchickte, ſo würden ihre Verehrer in helles Entzücken gerathen und um die Wette rufen: „Das kann doch heutzutage niemand außer ihm!“ Und hier liegen dieſe Perlen unter ſchlichten, altengliſchen Volksliedern verſteckt! Sollte nicht für unſre auf dem Gebiete des Liedes ſo greiſenhaft erfindungsarme Zeit aus dieſen Volksliedern eine Jungbrunnen quellen können?

Ueber die Klavierbegleitung, mit der die obengenannten Mitarbeiter des Herausgebers die Lieder verſehen haben, können wir uns kurz faſſen. Meiſtens ſchließt ſie in einfachen Akkorden, die mit der Melodie gehen, dieſer ſich an. Selten — vielleicht zu ſelten — iſt der Verſuch gemacht, ein von der Melodie unabhängiges, bewegtes Begleitungsmotiv zu ſchaffen. Viele Lieder ſcheinen geradezu dazu herauszufordern, bei dem die Bearbeiter ſich mit einer ſchlichten akkordiſchen Begleitung begnügt haben. Sichtlich tritt aber überall das Beſtreben hervor, den eigenthümlichen Charakter des Liedes ſchonend zu bewahren, lieber die Melodie nur durch einfache Harmoniſirung zu ſtützen und zu tragen, als durch ein reicheres, arabeskenartiges Akkompagnement etwas in die Lieder hineinzutragen, was ihnen möglicherweiſe fremd iſt. Für die Bedürfniſſe des kunſtliebenden Dilettanten reichen die Begleitungen überall aus; ſie ſind ſpielbar, charakteriſtiſch und verderben nirgends etwas. Eine beſonders ſchwere Sache iſt es bekanntlich, ein gutes Vorſpiel und Nachſpiel zu einem Liede zu komponiren; aber auch hier haben die Herausgeber Annerkennenswerthes geleiſtet. Ihre Präludien und Poſtludien ſind knapp, bereiten die Stimmung angemeſſen vor und laſſen ſie ebenſo angemeſſen ausklingen. Am meiſten haben uns die Bearbeitungen von Starck, weniger die von Kißner zugeſagt. Muſikaliſch gebildete Spieler und Sänger werden der lockenden Verſuchung nicht widerſtehen können, bei der einen oder andern Weiſe es ſelber einmal mit einer etwas anders harmoniſirten oder rhythmiſirten Begleitung zu verſuchen, als die Herausgeber ſie geboten. —

Das wäre es etwa, was ich aus dem dicken Notenbuche mitzutheilen hätte. Aber was wird die Frau Rektorin dazu ſagen, daß ich die Geheimniſſe ihres „muſikaliſchen Kränzchens“ hier profanen Ohren preisgegeben habe? Nun ich denke, ſie wird es mir Dank wiſſen, daß ich von dem „grünen Bande“, der uns genußreiche Stunden bereitet hat in einer Zeit, wo es auf der Welt

doch wahrlich andres Grün genug gab, auch anderen Menſchenkindern erzählt habe, zur Beherzigung für eine Zeit, wo jenes Grün wieder verwelkt ſein und man ſich wieder um die kerzenerleuchteten Klavierpulte ſchaaren wird. Möchten dann auf manchem Pulte auch die „altengliſchen Volkslieder“ aufgeſchlagen liegen!

Die Reichstagswahlen in Baden.

(Aus Baden.)

Mit großer Einmüthigkeit hat man ſofort von vornherein in den nationalen und liberalen Kreiſen unſeres Landes die Maßnahme der jüngſten Reichstagsauflöſung für einen politiſchen Fehler erklärt. Dieſe Auffaſſung erſcheint durch den Ausfall der Wahlen wohl ſo ziemlich durchweg beſtätigt. Wir ſind überzeugt, daß das neue, fein und ſcharf ausgearbeitete Sozialdemokratengeſetz — möge es in der urſprünglichen, von der preußiſchen Regierung ihm gegebenen Geſtalt oder möge es modifizirt aus den Berathungen des Bundesrathes hervorgehen — auch für den früheren Reichstag die Grundlage zu einer Einigung und Verſtändigung mit der Regierung bezüglich der Bekämpfung der Sozialdemokratie abgegeben hätte. Ja die Chancen für dieſe Einigung und Verſtändigung ſtanden im vorigen Reichstage günſtiger, als ſie im neugewählten ſtehen, in welchem es der vollen Energie und des weiſeſten Maßhaltens von Seiten der in den letzten Wochen ſo über alle Gebühr verunglimpften treueſten Reichspartei, der national-liberalen, bedarf, damit dem neuen Geſetzentwurf nicht daſſelbe Schickſal wie dem früheren bereitet werde. Aber abgeſehen von dieſem ſpeziellen Punkte, was will dem Fürſten Bismarck in Bezug auf ſeine in großem Stile geführte nationale Politik das bedeuten, daß jetzt ein Reichstag ihm zur Seite tritt, in welchem die ausgeſprochenen Feinde des Reichs, Zentrum und Partikulariſten aller Art, und die im vollſten Sinne des Wortes zweifelhaften angeblichen Freunde deſſelben, die Deutſch-Konſervativen, in einer Anzahl erſcheinen, mit der ſorgfältig gerechnet werden muß? Wir haben nichts gegen die erfolgte Dezimirung der Fortſchrittspartei einzuwenden, noch viel weniger gegen die, übrigens durchaus nicht in der erwarteten Weiſe geſchehene Schwächung der ſozialdemokratiſchen Fraktion. Aber daß das Zentrum mit ſeinen Hoſpitanten die ſtärkſte Fraktion bilden wird, daß die um das Reich und ſeine bisherige Konſolidirung und Entwickelung verdienteſte Partei, die national-liberale, rückwärts gedrängt wurde, das vermögen wir nimmer für

Digitized by Google

Gewinn zu erachten. Wir wiſſen uns frei von einſeitiger Fraktionspolitik. Es iſt unbeſtritten, daß die national-liberale Partei am ſelbſtloſeſten unter allen ihr jeweiliges Verhalten nicht nach Fraktionsintereſſen eingerichtet hat, ſondern im Einklang mit ihren nationalen und liberalen Prinzipien lediglich nach ſachlichen Erwägungen. Es iſt bekannt, welchen Dank ſie dafür ſeit Jahren von rechts und von links erntet. Es wird ſie in ihrem Beſtreben nicht irre machen, daß ſie, anſcheinend unter vollſter Begünſtigung der Regierung, bei den eben erfolgten Wahlen etwas „an die Wand" gedrückt wurde. Aber das darf und muß aus ihren Reihen heraus offen geſagt werden, daß die Arbeit für des Reiches Wohl ihr erſchwert iſt.

Daß dieſer Ausfall der Wahlen kommen werde, hat man bei uns in Baden klar vorausgeſehen. Ja man glaubte ihn theilweiſe noch ungünſtiger erwarten zu müſſen. Die grimmen Poſaunenſtöße der preußiſchen Offiziöſen und der „freiwillig gouvernementalen" Preſſe drangen auch in unſern Süden herüber. Sie konnten bei uns keinen weſentlichen Einfluß haben. Immerhin aber haben ſie dazu gedient, den Eindruck, der ſofort bei der Reichstagsauflöſung in den weiteſten Kreiſen feſtſtand, zu verſtärken, daß die Reichsregierung bei den Wahlen einen Kampf zwiſchen Konſervatismus und Liberalismus ausfechten laſſen wolle, unter Beobachtung einer für erſteren wohlwollenden Neutralität. Im Verlauf des Wahlkampfes hat ſich dieſer Eindruck von Tag zu Tage verſtärkt, und er mußte ſich verſtärken, weſentlich in Folge des Umſtandes, daß unſere Deutſch-Konſervativen unermüdet und mit dreiſteſter Miene durch ihre Preſſe, durch die Wahlreden ihrer Reichstagskandidaten, namentlich aber durch die für ſie arbeitenden geiſtlichen Agitatoren verſichern ließen, wie es dem Reichskanzler einzig darum zu thun ſei, den Liberalismus unſchädlich zu machen und die Reichspolitik in konſervative d. i. reaktionäre Bahnen einzulenken. Wer es treu mit Kaiſer und Reich meint, der wählt keinen Nationalliberalen! So haben konſervative Wahlaufrufe zu Dutzenden proklamirt, mit ſolch' abſoluter Beſtimmtheit, daß man faſt hätte annehmen können, Fürſt Bismarck habe dieſe Parole jedem einzelnen der kandidirenden Freiherren und jedem ihrer geiſtlichen Schildknappen perſönlich in die Ohren geflüſtert. Wir haben oben der offiziöſen preußiſchen Preſſe Erwähnung gethan. Die von uns in dieſen Blättern*) bereits erwähnte offiziöſe Auslaſſung der „Karlsr. Zeit." betreffs der Stellung der badiſchen Regierung zu der Frage der Reichstagsauflöſung hatte klar geſprochen. „Die der freiſinnigen Richtung feindlich gegenüberſtehenden Parteien ſcheinen allerdings in der Auflöſung und bevorſtehenden Neuwahl des Reichstags bereits das Anbrechen ihrer Aera zu erblicken. Dazu

*) Grenzboten Nr. 27.

gibt ihnen aber ſchon der ausgeſprochene Zweck des Bundesraths-Beſchluſſes keine Berechtigung." Das Organ unſerer Deutſch-Konſervativen erhob gegenüber dieſer Erklärung den Vorwurf, die Regierung „durchkreuze die Pläne des leitenden Staatsmannes", die deutſch-konſervative Partei werde — ſo war mit Fettſchrift zwiſchen den Zeilen zu leſen — als Bundesgenoſſe der Reichsregierung gegen die Landesregierung den „offiziellen Fehdehandſchuh" — ſo war wörtlich erklärt — aufnehmen. Zu alledem kam die Nachricht von der Kabinetsfrage, die der Reichskanzler betreffs Zuſtimmung der badiſchen Regierung zu dem preußiſchen Antrage auf Reichstagsauflöſung nach Karlsruhe geſtellt hatte. Ueberdies kurſirten dunkle, aber eben deshalb um ſo gefährlicher wirkende Gerüchte von ernſten Auseinanderſetzungen, die anläßlich der vorerwähnten Erklärung der „Karlsr. Zeit." zwiſchen dem Reichskanzler und unſerer badiſchen Regierung ſtattgefunden. Alles das wirkte zuſammen, jene Auffaſſung des Wahlkampfes als eines von der Reichsregierung gewollten Kampfes zwiſchen Konſervatismus und Liberalismus zu befeſtigen und in immer weitere Kreiſe zu tragen.

Wie bereits erwähnt, waren es vor allem die Deutſch-Konſervativen, welche mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele auf dem für ſie günſtigen Terrain ſich in Schlachtordnung formirten. Günſtig war das Terrain, ſchon ehe die offiziöſe preußiſche Preſſe den Sonnenſtrahl der Regierungsfreundlichkeit geſendet hatte. Unter dem Drucke der mißlichen wirthſchaftlichen Verhältniſſe begann ſeit einigen Jahren ein immer ſtärkerer konſervativer Zug ſich im Volke zu regen. Freizügigkeit und Gewerbefreiheit, die Erleichterung der Eheſchließung u. dgl. wurden als die Urſachen angeſehen, die jene Mißſtände hervorgerufen. Mit dem Auſſuchen von Beweiſen für erhobene Anſchuldigungen nimmt es die große Maſſe bekanntlich nie ſkrupulös. So genügte auch für den vorliegenden Fall die einfache Argumentation: unter der Herrſchaft von Freizügigkeit, Gewerbefreiheit u. dgl. iſt die wirthſchaftliche Kriſis hereingebrochen, alſo haben Freizügigkeit, Gewerbefreiheit u. dgl. dieſe Kriſis verſchuldet. War man mit dieſem Gedankenſprung zurechtgekommen, ſo mußte ja gewiß auch noch viel ſicherer der andere gelingen, daß der Liberalismus, der jene Geſetze gebracht habe, an allen jenen Uebeln ſchuld ſei. Und einmal im kühnen Schließen begriffen, konnte man zu guter letzt auch vor dem kühnſten salto mortale nicht zurückſchrecken, vor dem, daß der Konſervatismus, zur Herrſchaft erhoben, im Handumdrehen die ſämmtlichen Mißſtände beſeitigen und glänzende Zeiten heraufführen werde. Dazu kam die abſolute Beſtürzung und Entrüſtung über die Attentate auf den greiſen Heldenkaiſer. Sollte wirklich der Liberalismus mit dem ganzen Geiſte, welchen er unſerer Geſetzgebung einhauchte, zu weit gegangen ſein? wäre vielleicht eine ſtrengere Einſchränkung der

Volksfreiheit, ein Bischen „geſunde Reaktion“ angezeigt? So wogte es hin und her in dem tief erregten Volksgemüthe. Klug waren die Führer der deutſch-konſervativen Bewegung bemüht, dieſe Stimmung für ihre Zwecke zu benutzen, indem ſie dieſelbe planmäßig und raffinirt zum lichten Haß gegen den Liberalismus zu ſteigern ſuchten.*) „Wir ſtehen — ſo proklamirte ihr Wahlaufruf — jetzt vor einem Wendepunkt, welcher für unſere Zukunft, für das Wohl und Wehe des deutſchen Volkes entſcheidend ſein wird.“ Dieſer Wendepunkt ſollte im Sinne des deutſch-konſervativen Programms herbeigeführt werden. Daß die Reichsregierung mit dieſem Programm völlig einig ſei, wurde unabläſſig verſichert, und zum Beweiſe dafür mußte der „deutſch-konſervative“ Graf Moltke faſt in jeder Nummer der „Bad. Landpoſt“ aufmarſchiren. Auch nach Stützen in den höchſten Regionen unſeres Landes ſah man ſich um, leider nicht vergeblich. Prinz Wilhelm, der Bruder unſeres Großherzogs, der Vertreter des Wahlkreiſes Karlsruhe in dem vorletzten Reichstage und als ſolcher zur deutſchen Reichspartei zählend, wurde für die deutſch-konſervative Kandidatur im I. Wahlkreiſe (Konſtanz) gewonnen. Prinz Wilhelm hatte ſeiner Zeit im Kampfe gegen das Konkordat ſich Verdienſte erworben und war auch ſpäter noch als Vorkämpfer des nationalen und liberalen Gedankens thätig geweſen. Seine aktive Theilnahme an dem Feldzuge der Jahre 1870 und 1871 hatte ihn in weiten Volkskreiſen populär gemacht. Es hat peinlich, berührt ein Mitglied unſeres großherzoglichen Hauſes und gerade dieſes Mitglied auf dem nicht durchweg reinlichen Boden des deutſch-konſervativen Parteiprogramms Poſto faſſen zu ſehen, um ſo mehr, als allbekannt war, daß die Aufſtellung dieſer Kandidatur nicht lediglich politiſchen Motiven entſtammte, ſondern zum Theil recht kleinlichen Konſtanzer ſtädtiſchen Nörgeleien. Der Schein der Regierungsfreundlichkeit (in Bezug auf die Landesregierung), der Uebereinſtimmung mit den Intentionen unſeres Fürſtenhauſes konnte mit der prinzlichen Kandidatur nicht erlangt werden. Die „Karlsr. Zeit.“ ſäumte nicht, es für „ebenſo unzuläſſig als unbegründet“ zu erklären, die Aufſtellung der beſagten Kandidatur in eine Verbindung mit der Perſon des Landesherrn zu bringen. „Es iſt unzuläſſig, die über den Parteien ſtehende und allen Landesangehörigen mit gleicher Fürſorge zugewandte Perſon des Landesherrn in den Parteikampf herabzuziehen und für eine beſtimmte Partei in Anſpruch nehmen. Und es iſt unbe-

*) Im Wahlkreiſe Karlsruhe-Bruchſal wurde wenige Tage vor der Stichwahl von dem deutſch-konſervativen Ausſchuſſe als Beilage zu einem gedruckten, „ganz vertraulichen“ Anſchreiben an die konſervativen Vertrauensmänner unter anderem ein rother Streifen verſendet, welcher die Aufſchrift „Gelogen!“ trug. Derſelbe ſollte über ein von liberaler Seite ausgegebenes weißes Plakat geklebt werden, könne aber auch — ſo lautete wörtlich die Inſtruktion — „bei ſonſtigen liberalen Plakaten getroſt angewendet werden“. Getroſt! Welches Gewiſſen!

gründet, wenn aus nahen Familienbeziehungen ein Schluß auf die allerhöchſten Abſichten ſelbſt gezogen werden will.“ Dieſe klare, feſte Sprache hat unſerem Landesfürſten und ſeiner Regierung die wärmſte Anerkennung gewonnen. Die Sondirung nach dieſer Seite hin hatte für die Deutſch-Konſervativen kein ermuthigendes Reſultat gehabt. Und doch bedurften ſie der Stützen ſo ſehr! Denn die Reaktion der fünfziger Jahre ſteht noch zu gut in der Erinnerung unſeres Volkes, als daß es ſo leichthin auf den deutſch-konſervativen Leim ginge. Das badiſche Volk geht und ging auch dieſesmal nicht darauf. Aber Roma locuta est! Die Ultramontanen hatten ihren geſinnungsverwandten orthodox-pietiſtiſchen Stiefbrüdern evangeliſcher Konfeſſion Sukkurs geſchickt, und unterſtützt von dieſer Truppe konnte man den Kampf für die junkerlichen Freiherren wagen. Offen proklamirt wurde das Bündniß für den 4., 9., 10. und 13., alſo für 4 von 11 Wahlkreiſen. Für die 3 letztgenannten Wahlkreiſe hatte das ultramontane Zentralwahlkomité die Ordre ausgegeben. Und ſie wurde befolgt. Lediglich mit Hilfe der Ultramontanen ſiegten bei der Stichwahl im 9. Wahlkreiſe (Ettlingen, Durlach, Pforzheim) der bisherige Vertreter dieſes Wahlkreiſes, Katz, im 10. Wahlkreiſe (Karlsruhe-Bruchſal) Freiherr A. v. Marſchall, Staatsanwalt in Mannheim. Dieſe beiden Sitze haben die Deutſch-Konſervativen erlangt, alſo zwei gegen dem einen, den ſie auf dem vorigen Reichstage inne hatten. Sie zu erlangen, dazu war Stichwahl erforderlich, d. h. Wegfall der bei dem erſten Wahlgange betheiligt geweſenen ſozialdemokratiſchen Stimmen, ſoweit dieſe bei der Stichwahl nicht sub rosa für den konſervativen Kandidaten votirten. Der vielgewandte Freiherr v. Marſchall hat nun erreicht, was er bei der vorigen Reichstagswahl*) vergeblich erſtrebte. Daraus iſt zu lernen: es läßt ſich viel erlangen, wenn man zähe Ausdauer beſitzt und bei der Wahl der Mittel ſich nicht allzuzarten Bedenken überläßt. Solche Bedenken könnten z. B. abhalten, vor einer Wählerverſammlung der Stadt Karlsruhe die Worte ſo zu ſtellen, daß die Rede in ganz annehmbarem national-liberalem Kolorit ſtrahlt, und ſodann in Bruchſal mit Vertrauensmännern der ultramontanen Partei, an ihrer Spitze dem ſtreitbaren Dekan und Reichstagsabgeordneten Lender, zu paktiren, vor ihnen, wie die „Germania“ ausgeplaudert hat, zu „ſprechen und zu verſprechen“. Dieſes „Verſprechen“ hat der ultramontane „Bad. Beob.“ wohl am beſten erläutert, wenn er von „manchem“ konſervativen Abgeordneten rühmt, daß ſie „ihren katholiſchen Wählern die allerbefriedigendſten Verſprechungen bezüglich ihrer Haltung in der kirchlichen Frage gegeben haben“. Die „allerbefriedigendſten“! „Paris vaut bien une messe ſagte der große Bearner und wurde katholiſch. Einen ähn-

*) S. Grenzboten 1877 Nr. 7.

lichen Gedankengang ſcheint Herr v. Marſchall angeſtellt zu haben, als er ſich nach Bruchſal aufmachte, um vor Herrn Lender die Aufnahmeprüfung zu beſtehen. Er beſtand ſie summa cum laude, wurde rezipirt, und dieſelbe Partei, welche noch am 5. Juli ihre Angehörigen ernſtlich vor Kandidaten gewarnt hatte, die einem Ausnahmegeſetze ihre Zuſtimmung geben würden, empfahl am 20. Juli denſelben Wählern Herrn v. Marſchall, alſo einen Mann, der von vornherein die Abſicht kundgegeben hatte, der Reichsregierung in Betreff dieſes Punktes zu Willen zu ſein." So die „Bad. Korreſp." Herr v. Marſchall iſt am vorläufigen Ziel ſeiner Wünſche angelangt. Vielleicht bringt er es auch fertig, auf ſeinem lediglich mit Hilfe der Ultramontanen gewonnenen Reichstagsſitz auszuharren, ohne die Nadelſtiche zu fühlen, die einem nicht gleich ſeingeſchulten Politiker auf ſolchem Sitz ſich mit brennendem Schmerze in's Fleiſch bohren würden. Im 4. und 13. Wahlkreiſe hat das ultramontan-konſervative Bündniß, im erſteren Kreiſe durch den bisherigen ultramontanen Zählkandidaten „mit gutem Gewiſſen" empfohlen, nicht die gleichen Früchte getragen, inſofern dieſe beiden Wahlkreiſe an ihren bisherigen national-liberalen Vertretern feſthielten und ſo die betreffenden deutſch-konſervativen Freiherren ähnlichen Verlegenheiten, wie ſie Herrn v. Marſchall ſich bieten werden, enthoben haben. Im 1. Wahlkreiſe (Konſtanz) wurde die Unterſtützung der Kandidatur des Prinzen Wilhelm ultramontaner Seits nicht anbefohlen, aber offiziös gewährt, mit dem Erfolg, daß der bisherige national-liberale Abgeordnete Heilig bei der Stichwahl mit einem Mehr von 655 Stimmen ſiegte. Ein noch in zwei Wahlkreiſen aufgeſtellter deutſch-konſervativer „Zählkandidat" erhielt verhältnißmäßig wenige Stimmen. Die deutſch-konſervativen Lorbeeren wurden ſpärlich gepflückt, und die darin ſitzenden Stacheln geben ihnen ein recht häßliches Anſehen.

Eine ſpezielle Erwähnung erheiſchen noch die Wahlen im 5. und 11. Wahlkreiſe. Die beiden Sitze gingen der national-liberalen Partei verloren, der erſtere Wahlkreis (Freiburg) entſendet einen Ultramontanen, der zweite (Mannheim) einen Demokraten. Bei dem Ausblick auf die Wahlen nannten wir Freiburg ein national-liberales Sorgenkind,*) jetzt iſt es wohl auf lange hinaus ein betrauertes Schmerzenskind. Mit bedeutendem Mehr (9895 gegen 6893) ſiegte der ultramontane v. Wänker gegen den national-liberalen von Bodmann, in einem Wahlkreiſe, der das vorigemal bei der, nachträglich allerdings für ungiltig erklärten Stichwahl einen National-Liberalen erkoren hatte. Es möge hier unerörtert bleiben, wo die Gründe dieſes auffälligen Rückganges zu ſuchen ſind, ob in kleinlichen Parteieiferſüchteleien unter den Liberalen der Stadt Freiburg oder, wie mehrfach behauptet wird, in dem Umſtande, daß die

*) Grenzboten 1878 Nr. 27.

liberale Geſinnung v. Bodmann's Manchem nicht für vollwichtig erſchienen ſei. Tief zu beklagen bleibt, daß der eine Univerſität umſchließende Wahlkreis das nationale und liberale Banner hat ſinken laſſen. Nach Wunſch des national-liberalen Landesausſchuſſes hatte Lamey in Freiburg kandidiren ſollen. Die Kandidatur wurde von „Vertrauensmännern" des Wahlkreiſes nicht akzeptirt. Wir haben das ſofort ernſtlich beklagt, wir beklagen noch mehr — obwohl wir dieſen Schritt durchaus begreiflich finden — daß in Folge der erfahrenen Abweiſung Lamey, der von ſeinen Freunden zu der Kandidatur gedrängt worden war, das Mandat zur zweiten Kammer, welches er für die Stadt Freiburg führte, niedergelegt hat. Mannheim hat ſich's dieſesmal nicht nehmen laſſen, einen Demokraten zu entſenden. Die Stichwahl hat Herrn Kopfer gegen den bisherigen national-liberalen Vertreter Scipio auf den Schild erhoben. Doch wäre nichts weniger zutreffend, als aus dieſem Wahlergebniß zu ſchließen, daß das bei der vorigen Reichstags- und Landtagswahl von den National-liberalen okkupirte Terrain mit der Kopfer'ſchen Wahl an die Sonnemann'ſche Demokratie verloren gegangen ſei. Herr Kopfer iſt zufolge Kompromiſſes zwiſchen der national-liberalen und der demokratiſchen Partei Vertreter der Stadt Mannheim in unſerer zweiten Kammer und paſſirt dort unter dem Titel „reichsfreundlicher Demokrat". Mit dem Charakteriſtikum der Sonnemann'ſchen Demokratie, dem infernalen Haß gegen das Reich, hat er nichts gemein. Möglich, daß er im Reichstage bei der Fortſchrittspartei hoſpitiren wird. Seine Wahl verdankt er wohl hauptſächlich der von ihm eingenommenen, den Intentionen der Reichsregierung ſcharf entgegengeſetzten Stellung zur Frage der Tabaksbeſteuerung. Man hat getadelt, daß Herr Kopfer ſich herbeigelaſſen hat, vor der Stichwahl dem ſozialdemokratiſchen Parteiausſchuß beſtimmte Verſprechungen zu geben, auf Grund deren das Eintreten der Sozialdemokraten für ſeine Kandidatur beſchloſſen wurde. Dieſe Verſprechungen ſind zwar durchaus und lediglich ſolche, welche als reiner Ausfluß des demokratiſchen Prinzips ſich von ſelbſt verſtehen, z. B. Ablehnung jedes Ausnahmegeſetzes, Widerſpruch gegen jede Abſchwächung des allgemeinen und direkten Wahlrechts. Allein ein auf dem Boden unſerer Staatsordnung ſtehender, wahrhaft liberaler Mann weiſt jede Annäherung der Sozialdemokraten an ihn mit Verachtung zurück, er verhandelt nicht ein Wort mit ihnen, verſpricht dieſen Feinden jeder Staats- und Rechtsordnung nichts, rein nichts, auch das nicht, was ſich für ihn von ſeinem Standpunkt aus ganz von ſelbſt verſteht. Olet!

Die Sozialdemokraten ſind in Baden kein Faktor, der in Betracht kommt. Sie haben in manchen Wahlkreiſen die äußerſte Rührigkeit für ihre „Zählkandidaten" entfaltet. Das für ſie günſtigſte Ergebniß erzielten ſie im 11. Wahlkreiſe (Mannheim), wo von 15,052 abgegebenen Stimmen ſich 2362 auf

Digitized by Google

den ſozialdemokratiſchen Kandidaten vereinigten. Im Ganzen haben ſie nach der amtlichen Mittheilung der „Karlsr. Zeit." über 3593 Stimmen verfügt gegen 3575 bei der vorigen Wahl.

Die National-Liberalen haben von 11 bisher innegehabten Sitzen 3 verloren, einen (Freiburg) an die Ultramontanen, einen (Karlsruhe) an die Deutſch-Konſervativen und einen (Mannheim) an die Demokraten. In acht Wahlkreiſen blieben ſie Sieger, in ſieben bei der erſten Wahl, in einem (Konſtanz) bei der Stichwahl. In ſechs Wahlkreiſen wurden die bisherigen Abgeordneten wieder berufen, nämlich: Heilig, Gerwig, Pflüger, Bär, Blum, Kiefer. In zwei Wahlkreiſen waren die bisherigen Abgeordneten zurückgetreten. Sie wurden erſetzt durch Fabrikant Krafft in St. Blaſien und Oberhandelsgerichtsrath Dreyer in Leipzig. Zwei der drei verlorenen Sitze (Karlsruhe und Mannheim) konnten nur durch an ſich abſolut widernatürliche Koalitionen entriſſen werden. Solche Verbindungen ſind die National-Liberalen nirgends eingegangen. Ihre Erwählten ſind rein auf dem Boden des nationalliberalen Programms erkoren. Daß in ihren Reihen Baden's bedeutendſter Staatsmann und hervorragendſter Politiker, Jolly, fehlt, iſt kein erfreuliches Zeichen. Summa Summarum entſendet Baden in den Reichstag acht Nationalliberale, gegen bisherige elf, drei Ultramontane, gegen bisherige zwei, zwei Deutſch-Konſervative, gegen bisher einen, und — noch nicht dageweſen — einen Demokraten. Nach der amtlichen Mittheilung der „Karlsr. Zeit.", bei welcher jedoch die zerſplitterten und ungiltigen Stimmen fehlen und die vier Stichwahlen außer Betracht geblieben ſind, wurden im Ganzen 219,782 Stimmen abgegeben. Es wäre das eine um 14,890 Stimmen geringere Betheiligung, als ſie am 10. Januar 1877 ſtattgefunden. Auf die national-liberale Partei kommen bei der diesjährigen Wahl 107,412 Stimmen d. i. 14,658 weniger als 1877; auf die ultramontane 62,826 (etwa 30,900 mehr als das vorigemal), auf die deutſch-konſervative 39,721 (etwa 28,700 mehr als 1877), worunter aber reichlich 12—15,000 von den Ultramontanen abgegebene Stimmen ſich befinden. Die Demokraten verfügten über 6230 Stimmen, was gegen das Vorjahr ein Mehr von etwa 2400 ergibt; die Sozialdemokraten über 3593 d. i. 18 mehr als 1877. Was die gegen 1877 verringerte Wahlbetheiligung anlangt, ſo rührt dieſelbe wohl ausſchließlich daher, daß viele ultramontane Wähler ſich lieber der Stimmabgabe enthielten, als für den deutſch-konſervativen Kompromißkandidaten zu votiren.

Ende Auguſt. Hr.

Literatur.

S. Kaliſcher, Goethe's Verhältniß zur Naturwiſſenſchaft und ſeine Bedeutung in derſelben. Nebſt einigen bisher ungedruckten Fragmenten von Goethe. Separat-Abdruck aus der neuen Ausgabe von Goethe's Werken. Berlin, Guſtav Hempel. 1878. CLXXXIV S.

Dieſe Schrift verdient den Dank aller Gebildeten. Das Kapitel der naturwiſſenſchaftlichen Beſtrebungen und Leiſtungen Goethe's bildet ſelbſt für viele ſeiner Verehrer ein noli me tangere, obwohl er hierin eben ſo wunderbar groß iſt wie in den herrlichſten ſeiner ſchönwiſſenſchaftlichen Werke. Zwar haben bekanntlich Naturforſcher erſten Ranges, ein Virchow, Helmholtz ꝛc., bereits darüber geſchrieben; allein faſt noch mehr als ein tüchtiger Naturforſcher muß man hierbei ein ſehr genauer Kenner der bezüglicher Arbeiten Goethe's und ſeiner Zeitgenoſſen ſein, um den zu machenden Anforderungen zu genügen. Letzteres aber iſt nicht leicht. Die in Betracht kommenden Aeußerungen Goethe's hat man nicht blos in ſeinen Werken, ſondern auch in ſeinen hundertfach zerſtreuten Briefen und in ſchwer zu überſehenden Mittheilungen ſeiner Zeitgenoſſen aufzuſuchen. So iſt z. B., wie Kaliſcher nachweiſt, ſelbſt Düntzer eine ausſchlaggebende Aeußerung Goethe's entgangen, aus der die Priorität ſeiner Auffaſſung der Schädelknochen als einer Art Rückenmarkswirbel ſich ſonnenklar ergiebt. Kaliſcher genügt nun den hiernach zu ſtellenden Anforderungen nicht nur als tüchtiger Naturforſcher und mit der betreffenden Goethe-Literatur in ungewöhnlichem Grade vertrauter Kenner, ſondern er weiß auch ſeinen Gegenſtand ſo geſchmackvoll darzuſtellen, daß ſich die Schrift auf das Angenehmſte lieſt. Er zeigt zunächſt in einem Kapitel über Goethe's Verhältniß zur Naturwiſſenſchaft (unſeres Erachtens ſiegreich gegen Oscar Schmidt), daß Goethe längſt vor Darwin ganz deſſen Anſichten gehabt habe; in ferneren Kapiteln behandelt er ſodann deſſen tiefſinnige, epochemachende botaniſche, oſteologiſche, anatomiſche, mineralogiſche und geologiſche Entdeckungen und Auffaſſungen und giebt die Nachweiſe, wie es dafür bei ſeinen Zeitgenoſſen gänzlich an Verſtändniß fehlte, ſo daß bekanntlich 30 bis 50 Jahre vergehen mußten, ehe alle Widerbeller zum Schweigen gebracht wurden, und Goethe gegenüber der hochmüthig ablehnenden Haltung eines Sömmering und Kemzer in Bezug auf ſeine Entdeckung des menſchlichen Zwiſchenkiefer-Knochens zu der Aeußerung veranlaßt wurde, er traue einem Gelehrten von Profeſſion die Leugnung ſeiner fünf Sinne zu — wozu es, nebenbei bemerkt, auch bis heute nicht an erbaulichen Belegen fehlt. In dem Kapitel über Goethe's mineralogiſche und geologiſche Arbeiten bringt Kaliſcher zugleich ſehr intereſſante, bisher ungedruckte

Aeußerungen deſſelben aus deſſen Handſchriften, welche ſich im Beſitze Löper's befinden.

Sind wir nun auch Kaliſcher für ſeine Gabe zu größtem Danke verpflichtet, ſo können wir doch nicht unterlaſſen, dabei noch einige Wünſche zu äußern, die er uns vielleicht noch irgendwie, am liebſten in einem kleinen Nachtrage zu ſeiner Arbeit, erfüllt. Vor Allem hätten wir gewünſcht, daß er uns die Aeußerungen Goethe's über die Grenzen der menſchlichen Naturforſchung, das „Zugängliche und Unzugängliche in der Natur“, überſichtlich zuſammengeſtellt hätte, wonach wir, wenn wir auch in der Naturforſchung die Dinge „mehr als im Aeſthetiſchen und Sittlichen in die Enge treiben können“, doch ſchließlich uns hierin ebenfalls begnügen müſſen, „durch eine geregelte Erfahrung zu einer Art von bedingter Zuverläſſigkeit zu gelangen“. Im botaniſchen Kapitel hätten wir ſodann noch den Wunſch, daß die merkwürdigen Unterhaltungen Goethe's mit Schelver über die auch auf das Geſchlechterverhältniß auszudehnende Metamorphoſe der Pflanzen (Werke, Bd. 36 d. Ausg. in 40 Bdn. von 1840) berückſichtigt wären. Im mineralogiſchen Kapitel hätten wir den von Biedermann kürzlich in der Schrift: „Goethe und das ſächſiſche Erzgebirge“ gegebenen Nachweis berückſichtigt gewünſcht, daß Goethe in dieſer Hinſicht von den mit Blindheit geſchlagenen fachwiſſenſchaftlichen Zeitgenoſſen wo möglich noch ärger gemißhandelt worden ſei, als von den zeitgenöſſiſchen Anatomen und Botanikern bezüglich ſeiner tiefſinnigen oſteologiſchen und botaniſchen Entdeckungen. Endlich hätten wir ein näheres Eingehen auf Goethe's noch immer ſo ſehr angefeindete Farbenlehre gewünſcht: vor Allem, daß ſeine bezüglichen Anſichten längſt vor ihm gehegt und daß namentlich, wie er nachweiſt (Geſchichte der Farbenlehre Werke, Bd. 39, S. 203 ff. d. zit. Ausg.) die dazu veranlaſſenden Experimente von einem gewiſſen Nüguet in überaus einfacher Weiſe beſchrieben ſind. Kaliſcher würde uns ſehr verpflichtet haben, hätte er uns die Einwände dargelegt, welche auch die heutigen Fachgelehrten noch dawider glauben erheben zu müſſen. Wir hätten auf dieſe Weiſe auch hierüber eine Art abſchließende Darſtellung erhalten.

Unangenehm berührt es, daß die Schrift nur einen Separatabdruck der Einleitung zu den naturwiſſenſchaftlichen Werken Goethe's der Hempel'ſchen Goetheausgabe bildet und daher oft bei wichtigen Belegſtellen nur durch Zitat auf dieſe verwieſen wird. Die Verlagshandlung hätte dem Separatabdruck dieſe Belegſtellen nochmals mit abgedruckt beifügen können. W. O.

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

Digitized by Google

Goethe's Vota gegen landsmannſchaftliche Verbindungen in Jena.

Mitgetheilt von C. A. H. Burkhardt.

I.

Vom 7. April 1786.[*]

Landsmannſchafften und andere Verbindungen der Studierenden können vielleicht nicht ganz ausgerottet, ſie können aber geſchwächt werden.

Aus denen vorliegenden Votis[**]), die ſehr verſchiedene Geſinnungen enthalten und deren wenige mit einander übereinſtimmen, ziehe ich folgendes in's Kurze.

Anhaltende Aufmerckſamkeit und fortdaurende Würckung auf denſelben Zweck können das Uebel mindern, ihm Einhalt thun, deſſen Ausbrüchen zuvorkommen.

Wie ſollten Männer die ihre Lebenszeit an Einem Orte zubringen, Erfahrung und Gewalt haben, nicht mit jungen Leuten die längſtens alle drey Jahre wechſeln fertig werden können? Aber Uneinigkeit und Läſſigkeit dieſer Häupter, läßt das Uebel einſchleichen und einwurzeln.

Die Beſten zu vereinigen, ſuche man die Form des Concilii arctioris auszudehnen und ſeine Gewalt zu vermehren.[***])

---

*) Ganz eigenhändig.

**) Herzog Karl Auguſt hatte am 30. Dezember 1785 die Abgabe von votis singulis der Profeſſoren angeordnet, wie am füglichſten und wirkſamſten den landsmannſchaftlichen Verbindungen zu begegnen ſei. Es lagen demgemäß Gutachten von Grießbach, Döderlein, Schmid, Blaſche, Eckardt, Walch, v. Scheltritz, Reinhardt, Nicolai, Gruner, Loder, Starke, Wiedeburg, Hennings, Müller, Eichhorn, Schütz, Ulrich und Heinrich vor, die weit auseinander gingen. Goethe's Vorſchläge wurden angenommen, nachdem Geh. Rath Schmidt ſich dahin ausgeſprochen hatte, daß die Verbindungen mit „der Wurzel“ ausgeriſſen werden müßten, während Schnauß zur Behutſamkeit rieth und von Anwendung „heroiſcher“ Mittel nichts wiſſen, „ſondern dem reißenden Strom nur das Waſſer abgegraben wiſſen wollte.“

***) Nach Vorſchlag von Profeſſor Loder.

Zu dem Prorecktor und den vier Dekanis könnte man noch vier Beyſitzer aus den vier Fakultäten hinzuſetzen. Z. B. vorerſt: Griesbach, Reichart, Loder, Eichhorn.

Zum Verſuch auf ein Jahr; man würde die Aufſicht auf die Landsmannſchaftl. Verbindungen dieſem Collegio zur Hauptpflicht und da es ſich zugleich mit allem dem beſchäfftigte was bisher die Incumbenz des concilii arctioris geweſen, würde ſolches durch eine natürliche Folge bald die ganze Disciplin umfaſſen.

Es beſtünde aus 9 Perſonen, eine Anzahl die weder zu ſtarck noch zu ſchwach iſt, man könnte ſich mehr darauf verlaſſen, als auf das bisherige concil. arct.; es hätte nicht die Unbequemlichkeit einer perpetuirlichen Commiſſion pp.

Zum Anfange würde keine weitläufige Inſtrucktion nötig ſeyn, wenige Hauptpunkte wären feſtzuſetzen.*)

Wenn obengenannte Männer eine Zeitlang auf Einen Punckt gemeinſchafftlich würcken, wird ſich die beſte Handelsweiſe von ſelbſt zeigen.

Dieſes neue concilium arctius hätte verbunden mit dem Prorecktor

1.

Auf vorſichtige Annahme zu halten.

Arme kann man nicht geradezu abweiſen, ſo wenig als Studenten die von einer andern Akademie ohne Zeugniß, aber zur rechten Zeit anlangen; iedoch Aufſicht ſoll man auf dergleichen Leute mehr haben als auf andere. Hingegen die zwiſchen den halben Jahren ankommen, die von einer andern Akademie relegirte, oder durch ein consil. abeundi entfernte können eher zurückgewieſen werden.

2.

Wäre die Aufſicht auf das Betragen der jungen Leute der Klugheit des Concil. arct. zu überlaſſen. Fragt ſich ob man die Anzahl der Pedellen vermehren, oder den gegenwärtigen etwas zulegen ſolle? Das Pro und contra liegt in den Votis.

3.

Die Wegſchaffung ſchädlicher Mitglieder auf die glimpflichſte Weiſe, wäre ſodann das Hauptgeſchäffte des neuen Collegii.

Das gegenwärtige Conc. arct. hat ſchon das Recht einen unfleißigen, untauglichen Studenten brevi manu wegzuſchaffen, weil aber das Geſetz nur gegen ſolche gerichtet iſt, die keine Collegia beſuchen, ſo iſt es durch ſimulirten Fleis der Landsmannſch. Senioren eludirt worden, und es hat ein ſolches Consil. abeundi bisher nicht ſtattgefunden.

---

*) Nach Grießbach'ſchem Vorſchlage.

Man erſtrecke die Gewalt auf die Landsmannſchafftl. Verbindungen und damit man für Misbrauch ſicher ſey, laſſen ſich verſchiedene Bedingungen feſtſetzen, z. B. daß ein ſolches cons. abeundi nicht auf einen einzigen Fall gegeben werde, ſondern nur ſolche Studenten treffen könne, deren Lebenswandel ſchon mehrmal zur Sprache gekommen und die man als ſchädliche Glieder der Akademie längere Zeit beobachtet.

Die Vota ſowohl derer Glieder die bey einer ſolchen Ertheilung des Cons. abeundi zu als derer die abſtimmen, wären zu den Acten zu geben.

Die Majorität von 5 gegen 3, denn der Proreḱtor hat kein Votum, ſicherte an ſich ſchon vor dem Misbrauch.

Das Cons. abeundi*) würde erſt nur als Rath, ſich binnen einer gewiſſen Friſt wegzuverfügen, ertheilt.

Im Weigerungsfall erſt mit dem förmlichen cons. abeundi vorgeſchritten.

Ueberhaupt wäre der Proreċtor mehr an das Conc. arctius zu knüpfen. Er hätte in Zukunft demſelben die Unterſuchungsacten vorzulegen und nicht blos wie bisher daraus zu referiren.

Um die Unterſuchungen förmlicher zu machen,**) wären die Verhöre im concil. Zimmer anzuſtellen. Dem neuen akademiſchen Syndico könnte man bey ſeiner Annahme zur Pflicht machen, dem Verhöre beyzuwohnen und dem Proreċtor zu aſſiſtiren.

Noch manches wird ſich bey näherer Prüfung, das ſicherſte aber durch einen Verſuch finden.

Nach dieſen Vorſchlägen wäre, wenn ſie Beyfall fänden, ein Project zu entwerfen und an die mitnährenden Höfe zu communiciren, und zwar ſollte es nur das allgemeinſte enthalten, damit man in keine Conteſtationen geriethe und die Sache bald durchginge.

Wäre das Concil. arctius einmal inſtituirt, ſo würde man von hier aus mit demſelben immer in Connexion bleiben und ohne Aufſehn die academiſche Disciplin dirigiren können.

Die eingeſendeten Vota enthalten noch manche gute Vorſchläge, die Theils zugleich mit dieſem theils nach und nach in's Werk geſetzt werden könnten.

Nur müßte man ſich hüten nicht zu viel thun zu wollen und nicht zu ſehr in's Kleine zu gehen.

Von der Verlängerung der Proreċtorate ſchwiege man noch ganz und brächte dieſe Einrichtung nicht eher zur Sprache, als bis ein Proreċtor im Amte wäre, den man zu behalten wünſcht. Gegenwärtig iſt es Hennings, auf

*) Nach Eichhorn'ſchem Vorſchlage.

**) Nach Loder'ſchem Vorſchlage.

Digitized by Google

ihn folgt der Theologe Schmidt, auf dieſen ein Juriſte, unter dieſen könnte ſich die neue Form des Conc. arctioris feſtſetzen, ſodann folgen Loder, Eichhorn und Griesbach aufeinander und man könnte durch Verlängerung dieſer drey Prorectorate, auf mehrere Jahre hinaus vieles Gute ſchaffen.

d. 7. Apr. 86. G.

II.

Vom 30. April 1786.*)

Eichhorn, Griesbach und Loder, welche ich über dieſe Materie geſprochen ſind gleicher Meinung darüber und wünſchen alle dreye, daß Seren. ſich zu dieſem Schritte entſchließen mögten.

Sie glauben daß Durchl. der Herzog ohne die übrigen Höfe zu fragen gar wohl als Landesherr als Rector Magnificentissimus eine ſolche proviſoriſche Verfügung treffen könnten, und glauben überhaupt daß Durchl. viel Gutes ſtiften könnten, wenn Sie eben dieſe Eigenſchaft eines Rectoris ma[g]nificentissimi in Disciplin Sachen manchmal wollten gelten machen.

Nach dieſen Vorausſetzungen fragt ſich's ob es Seren. gefällig ſeyn ſollte ein Reſcript an die Academie zu erlaſſen des Innhalts:

Sie hätten ungerne vernommen daß das Uebel der Landsmannſchaftlichen Verbindungen, täglich überhand nähme und es ſey Ihr Wille, daß gegen ſolche ernſtliche Vorſchritte geſchähen.

Die Academie habe alſo dem Prorectoꝛ aufzugeben daß ſolche conjunction mit dem conc. arctiori, welches ad hunc actum mit 4 Commiſſarien (welche zu benennen wären) verſtärkt werden ſolle, gegen gedachte Verbindungen vorſchreite.

Es ſollten die als Glieder derſelben verdächtigen vorgefordert und von ihnen die eidliche Verſicherung verlangt werden: daß ſie wenn ſie in keiner Landsmannſch. Verbindung ſich befänden ſie in keine jemals treten, wenn ſie aber ſchon in eine ſich eingelaſſen ſolche ſogleich aufgeben und ſolche nie wieder erneuern wollten.

Ueber dies ſey dasjenige was ſonſt nach dem Prorector denen Beyſitzern und Commissarien beygehe nach beſter Einſicht dem Entzweck gemäß vorzunehmen und auszuführen.

Alles höchſter dijudicatur und Entſchlieſung überlaſſend.

Weimar d. 30. Apr. 86.

Goethe.

---

*) Ganz eigenhändig.

III.

Vom 1. Juni 1786.*)

Unterthänigſtes Promemoria.

Bey meinem Aufenthalte in Jena habe ich die wiederhohlten Klagen über das einreiſende Landsmannſchafftliche Weſen vernehmen müſſen, und ich binn (sic) auf das dringenſte veranlaſſt worden, höchſten Orts deshalb Vorſtellung zu thun.

Obgleich eine nur geringe Zahl der Studirenden als Urheber und eigentliche Triebfedern dieſes Unweſens angeſehen werden können; ſo iſt doch bereits der gröste Theil der Studirenden theils verführt, theils gezwungen worden ſich in ſolche Verbindungen zu begeben, und die gegenwärtig noch freyen und wohl geſinnten, gehen täglich gut denckende Profeſſoren an, mit der Bitte, daß Anſtalten getroffen werden mögten, ſie für der Zudringlichkeit der übrigen zu ſchützen, damit ſie nicht auch genötigt ſeyn mögten, dem Strome zu folgen.

Ein großer Theil der Studirenden iſt iezo in den Ferien abweſend, kommen dieſe zurück und die neuen akademiſchen Bürger treten zugleich ein, eh eine Vorkehrung getroffen iſt: ſo wird das Uebel immer ſtärcker und unüberſehlicher.

Der iezige Prorectore Hennings iſt ein guter aber ſchwacher Mann, das Concilium arctius beſteht aus den beyden Schmidt, Gruner und Wiedeburg und dieſe zuſammen werden wohl ſchwerlich eine Reſolution faſſen, die dem Uebel ſteuern könnte.

Man bittet daher um höchſte Hülfe.

Man hält für den Moment für das Beſte: wenn nur Commiſſionsweiſe, ad hunc actum, noch einige Glieder dem conc. arct. zugeſellt würden, und wenn ſodann der Prorectore angewieſen würde, mit dieſem verſtärkten Concilio gegen die Landsmannſchaften zu würcken.

Man hält für nötig alle diejenigen, welche der Landsmannſchafftlichen Verbindungen verdächtig ſind und welche von den Pedellen gar ſicher angegeben werden können, vorkommen zu laſſen, und ſolche ohne Unterſuchung und ohne weiteres abzulegendes Bekänntniß dahin zu bedeuten, daß ſie eidlich anzugeloben hätten, wenn ſie ſich in einer ſolchen Verbindung befänden, daß ſie ſelbige ſogleich verlaſſen, und niemals wieder darein ſich begeben wollten; befänden ſie ſich nicht darinne, ſo hätten ſie nur das Letzte anzugeloben. Man

*) Ganz eigenhändig.

könnte ihnen ankündigen, daß man die Widerſpänſtigen und Uebertreter mit Strafen ernſtlich anzuſehen nicht länger ſäumen würde.

Ein thätiger Proredtor würde dieſes von ſelbſt thun ohne anzufragen, allein der gegenwärtige muß in Bewegung geſetzt werden.

Man verſpricht ſich von einer ſolcher Operation wenigſtens für den Moment alles Gute, diejenigen welche ungern in die Landsm. Verbindungen getreten, werden frey, die ietzo noch übrigen Freyen beruhigt und die neuen bleiben ohne Anfechtung, alles wenigſtens für den Moment. Man würde ſich freylich ſehr betrügen wenn man glauben wollte, daß eine ſolche Operation nachhaltig ſeyn könne, allein für den Augenblick hält man ſie höchſt nötig um Lufft zu gewinnen und hoffe, daß denen höchſten Herrn Erhaltern gefällig ſeyn werde, eine Einrichtung zu treffen, wodurch in der Folge durch anhaltende Aufmerkſamkeit die Rückkehr des Uebels verhindert werde.

Was endesunterzeichneter, bey ſeinem letzten Aufenthalte in Jena, über die Landsm. Verbindungen gehöret, kommt mit dem, was die Akademie berichtet, vollkommen überein.

Man ſieht die nunmehr geſchehene Operation als den Anfang einer Cur an, als eine Vorbereitung, die nur durch das was darauf folgt heilſam werden kann.

Man wünſcht vorerſt ein geſchärftes gn. Reſcript gegen die L. Verbindungen, damit die Studioſi ſehen, es ſey nicht allein der Betrieb der Akademie, oder einiger Profeſſoren, ſondern Sereniſſimi und der übrigen höchſten Erhalter Ernſt.

Wenn Serenissimus noster nicht gegenwärtig, aus landesherrl. Gewalt und als Rector magnificentissimus, ein ſolches, durch die Akademie anzuſchlagendes, Reſcript gedachten Innhalts ergehen zu laſſen, ſich entſchlieſen wollten; ſo würde ſich die eilige Communication mit den übrigen Höfen deſto nothwendiger machen.

Dieſe Communication wäre nun auch, ohne Aufſchub, wegen der Hauptſache anzutreten, ein Project in den allgemeinſten Terminis zu kommuniciren und auf baldige Reſcripte deshalb an die Akademie und auf übereinſtimmende Antworten dringend anzutragen.

Iſt das verſtärckte Conc. arctius einmal inſtituirt ſo wird man bald die gedeihlichen Folgen davon ſpüren.

Inzwiſchen könnten Seren. noster durch ein gn. Reſcr. der Commiſſion, welche gegenwärtig geendigt hat, und ohne neuen Auftrag nicht weiter beyſammen bleiben kann, unter Bezeugung Ihrer Zufriedenheit über das bisher geführte Geſchäfft befehlen, ſich noch ferner mit genauer Aufſicht auf das

Landsmannſchaffts Weſen zu beſchäfftigen, überall Erkundigungen einzuziehen und ſich die ſchädlichen Glieder der Akademie genau bekannt zu machen, damit in der Folge deſto ſicherer gegen das Uebel gewürckt werden könne.

d. 1. Juni 86.

JWGoethe.

Vorahnungen moderner Naturerkenntniß bei Lucrez.

Es kann nicht Wunder nehmen, wenn Meiſter einer Wiſſenſchaft, die mit ſchwindelerregender Schnelle und zugleich mit faſt unfehlbarer Sicherheit von einer großen Entdeckung zu andern fortſchreitet, wie die Naturwiſſenſchaft dies thut, für die erſten unſicheren Gehverſuche auf ihrem Gebiete wenig Intereſſe haben. Erfreulicher iſt es freilich, wenn ſich mit dem vorwärtsdringenden Streben exakter Forſchung der rückwärtsſchauende Blick des Hiſtorikers verbindet, wie dies bei dem Verfaſſer des „Kosmos“ in ſtaunenswerther Weiſe der Fall geweſen iſt. Ein ähnliches Intereſſe für frühzeitige unvollkommne Anläufe zu wiſſenſchaftlicher Naturerkenntniß tritt uns gegenwärtig vielfach bei engliſchen Phyſikern entgegen, hier aber konzentrirt es ſich, ſo weit ich die Sache überſchauen kann, weſentlich auf jenes unſterbliche Gedicht, in welchem T. Lucretius Carus, als wahrer Poet „die Poeſie kommandirend“, das Weſen der Dinge zu entſchleiern ſich unterwunden hat. Statt vieler nenne ich hier nur zwei Namen: Clerk Maxwell und Tyndall. Anders ſteht es in Deutſchland. Unſere großen Phyſiker nehmen gegenwärtig, ſo weit die mir bekannte Literatur einen Schluß geſtattet, von Lucrez wenig Notiz. Vielleicht darf ich bei dieſer Lage der Dinge hoffen, daß eine Skizze der bedeutſamſten Vorahnungen moderner Naturerkenntniß, welche uns in dem Gedichte „Vom Weſen der Dinge“ begegnen, auch bei Deutſchland's Naturforſchern einige Aufmerkſamkeit finden werde.

Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß der naturwiſſenſchaftliche Inhalt des lucreziſchen Gedichtes nicht dem Dichter gehört. Auch ſein Meiſter, Epikur, kann ſeine Phyſik nur zum kleinſten Theil als Eigenthum in Anſpruch nehmen. Der Philoſoph von Gargettos, ein Verächter der Wiſſenſchaft, hatte ſich die Grundzüge der atomiſtiſchen Phyſik, in welcher die antike Naturphiloſophie gipfelt, weſentlich von dem großen Demokrit angeeignet, deshalb angeeignet, weil er durch ſie am leichteſten die Götterfurcht und Todesfurcht, nach ſeiner Anſicht die größten Uebel, welche die Menſchheit bedrückten, glaubte verſcheuchen zu können. Aber wie für die Wiſſenſchaft, ſo fehlte dem Epikur auch

Digitized by Google

für die Form der Sinn. Was von ſeinen Werken in Auszügen, Bruchſtücken und Anführungen erhalten iſt, das erklärt es zur Genüge, weshalb die größeren Werke des Vielſchreibers in ſpäterer Zeit von den Griechen wenig, von den Römern noch weniger geleſen wurden. Für die Menſchen latiniſcher Zunge ward nun der Dichter der Mund des Philoſophen, ſein Interpret und ſein Prophet. Lucrez hat wie in einem goldenen Spiegel die zerſtreuten Lichtſtrahlen noch einmal aufgeſangen und wirft ſie in breiter Schimmerſpur durch die Jahrhunderte.

An die Spitze aller naturwiſſenſchaftlichen Wahrheiten ſtellt der Dichter den grundlegenden Satz (I, 150):

Nichts entſteht
Je aus dem Nichts durch göttliches Wirken.

Dieſer ergänzt ſich durch den anderen Satz (I, 215 fg.):

Alles gewordene löſt die Natur
Nur auf in die Körperchen, draus es geworden,
Und ſie zerſtört kein Ding bis in's Nichts.

So hatte ſchon Empedokles gelehrt:

Keines von dem, was ſterblich heißt,
Kennt ein Entſtehen, keinem naht
Allverderblichen Todes Verhängniß,
Sondern es iſt ein Miſchen nur,
Iſt ein Entmiſchen des früher gemiſchten;
Aber der Menſch nennt's Werden und Tod.

So lehrt auch die Wiſſenſchaft unſerer Tage. Der antike Lehrdichter führt den Beweis natürlich nur aus Thatſachen, welche ohne das Experiment und ohne exakte Beobachtung für jedermann zu Tage liegen, aber er führt ihn bündig und ſcharf. Würden die Dinge aus dem Nichts, — ſo argumentirt er — ſo könnten Menſchen und Thiere aus jedem Element hervorgehen, ſo könnten Blumen und Früchte zu jeder Jahreszeit entſtehen, ſo könnten Kinder mit einem Male zu Jünglingen werden u. ſ. w. — lauter Dinge, welche wir jetzt niemals vorkommen ſehn. Gingen ferner die untergehenden Dinge in's Nichts über, ſo könnte jedes verſchwinden, ohne daß es einer auflöſenden Kraft bedürfte, ſo müßte aller Stoff längſt aufgebraucht ſein, und es könnte, da ja nichts aus nichts entſtehen kann, überhaupt nichts mehr entſtehen, ſo bedürfte es nicht verſchiedener Gewalt für die Zerſtörung harter und weicher Gefüge u. ſ. w. Daß das Vergehen nur ein Schein iſt, daß die unſern Sinnen entſchwundenen Stoffe nur andere Verbindungen eingegangen ſind, zeigt der Dichter an dem Beiſpiele des befruchtenden Regens, wobei er, nach Dichterrecht, einen ſinnigen Naturmythus verwerthet (I, 250—256; 262—264):

Wohl ſchwindet der Regen, wenn in mächtigen Güſſen
Ihn Vater Aether in Frühlingsgewittern

Geſtürzt in der Mutter Erde Schooß,
Doch es erſteht in heiterem Schimmer
Das Grün der Saat, es belaubt ſich der Baum,
Er wächſt, und fruchtſchwer hangen die Zweige.
Davon nährt dann unſer Geſchlecht ſich
Und das Vieh und das Wild: glückliche Städte
Sehen wir blühn von munterer Jugend,
Und im Wald erklingen die Laubgewölbe
Rings von der jungen Vögel Geſängen. —
Alſo geht, was uns zu vergehn ſcheint,
Nun und nimmer in's Nichts zurück,
Denn eins aus dem andern erneut die Natur
Und läßt kein Ding zum Daſein gelangen,
Beut nicht eines andern Tod ihr den Stoff.

Wo jetzt die Chemie, eine junge und doch ſchon ſo mächtige Wiſſenſchaft, das Wie nachweiſt, ſahen die Alten nur das Ergebniß. „Die antiken Naturforſcher gleichen Menſchen, welche zur Nachtzeit ohne Laterne wandern,“ ſagt ein engliſcher Gelehrter, „ſie konnten keine Prüfung durch das Experiment vornehmen und durch dieſes ihre Hypotheſen beſtätigen. Aber trotz alledem befähigte ſie eine hervorragende Begabung (faculty), den richtigen Pfad zu finden.“ Jedenfalls kann die Schlußfolgerung aus jenen Thatſachen auch jetzt nicht bündiger ausgeſprochen werden, als Lucrez es gethan hat.

Es folgt der Beweis für die Exiſtenz eines leeren Raumes. Das Hauptargument iſt von der Bewegung hergenommen (I, 335—339):

Gäb' es kein Leeres, ſo könnten die Dinge
Sich nimmer bewegen, denn was als Beruf
Des Körpers beſteht, im Wege zu ſtehen
Und den Raum zu ſperren, würde immer
Jeder Bewegung ſich hindernd erweiſen.

Zwar meinen einige, auch ohne Leere ſei Bewegung möglich: durch gegenſeitiges Ausweichen. So könnten die Fiſche im Waſſer ſchwimmen, weil das Waſſer, welches ſie vorn verdrängten, in die Lücke fließe, welche ſich hinter ihnen bilde. Lucrez erwiedert darauf (I, 370 ff.):

Das iſt gänzlich verkehrt gedacht;
Denn wie doch könnte die ſchuppige Brut
Vorwärts dringen, wenn nicht zuvor
Ihnen die Waſſer Raum gegeben?
Und wie doch könnten die Waſſerwellen
Rückwärts weichen, wenn ſich die Fiſche
Nicht vom Platze bewegen könnten?

Für die moderne Phyſik dürfte hier nur der Aether in Frage kommen, für deſſen Diskontinuität Fechner in ſeinem Buche „Ueber die phyſikaliſche und philoſophiſche Atomenlehre“ eine Reihe ſcharfſinniger Beweiſe gegeben hat.

Lucrez hat ſich jetzt den Weg zur Begründung ſeiner Atomiſtik geebnet. Die Annahme, daß die Materie zuletzt aus Atomen, d. h. aus abſolut vollen, abſolut harten und deshalb abſolut untheilbaren unſichtbaren Körpern beſtehe, wird von Newton mit dem Ausdruck der Zuſtimmung erwähnt und dürfte bis in die jüngſte Zeit von den meiſten Phyſikern und Chemikern gebilligt worden ſein. Fechner neigt, mit Ampère, zu der Hypotheſe punktueller Kraftzentren hin, während andere moderne Forſcher ſich für weiche, wegen ihrer Glätte und Elaſtizität unzerſtörbare Urkörper ausſprechen, Theorien, auf welche ich als Laie nicht einzugehen wage. Jedenfalls ſtimmt die antike Atomiſtik in der Hauptſache, d. h. in der Annahme der Diskontinuität der Materie, mit der neueſten Wiſſenſchaft überein. Der Epikureer weiß aber mit ſeinen Atomen nichts rechtes anzufangen. So wie der Phyſiker neben der abſtoßenden Kraft noch eine anziehende annimmt, hat er in ſeinen Atomen, wie Fechner ſinnig ſagt, die Bauſteine der Welt. Von den Alten iſt nur Empedokles einer ſolchen Erkenntniß nahe gekommen, indem er von Liebe und Haß als den bewegenden Mächten ſang, aber er blieb im Mythiſchen ſtecken. Die eigentlichen Atomiſten helfen ſich durch die ſinnreich verkehrte Erfindung, daß ein Theil der Atome rauh, hakig, äſtig u. ſ. w. ſei und daß dieſe dadurch, wenn ſie einmal durch die ſpäter anzugebenden Vorgänge zuſammengebracht ſeien, auch zeitweilig zuſammenhalten könnten. Aber auch hier fehlt es nicht an Lichtblicken. Moderne Phyſiker erklären gewiſſe Eigenſchaften des Waſſers aus der Rundheit ſeiner Moleküle. Setzen wir bei Lucrez Moleküle für Atome, ſo lehrt er daſſelbe (II, 451 ff.):

Ein Stoff, der ſich flüſſig und fluthend bewegt,
Muß aus gerundeten, rollenden, glatten
Körpern beſtehen, zum größeren Theil,
Denn Körnchen des Mohns verſchluckſt du ſo leicht
Wie Waſſer, und wenn du den Haufen berührſt,
Laufen ſo leicht ſie wie Waſſer herunter.

Den Urkörpern werden natürlich die Eigenſchaften der Farbe, des Geruches, des Geſchmackes u. ſ. w. abgeſprochen, und mit glücklichem Humor wird die Annahme widerlegt, als ob ſie Leben und Willen beſitzen könnten. Unter anderm ſolgert der Dichter ſo: Wenn die lebenden Weſen, um empfinden zu können, aus empfindenden Urkörpern beſtehen müſſen, aus welchen beſteht denn ſpeziell das Menſchengeſchlecht? (II, 973—982)

Natürlich aus ſolchen, welche ſich manchmal
Vor Lachen ſchütteln und manchmal den Mund
Und die Wangen mit ſalzigen Thränen benetzen.
Sie wiſſen auch viel und klug zu reden
Von der Stoffe Miſchung und grübeln, aus welchen
Atomen wieder ſie ſelbſt beſtehen.

Denn da vollſtändigen Menſchen ſie gleichen,
So müſſen auch ſie aus Atomen beſtehen,
[Die empfinden], und dieſe wieder aus andern.

Dieſe Beweiſe werden endlich mit demjenigen gekrönt, welcher vom Kreislaufe des Stoffes hergenommen iſt. Lukrez nimmt jenen herrlichen Mythus von der Befruchtung der Erde durch den Aether wieder auf und zeigt nun auch den weiteren Verlauf des Vorganges (II, 991—1006):

Dann geht wieder zurück die Bewegung,
Und was vorher aus der Erde gekommen,
Empfängt die Erd', und was herab
Aus des Aethers Bezirken geſendet iſt,
Das ſchwebt in des Aethers hohe Gewölbe
Wieder empor und wird ſein Theil.
Nicht ſo zerſtört der Tod die Dinge,
Daß er des Stoffes Atome löſte,
Nein, er zerſtreut nur ihre Verſammlung;
Dann verknüpft er andres mit andrem
Zu neuen Formen, zu neuen Farben:
Empfindendes bilden, die eben ein Theil
Des Empfindungsloſen geweſen ſind,
Und ſie verlieren in einem Momente
Das Gefühl oft wieder, das kaum ſie empfangen.

Der Schluß, daß demnach die Empfindung nicht den Atomen eigen ſein könne, iſt zwingend, und Lucrez' Anſchauung ſteht hier in ſonniger Klarheit auf der Höhe des wiſſenſchaftlichen Bewußtſeins unſerer Zeit. Das thut er auch mit dem verwandten Gedanken, welcher uns ſchon einmal begegnet iſt, daß, was entſteht, auf Koſten von Vergehendem entſteht. So heißt es im Anfange des zweiten Buches:

Die Atome, die einem Ding entſchweben,
Mindern den Körper, dem ſie entfliehn,
Mehren den Körper, zu dem ſie gelangen,
Laſſen jenen greiſenhaft ſiechen,
Dieſen in fröhlicher Jugend erblühn.
Aber auch hier bleiben ſie nicht;
So erneut ſich die Summe des Seins
Immerdar, es leben auf Borg
Unter einander die Sterblichen alle:
Zunehmen die einen der Stämme,
Andere ſchwinden allmählich dahin,
Und in kurzer Spanne wechſeln die Geſchlechter
Der beſeelten Geſchöpfe und reichen wie Läufer
Eines dem andern des Lebens Fackel.*)

Wie kommen nun die mit Kräften ſo dürftig ausgeſtatteten Atome dazu, Dinge (Stoffe) zu bilden? Die „Samen der Dinge“ fallen ewig durch den

*) Anſpielung auf den Fackellauf am Prometheusfeſte zu Athen.

Digitized by Google

grenzenloſen Raum; da aber dieſer Raum, von ihnen abgeſehen, völlig leer iſt, ſo müſſen große und kleine Urkörper gleich ſchnell fallen und können ſich alſo nie berühren. In dieſer Verlegenheit greift Epikur zu einem verzweifelten Hilfsmittel, das ihm Hohn und Spott in Fülle eingebracht hat: er erfindet die Deklination der Atome. Zu unbeſtimmten Zeitpunkten weichen die fallenden Körperchen um ein Minimum von der Senkrechten ab: dadurch, und nur dadurch werden Zuſammenſtöße möglich. Solange nun dieſe Zuſammenſtöße nicht zu Vereinigungen führen, bieten die Atome dem Geiſtesauge das Schauſpiel eines wunderbaren Reigens dar, welchen der Dichter durch das Gemälde des Tanzes der Sonnenſtäubchen meiſterhaft verſinnlicht (II. 109—131). Unter günſtigen Verhältniſſen aber vereinigen ſich die Atome und bilden Stoffe, von welchen der Dichter zwei Hauptarten unterſcheidet (II, 97—108):

Die einen von den Atomen ſpringen,
In ruheloſer und mannigfaltger
Bewegung ſich tummelnd, ſobald ſich zwei
Zuſammenſtoßend berührt, im Moment
Weit auseinander [und wieder zurück],
Andere werden in kleinerem Abſtand
Hin und her von den Stößen geworfen.
Und die nun, welche, in dichterem Schwarm,
In winzigem Abſtand zuſammenfahren
Und zurückſpringen in winzigem Abſtand,
Weil ſie ſich feſt in einander verfangen
Mit den Haken und Aeſten ihrer Figuren,
Die bilden des Felſens feſtes Gefüge,
Bilden des Eiſens wilde Gewalt
Und alles, was ſonſt von ſolchen Stoffen,
Nicht allzuzahlreich, vorhanden iſt.
Die andern, die durch den unendlichen Raum
[Mit glatten und rundlichen Körpern begabt]
Sich tummeln, ſpringen weit auseinander
Und kommen dann aus weitem Abſtand
Wieder zuſammen: ſie bilden die Luft
So wie der Sonne ſtrahlendes Licht.

Alſo auch in den Dingen ſelbſt kommen die Urkörper keinen Augenblick zur Ruhe. Unſerm Geſicht entzieht ſich natürlich dieſe Bewegung, da ſich die Atome ſelbſt ihm entziehen (II, 308—314), aber der Geiſt ſchaut es in Klarheit, wie ſelbſt die Urkörper des Eiſens und des Diamanten, im allgegenwärtigen Leeren ſchwebend, im engen Spielraum raſtlos hin und zurückfahren. Sehen wir von den thöricht erfundenen Aeſtchen und Häkchen und Oeschen ab, ſo lehrt die neueſte Phyſik dasſelbe. Aber für ſie freilich hat die Bewegung der Moleküle und Atome in den Stoffen, wie eine andere Urſache, ſo auch eine andere Bedeutung. Sie ruft die Erſcheinungen hervor, mit welchen ſich die Lehre von der Wärme beſchäftigt. Die von einem Kranz von Aetheratomen

umgebenen Atome des wägbaren Stoffes ſchwanken immerfort um ein Zentrum, eine Ruhelage herum. Erreichten ſie dieſe und beharrten in ihr, ſo wäre der abſolute Nullpunkt der Temperatur eingetreten. Von dem urſächlichen Verhältniß, in welchem die Atomenbewegung zur Temperatur ſteht, ahnt Lucrez natürlich nichts, aber auch ſo erſcheint die Vorwegnahme der Wahrheit, daß ſich die Urkörper auch in den feſteſten Dingen ewig bewegen, eine Anſchauung, welche ſo ganz „gegen die Evidenz der Sinneswahrnehmung“ geht, als eine glänzende Geiſtesthat der antiken Atomiſtik.

Die *Schnelligkeit* der Atomenbewegungen iſt eine außerordentlich große. Wenn ſchon das Licht der Sonne, deſſen Flug doch durch die Luft gehemmt wird, im Momente des Aufganges alles überſtrömt und in Schimmer kleidet, wie ſchnell müſſen ſich dann die Atome bewegen, welche ſich im leeren Raume tummeln? (II, 142—164). Ein engliſcher Gelehrter, Profeſſor Jenkin, meint in ſeinem Aufſatz: „Tho Atomic Theorie of Lucretius“ (North British Review, Vol. XLVIII), Lucrez würde ſich freuen, wenn er erführe, daß Herapath, Joule, Kröning, Clauſius und Clerk-Maxwell im Stande geweſen, die Geſchwindigkeit der Atomenbewegung zu meſſen.*) Ich fürchte, dies würde dem Epikureer ziemlich gleichgiltig geweſen ſein.

Möglich iſt eine ewige Bewegung der Materie nur unter der Vorausſetzung der *Unendlichkeit des Raumes*. Deshalb hat Lucrez den Beweis für dieſe wie für die der Materie vorangeſchickt. Der Raum und die in ihm befindliche Materie bilden zuſammen das All. Dies muß nothwendig unbegrenzt ſein: Das folgt ſchon aus ſeinem Begriff, denn was irgend als das All begrenzend geſetzt werden könnte, das gehörte ja durch ſeine bloße Exiſtenz mit zum All. Es folgt nun ein ſo zu ſagen in Szene geſetzter Beweis, welcher an Schiller's „Größe der Welt“ erinnert (I, 968—981):

Ich laß' es gelten: es ſoll einmal
Des Raumes ganze Weite begrenzt ſein.
Wohlan! Zu des Raumes äußerſtem Rande
Stürmt ein Menſch einſam hinaus
Und er ſchleudert von dort ein beſchwingtes Geſchoß.
Soll dieſes, entſandt mit gewaltiger Kraft,
Weit fliegen die Bahn und gelangen an's Ziel,
Oder — ſoll irgend etwas
Hindern und hemmen der Lanze Flug?
Denn eines von beiden mußt du geſtehn,
Für eines von beiden durchaus dich entſcheiden.
Beides verſchließt dir jeden Ausweg,
Zwingt das Geſtändniß dir ab, daß das All
Ohne Grenzen ſich endlos breite.

*) 1859 Meter in der Sekunde für Waſſerſtoff, 465 für Sauerſtoff u. ſ. w.

Denn weder, wenn etwas hemmt und hindert,
Daß das Geſchoß an's Ziel gelangt,
Noch wenn es hinaus in die Weite fliegt,
Kann es vom Rande des Alls entſandt ſein.
So nun folg' ich dir immerfort
Und wo du des Alls äußerſten Saum
Zu ſetzen wageſt, frag ich immer,
Was aus jenem Geſchoſſe werde.
So kann nirgends die Grenze beſtehn,
Und die freie Flucht der fliegenden Lanze
Zwingt dich zu immer weiterer Flucht,

d. h. zwingt dich die Grenze immer weiter hinauszuſchieben. Wie tief und großartig der Dichter die Unendlichkeit des Raumes auffaßt, zeigt eine andere, nicht minder ſchöne Stelle (I, 1002—1007):

So weit thut rings ſich auf die Weite,
So bodenlos des Raumes Abgrund,
Daß ihn die blendenden Blitze nimmer
Durchmeſſen könnten mit ihrem Fluge',
Und wenn ſie Ewigkeiten hindurch
Ihre Flammenſpuren zögen;
Ja, nicht verkürzen könnten des Weges
Reſt ſie durch den längſten Lauf.
So endlos rings, ſo grenzenlos
Oeffnet ſich von allen Seiten,
Oeffnet ſich nach allen Seiten
Jedem Fluge freie Bahn.

Eine kühne Konſequenz der Unendlichkeit des Raumes und der Materie iſt die vielangefochtene Lehre, daß es unendlich viele Welten gebe und daß ſolche jeden Augenblick entſtehen, um mächtige Zeiträume hindurch zu dauern, daß ſolche jeden Augenblick nach äonenlangem Beſtande vergehen. Setzen wir für Welten: Sonnenſyſteme, ſo wird die moderne Naturanſchauung dieſer Behauptung ein Moment der Wahrheit zugeſtehen.

Bedenklicher mag es erſcheinen, daß aus dieſen mit ſo unzureichenden Kräften ausgeſtatteten Atomen der reine, nackte Zufall Welten ſchaffen ſoll. Aber er vollbringt dies erſt nach unzähligen, abſolut unzähligen mißglückten Verſuchen, wenn wir dies Wort ſo uneigentlich gebrauchen dürfen. Der Epikureer iſt darin ein Vorläufer Darwin's, daß er mit ungeheuren Zeiträumen operirt, ja geradezu mit der Ewigkeit in der ganzen Abgrundtiefe des Begriffes.

Die Abſchnitte des Gedichtes, welche ſich mit der Natur der Seele beſchäftigen und mit den berühmten Beweiſen gegen ihre Unſterblichkeit abſchließen, und diejenigen, welche es mit der Entſtehung der Sinneswahrnehmungen, der Gedanken und Triebe zu thun haben, das dritte und das vierte Buch, dürften kaum etwas enthalten, was als vorweggenommene naturwiſſenſchaftliche Wahrheit gelten könnte. Dagegen bietet das fünfte Buch, welches die Entſtehung

der Welt, den Urſprung der auf der Erde lebenden Geſchöpfe und die vorgeſchichtliche Entwickelung des Menſchengeſchlechtes zum Gegenſtande hat, einige mehr oder minder helle Lichtblicke dar. So kann man in dem Atomenchaos, welches der Geſtaltung der Welt vorangeht, eine gewiſſe rohe Aehnlichkeit mit dem Gasball finden, aus welchem die Kant-Laplace'ſche Hypotheſe das Sonnenſyſtem entſtehen läßt. Vor allem merkwürdig iſt aber eine Stelle, welche das Geſetz des Kampfes um's Daſein ſchon neunzehn Jahrhunderte vor Darwin ausgeſprochen hat (V, 852—858, 869 ſg. und 871—874):

Viele Geſchlechter der lebenden Weſen
Müſſen ſchon damals erloſchen ſein,
Unfähig, ihres Daſeins Kette
Lebenzeugend weiter zu ziehn.
Denn alle, welche du Lebenslüfte
Athmen ſiehſt, alle hat
Liſt oder Kraft oder flüchtige Schnelle
Vom erſten Anfang ſchützend bewahrt.
Auch giebt es manche, die deshalb dauern,
Weil ihre Nützlichkeit uns ſie empfohlen. —
Die aber, denen Natur von dieſen
Gaben keine verliehen hatte, —
Dieſe wurden, das magſt du wiſſen,
Andern ein Raub, eine wehrloſe Beute,
Von ihres Verhängniſſes unzerreißbar'm
Netz umgarnt allzumal.

In Farben voll Lebenswahrheit glänzt das berühmte Gemälde, welches der Dichter von der erſten Jugend des Menſchengeſchlechts entworfen hat (V, 922 ff.). Wie die neuere Wiſſenſchaft,*) ſo lehrt auch er, die Menſchheit habe ſich erſt allmählich aus dem Zuſtande thieriſcher Rohheit und Wildheit herausgearbeitet. Die einzelnen Stufen, auf welchen Lucrez unſer Geſchlecht emporſteigen läßt, ſind freilich mehr ausgedacht, als auf Grund von Forſchungen feſtgeſtellt, aber auch ſo ſtimmen ſie großentheils mit den Ergebniſſen der jüngſten der Wiſſenſchaften überein. Ein Steinzeitalter kennt der Römer nicht, ſondern auf das Knittelalter, wenn wir es ſo nach der Hauptwaffe nennen dürfen, folgt das des Erzes und auf dieſes das des Eiſengebrauches. Die Sprache hat für Lucrez wie für die moderne Wiſſenſchaft einen natürlichen Urſprung. Auch die Thiere haben ja zum Theil eine, zwar wenig umfangreiche, aber charakteriſtiſche Sprache. Die Menſchenſprache hat ſich deshalb ſo weit über die Aehnlichkeit mit der Thierſprache hinaus entwickelt, weil der Menſch von allen Geſchöpfen am höchſten begabt iſt.

Ich hätte leicht die Zahl der „Vorahnungen" beträchtlich vermehren können, wenn ich jede leichte Berührung mit Anſchauungen der heutigen Wiſſen-

*) Vgl. Peſchel, Völkerkunde p. 137 ff.

Digitized by Google

ſchaft hätte hierher ziehen wollen; aber dadurch hätte ich die Wahrheit nur verſchleiert. Weit mehr entſpricht es der Wahrheit und Gerechtigkeit, wenn ich es zum Schluß ausſpreche, daß von einem taſtenden Halb-Ergreifen naturwiſſenſchaftlicher Wahrheiten zu ihrer der Gründe bewußten Erkenntniß oft jede Brücke fehlt. Jedenfalls findet die Phyſik wie die Chemie, welche den Stolz des Jahrhunderts ausmachen, unter ihren Schätzen wenig oder faſt nichts, was ſie ſich nicht ſelbſt erworben hätten. Aber auch ſo haben die Gedanken, in welchen die Philoſophie der auf dem Gebiete der Naturforſchung kaum aus dem Kindesalter herausgekommenen antiken Völker in ihrer Weiſe naturwiſſenſchaftliche Wahrheiten vorweggenommen, für die Geſchichte der Wiſſenſchaft wie für die allgemeine Kultur- und Geiſtesgeſchichte hohe Bedeutung.

A. Brieger.

Neuere theologiſche Literatur.

1. **Martin Luther als deutſcher Klaſſiker** in einer Auswahl ſeiner kleineren Schriften. Zweite vermehrte Auflage. Frankfurt a. M. Heyder und Zimmer 1878.

2. **Wiſſenſchaftliche Vorträge** über Religiöſe Fragen. Zweite Sammlung. Frankfurt a. M. Moritz Dieſterweg. 1878.

3. **Wie entſtand das Dogma von der Gottheit Chriſti?** Vortrag gehalten im Proteſtantenverein zu Chemnitz am 29. Oktober und im Proteſtantenverein zu Leipzig am 30. Oktober 1877 von Dr. J. R. Hanne, Lic. theol. Pfarrer in Bad Elgersburg. Ohrdruf und Leipzig. Auguſt Stadermann jr. 1878.

4. **Ueber Feuerbeſtattung** oder Leichenverbrennung. Ein Vortrag von Dr. Edmund Spieß, Profeſſor an der Univerſität Jena. Jena. Hermann Coſtenoble. 1878.

1. Im Jahre 1871 veröffentlichte H. Zimmer eine Auswahl kleinerer Schriften Luther's unter dem Titel: **Martin Luther als deutſcher Klaſſiker.** Nach ſieben Jahren erſcheint dieſe Sammlung in zweiter Auflage. Iſt dies ein erfreulicher Beweis, daß unſerm deutſchen Volke die Empfänglichkeit für Wort und Geiſt des Mannes nicht entſchwunden iſt, dem es wie keinem andern ſeine religiöſe und ſittliche Bildung zu danken hat, ſo iſt es auch ein thatſächliches Zeugniß dafür, daß der Herausgeber es verſtanden hat, mit Takt und Geſchmack zweckentſprechende Abſchnitte aus den Werken Luther's zuſammenzuſtellen. Das ſpezifiſch theologiſche Element iſt mit Recht unbeachtet geblieben, die reformatoriſchen Beziehungen kommen nur in den mitgetheilten Briefen zur Darſtellung. Dagegen ſind Beleuchtungen des natürlich menſchlichen Gebietes in reichem Maße aufgenommen. Die Predigten ſind nur ſparſam benutzt, und immer iſt nur ein kurzer Abſchnitt aus der gewählten Predigt mitgetheilt; ein

bei der großen Breite der Predigten Luther's nur zu billigendes Verfahren. Dagegen ſind die geiſtlichen Lieder Luther's, wie der maßgebende Geſichtspunkt der Sammlung es erheiſchte, in vollem Umfange aufgenommen worden. Und ſo giebt uns das Buch ein zutreffendes Bild ſowohl der religiös-ſittlichen Geſammtanſchauung und des inneren Lebensgehalts, die Luther im öffentlichen Wirken zur Geltung gebracht hat, als auch der Einfalt und Schlichtheit, der Kraft und Wärme, der Zartheit und Gemüthsinnigkeit ſeiner Darſtellung, durch welche er der deutſchen Sprache eine ihr bis dahin fremde Freiheit der Bewegung verliehen hat. Mit einem Worte, es zeigt uns Luther als den Begründer der geiſtigen Strömung, welche die neue Zeit eingeleitet hat, und welche auch die Gegenwart trägt, als einen Klaſſiker deutſcher Nation, der mit ſchöpferiſcher Gewalt die neue Geisteswelt hervorgebracht hat, und der, gleich ausgezeichnet durch Klarheit und Tiefe, eben deshalb zum Eigenthum aller Bildungsſchichten unſeres Volkes geworden iſt.

2. Die „Wiſſenſchaftlichen Vorträge über Religiöſe Fragen" erörtern die wichtigſten Gegenſtände des chriſtlichen Glaubens von entgegengeſetzten Standpunkten aus. Schließlich bringt daher dieſe Sammlung keinen einheitlichen Eindruck hervor. Und wir fürchten, ſo mancher nicht theologiſch orientirte Leſer wird vielmehr verwirrt als aufgeklärt von der Lektüre dieſer Aufſätze aufſtehen. Der Verleger hat der Schrift ein Vorwort mitgegeben, in welchem er die Differenz der hier vertretenen Standpunkte zu verdecken ſucht, indem er ſie darauf zurückführt, daß hier größeres Gewicht darauf gelegt werde, die Unhaltbarkeit des alten dogmatiſchen Baues nachzuweiſen, dort, den werdenden Neubau zu zeigen. Der Gegenſatz liegt aber tiefer. Denn erſtens iſt das Verhältniß zum alten dogmatiſchen Bau hier eine poſitive, fortbildende Thätigkeit, dort ein Verlaſſen der gegebenen Grundlage; ſodann iſt der Neubau, der in's Auge gefaßt iſt, hier ein weſentlich andrer als dort. Eben deshalb halten wir es nicht für einen glücklichen Gedanken, daß dieſe innerlich ſo wenig übereinſtimmenden Vorträge, um deswillen, daß ſie in einer Stadt und in einem Winter gehalten wurden, hier zu einem Ganzen verbunden ſind, zumal da zwei andere, ebenfalls dieſem Zyklus angehörige Vorträge ſelbſtändig erſchienen ſind und deshalb hier fehlen. Wir verſuchen unſer Urtheil durch eine kurze Charakteriſtik der einzelnen Aufſätze zu begründen.

Der Streit um die chriſtliche Schöpfungslehre, — ſo lautet das Thema, das Profeſſor Dr. Holtzmann in Straßburg ſich geſtellt hat. Wir erkennen es an, daß Holtzmann gegen eine materialiſtiſche Weltanſchauung die ideale vertritt, aber bedauern es, daß es ihm nicht gelungen iſt, die Schöpfung als eine That Gottes, mag dieſe auch eine ewige ſein, und Gott als Urſache, als freie Urſache, oder richtiger als Urheber der Welt zu begreifen. Er kommt nicht

darüber hinaus, Gott als den einen unendlichen, einheitlichen Grund der Welt anzuſehen. So lange Gott aber nur als Grund, nicht auch als Urſache der Welt erſcheint, iſt der Boden des Pantheismus nicht verlaſſen.

Einen ganz anderen Geiſt athmet der vortreffliche Aufſatz Profeſſor Dr. Heinrici's aus Marburg über die Sünde nach Weſen und Urſprung. Die Möglichkeit der Sünde iſt ihm mit der Schöpfung vernunftbegabter Weſen gegeben, denn die Vernunft ſchließt die Kraft freier Selbſtbeſtimmung in ſich, ihre Wirklichkeit durch eine freie, Gottes Willen widerſtreitende That bedingt, welche entſcheidend geworden iſt auch für das ganze Geſchlecht. Der verkehrte Gebrauch der Freiheit hat die niedere Natur aus der gottgewollten Abhängigkeit von der Vernunft entlaſſen. Entfeſſelt ringt ſie unabläſſig um die Herrſchaft, und jeder Sieg vermehrt ihre Macht und wirkt fort auf den Zuſtand des ganzen Geſchlechts. Unter dieſen Einfluß tritt der Menſch der Erfahrung, welcher an ſeinem Theile das Ergebniß der geſammten Entwicklung der Menſchheit iſt. Mit dem Erwachen des Bewußtſeins erfährt er die Macht ſeiner durch unabſehbare Reihen der Vorfahren unbewußt beſtimmter niederer Kräfte, welche ihm einen Kampf aufzwingen, der bald zur Ermüdung, nie zum Frieden führt, welche die Erreichung des Ideals ihm verſagen. Dieſer Zuſtand ſittlicher Ohnmacht iſt die Erbſünde, richtiger die moraliſche Erbkrankheit, die ſich zur Gattungsſünde geſtaltet und fortbildet.

Einen freiſinnigen Aufſatz bietet uns Kirchenrath und Profeſſor Dr. Lipſius in Jena. Den Gegenſtand derſelben bildet die göttliche Weltregierung. Lipſius ſucht die Theodizee in der Erhebung zur ſittlichen Freiheit des Reiches Gottes, die dem Einzelnen einen unendlichen Werth und eine Seligkeit vermittelt, welche durch keine Störungen innerhalb der Sinnenwelt erſchüttert werden kann, in ihnen ſich vielmehr befeſtigt und bewährt. Sind wir nun auch mit dem Verfaſſer darin vollkommen in Uebereinſtimmung, daß die von ihm gewählte Betrachtungsweiſe eine zutreffende iſt, ſo müſſen wir doch darauf dringen, daß ſie durch eine andere ergänzt werde. Ohne die von Strauß geſchmähte Anleihe beim Jenſeits iſt eine Theodizee nicht möglich. Ohne die darauf begründete Hoffnung würde die ſittliche Kraft in uns ſchwinden, während wir jetzt durch dieſelbe ſie bewahren. Der gewiſſe Glaube an eine Welt vollkommener Harmonie zwiſchen Innerem und Aeußerem, zwiſchen Sein und Erſcheinung iſt ein unentbehrlicher Faktor für das Entſtehen und Beſtehen ſittlicher Freudigkeit und Entſchiedenheit gegenüber den Uebeln, welchen wir ausgeſetzt ſind. Und giebt es nicht eine Klaſſe von Menſchen, denen ſittliche Erhebung durch körperliches Leiden unmöglich gemacht iſt, die Geiſteskranken, deren Zuſtand jede Theodizee entwaffnet, die vom Jenſeits abſieht?

Peinlich berührt hat uns der Vortrag Profeſſor Pfleiderer's in Berlin:

Erlöſung und Erlöſer. Er ſieht in Chriſtus wohl die vorzügliche Erſcheinung und Wirkſamkeit des erlöſenden Gottesgeiſtes, zu der wir immer wieder am liebſten aufſchauen, aber genügt dies? Der chriſtliche Glaube fordert, in Chriſtus die Erſcheinung ſittlicher Vollkommenheit, die fehlloſe Verwirklichung des ſittlichen Ideals zu ſehen; nicht relative, ſondern ſchlechthin in ſich vollendete Offenbarung des Guten iſt ihm Chriſtus. Dieſe beſchränkende Werthſchätzung Chriſti ſcheint uns weſentlich dadurch bedingt zu ſein, daß Pfleiderer überhaupt die Erlöſung in der Sphäre der Kenntniß ſich vollziehen läßt. Das Bewußtſein, daß Gott Vater iſt, das beſonders kräftig in Chriſtus ſich uns darſtellt, das aber auch nach ſeinem Vorbilde in uns ſich erzeugen ſoll, das iſt ihm die erlöſende und verſöhnende Macht. Von dieſem Geſichtspunkte aus iſt allerdings eine ſchlechthin ſittliche Vollkommenheit Chriſti entbehrlich. Der ſpekulative Rationalismus ſtimmt darin ganz mit ſeinem älteren Bruder überein, daß wir in Chriſtus das anſchauliche Vorbild und Sinnbild deſſen, was auch von uns und an uns geſchehen ſoll, zu erkennen haben, und daß dies Vorbildliche in einer ſittlich kräftigen religiöſen Erkenntniß zu ſuchen ſei. Nicht unerwähnt laſſen können wir das wegwerfende Urtheil Pfleiderer's über die evangeliſchen Wundererzählungen. Er vergleicht ſie mit den buddhiſtiſchen und kommt zu dem Reſultat, daß die buddhiſtiſche Legende „an Wunderlichkeit durchſchnittlich noch darüber hinausgehe" (S. 92). Den Vorwurf der Wunderlichkeit pflegen ſonſt auch die Beſtreiter des geſchichtlichen Charakters der evangeliſchen Wunderberichte nicht gegen ſie zu erheben.

Ausgezeichnet iſt der folgende Aufſatz Profeſſor Beyſchlag's in Halle: Ueber die Sündloſigkeit und menſchliche Entwickelung Jeſu, der gerade das Gegentheil deſſen erhärtet, was die Anſicht Pfleiderer's iſt. Während letzterer ſich mit einem Chriſtus begnügen will, der nur eine vorzügliche Erſcheinung des erlöſenden Gottesgeiſtes iſt, erklärt Beyſchlag: „Wer die Begriffe Gut und Böſe nicht für relative, fließende Unterſchiede nimmt, ſondern für abſolute Gegenſätze — und jedes ernſte, ſittliche Denken wird und muß das thun, — dem verſchwindet doch jeder relative Unterſchied des Beſſeren und Schlimmeren zuletzt gegen den abſoluten von Sündig und Heilig, und ſo bliebe ein irgendwie ſündiger Jeſus bei aller Sonnenhöhe, in der er über uns ſtünde, doch von dem heiligen Gotte ſchließlich durch dieſelbe Fixſternweite getrennt wie wir alle; anſtatt der zu ſein, der den Abgrund zwiſchen uns und Gott überbrückte, der Heiland, der Erlöſer der Menſchheit." (S. 113—114.)

Das Weſen des chriſtlichen Glaubens bildet den Gegenſtand des letzten Vortrags. Sein Verfaſſer iſt Profeſſor Nippold in Bern. Wir können uns hier ſehr kurz faſſen. Nippold iſt jeder begrifflichen Beſtimmtheit in der Sphäre des religiöſen Denkens ſehr abhold, in Folge deſſen verflüchtigt ſich

Digitized by Google

ihm der konkrete Inhalt des Chriſtenthums zu ſehr allgemeinen, unbeſtimmten und farbloſen Umriſſen. Ueberſchwänglichkeit des Empfindungslebens verdeckt ihm das Unzureichende ſeines Standpunktes, den wir als den des ſentimentalen Rationalismus bezeichnen können.

Sehen wir von dieſem letzten Vortrage ab, der nicht auf kräftiger Gedankenarbeit ruht, ſo müſſen wir es als einen Vorzug dieſer Sammlung anſehen, daß die in ihr verbundenen Aufſätze durch Gediegenheit, ſowie durch Klarheit und Schönheit der Form ſich auszeichnen.

3. Der Vortrag Hanne's liefert den Beweis, daß die früher beliebte Art der Geſchichtſchreibung, welche die Entwickelung der Ereigniſſe im Lichte zufälliger perſönlicher Sympathien und Antipathien beurtheilte, immer noch nicht ausgeſtorben iſt. Dieſe Hiſtoriker dringen in den Kern der Sache, in die objektiven Tendenzen des geſchichtlichen Lebens nicht ein, ihre Mißſtimmung über die inadäquate Form, welche den Ideen gegeben iſt, über die bedenklichen Mittel, deren ſich die Streitenden bedienen, über die Unwürdigkeit der einzelnen leitenden Perſönlichkeiten macht ſie unfähig, das wahrhaft Werthvolle, das Weſentliche, den inneren Gehalt der Entwickelung zu erkennen. Daß ein Mann, der, wie Hanne, zur Tübinger Schule gehört, eine andere Geſchichtsbetrachtung ſich nicht angeeignet hat, nimmt uns Wunder. Wir hätten gewünſcht, daß der Verfaſſer vor der Ausarbeitung ſeines Vortrags die Darſtellung der dogmatiſchen Kämpfe des vierten Jahrhunderts in der Kirchengeſchichte von F. Ch. Baur ſtudirt hätte. Er würde da unter anderem Folgendes geleſen haben: „Der arianiſche Streit hat eine ſehr tiefe Bedeutung, greift in das innerſte Weſen des Chriſtenthums ein, und man beurtheilt ihn nur ſehr einſeitig und äußerlich, wenn man meint, es habe ſich in ihm nur um die Lehre von der Gottheit des Sohnes gehandelt. Der Begriff, welchen beide Theile über die Gottheit des Sohnes aufſtellten, war nur der in dieſe Form gefaßte Ausdruck ihrer Anſicht von dem Weſen und Charakter des Chriſtenthums überhaupt. Die Hauptfrage war, ob das Chriſtenthum die höchſte abſolute Offenbarung Gottes iſt, und zwar eine ſolche, durch welche ſich dem Menſchen in dem Sohn Gottes das an ſich ſeiende abſolute Weſen Gottes aufſchließt und ſo mittheilt, daß er durch den Sohn mit Gott wahrhaft Eins wird und in eine ſolche Weſensgemeinſchaft mit ihm kommt, in welcher er ſeiner Begnadigung und Beſeligung auf abſolute Weiſe gewiß ſein kann. — — — Während alſo nach Athanaſius das Chriſtenthum die Religion der Einheit Gottes und des Menſchen iſt, kann nach Arius das Weſen der chriſtlichen Offenbarung nur darin beſtehen, daß der Menſch des Unterſchieds ſich bewußt wird, welcher ihn wie alles Endliche von dem abſoluten Weſen Gottes trennt. Welchen Werth hat aber, muß man fragen, ſo betrachtet, das Chriſtenthum, wenn es, ſtatt den Menſchen Gott

näher zu bringen, vielmehr nur die Kluft zwiſchen Gott und dem Menſchen befeſtigt?“ (Die chriſtliche Kirche vom Anfang des vierten bis zum Ende des ſechsten Jahrhunderts. S. 97—98.) Vielleicht daß dieſe Auffaſſung Baur's Hanne doch veranlaßt hätte, die Frage nach der Entſtehung des Dogmas von der Gottheit Chriſti anders zu beantworten, als er es gethan hat. Der hat doch nur ſehr oberflächlich in die inneren Gründe deſſelben hineingeſchaut, welcher, wie Hanne, ſeine Ergebniſſe dahin zuſammenfaßt: „Eine heidniſch-jüdiſche Philoſophie war ſeine Mutter, biſchöfliche Herrſchſucht war ſein Vater, ein heidniſcher Kaiſer hat das Kind aus der Taufe gehoben, mit einem Fluche iſt es eingeſegnet.“ (S. 38). Der Ton des Vortrags iſt, wie dieſe Stelle ſchon zeigt, nicht frei von einer an Fanatismus ſtreifenden Bitterkeit gegenüber dem Dogma von der Gottheit Chriſti und ſeinen Vertretern, dieſelbe ſpricht ſich auch in dem Schlußworte: „Feget den alten Sauerteig aus“ (nämlich das Dogma von der Gottheit Chriſti) ſehr kräftig aus. Der Geiſt der Toleranz weht in dieſem Vortrage nicht.

4. Der Vortrag von Profeſſor Spieß in Jena orientirt uns zuerſt geſchichtlich über die verſchiedenen zur Anwendung gekommenen Beſtattungsweiſen und wendet ſich dann der Frage zu, ob Begräbniß oder Verbrennung des Leichnams den Vorzug verdiene. Er entſcheidet ſich für das erſtere, ſowohl weil es mit einer unſerem inneren Leben engverwachſenen Gefühlsweiſe, die zu einer heiligen Sitte der chriſtlichen Völker geworden ſei, übereinſtimmt, als auch, weil daſſelbe geſtattet, das Bild des Verſtorbenen unverletzt im erinnernden Bewußtſein zu bewahren. „Nur dann lebt das Bild der Perſönlichkeit, zu welcher der Leib weſentlich mitgehört, in ſeiner Totalität unverſehrt, in heiligem Gedächtniſſe bei uns fort, und Erinnerung und Schmerz verweſen gleichſam allmälig in dem Maße mit, als die Glieder ſich in die Elemente auflöſen und in Staub zerfallen. Greifen wir aber dem Schickſal vor, ſo berauben wir das Bild der abgeſchiedenen Perſönlichkeit ſeiner Umriſſe und reißen es ſo zu ſagen gefliſſentlich aus dem Herzen.“ Stimmen wir inſoweit vollkommen mit dem Verfaſſer überein, ſo können wir ihm doch nicht folgen, wenn er das Begräbniß nur für die Glieder der chriſtlichen Kirche obligatoriſch gemacht, anderen Volksangehörigen aber die Feuerbeſtattung geſtattet wiſſen will. Wir ſind vielmehr der Meinung, daß der Staat ſich ein Verdienſt erwirbt, wenn er der Zerſtörung geheiligter und in ſich wohl begründeter Sitten entſchiedenen Widerſtand leiſtet.

Königsberg i. P. H. Jacoby.

Der zweite Band von Oetker's Memoiren.

Die Mittheilungen oder Denkwürdigkeiten angeſehener Politiker, öffentlicher Charaktere, über die Zeiten, in denen ſie im öffentlichen Leben gewirkt, bilden nicht ſelten werthvolle Beiträge zur Geſchichte. Wie manches erſcheint erſt hierdurch im rechten Lichte, was bis dahin im Allgemeinen anders aufgefaßt worden war und doch vielleicht als abgeſchloſſen gegolten hatte.

Wir haben vor etwa Jahresfriſt des damals erſchienenen erſten Bandes der „Lebenserinnerungen" von Dr. Fr. Oetker, des bekannten kurheſſiſchen Politikers, gedacht. Soeben iſt der zweite Band dieſes Werkes (bei Auerbach in Stuttgart) erſchienen. Der erſte Band beſchäftigte ſich mit der Jugendzeit des Verfaſſers und mit ſeinem erſten öffentlichen Wirken in den vierziger Jahren. Der zweite umfaßt die Zeit von 1849 bis 1859 und damit den erſten Theil der Ereigniſſe, bei denen Oetker in hervorragender Weiſe ein Rolle in Kurheſſen geſpielt hat.

Die Darſtellungen im erſten Bande haben, abgeſehen von ihrer kulturgeſchichtlichen Bedeutung, vorwiegend für Heſſen Bedeutung gehabt; ſie haben Oetker, welcher der jüngeren Generation Heſſen's zunächſt nur als Politiker bekannt geworden war, als ganze Perſönlichkeit mehr hervortreten laſſen; er hatte die Zeiten der vormärzlichen Miſère in ſo unterhaltender, launiger Weiſe erzählt, daß das Buch in ganz Heſſen großen Beifall gefunden zu haben ſcheint.

Die jetzt vorliegenden Erzählungen aus den Bewegungsjahren werden auch für weitere Kreiſe von Intereſſe ſein. Sie bilden eine Quelle für die Geſchichtsſchreibung und gewähren eine ſehr anziehende Lektüre. Das letztere iſt als ein beſonderer Vorzug zu rühmen; denn an ſich ſind die öffentlichen Vorgänge Heſſen's aus jener Zeit zur Genüge in Schriften aller Art geſchildert, und bei der Gegenwart iſt eine Neigung zur Vertiefung in die Einzelheiten der noch nicht weit zurückliegenden traurigen Perioden jenes einſt ſo unglücklichen Landes ſchwerlich vorauszuſetzen. Wir haben ſo außerordentlich viel mit der Gegenwart zu ſchaffen und ſind ſo froh, die Kleinſtaaterei hinter uns zu haben, daß ein neues eigentliches Geſchichtswerk über die fünfziger Jahre in weiteren Kreiſen gerade noch kein Bedürfniß ſein wird. Dergleichen liegt dem Oetker'ſchen Werke denn auch ſehr fern, wenngleich ſeine Auffaſſungen für ein ſpäteres Geſammtbild jener Zeit von großem Werthe ſein werden. Die öffentlichen Vorgänge werden von Oetker nur im Anſchluß an eigene Erlebniſſe berührt.

Der Verfaſſer bezeichnet die Zeit von 1849—59 als ſeine „Kampf- und Flüchtlingsjahre" und behandelt in beſonderen Abſchnitten die Zeit ſeiner Land-

tagsthätigkeit, den erſten Verfaſſungskampf und dann ſeine Flüchtlingszeit. Aus der Landtagszeit machen wir namentlich auf die Epiſode aufmerkſam, wo Oetker 1850 Haſſenpflug dazu bringt, ſeine im ſtändiſchen Ausſchuſſe abgegebene feierliche Erklärung, daß der Bundestag ohne ſtändiſche Zuſtimmung nicht wieder hergeſtellt werden könne, niederzuſchreiben und zu unterzeichnen, während Haſſenpflug offenbar damals ſchon den Plan hegte, gerade durch die Wirren, welche er in Heſſen muthwillig herbeiführte, dem Bundestage zur Exiſtenz zu verhelfen. Oder man leſe die Epiſode, wie Oetker Haſſenpflug inbetreff des Punktes zu Leibe ging, daß dieſer in einem Momente das Juſtizminiſterium annahm und bekleidete, wo er in Preußen wegen Fälſchung gerichtlich verfolgt wurde. Sehr ergötzlich ſchildert Oetker ſeine Gefangenſchaft im Kaſtell zu Kaſſel, wo ihn der Oberbefehlshaber von Haynau allen wiederholten Aufforderungen der oberſten Zivil- und Militärgerichte zum Trotz feſthielt. Er unterhielt ſich dort mit — zahlreichen Mäuſen, die nach einem auf eine Waſſerflaſche gelegten Leckerbiſſen unermüdlich emporſprangen. Der Kommandant ließ ihn um Mitternacht wecken und ihm ein Schreiben des Oberbefehlshabers vorleſen, der ſeinen Unwillen und ſein Erſtaunen darüber ausſprach, daß Oetker's Zeitung weiter erſcheine; er möge dies einſtellen laſſen, ſonſt würden weitere Maßregeln ergriffen werden. Oetker dankte für die angenehme Nachricht, verbat ſich aber ſolche Störungen der Nachtruhe. Haynau war außer ſich über die offenen Briefe, die, aus dem Kaſtell an ihn gerichtet, in der zu Gotha weiter erſcheinenden Neuen Heſſiſchen Zeitung veröffentlicht wurden. Dieſelben floſſen über von Spott. Er wurde darin erinnert, daß er 1832 an das Offizierkorps eine große Rede wegen Heilighaltung der Verfaſſung gehalten habe, zu deren Umſturz er ſich jetzt hergab. Es wurde ihm die Auffaſſung imputirt, daß, da die Menſchen durch Ausdünſtung, Häutung u. ſ. w. faſt alle fünf Jahre umgebildet würden, von der alten Kreatur eigentlich nichts übrig bliebe, daß mithin ein Eid von 1831 im Jahre 1850 unmöglich noch Bedeutung haben könne, da der Schwörende inzwiſchen ſich gewiſſermaßen aus der eidlichen Verbindlichkeit förmlich herausgeſchwitzt habe.

Die Schilderung der Flüchtlingszeit bietet ebenfalls viel Anziehendes. Oetker brachte ſie in Braunſchweig, dann in Wangeroge, in Helgoland und Belgien zu. Auf die Naturſchilderungen aus Helgoland darf beſonders aufmerkſam gemacht werden. Wie Oetker einſt das anerkannt beſte Buch über Helgoland geſchrieben hat, ſo zeigt er ſich auch hier wieder als Autorität in der Kenntniß der Verfaſſungs-Verhältniſſe der Inſel, von denen in den letzten Jahren mitunter in den Zeitungen die Rede war. Oetker reſumirt ſein Urtheil in dieſer Beziehung dahin „daß die engliſchen Kabinetsbefehle von 1864 und 1868, betreffend die Verfaſſung Helgoland's, mit den Zuſicherungen

von 1807 nicht im Einklange ſtehen, daß insbeſondere die ſeit 1868 beſtehende, in der gebildeten Welt unerhörte Willkürherrſchaft und die an Rechtloſigkeit grenzende Gerichtseinrichtung die ſchärfſte Verurtheilung verdienen." Wie eingehend Oetker auch in Belgien Land und Leute ſtudirt hat, zeigen ſeine unlängſt erſchienenen „Belgiſchen Studien", ein Werk, welches von den Vlamingen für eins der beſten über Belgien und als in mancher Hinſicht geradezu abſchließend erklärt worden iſt.

Nur kurz berührt der Verfaſſer die Verhältniſſe Heſſen's während der eigentlichen Reaktionszeit. Er kehrte 1859 nach Kaſſel zurück, wo dann, wie er ſich ausdrückt, „alsbald ein neuer, unendlich ſchwieriger Kampf wegen Herſtellung der Verfaſſung von 1831 begann". Von dieſen Kämpfen gedenkt er in einem dritten Bande zu erzählen.

Berlin. K. Wippermann.

Sozialiſtiſche Chronik.

Es bedarf wohl keiner weitläufigeren Auseinanderſetzung, weshalb in der Fortſetzung dieſer anſpruchsloſen Chronik, welche die Entwickelung der ſozialiſtiſchen Bewegung im deutſchen Reiche nach ihren bleibenderen und tieferen Geſtaltungen zu ſkizziren unternommen hat, eine längere Pauſe eingetreten iſt. Seit dem elften Mai des Jahres verflocht ſich die ganze ſozialiſtiſche Frage ſo eng und unlöslich mit den unmittelbarſten Intereſſen der Tagespolitik, wurde ſie ſo widerſtandslos der Spielball der widerſtreitendſten Leidenſchaften, veränderte ſie von Tag zu Tag und von Stunde zu Stunde mit kaleidoſkopiſcher Schnelle ihre Phyſiognomie, daß die beſtimmenden Grundzüge dieſes Chaos ſchwer oder gar nicht zu erkennen waren, wenigſtens für Augen, welche keinen Anſpruch auf prophetiſche Schärfe erheben. Erſt ſeitdem ſich die Waſſer der Wahlbewegung verlaufen haben und die bekannte, unheimliche Stille vor den Stürmen der bevorſtehenden Reichstagsſeſſion eingetreten iſt, wird es möglich ſein, von einer feſteren und höheren Warte aus, als ſie die politiſche Tagesdebatte bietet, einige Blicke rück- und vorwärts in das ſozialiſtiſche Treiben zu thun.

Die beiden Attentate vom elften Mai und zweiten Juni bilden wiederum einen einſchneidenden Abſchnitt in der Geſchichte der deutſchen Sozialdemokratie. Und zwar nicht blos in äußerlichem Sinne, nicht bloß in dem Betracht, daß

dieſe frevelhaften Verbrechen einen leider vielfach weder gehörig beachteten noch gehörig verſtandenen Appell an die Einſicht aller ſtaatserhaltenden Elemente gerichtet haben. Vielmehr liegt der Zuſammenhang viel tiefer. Es würde thöricht und ungerecht ſein, den leitenden Köpfen der ſozialdemokratiſchen Partei irgend einen direkten Zuſammenhang mit den Thaten von Hödel und Nobiling unterzuſchieben, was beiläufig auch keinem vernünftigen Menſchen eingefallen iſt, wenngleich ſich die kommuniſtiſche Preſſe nach Möglichkeit bemühte, den Schein zu erwecken, als würden ihre Häuptlinge in dieſer Weiſe „verleumdet“. Vollends von der großen Maſſe der Arbeiter, welche auf den Zukunftsſtaat ſchwören, trennt jene verkommenen Subjekte ein tiefer Abgrund. Allein trotzdem ſind ſie die letzten und unausbleiblichen Ausläufer einer ununterbrochenen Entwicklung, die ſich Glied für Glied und Schritt für Schritt bis in jene Tage zurückverfolgen läßt, in denen der ſozialiſtiſche Gedanke des neunzehnten Jahrhunderts jene beſondere kommuniſtiſch-revolutionäre Farbe und Geſtalt erhielt, die heute der deutſchen Sozialdemokratie das charakteriſtiſche Gepräge geben.

Dies geſchah etwa in der Mitte der vierziger Jahre. Bis dahin war der Sozialismus weſentlich utopiſtiſcher Natur ohne aktuell-politiſche Spitze; St. Simon, Fourier, Owen waren ſchwärmeriſche Menſchenfreunde, aber keine berechnenden Politiker. Unter den vielen Revolutions- und Verſchwörergeſellſchaften, welche damals den Süden und Weſten des europäiſchen Kontinents bedeckten, gab es zwar einzelne, welche kommuniſtiſche Zwecke verfolgten, ſo namentlich der internationale „Bund der Kommuniſten“, allein von einem durchdachten Plane war dabei keine Rede, und dieſes ganze Weltumſtürzlerthum war kaum anders als grotesk-komiſch zu nehmen. Erſt deutſchen Köpfen war es nach der bekannten Tugend oder auch Untugend unſeres Naturells vorbehalten, Syſtem in die Sache zu bringen. Engels und Marx rieſen, jener durch ſein Buch über die Lage der engliſchen Arbeiter, dieſer durch ſeine Streitſchrift gegen Proudhon, nicht nur eine radikale Umwälzung in der Theorie des Sozialismus hervor, ſondern ſie brachten auch, was viel weniger bekannt iſt, in den europäiſchen Kreiſen der profeſſionellen Revolutionsmacher eine völlig neue Agitationsmethode zur Geltung. Sie gingen von dem Geſichtspunkte aus, daß die beſtehenden Zuſtände nicht von der Exiſtenz einzelner Geſetze oder Perſonen abhängig, ſondern vielmehr das organiſche Produkt einer tief in die Jahrhunderte zurückreichenden Entwicklung ſeien und niemals erſchüttert werden könnten, ſo lange ſie nicht in ihrer Wurzel, in dem Glauben des ganzen Volks an ihre Gerechtigkeit und Nothwendigkeit beſeitigt worden ſeien. Sie verwarfen demgemäß jenes geheime Syſtem des äußerlichen, in Attentaten und Putſchen explodirenden Komplotirens und Konſpirirens, wie es namentlich in den roma-

Digitized by Google

niſchen Länder gäng und gebe war; ſo lange das Gebäude in ſeinen Grundmauern geſeſtet ſtände, erklärten ſie es für eine Albernheit, wenn nicht für etwas Schlimmeres, irgend ein Heil davon zu erwarten, daß hier ein Fenſter eingeſchlagen oder dort eine Thür eingerannt würde. Vielmehr entwickelten ſie ihrerſeits, daß eine Revolution erſt dann möglich, aber dann auch unwiderſtehlich ſei, wenn ſie ſich in den Gemüthern des ganzen Volks oder doch ſeiner großen Maſſe vollzogen habe, und daß deshalb eine mit allen Mitteln öffentlichen Wirkens betriebene politiſche Zerſetzung der arbeitenden Klaſſen ungleich größere Erfolge verſpreche, als alles im Dunkel der Nacht ſchleichende Verſchwörertreiben, als alle gegen einzelne, noch ſo hochſtehende Perſönlichkeiten gerichteten Dolchſtöße oder Piſtolenſchüſſe, als alle lokalen, mit noch ſo viel Ausſicht auf lokalen Erfolg unternommenen Aufſtände. Nur dann, aber dann auch ſicher breche das Gebäude in ſich ſelbſt zuſammen, wenn ſeine tragenden Grundſäulen verfallen und zermorſcht, wenn die unteren Volksſchichten moraliſch zerrüttet und revolutionär erbittert ſeien. Selbſtverſtändlich ſchließt dieſe Taktik, welche die Sozialdemokratie heutzutage eine „friedliche und geſetzliche Agitation“ und die Fortſchrittspartei eine „geiſtige Bewegung“ zu nennen beliebt, die Gewalt nicht an ſich, ſondern nur die dumme, weil unzeitige Anwendung von Gewalt aus. Vielmehr hat namentlich Marx in ſeinen politiſchen Kundgebungen, wie in ſeinen wiſſenſchaftlichen Werken niemals irgend ein Hehl daraus gemacht, daß wenn einmal die überwältigende Mehrheit des Volkes unheilbar mit der beſtehenden Ordnung zerfallen ſei, die Gewatt und nur die Gewalt als „Geburtshelfer“ der neuen Welt fungiren könne und müſſe.

Die erſte Probe auf ihr Exempel machten Engels und Marx mit dem bereits erwähnten „Bunde der Kommuniſten“. Sie traten in dieſe mehr oder minder rein konſpiratoriſche Geſellſchaft ein und wandelten ſie in eine einfache, nur nothgedrungen und vorläufig geheime Organiſation der kommuniſtiſch-revolutionären Propaganda um. Nach heftigen Kämpfen im Schooße des Bundes gelangten ſie 1847 an's Ziel, ließen, ſobald es die Zeitverhältniſſe des nächſten Jahres geſtatteten, den Bund an das Licht der Oeffentlichkeit treten und verkündeten im „Manifeſte der kommuniſtiſchen Partei“ ſeine Ziele und Zwecke. Dies intereſſante Aktenſtück iſt leider viel zu wenig bekannt; es enthätt mit edelſter Offenheit das innerſte Weſen dieſer ganzen Demagogie, und ſeine Schlußſätze: „Die Kommuniſten verſchmähen es, ihre Anſichten und Abſichten zu verheimlichen. Sie erklären es offen, daß ihre Zwecke nur erreicht werden können durch den gewaltſamen Umſturz aller bisherigen Geſellſchaftsordnung“ ſind nur inſofern nicht mehr wahr, als die heutigen Wortführer des Weltumſtürzlerthums es allerdings nicht verſchmähen, ihre Ab- und Anſichten zu verheimlichen. Allein noch vor wenigen Jahren druckte das offizielle Organ der

deutſchen Sozialdemokratie jenes Manifeſt als maßgebend ab, und mit Recht nennt Engels den von ihm und Marx umgeſtalteten Kommuniſtenbund die „erſte Organiſation der deutſchen ſozialdemokratiſchen Partei“. Es liegt hier in der That ein auf direkteſte Deſzendenz gegründetes Verwandtſchaftsverhältniß vor. Der „Bund der Kommuniſten“ verkam in den fünfziger Jahren ebenſo an äußeren Schlägen wie an innerer Schwäche und ſchleppte nur ein dürftiges Scheindaſein in der „Schwefelbande“ fort, einem engen Konventikel, das ſich in London um Marx ſammelte und ſich namentlich 1859 durch ſeine verrätheriſchen Zettelungen gegen die preußiſch-deutſchen Intereſſen bemerkbar machte. Aus der „Schwefelbande“ entwickelte ſich dann wieder 1864 die „Internationale Arbeiteraſſoziation“, deren deutſcher Abſenker die vornehmlich von Liebknecht, dem Vertrauten von Engels und Marx, gegründete „Sozialdemokratiſche Arbeiterpartei“ war, welche alsbald den „Allgemeinen deutſchen Arbeiterverein“ von Laſſale verſchlang und ſich heute ganz und gar deckt mit der deutſchen Sozialdemokratie. Wie von Deutſchen erdacht, ſo war dieſe revolutionäre Methode auch vorwiegend auf Deutſche berechnet, auf ihre philoſophiſchen Anlagen, auf ihre hartnäckige Syſtemſucht. Der praktiſch-nüchterne Sinn der engliſchen, das leichte Geblüt der romaniſchen Arbeiter richten ſich vielmehr auf und gegen konkrete Nothſtände des Augenblicks, als daß ſie aus allgemeinen Vorſtellungen von einer menſchenunwürdigen Exiſtenz, welche ſie führen, der nationalen Gemeinſchaft ihrer Volksgenoſſen unverſöhnlichen Haß ſchwören. In den leitenden Kreiſen der europäiſchen Revolution ſtießen Engels und Marx mit ihrem Syſtem denn auch fortdauernd auf einen heftigen, niemals völlig überwundenen Widerſtand. Als ſie die Internationale gründeten, verlangten die Delegirten aus den romaniſchen Ländern, daß Mazzini Programm und Statuten ausarbeiten ſollte, und ſie ſetzten vorläufig ihren Willen durch. Mazzini legte dann auch ſeine Entwürfe vor; ſeine Statuten waren ganz nach Art der geheimen Konſpirationsgeſellſchaften abgefaßt, in denen der berühmte Verſchwörer alt geworden war, während ſich ſein Programm faſt nur auf politiſche Fragen beſchränkte und namentlich gegen den Klaſſenkampf eiferte. Dieſer prinzipielle Mißgriff verſchaffte Marx Oberwaſſer über den Nebenbuhler, aber nach wenigen Jahren kam dann ein Stärkerer über ihn in der Perſon von Bakunin, der wiederum, vornehmlich auf die Delegirten der romaniſchen Länder geſtützt, 1872 die Internationale ſprengte und den neuen gleichnamigen Bund, den er alsbald ſtiftete, zu dem altgewohnten Komplotirſyſtem der Attentate und Putſche, der „Propaganda par le fait“ zurückleitete.

So bleibt dem deutſchen Reiche der wenig beneidenswerthe Vorzug, die Muſterſtation für die revolutionäre Methode des modernen Kommunismus zu ſein. Bis auf zehn Jahre zurück laſſen ſich ihre Spuren verfolgen, bis auf

das „Demokratiſche Wochenblatt", welches Liebknecht 1868 gründete, um das einzuleiten, was ſeine Londoner Meiſter unter revolutionärer Aufregung und Verbitterung der Maſſen verſtehen. Bis dahin hatte die ſozialdemokratiſche Bewegung unter den Auſpizien Laſſalle's und Schweitzer's geſtanden, und wie heftig und leidenſchaftlich, ja ſelbſt frech und roh dieſe Männer kämpfen mochten, ſo richtete ſich ihre Oppoſition doch weſentlich gegen wirthſchaftliche Einrichtungen und behielt auf allen übrigen Gebieten einigermaßen Fühlung mit der modernen Kultur. Beide hatten ein ſtark ausgeprägtes Nationalgefühl und bekundeten tiefen Reſpekt vor den leuchtenden Geſtalten der Geſchichte und Wiſſenſchaft; Laſſalle's ſchwärmeriſche Verehrung für Luther, Schiller, Fichte iſt hinlänglich bekannt. Anders, als nunmehr Liebknecht und Genoſſen in die Saiten der Zukunftsharfe griffen! Nun war nicht nur die wirthſchaftliche Ordnung von heute auf Betrug und Raub gegründet, ſondern die ganze deutſche Geſchichte war eine albern-boshafte Intrigue von Betrügern und Narren, Luther ein „bornirter Pfaff", Melanchthon ein „fiſtelnder Schleicher", wie die von Laſſalle ſo hoch gefeierten Reformatoren in Bebel's „Bauernkrieg" genannt werden. Schiller wurde zu einem reaktionären Phraſendreſcher, was ein bekannter Agitator in einer Berliner Volksverſammlung einmal durch die Zitate:

An's Vaterland, an's theure, ſchließ' dich an!

und

Wo ſich die Völker ſelbſt befrein,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.

unter dem tobenden Beifall der ſo grauenhaft genasführten Arbeiter bewies. Goethe ging es anfangs nicht beſſer; er wurde als ſerviler Hofpoet vervehmt, bis kürzlich allerdings ein Gelehrter der Partei aus „Wilhelm Meiſter" nachgewieſen hat, daß der Altmeiſter von Weimar ein verkappter Sozialdemokrat geweſen ſei. Die großen Feldherren der deutſchen Geſchichte waren ſelbſtverſtändlich durchweg „Gurgelabſchneider" und „Landsknechte". Und ſo fort. Was dies ſchändliche Treiben mit der kommuniſtiſchen Theorie an ſich zu thun hat, weshalb alle theuerſten Erinnerungen der Nation in den Koth der Verleumdung gezerrt werden müſſen, um zu erhärten, daß das Gemeineigenthum an allen Arbeitswerkzeugen die allgemeine Glückſeligkeit hervorrufen müſſe, bleibt völlig unerfindlich; Männer, wie Rodbertus, F. A. Lange, Schäffle haben doch den ſozialiſtiſchen Gedanken und zwar etwa hundertmal ſo geiſtvoll und tiefſinnig zu entwickeln vermocht, wie die Gelehrten des „Vorwärts", ohne daß ihr drittes Wort eine Schimpfrede und ihr zehntes Wort eine nichtswürdige Lüge war. Und noch ärger ging und geht es natürlich über die ideellen Grundlagen, über die hervorragenden Träger der heutigen Ordnung her. Kein Talent und kein Verdienſt ſchützt irgend einen antiſozialdemokratiſchen Politiker vor der liebens-

würdigen Inſinuation, ein Idiot oder ein Schelm zu ſein; mit namenloſer Perfidie werden die ärgſten Verleumdungen über jeden Gegner ausgeſchüttet, welcher den Demagogen irgendwie ein Dorn im Auge iſt. Man denke nur beiſpielsweiſe an die ſkandalöſe Polemik des „Vorwärts" gegen Unruh, welche die ſchlimmſten Leiſtungen der „Reichsglocke" in den Schatten ſtellte! Und wie mit den Perſonen, ſo mit den Dingen. Hört man den ſchon tauſendſtimmigen Chorus der ſozialdemokratiſchen Agitatoren, Blätter, Flugſchriften, ſo iſt die Religion ein leerer Humbug, erfunden von Betrügern, um Narren zu bethören, der Patriotismus ein verhüllender Schleier für Raub und Mord, die Ehe eine ſtaatlich konzeſſionirte Proſtitution, die Wiſſenſchaft eine feile Dirne des Volksverraths, die Schule eine Verdummungsanſtalt im „Dienſte gegen die Freiheit", der Reichstag, um eine anmuthige Phraſe Liebknecht's zu zitiren, ein Hauſe von Junkern, Apoſtaten und Nullen, der als Marionette am Drahte eines Menſchen und Recht verachtenden Staatsmanns tanzt, die Preſſe ein einziger Reptilienſumpf der Korruption. Genug dieſer ekelerregenden Schimpfworte, die Jeder zum Ueberdruß kennt, der ſeit 10 Jahren die Preſſe der Partei verfolgt und die Jeder kennen lernen kann, der einmal einen Jahrgang des „Vorwärts" durchblättert.

So wird mit wahrhaft höllenmäßiger Raffinirtheit aus den Seelen der Arbeiter jede Faſer zu jäten geſucht, welche ſie mit ihrem Vaterlande und ihren Volksgenoſſen verbindet; ſo wird in ihnen der letzte Funke der Hoffnung zertreten und das Gefühl der rettungsloſeſten Verzweiflung entfacht. Und was wird ihnen dafür geboten? Gutgläubige Enthuſiaſten ſagen: ein Gedanke, ein Glaube, ein Syſtem. Aber es giebt keine irrigere Anſchauung. Gerade wer mit verſtändnißvollem Intereſſe den nichts weniger wie leicht gangbaren Pfaden des wiſſenſchaftlichen Sozialismus folgt, wird ſich über nichts klarer ſein als darüber, daß auch nicht der leiſeſte Hauch, nicht der blaſſeſte Schatten dieſer geiſtigen Bewegung in die Arbeiterkreiſe fällt, welche von der kommuniſtiſchen Demagogie verſtrickt ſind. Poſitiv fördert ſie nichts zu Tage als eine Reihe von Schlagworten, von denen gemeiniglich eins immer das andere zu verſchlingen pflegt. Nicht weniger als viermal hat in der kurzen Friſt von anderthalb Jahrzehnten das Parteiprogramm radikal umgewälzt werden müſſen, und doch waren alle dieſe Programme ſchon an ſich elaſtiſch und weitſchichtig genug, um alles Mögliche aus ihnen heraus- oder in ſie hineinleſen zu können. Nein, dieſe Phraſen, welche wie Handſchuhe gewechſelt werden, ſind nur mehr oder minder ebenſo ſinnloſe wie überflüſſige Arabesken auf dem Wechſel, der auf irgend eine ungeheure Umwälzung in irgend welcher Zukunft gezogen wird. Was den arbeitenden Klaſſen in Wahrheit geboten wird, iſt eine hündiſche Schmeichelei, gegen welche alles verblaſſend zurücktritt, was auf dieſem Gebiete

Digitized by Google

je von ſervilen Höflingen gegenüber despotiſchen Herrſchern geleiſtet worden iſt. Auch hier iſt ein ungeheuerlicher Fortſchritt über Laſſalle hinaus zu erkennen. Laſſalle ſah auch in dem Arbeiterſtande den Träger der Zukunft, aber eben nur in der Idee, in dem Prinzipe des Standes, nicht in ſeinen einzelnen Individuen, von denen er vielmehr behauptete, daß jede ſoziale Reform nicht der Mühe werth wäre, wenn ſie blieben, was ſie augenblicklich ſeien. Umgekehrt wird jetzt, obgleich die arbeitenden Klaſſen ſeit Jahrhunderten gefliſſentlich in Unwiſſenheit und Verſimpelung erhalten worden ſein, obgleich ſie fort und fort mit allen Mitteln eines gewiſſenloſen Despotismus in den Schulen verdummt werden ſollen, jeder einzelne Arbeiter an und für ſich als der bravſte, edelſte, tüchtigſte, weiſeſte Menſch geprieſen, fähig, aus ſich ſelbſt heraus alle ſchwierigſten Probleme der Politik und Wiſſenſchaft mit unfehlbarer Sicherheit zu entſcheiden. So wird in den untern Schichten des Volks ein Selbſtgefühl gezüchtet, das ihr ganzes Denken und Empfinden grenzenlos überwuchert; ein Größenwahn greift um ſich, wie er als nationale Krankheit noch niemals in den Annalen der Weltgeſchichte verzeichnet worden iſt.

Es liegt auf der Hand, daß die Wirkungen einer derartigen Agitation, die, wie ſchlau immer ihr letzter Hintergedanke ſei, doch mit ſo plumpen Mitteln arbeiten muß, ſich nicht von heute auf morgen äußern können. Dazu iſt unſer Volk zu ehrlich, zu nüchtern, zu verſtändig. Die unbehaglichen Wirren der gewaltigen Uebergangsepoche, in welcher wir auf politiſchem, religiöſem, wirthſchaftlichem Gebiete leben, bieten faſt unerſchöpfliche Quellen der Unzufriedenheit, und nur zu leicht horchen die Armen im Geiſte auf die dreiſten Verſprechungen der neuen Propheten. Aber thatſächlich löſen ſie ſich doch nur langſam von dem Boden, der ſie zeugte und nährt, von den Erinnerungen, die ihnen von Kindesbeinen an heilig und theuer waren, von den Gewohnheiten der ehrbaren Sitte und Zucht, welche ihr kleines Daſein hegten und ſchirmten. Nicht nur der deutſche Arbeiterſtand, ſondern auch die große Mehrheit der ſozialdemokratiſchen Anhängerſchaft, wie zähe ſie unter dem dauernden Drucke einer ſchweren Zeit an ihren verkehrten Hoffnungen hängen mag, iſt noch weſentlich frei von der moraliſchen Zerſetzung durch jene Demagogie. Allein andererſeits darf man nicht überſehen, daß der Tropfen anfängt den Stein zu höhlen, daß die Gefahr mit entſetzlicher Schnelligkeit um ſich greift, daß auf unſern Märkten und Gaſſen ſchon maſſenhaft jene hohlen, leeren, nichtigen Geſtalten wimmeln, die glücklich alle Feſſeln moderner Bildung und Geſittung abgeſtreift haben, die an Himmel und Erde nur noch durch das wahnſinnige Bewußtſein geknüpft ſind, die Träger einer ungeheuren Zukunft zu ſein, Wohl und Wehe der Menſchen in ihrem verbrannten Hirne zu wälzen. Sie verbreiten eine eigenartig krankhafte Atmoſphäre um ſich, die alle haltloſen und ſchwachen

Naturen in ihren Wirbel zieht, und in dieſer Atmoſphäre haben Hödel und Nobiling lange Jahre, ehe ſie ihre verbrecheriſchen Thaten begingen, geathmet und gelebt.

Nach den bisherigen Ausführungen bedarf es keines beſondern Nachweiſes mehr, daß die beiden Attentate als ſolche der Tendenz der kommuniſtiſchen Demagogie ſchnurſtracks zuwiderliefen. Inſofern haben die ſozialdemokratiſchen Führer Recht, wenn ſie jeden Zuſammenhang mit dieſen modernen Heroſtraten ablehnen. Aber ſie haben Unrecht, wenn ſie über „Verleumdung" ſchreien, ſobald ihrem demagogiſchen Treiben die moraliſche Verantwortlichkeit für die ſcheußlichen Verbrechen aufgebürdet wird. Dieſer Zuſammenhang läßt ſich mit faſt mathematiſcher Schärfe beweiſen. Denn unterſucht man, was die beiden Hochverräther mit ſo faſcinirender Gewalt an das ſozialdemokratiſche Treiben feſſelte, ſo findet man, daß alle irgend denkbaren ſachlichen Erklärungsmomente: eine politiſch-wiſſenſchaftliche Ueberzeugung oder ein reges Mitgefühl mit den Armen und Elenden oder auch nur eigene drückende Noth, vollkommen fehlen. Hödel war ſo unwiſſend in den erſten Elementen der Zukunftsmuſik, daß er nicht einmal wußte, ob er dem Wühlerthum à la Bakunin oder Marx oder Stöcker angehöre, und von Nobiling bezeugen kompetente Urtheiler, daß er ſich ebenſo gern in ſozialiſtiſchen Vorſtellungen berauſcht habe, wie daß dieſe Vorſtellungen durch und durch konfuſer Natur geweſen ſeien. Ebenſo wenig kann bei ihnen davon die Rede ſein, daß ſie aus einem Uebermaße ſentimentaler Menſchenliebe ſich den Weltverbeſſerern in die Arme geworfen haben. Beide waren nach einſtimmigem Urtheile eigen- und habſüchtige Menſchen, nur auf ihren Genuß und Vortheil bedacht; Hödel beſtahl die eigenen Eltern, um ſich Näſchereien und Spielzeug zu kaufen, und Nobiling verweigert es, aus ſeinem Vermögen für wohlthätige Zwecke zu ſpenden, mit der bekannten und bequemen Ausrede aller reichen oder wohlhabenden Sozialdemokraten, daß die Opfer des Einzelnen nichts nützten, ſo lange die miſerablen Zuſtände exiſtirten. Endlich kann auch eigene Noth nicht das Motiv ihrer kommuniſtiſchen Velleitäten geweſen ſein; Nobiling hat, ſo viel man weiß, niemals von ſeiner Arbeit leben müſſen, ſondern er zehrte von ſeinem väterlichen Erbe, und was Hödel anlangt, ſo entſtammte er zwar dem Proletariat, allein er war ein fähiger und geſchickter Arbeiter, und noch vor dem Staatsgerichtshofe hat er bekannt, daß es ihm an Gelegenheit zu reichlich gelohnter Arbeit nie gefehlt habe, wenn er nur eben hätte arbeiten wollen. Es bleibt ſomit keine andere Erklärung übrig, als die unwiderſtehliche Gewalt, welche eine gefliſſentlich den Größenwahn züchtende Demagogie auf alle eitlen und leeren Naturen übt, die ohne anſtrengende Arbeit lärmende Erfolge erzielen und große Rollen ſpielen wollen. Darin hat ja auch die ſozialdemokratiſche Preſſe ganz Recht, daß Hödel und Nobiling von Haus aus

Digitized by Google

Taugenichtſe waren, und Niemand beſtreitet es ihr, allein gerade das iſt für ſie das Kompromittirende, daß dieſe Taugenichtſe und wie viele ähnliche Naturen mit ihnen! mit magnetiſcher Gewalt in ihre Wirbel geriſſen werden. Taugenichtſe hat es auf deutſchem Boden immer gegeben und wird es immer geben, ſo lange wir eben Menſchen und keine Engel ſind, allein in den ehrbaren Tagen, in denen es noch keine ſozialdemokratiſche Agitation gab, mußten die Tagenichtſe ſich ſo oder ſo mit ihres Nichts durchbohrendem Gefühle abfinden, während ſie jetzt ſich nicht nur für die unſchuldigen Opfer, ſondern auch für die erleſenen Heilande der ſündigen Welt halten, und da ſie unfähig zum Bauen und Schaffen ſind, zum Vernichten und Zerſtören greifen, und zwar um ſo gieriger, je größer die Verwüſtung iſt, welche ſie damit anrichten.

In dieſem Sinne darf man ſagen, daß die beiden Attentate und was ihnen folgte, auch abgeſehen von allen äußeren Eingriffen, einen einſchneidenden Wendepunkt in der Entwickelung der deutſchen Sozialdemokratie bilden. Der große Rechenfehler ihrer revolutionären Methode liegt offen da, und wären die leitenden Köpfe in ihrem demagogiſchen Handwerk nicht aller Beſonnenheit und Umſicht bar geworden, ſie müßten vor dem ſchwindelnden Abgrunde erſchrecken, der ſich urplötzlich vor ihren Füßen aufgethan. Sie haben die mißleiteten Maſſen nicht mehr völlig in ihrer Gewalt; es geht eben nicht an, Zehntauſende und Hunderttauſende mit allem Raffinement die Gott-, Menſchen- und Weltverachtung zu lehren und dann von ihnen, die ſyſtematiſch aller Selbſtbeherrſchung entwöhnt worden, zu erwarten, daß ſie nicht auf eigene Fauſt ausſchwärmen, ſondern geduldig harren, bis die Führer im ſichern Hinterhalte den richtigen Moment gekommen glauben und das Signal zum Losſchlagen geben. Es iſt lange genug, ſogar wunderbar lange gegangen; unbemerkt haben ſich die faulen Gaſe entwickeln können, aber nun genügte auch ſolches Nichts, wie irgend ein wahnſinniger Gedanke, der durch das Hirn eines ſo verlotterten Buben wie Hödel phosphoreſcirte, um eine Exploſion hervorzurufen, die Geſellſchaft und Staat in ihren Grundveſten erzittern ließ.

Denn in der That — der Schuß vom elften Mai war ſchon das Signal, welches das ganze Pandämonium entfeſſelte und ſeinerſeits erſt den Schuß vom zweiten Juni mit ſeinen größeren und traurigeren Folgen hervorrief. Was in Hödel's Seele den zündenden Funken gerade zu dieſer That warf, wird wohl niemals aufgeklärt werden und konnte wohl auch niemals aufgeklärt werden, da ſeine verthierte Natur ſchwerlich mehr eines klaren, zielbewußten Wollens fähig war. Er hatte zu den Füßen der ſozialdemokratiſchen Propheten geſeſſen und dann die erſten Staffeln der Führerlaufbahn ſelbſt betreten; es wird der Partei immer als ein unauslöſchlicher Fleck anhaften, daß ein derartiges Subjekt nicht etwa in einem entlegenen Winkel des Reichs, ſon-

dern vor den Thoren von Leipzig eine jener Volksverſammlungen berufen und leiten konnte, die nach Liebknecht's prahleriſcher Ankündigung an ein Londoner Toryblatt der Orientpolitik des deutſchen Reichskanzlers vernichtende Mißtrauensvota ſpenden ſollten. Wieviel Hödel von alledem verſtanden hat, muß dahingeſtellt bleiben; ſicherlich hat er die in ihrer ſummariſchen Kritik verblüffende Lehre richtig aufgefaßt, daß alle beſtehende Ordnung nichtsnutzig und nichtswürdig und demgemäß zu vernichten ſei, aber ſchwerlich hat er die weitere Nutzanwendung kapirt, daß dies erſtrebenswerthe Ziel niemals durch den Mord en detail, ſondern nur durch das Maſſacre en gros zu erreichen ſei. Auch ſind ſchließlich von einem armſeligen Klempnergeſellen ſo feine Unterſcheidungen nicht zu verlangen, wenn ſelbſt das offizielle, von „wiſſenſchaftlichem Geiſte“ triefende Zentralorgan der Partei nicht einmal ſo viel Kaltblütigkeit und Selbſtbeherrſchung beſitzt, ſie zu machen; wenn es trotz ſeines Abſcheus gegen den politiſchen Mord noch jeden glücklichen Attentäter des Auslandes dithyrambiſch gefeiert hat und eben in jenen Tagen den Schuß der Wjera Saſſulitſch ganz allgemein als den „erſten Schuß“ gegen die Ausbeuter und Unterdrücker pries. Vielleicht wollte Hödel den zweiten Schritt auf dieſer in Proſa und Verſen verherrlichten Bahn thun. Vielleicht war auch ein anarchiſtiſches Stichwort in ſeine Ohren gefallen, denn in den letzten Monaten ſeines vagabondirenden Lebens war er bekanntlich mit einem Agitator dieſer Sekte zuſammengetroffen; auch vor dem Staatsgerichtshofe prahlte er mit ſeinem Anarchismus, und das „Propaganda machen per That“, von dem er noch in ſeinen letzten Stunden delirirt hat, iſt ein techniſcher Lieblingsausdruck des Bakunismus. In jedem Falle wollte er ſich einer ſtaunenden Welt als radikaler Welterſtürmer zeigen, und wenn ſein moraliſch ſcheußliches, politiſch albern-wahnſinniges Beginnen kennzeichnend für die Gattung iſt, ſo iſt es verhältnißmäßig gleichgiltig, welcher konkrete Anlaß den meuchelmörderiſchen Arm des Individuums auf das gefeite Haupt des Kaiſers lenkte.

Das böſe Vorbild zündete in der tödtlichen Stickluft jener verdorbenen Atmoſphäre, die ſich aus dem Treiben der kommuniſtiſch-revolutionären Demagogie entwickelt hat. Ohne Hödel kein Nobiling, und auch die Thatſache iſt bezeichnend für dieſe verkehrte Welt, daß der gebildete Mörder ſchließlich nur in den Fußtapfen ſeines ungebildeten Vorgängers wandeln konnte. Nobiling, ein ebenſo eitler, als unfähiger Menſch hatte ſich vergebens in Literatur und Wiſſenſchaft eine Poſition zu ſchaffen geſucht; er ſah an den ſozialdemokratiſchen Agitatoren, wie man ohne Arbeit und Wiſſen ein gewiſſes Piedeſtal des öffentlichen Wirkens erklimmen und ſeinen Namen der tauſendzüngigen Fama überliefern könne. Dies Beiſpiel reizte ihn mit dämoniſcher Gewalt. Als er einmal in einer ſozialdemokratiſchen Verſammlung geſprochen hatte und ſeine

Rede in einer obſkuren Zeitung der Partei erwähnt war, wies er das Blatt ſeinen Freunden mit dem triumphirenden Hinweiſe, daß er nun glücklich die Pforten, die zur Unſterblichkeit führen, geſprengt habe! Aber ſei es, daß ein letzter Reſt von Einſicht ihn an der Echtheit des Ruhms von Moſt und Konſorten zweifeln ließ, ſei es, daß er ſich in jenem akademiſchen Dünkel, der in ſolchen unfruchtbaren Naturen am ſtärkſten zu ſein pflegt, als zu gut für die Gemeinſchaft des landesüblichen Demagogenthums hielt — genug, er wandte die letzten Reſte ſeines Vermögens dazu an, nach der Schweiz, nach Frankreich und England zu reiſen, um mit den Führern des internationalen Kommunismus Beziehungen anzuknüpfen. Dieſe Abſicht ſcheint geſcheitert zu ſein, gleichviel woran. Nobiling kehrte in die Heimat zurück, in ſeinen ehrgeizigen Plänen getäuſcht und fertig mit ſeiner bürgerlichen Exiſtenz. Ihm blieb nichts als die Arbeit, allein ſelbſt wenn er noch hätte arbeiten können und wollen, ſo hatte das beſcheidene und dürftige Leben, das ſich ihm dadurch beſtenfalls bot, keinen Reiz für ſeinen von zügelloſer Großmannsſucht zerfreſſenen Geiſt. In dieſer verzweifelten Situation überraſchte ihn das Attentat Hödel's. Wieder taucht ein hingeworfenes Wort ſein ganzes Innere wie in unheimliches Licht: der ſei ein Narr, meinte er, der, wenn er einmal ſterben müſſe, nicht einen Großen mit ſich gehen hieße. Dies war die Wendung, die Hödel's That den Selbſtmordsgedanken gegeben hatte, mit denen ſich Nobiling getragen haben mochte. Er ſah die furchtbare Aufregung des Volkes, und blitzſchnell tauchte ihm der Gedanke auf, daß er ein ſo wie ſo verlorenes Daſein noch mit unauslöſchlichen Zügen in dem Buche der Weltgeſchichte verewigen könne. Aber er ſah auch den ſchaudernd-verächtlichen Abſcheu, der Hödel's Kalibannatur in allen patriotiſchen Kreiſen traf, und ſeine bewunderten Sozialdemokraten hörte er gar an dem blutigen Ernſte des Verbrechens zweifeln. Seine Eitelkeit bäumte gegen dieſe Rolle auf; er wollte ein hiſtoriſcher Verbrecher in großem Stile ſein. So erklärt es ſich, daß dieſer haltloſe, ſchwache Menſch, der alles andere eher war als ein politiſcher Fanatiker, den grauenvollſten Mord mit einer Grauſamkeit und Kaltblütigkeit rüſtete, wie ihrer die verhärtetſten Fanatiker kaum fähig ſein können; ſo erklärt es ſich, daß er ſich mit einem Arſenale von Waffen umgab, um nach vollbrachter That des Selbſtmords ſicher zu ſein und ſeinen Namen als das unheimlichſte Räthſel der Epoche den kommenden Geſchlechtern zu überliefern.

Auf Nobiling's Attentat folgten die Majeſtätsbeleidigungen. Man ſpricht heute nicht gern von ihnen; radikale Stimmen tadeln ihre gar zu harte und ſtrenge Verfolgung, und das widrige Denunziantenthum, welches ſich an ſie knüpfte, muß die brandmarkende Verachtung jedes anſtändigen Menſchen erregen. Aber von allen dieſen Erwägungen abgeſehen, ſo müſſen ſie als ſym-

Digitized by Google

ptomatiſche Erſcheinungen die höchſte Beachtung finden. Zum Frohlocken und Jubeln darüber, daß auf einen mehr als achtzigjährigen Greis, deſſen Güte und Milde jeden perſönlichen Haß entwaffnen, zweimal hintereinander ein heimtückiſcher Mordanfall gemacht wurde und das eine Mal mit nur zu traurigem Erfolge, gehört eine Rohheit und Ruchloſigkeit der Geſinnung, die man ohne Weiteres ſelbſt verhärteten Verbrechen nicht unterſchieben darf, und doch fanden ſich unter Majeſtätsbeleidigern in ihrer Art ganz reputirliche Leute, die vielleicht jedem Wurme im Staube ihres Weges ausweichen. Was ſie zu dieſem Vergehen trieb, war genau derſelbe Kitzel der Eitelkeit und des Größenwahns, welcher Hödel und Nobiling beherrſchte; ſie grollten dem Kaiſer nicht perſönlich, aber ſie wollten dem Gefühle gänzlicher „Wurſtigkeit“ Ausdruck geben, das ſie gegenüber der beſtehenden, in ihrem höchſten Repräſentanten getroffenen Ordnung hegen; ſie haben ſich dieſen Gedankengang natürlich nicht klar gemacht, ſondern es liegt ihnen vollkommen im Blute, mit einem gemeinen Schimpfworte da zu reagiren, wo die heiligſten und theuerſten Gefühle der „reaktionären Maſſe“ mächtig aufwallen.

Dieſe Reihe von Thatſachen und ihre enge Verknüpfung unter einander beweiſt für jeden vorurtheilsloſen Beobachter ſo viel, daß die moraliſch zerrüttenden und zerſetzenden Wirkungen der ſozialdemokratiſchen Agitation in den untern Volksſchichten epidemiſch um ſich greifen. Nicht alle oder auch nur die meiſten Arbeiter, welche ihre Stimmen an kommuniſtiſche Kandidaten zu geben, kommuniſtiſche Verſammlungen zu beſuchen und kommuniſtiſche Zeitungen zu leſen pflegen, ſind von dieſem ſittlichen Schaden angefreſſen; wäre dem ſo, dann wäre es für die Rettung vielleicht ſchon zu ſpät. Es iſt vielmehr nur erſt eine noch kleine Minderheit, aber ſie iſt unabſehbar über das ganze Reich zerſtreut und wirkt als Sauerteig nicht nur unter den Arbeitern, ſondern auch in allen übrigen Ständen der Geſellſchaft. Und die Thatſache kann man ſich auch gegenüber der großen Maſſe der ſozialdemokratiſchen Anhängerſchaft nicht verhehlen, daß ſie zu tief ſchon in Lug und Trug verſtrickt iſt, um noch ein reines Gefühl für Recht und Unrecht zu haben. Die erſchütternden Ereigniſſe der letzten Monate ſind weſentlich ſpurlos an ihr vorübergegangen; ſie glaubt nach wie vor an die goldnen Berge der Demagogen und blickt mit Mißtrauen auf die gebildeten Klaſſen, welche ihr der banauſiſche Haß ihrer Verführer als die Träger aller Verworfenheit ſchildert. Dafür legt der Ausfall der Wahlen, beredtes Zeugniß ab. Die Wahlerfolge der Sozialdemokratie ſind zwar keineswegs ſo glänzend, wie ihre Blätter rühmen; ſie hat gegen 1877 nicht nur fünfzig-, ſondern, ſoweit jetzt ſchon eine Schätzung möglich iſt, mindeſtens hunderttauſend Stimmen verloren, ein Verluſt, der um ſo mehr in's Gewicht fällt, als die allgemeine Wahlbetheiligung mindeſtens um zehn Prozent gegen

das Vorjahr zugenommen hat, allein der große Stamm ihrer Anhänger iſt doch treu geblieben und, indem er den wilden Sturm durchwetterte, der über die Partei hinfuhr, gewiß eher härter als weicher geworden. Wir müſſen uns mit dem Gedanken vertraut machen, daß ein tiefer Riß mitten durch unſer Volk geht, daß ein erheblicher, ſchon hoch in die Hunderttauſende laufender Theil unſerer Mitbürger aus der Gemeinſchaft des nationalen Bewußtſeins losgelöſt iſt und allmählich, aber ſicher einer Entſittlichung oder Verwilderung entgegentreibt, deren erſte Schmutzwellen wir ſchon gegen die Fundamente von Geſellſchaft und Staat haben anbranden ſehen.

Einen ſolchen Zuſtand kann kein Volk dauernd ertragen. Er deutet auf tiefe Schäden im nationalen Organismus, an deren Heilung nicht früh genug Hand gelegt werden kann. Denn darüber iſt ja kein Zweifel möglich, daß die böſe Saat niemals ſo üppig hätte in die Halme ſchießen können, wenn ſie nicht auf einen fruchtbaren Boden gefallen wäre. Erſt die Noth- und Uebelſtände, unter denen unſere arbeitenden Klaſſen litten und leiden, öffneten ihre Ohren für die Stimme des Verſuchers. Eine ſoziale Reform, deren Aufgaben ſich mannigfach verzweigen, iſt der einzige Ausweg aus dem Irrſal, das einzige Heilmittel der Krankheit. Hierüber iſt nirgends ein Zweifel; hierzu ſind alle ſtaatserhaltenden Elemente entſchloſſen. Nur iſt für jede ernſthafte Reform das einſichtige Verſtändniß, die rege Theilnahme der Arbeiter ſelbſt nothwendig; auf ihrer Energie und Initiative wird immer der beſte Theil des Gelingens baſiren. Es fragt ſich, wie die irregeleiteten Maſſen wieder zu gewinnen ſind, wie das babyloniſche Sprachgewirr zu beſeitigen iſt, in welchem die Söhne deſſelben Volks ſich nicht mehr verſtehen. Nach Allem, was in dieſen Zeilen über Art und Grad der Gefahr auszuführen verſucht wurde, iſt die Antwort einfach: der Weg zu dem hohen Kulturziele der inneren Verſöhnung auf Grund einer ſozialen Reformgeſetzgebung geht nur über die Trümmer jenes demagogiſchen Apparats, der polypengleich den deutſchen Volkskörper umklammert, mit tauſend Saugnäpfen an ſeinen edelſten Organen zehrt und ſeine gierigen Fänge täglich weiter ſtreckt. Ein Paktiren mit dieſer Demagogie iſt unmöglich; ſie hat noch jedes Wort des Friedens und der Verſöhnung mit frechem Hohnlachen zurückgewieſen; von ihr gilt tauſendmal mehr, wie von ihren Gegenfüßlern, daß ſie iſt, wie ſie iſt oder nicht iſt; ſie kann nicht gebogen, ſondern ſie muß gebrochen werden.

(Schluß folgt.)

Franz Mehring.

Literatur.

Das königliche Schloß in Dresden und ſeine Erbauer. Ein Beitrag zu Geſchichte der Renaiſſance in Sachſen von Cornelius Gurlitt. (Mittheilungen des königlich ſächſiſchen Alterthumsvereins. Hft. 28. S. 1—58.) Dresden, Baenſch, 1878.

Das königliche Schloß in Dresden gehörte in ſeiner urſprünglichen Erſcheinung zu den intereſſanteſten Bauten der deutſchen Renaiſſance. An dem großen Gebäudekomplex, den es bildet, iſt länger als ein Jahrhundert, natürlich mit Unterbrechungen, gebaut worden. An einer auf ſicherem urkundlichem Material beruhenden Darſtellung ſeiner Baugeſchichte fehlte es aber bisher gänzlich, und die vorliegende Arbeit, die ſich das Verdienſt erwirbt, die weitaus wichtigſte Periode derſelben zum erſten Male aktenmäßig zu ſchildern, iſt demnach mit großer Freude zu begrüßen.

Begreiflicherweiſe ſind die Nachrichten, die der Verfaſſer über ſeinen Gegenſtand geſammelt hat, um ſo dürftiger, je weiter ſie zurückreichen. Ueber die der Erbauung des ſogenannten Georgenſchloſſes (1530—1537) vorausgegangene Bauperiode bringt er nur unzuſammenhängende Notizen bei. Reicher fließen die Quellen ſchon über den Georgenbau ſelbſt. Wenigſtens tritt aus ſeiner Geſchichte eine Geſtalt mit deutlicheren Umriſſen hervor, die des Bildhauers Hans Schicketanz, von deſſen Hand die figürliche Ausſchmückung des Georgenſchloſſes, insbeſondere das „Georgenthor“ und der jetzt auf dem Neuſtädter Friedhof in Dresden befindliche Todtentanz, herrührt. Die eingehendſte Darſtellung konnte der 1544—1556 errichtete Moritzbau finden. Ueber dieſen ſpendet der Verfaſſer eine Reihe von Notizen, mit deren Hilfe ſich die Fortſchritte des Baues wenigſtens einigermaßen verfolgen laſſen, und gibt eine ſorgfältige, durch Pläne unterſtützte Beſchreibung deſſelben. Hieran knüpft er — wohl der wichtigſte Theil der Schrift — den Nachweis des Architekten und der bei der Ausführung betheiligten künſtleriſchen Kräfte, und zwar ſchließt er ſich der bereits von Steche wohlbegründeten Vermuthung an, daß nicht, wie man früher allgemein glaubte, Hans von Dehn-Rothfelſer, ſondern Caspar Vogt von Wierandt, der kurfürſtlich ſächſiſche „oberſte Zeug- und Baumeiſter“, der Erbauer des Moritzſchloſſes geweſen iſt. Dehn-Rothfelſer hat, wie es bereits Steche richtig ausgeſprochen, nur die Stelle eines „Bau-Intendanten“ bekleidet. Das neue Material, welches Gurlitt über das Leben und die Wirkſamkeit beider Männer beibringt, läßt über dieſes ihr Verhältniß zu einander nicht den geringſten Zweifel mehr. Von den am Baue betheiligten künſtleriſchen Kräften iſt es namentlich einer, über deſſen Leben und Thätigkeit es Gurlitt gelungen iſt, intereſſante Aufſchlüſſe zu geben, der italieniſche Bildhauer

Juan Maria da Padua, ein Schüler Jacopo Sanſovino's. Von ihm ſtammen die Entwürfe zu allen ornamentalen Theilen des Moritzbaues, vor allem das köſtliche, von Lübke als die „weitaus edelſte Portalkompoſition der ganzen deutſchen Renaiſſance" bezeichnete Kapellenportal, welches nach längerer Verwahrloſung neuerdings reſtaurirt worden iſt und am „Jüdenhof" ſeine Aufſtellung gefunden hat. Auch andere hervorragende Skulpturwerke auf ſächſiſchem Boden weiſt ihm Gurlitt zu. Ueber die am Baue beſchäftigten italieniſchen Maler und deutſchen Werkmeiſter bringt die Schrift wenig neues. Wohl aber gewinnt der Verfaſſer am Schluſſe ſeiner Arbeit — und dies muß ja immer, bei aller Wichtigkeit, die man den aus dem archivaliſchen Material geſchöpften biographiſchen und ſonſtigen Einzelheiten beimeſſen mag, als das letzte Ziel ſolcher Spezialunterſuchungen angeſehen werden — einige Reſultate von allgemeinerer kunſtgeſchichtlicher Bedeutung. Als ſolche müſſen wir es bezeichnen, was er einerſeits über die unabhängige Stellung, welche in der Zeit der Renaiſſance die ausführenden Künſtler dem entwerfenden Baumeiſter gegenüber einnahmen, und die für die Geſtaltung des Bauwerkes ſich daraus ergebendes Konſequenzen, andrerſeits über die Grundriß- und Façadenbildung in der deutſchen Renaiſſance ſagt. Nicht unerwähnt mag endlich bleiben, daß die Arbeit durch drei ſaubere Abbildungen in Lichtdruck (Georgenthor — Treppenthurm im Schloßhofe — Kapellenportal) geſchmückt iſt, die nur leider für ihren Zweck, weniger den Aufbau als die Ornamentik zu veranſchaulichen, zu klein ausgefallen ſind.

Es iſt in den letzten Jahren von Dresden aus ein lebhafter Eifer für die Erforſchung der ehemals am kurſächſiſchen Hofe geübten Kunſtthätigkeit entfaltet worden, und faſt gewinnt es den Anſchein, als ob die von den verſchiedenſten Seiten ausgehenden Studien nicht zufällig und ohne allen Zuſammenhang unter einander in ſo erfreulicher Weiſe ſich mehrten, ſondern als ob ſie alle auf ein gemeinſames Ziel losſteuerten. Sollte ſich dieſe Vermuthung beſtätigen, ſo wollen wir nur wünſchen, daß der Hand, welcher über kurz oder lang die beneidenswerthe Aufgabe zufallen wird, aus all den reichen Vorarbeiten heraus eine zuſammenhängende „Geſchichte der bildenden Künſte am kurſächſiſchen Hofe" zu ſchreiben, auch die Gabe ſtiliſtiſch durchgebildeter und künſtleriſch abgerundeter Darſtellung nicht verſagt ſein möge. Es iſt dies ein Wunſch, der einzelnen der bisherigen Spezialarbeiten gegenüber — bei aller Achtung vor ihrem ſachlichen Werthe — ſich nicht ganz unterdrücken läßt.
Ἀγαθοὶ τέκτονες συγγραφεῖς κακοί.

Ueber moderne Denkmalswuth. Von Dr. Max Schasler (103. Heft der „Deutſchen Zeit- und Streitfragen") Berlin, Habel, 1878.

Eine zeitgemäße und ſehr beherzigenswerthe kleine Schrift, die mehr enthält als der Titel ahnen läßt, inſofern ſie ſich keineswegs bloß gegen die in unſrer

Zeit graſſirende Krankheit des Denkmälerſetzens, ſondern vor allem gegen die Verkehrtheiten wendet, die in der Regel dabei begangen werden. Der Verfaſſer beginnt mit dem nicht eben ſchwer zu erbringenden Nachweis, daß eine Art Denkmalsmanie in der That jetzt beſteht. In einer Zeit, die im übrigen doch wahrlich keine allzulebhafte Theilnahme für ideale Beſtrebungen bekundet, muß der Eifer, der für die Errichtung von Denkmälern herrſcht, allerdings befremden. Er erklärt ſich aber leicht, wenn man bedenkt, daß wirklich lautere ſachliche Motive ſelten die einzigen ſind, die bei dieſem auffälligen Eifer mitwirken, ſondern daß der Reiz, der mit der „geſchäftlichen Herſtellung“ der Denkmäler verknüpft iſt, die Maſſenproduktion derſelben zum guten Theile verſchuldet. Der Verfaſſer entwirft hier ein komiſches, aber gewiß in den meiſten Fällen zutreffendes Bild von der Wirkſamkeit eines ſogen. „Denkmalkomité’s“. Viel wichtiger aber iſt, wie geſagt, der größere, zweite Theil des Schriftchens, worin Schasler die unſern gebräuchlichen Denkmalsformen anhaftenden Fehler aufdeckt, die ebenſo dem äſthetiſchen wie dem patriotiſchen Zwecke des Denkmals zuwiderlaufen. Abgeſehen davon, daß der Skulptur an ſich ſchon — wie der Verfaſſer in einer einleuchtenden Gegenüberſtellung von Plaſtik und Malerei in ihren Weſensſeiten entwickelt — weder die phyſiologiſch noch pſychologiſch charakteriſtiſchen Wirkungsmittel für prägnante Individualiſirung in dem Grade zu Gebote ſtehen, wie der Malerei, mangelt in der dekorativen Zuthat des Piedeſtals unſern meiſten Denkmälern die rechte Verſtändlichkeit und folglich auch die rechte Popularität. Außerdem ſcheitern ſie faſt ausnahmslos an der leidigen Koſtümfrage, indem ſie entweder zu den allerdings getreuen und realiſtiſchen, aber geſchmackloſen und total unplaſtiſchen Formen des Zeitkoſtüms greifen oder aber zu der erlogenen ſogen. „idealen Gewandung“ ihre Zuflucht nehmen. Dazu kommt endlich die unglückſelige Aufſtellung unſerer Denkmäler auf geräuſchvollen Plätzen und in einer Höhe, die eine längere, ruhig genießende Betrachtung geradezu unmöglich macht. Schasler plaidirt daher warm für die häufigere Verwendung der Büſtenform. Vor allem will er dieſelbe da angewendet wiſſen, wo es ſich um die Darſtellung von Männern der „theoretiſchen Intelligenz“ handelt (Gelehrte, Dichter, Künſtler), während er für Männer der „praktiſchen Intelligenz“ (Fürſten, Feldherren, Staatsmänner, Kanzelredner) an der ſtatuariſchen Darſtellung feſthält. Zwiſchenſtufen und Ausnahmen läßt er natürlich gelten und macht ſelbſt auf ſolche aufmerkſam. Vor allem aber fordert er, damit die fortwährend begegnenden Inkonvenienzen in dem Verhältniß der Statue zum Piedeſtal und die willkürliche oder in ihren Motiven zuſammenhangsloſe Ornamentirung des letzteren vermieden werde, wieder einen engeren Anſchluß des Denkmals an die Architektur. An der Hand der Kunſtgeſchichte weiſt er nach, wie, nachdem im Alterthum und in

Digitized by Google

der mittelalterlichen Kunſt die Denkmalsplaſtik in organiſchem Zuſammenhange mit der Architektur geſtanden habe, erſt im 17. Jahrhundert die Tendenz aufgekommen ſei, das Denkmal zu iſoliren, bis man denn in unſrer Zeit geradezu mit der Idee eines Denkmals den Begriff der Iſolirung als ſelbſtverſtändliche Norm angenommen habe. Nur dadurch könne das moderne Denkmal reformirt werden, daß man dieſen aufgegebenen naturgemäßen Zuſammenhang der Denkmalsſkulptur mit der Architektur wieder herſtelle. Der Verfaſſer ſchlägt dazu den doppelten Weg vor, daß einerſeits bei der Errichtung monumentaler Bauten (Parlamentshäuſer, Juſtizpaläſte, Rathhäuſer, Theater, Muſeen, Akademien, Univerſitätsgebäude, Bibliotheken, Schulen) in der Dispoſition von vornherein auf die Ausſchmückung derſelben durch Denkmäler Rückſicht genommen werde — was zugleich eine ſehr heilſame Reorganiſation unſerer Monumentalarchitektur involviren würde —, andererſeits für ſolche Denkmäler, für deren Aufſtellung es an geeigneten Bauwerken fehlen ſollte, das Verhältniß der beiden zuſammengehörigen Künſte umgekehrt, die Architektur als ornamentale Zuthat zum plaſtiſchen Werke hinzugenommen, kurz, dem Denkmal eine angemeſſene architektoniſche Umgebung geſchaffen werde.

Dies die Anſichten und Vorſchläge des Verfaſſers, die wir hier nur in den äußerſten Umriſſen wiedergeben können, Anſichten und Vorſchläge übrigens, mit denen Schasler nur den Ueberzeugungen Ausdruck gegeben hat, die in den Kreiſen der verſtändigeren Künſtler und aller kunſtwiſſenſchaftlich gebildeten Sachverſtändigen ſich längſt befeſtigt haben und die nur leider der traurigen Zuſammenſetzung unſrer meiſten „Denkmalkomité's" gegenüber bisher ſo gut wie machtlos geweſen ſind. Möchten doch überall da, wo man mit Denkmalsideen ſchwanger geht, die „leitenden Perſönlichkeiten" ſich zuvor recht gründlich und unbefangen in das Schasler'ſche Schriſtchen vertiefen!*)

*) Die Verlagshandlung thäte gut, für etwas beſſere Korrektur zu ſorgen; das Heftchen wimmelt von Druckfehlern. S. 37 iſt hinter den Worten: „Univerſitäten, Bibliotheken u. ſ. f." die ganze zweite Hälfte des Nebenſatzes ausgefallen. Und ſollte die gänzlich undeutſche Wendung ebd. „auf einen Zweck rückſichtigen" und der ſyntaktiſche Schnitzer S. 38. „und in den dadurch gewonnenen Wandfeldern" anſtatt „und in deren dadurch gewonuenen Wandfeldern" aus der Feder des Verfaſſers ſtammen?

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

Die Entwickelung des altrömiſchen Kriegsweſens.

Von Max Jähns.

VIII.

Die römiſche Militärliteratur.

Um die Zeit, da Manipularlegion und Phalanx ihre letzten entſcheidenden Kämpfe ausfochten, regt ſich auch auf römiſchem Boden zum erſten Male die Militärliteratur, die Kriegswiſſenſchaft.*)

Der Anſtoß dazu ging allerdings von griechiſcher Seite aus. Je mehr in den Diadochenreichen das lebendige Weſen der Kriegskunſt erſtarb und einem geiſtloſen Spiele mit den Formen der Elementartaktik Raum gab, deſto mehr gelangte auch eine ſchulmäßige Behandlung der Kriegswiſſenſchaft zur Geltung, welche den Anſpruch erhob, den Inbegriff alles Beſten überliefern zu können, was bis dahin überhaupt in militäriſcher Beziehung feſtgeſtellt worden ſei. Eine geſchwätzige Behandlungsweiſe der ſogenannten Kriegs-Ethik, d. h. der Lehren vom Auftreten der Feldherren, von der Behandlung der Mannſchaft und dergleichen machte ſich breit neben einer ſehr unfruchtbaren mathematiſchen Klügelei; aber dieſe Dinge imponirten nichts deſto weniger, ſo lange noch durch Tradition in einigen ihrer Vertreter eine perſönliche, handwerksmäßige Tüchtigkeit erhalten blieb. Mit Stolz wieſen die Griechen darauf hin, daß es der geſchulte Timoleon geweſen ſei, welcher im vierten Jahrhundert Syrakus gerettet habe, daß die von den Römern in die Enge getriebenen Karthager einem griechiſchen Feldherrn, dem Xanthippos, ihr ganzes Vertrauen geſchenkt und dies durch den großen Erfolg bei Tunes glänzend gerechtfertigt gefunden hätten.

*) Vergl. Köchly und Rüſtow: Die griechiſchen Kriegsſchriftſteller.

Es war in Hellas allgemeiner Glaube, daß Hannibal ſeine Siege weſentlich griechiſcher Belehrung zu danken habe. Man erzählte, er ſei auf ſeinem erſten Feldzuge von zwei ſpartaniſchen Strategen begleitet geweſen; als wenn der Sohn des Hamilkar, der Schüler des Hasdrubal ſeine Weisheit hätte jenſeits des ioniſchen Meeres ſuchen müſſen! Aber ſo tief durchdrungen waren dieſe griechiſchen Theoretiker von ihrer Unfehlbarkeit, daß der Peripatetiker Phormion dem verbannten Hannibal am Hofe des Antiochos einen pedantiſchen Vortrag mit Stift und Zirkel hielt, um dem Sieger von Cannä klar zu machen, wie er denn ſeine großen Operationen eigentlich hätte führen ſollen, wofür er von dem großen Feldherrn die Bemerkung einerntete: er habe ſchon viele verrückte alte Herren geſehen, aber keiner ſei ſo verdreht geweſen wie Phormion. Das war aber eben Hannibal's Anſicht, nicht die des großen Publikums; auf dies wirkte vielmehr auch nach den Niederlagen von Kynoskephalä und Pydna der Methodismus der griechiſchen Kriegswiſſenſchaft in unverminderter Stärke fort. Es gab keinen eifrigeren Leſer des Xenophon als den jüngeren Scipio. Unter ſolchen Umſtänden begreift man, wie mächtig der Einfluß eines Mannes werden mußte, der ſich die Aufgabe ſtellte, der praktiſche und wiſſenſchaftliche Vermittler zwiſchen Römerthum und Hellenismus zu werden. Dies that Polybios.

Polybios war der Sohn eines achäiſchen Staatsmannes. Der Stratege des achäiſchen Bundes, der ausgezeichnete Philopömen, den die Schriftſteller „den letzten der Hellenen“ nennen, war ſein Erzieher und Vorbild. Er befand ſich unter den Geiſeln, welche die Achäer nach der Beſiegung des Perſeus nach Rom ſenden mußten, und ſeine ausgezeichnete Perſönlichkeit erwarb ihm bald mächtige Freunde unter den Senatoren. Namentlich trat er dem Hauſe der Scipionen nahe. Hier gewann er die Ueberzeugung, daß Rom's Erfolge nicht dem blinden Glücke, ſondern hervorragender Tüchtigkeit der Sieger zu danken ſeien, und erkannte es als ſeinen Beruf, dieſe Wahrheit ſeinen Landsleuten als Grund für eine vertrauensvolle Unterwerfung, den Römern aber als Antrieb zu maßvoller und gerechter Herrſchaft vor Augen zu ſtellen. In dieſem Sinne hat er ſeine pragmatiſche Univerſalgeſchichte geſchrieben, welche die Ereigniſſe vom zweiten puniſchen Kriege bis zur Zerſtörung von Karthago ſynchroniſtiſch darſtellt. Er hatte Gelegenheit, viel zu ſehen, denn er begleitete den Scipio auf ſeinen Feldzügen als Flottenführer, und das Streben, in ſeinem Geſchichtswerke überall die Urſachen der Begebenheiten klar zu legen, veranlaßt ihn zu einer Reihe von Exkurſen auch rein militäriſchen Inhalts. Der bedeutendſte davon iſt der über das römiſche Kriegsweſen (VI. 19—24), welcher eine der weſentlichſten Grundlagen unſerer geſammten Kenntniß der militäriſchen Alterthümer Italien's bildet. Demnächſt iſt der Abſchnitt über die makedoniſche Taktik wichtig, aus welchem ich den Vergleich zwiſchen Legion und Phalanx

mitgetheilt,*) und außerdem manche einzelne Stelle. Die rein militäriſchen Schriften des Polybios ſind leider verloren gegangen, namentlich würde ſein taktiſches Lehrbuch, in welchem er von Gliederung und Einübung der Truppen handelte, gewiß von hohem Werthe für uns ſein. Aus vielen Stellen geht übrigens hervor, daß er großen Nachdruck auf die geometriſchen Kenntniſſe legte, zumal in ihrer Anwendung auf die Einrichtung feſter Plätze und Lager, auf den Belagerungskrieg und auf Rekognoſzirungen. Auch aſtronomiſche Kenntniſſe verlangte er von dem Feldherrn, ſchon im Intereſſe der Pünktlichkeit des Dienſtes.

Den Zweck, welchen Polybios ſeinem Leben gegeben, zwiſchen dem helleniſchen und dem römiſchen Weſen zu vermitteln und die Vereinigung beider als „klaſſiſch“ dem Barbarenthum aller anderen Völker entgegenzuſtellen, hat er in hohem Maße erreicht. In den drohendſten Konflikten, wie nach der Zerſtörung von Korinth, iſt ſein perſönliches Einſchreiten von großem Nutzen geweſen. Ein leidenſchaftlicher Reiter, ſtarb er, 82 Jahr alt, an den Folgen eines Sturzes vom Pferde. Seine Geburtsſtadt, das arkadiſche Megalopolis, ſetzte ihm ein Denkmal, welches die Inſchrift trug: „Alles, worin der Römer dem Rathe des Polybios folgte, iſt ihm gelungen; alles, worin er nach eigenem Kopfe gehandelt, ſchlug fehl.“

Genau das entgegengeſetzte Beſtreben wie Polybios erfüllte den M. Porcius Cato. Aufrechterhaltung des alten Römerthums war der mit Leidenſchaft verfolgte Lebensgedanke des gefürchteten Cenſors. Er wollte den Römern eine ſelbſteigene, volksthümliche Literatur gründen, frei von jedem fremden, d. h. jedem griechiſchen Einfluſſe.

Dem entſprechend hat er ſelbſt über alle möglichen Dinge, namentlich des praktiſchen Lebens, wie Landbau, Kindererziehung und natürlich auch über das wichtigſte Anliegen der Römer, über Kriegsweſen, geſchrieben. Doch iſt ſein Buch De disciplina militari oder De re militari nur bruchſtückweiſe erhalten. Bis auf die Sprache hin ſind dieſe Fragmente Kennzeichen ſtarrſter, alterthümlicher Latinität. Gewiſſe militäriſche Ausdrücke ſind nur noch in ihnen erhalten. Daß Cato aber auch Neuerungen nicht unzugänglich war, wenn er ſie für wahrhaft gut erkannt, zeigt unter anderem der Eifer, mit welchem er den Bogenſchützen das Wort redete. In der Vorrede ſeines Buches hebt er mit derbem Selbſtbewußtſein das eigene Verdienſt eindringlich hervor und fertigt etwaige Tadler im voraus kräftig ab. Er ſcheint dabei auch gegen ſolche Verächter der Wiſſenſchaft loszuziehen, welche das Kriegsweſen für eine Sache

*) Vergl. die mit kritiſchen Anmerkungen verſehene Ueberſetzung von Köchly und Rüſtow: Griechiſche Kriegsſchriftſteller. Die Taktiker.

Google

bloßer Routine hielten und gar nichts von wiſſenſchaftlicher Behandlung desſelben wiſſen wollten. Solcher Männer mag es in Rom wohl ſehr viele gegeben haben.

Die Schrift Cato's iſt uns, abgeſehen von den ächten Bruchſtücken, indirekt noch in ſofern erhalten worden, als Vegetius ſie zum großen Theile ausgeſchrieben hat.*) Eine der intereſſanteſten Stellen iſt diejenige, welche ſich auf die Formen der Schlachtordnungen bezieht, deren Cato ſieben aufzählt.**) Als erſte bezeichnet er die Parallel-Ordnung (fronte longa, quadro exercitu), deren man ſich in älterer Zeit ausſchließlich bedient zu haben ſcheint; als zweite und dritte nennt er die ſchräge Schlachtordnung (obliqua), bei der das Heer in einen Offenſiv- und einen Defenſiv-Flügel zerfällt; die vierte und fünfte Form iſt die sinuata acies,***) bei welcher beide Flügel den Angriff machen, während die Mitte durch leichte Truppen maskirt wird.†) Die ſechſte Schlachtordnung iſt die in similitudinem veru (in Form eines Bratſpießes), welche bei dem aus dem Marſche heraus beginnenden Gefechte zur Anwendung kommt, indem das ganze Heer in Kolonne auf eine Flanke des Feindes geführt wird und dann, ihn überflügelnd, in einer Linie Front macht, die mit der feindlichen Aufſtellung einen ſpitzen Winkel bildet. Als die ſiebente Stellung wird endlich die mit Flügelanlehnung im Terrain bezeichnet. Auf ſeine Zeitgenoſſen dürfte das Buch De re militari nicht die von Cato gehoffte Wirkung ausgeübt haben; es ſcheint bald vergeſſen worden zu ſein. Daran trug offenbar der Umſtand Schuld, daß ein die Anwendung der Manipularlegion lehrendes Werk veralten mußte, ſobald dieſe Legion ſelbſt in umfaſſender Weiſe umgeſtaltet wurde. Dies aber geſchah nunmehr; und wie jede große taktiſche Umwälzung beruht auch dieſe auf einer Aenderung der perſonellen Elemente des Heeres; dieſe jedoch geht wieder (und auch das entſpricht einem allgemein giltigen hiſtoriſchen Geſetze) aus einer Verſchiebung der ſozialpolitiſchen Grundlagen des geſammten Volksthums hervor, einer Verſchiebung, der wir unſere Aufmerkſamkeit nunmehr zuzuwenden haben.

---

*) Die Benutzung von Cato's Buch erwähnt Vegetius oftmals. (1, 8. 13. 15.)

**) Daß Vegetius an dieſer Stelle den Cato benutzt hat, beweiſt ein erhaltenes Fragment des letzteren, das ſich bei Vegetius wörtlich wiederfindet.

***) Der Ausdruck ſelbſt findet ſich bei Vegetius nicht, doch bei Seneca de vit. beat. 4. Vergl. auch Liv. 28. 14.

†) So nahm Scipio im Jahre 206 bei Ilipa gegen Hasdrubal Stellung, indem er die ſpaniſchen auxiliares ins Zentrum nahm.

Die Löß-Theorie des Freiherrn von Richthofen und ihre Anwendung auf Europa.

Von A. Oppel.

Ohne Zweifel gehört die oberrheiniſche Tiefebene zu denjenigen Theilen Deutſchland's, die von der Natur am reichſten und gütigſten ausgeſtattet ſind. Zu beiden Seiten des Rheines gelegen, wird ſie links und rechts durch den Steilabfall des Schwarzwalds, der Vogeſen und ihrer Fortſetzungen natürlich abgegrenzt und bietet allen denjenigen Wechſel der Landſchaft, der auf das Gemüth des Menſchen einen wohlthuenden Einfluß ausübt. Dazu tritt ein mildes Klima, fruchtbarer Boden, der um ſo ergiebiger wird, je näher er dem Fuße der Berge liegt. In Folge des trefflichen Anbaues gedieh hier ſtets eine zahlreiche Bevölkerung und gründete eine Zahl blühender Städte; ſtattliche und freundliche Dörfer liegen nahe bei einander und werden durch belebte Straßen verbunden. Ueber herrlichen Obſthainen und Weinbergen, die in üppigſter Fülle mit einander abwechſeln, erheben ſich alte Burggemäuer, welche bekunden, daß auch ehemals an den Berglehnen das Hauptleben des Landes ſich bewegt hat. Und auch der Waarentransport nahm von früher Zeit an ſeinen Weg von Baſel über Mühlhauſen und Colmar nach Straßburg, denn gerade das Stück des Rhein's zwiſchen Baſel und Straßburg beſitzt ungünſtige Stromverhältniſſe, ſo daß ſeine näheren Uferlandſchaften faſt verödet erſcheinen gegenüber dem blühenden Leben in anderen Theilen. Das Hauptgewicht bedeutungsvoller Städtenamen fällt in der Nähe des Stromes auf das linke Ufer. Kein Wunder, denn dieſes iſt höher, anmuthiger, bewohnbarer, weit weniger Ueberſchwemmungen und Verſumpfungen, weniger den kalten Rheinnebeln und Reiffröſten ausgeſetzt als das rechte. Daher war beſonders auf dem linken Ufer in früheren Jahrhunderten größere Dichtigkeit der Bevölkerung zu finden, eine größere Zahl von Städten, ſtärkerer Verkehr und volleres Leben. Und ſo iſt das Elſaß mit dem übrigen Oberrheinthal durch die Größe und Regelmäßigkeit ſeiner Formation, die Fruchtbarkeit ſeines Bodens, die friſche Rührigkeit ſeiner Bewohner und durch die Menge theils noch blühender, theils altehrwürdiger Städte die ſchönſte und angenehmſte Beckengeſtaltung Deutſchland's. Durch ſeine hiſtoriſche Entwickelung behauptet es vor den meiſten anderen Abſchnitten unſeres Vaterlands, ja vor den meiſten Flußthalſtücken unſeres ganzen Erdtheils den Vorrang.

Alle dieſe Vorzüge ſind dem Lande nicht durch Zufall eigenthümlich, ſondern ſowohl die hohe Fruchtbarkeit und günſtige Beſchaffenheit des Landes

Digitized by Google

wie die auf dieſer Grundlage ſich aufbauende Kulturentwickelung waren abhängig von ſeinen natürlichen Verhältniſſen, ſeiner geographiſchen Lage und von den beſonderen Eigenſchaften der oberſten Bodenſchicht.

Wie ſehr gerade die obere Humusdecke, gewiſſermaßen die Haut der Erde, auf die Entſtehung von Wohlſtand und Kultur-Entfaltung einwirken kann, lehrt die Thatſache, daß die größte Fruchtbarkeit, ſowie die reichſte geſchichtliche Entwickelung z. B. des Elſaß nicht unmittelbar am Rhein gefunden wird, ſondern am Fuße des Gebirges, an den Vogeſen. Woher kommt dies? Die Betrachtung ſowohl der übrigen Theile des Rheinthales als anderer Flußbecken zeigt ja, daß die Städtegründung und eine höhere Kultur ſich zunächſt der Flußufer entfaltet. Hier liegt eine Ausnahme von der Regel vor. Den Grund zu dieſer Erſcheinung gibt Folgendes: der Rhein zwiſchen Baſel und Straßburg iſt noch ganz der wilde, überſchäumende Geſelle, wie weiter oben, der in unſtetem Irrgang hier und dort ſeine Ufer zerreißt, die umliegenden Landſchaften mit Kies und Schutt bedeckt und ſeinen Lauf oft verändert, ſo daß weder Anbau durch Ackerbau noch Städtegründung möglich iſt. Dagegen weiter nach Weſten bis in ziemlicher Höhe an den Vogeſen hinauf und in die Thäler eindringend trifft man eine gelbbraune Bodenart, die man am Rheine mit dem Namen Löß bezeichnet und die ſelbſt bei nicht übermäßiger Pflege ſehr reiche Ernte an Feldfrüchten abwirft. Auf dieſe Lößerde wurde man Anfangs der dreißiger Jahre dieſes Jahrhunderts aufmerkſam, und weitergehende Unterſuchungen ergaben zwei vorher nicht geahnte Reſultate: einmal, daß ſie eine bedeutende räumliche Ausdehnung nicht nur im Elſaß und Oberrheinthale, ſondern auch im übrigen Deutſchland und Europa einnimmt, ſodann, daß überall, wo ſie vorkommt, der Boden ſich durch eine hervorragende Fruchtbarkeit auszeichnet, die eben durch die beſonderen Eigenſchaften dieſer Lößerde veranlaßt ſein müſſe. Da man zuerſt im Rheinlande auf dieſelbe aufmerkſam geworden war, ſo übertrug man einmal den ſpeziell rheiniſchen Namen auch auf die in andern Ländern gefundene gleichartige Erdmaſſe, ſodann bezogen ſich die über ihn abgegebenen Erklärungen über ſeine Entſtehung zunächſt auf den Rhein-Löß. Soviel wurde ſogleich als richtig erkannt, daß der Löß in geologiſchem Sinne geſprochen eine ſehr junge Bildung ſei, daß er erſt entſtanden ſein konnte als das Gebirgsgerüſt und die Hauptthalbecken geſchaffen waren und daß er nur Oberfläche bildend auftritt. Er gehört alſo in dieſelbe Zeit, die man ſonſt die quartäre, oder neogeniſche oder auch nach den Wirkungen des Waſſers die Periode des Diluvium und Alluvium zu nennen pflegt.

Was nun die Entſtehung des Löß anlangt, ſo haben alle Erklärer mit Ausnahme eines einzigen, auf den ich ſpäter zurückkommen werde, ſie auf die Thätigkeit des Waſſers zurückgeführt, nur mit dem Unterſchiede, daß die einen

die Lößſtrecken für Niederſchläge aus der offenen See erklärten, die ſie zu dieſem Zwecke ſich noch einmal über ganz Mitteleuropa ausdehnen ließen, andere glaubten, daß ſich die genannte Erdart aus Süßwaſſerſeen abgelagert habe; als Vertreter einer dritten Erklärung endlich iſt Charles Lyell zu nennen, nach deſſen Auffaſſung die Flüſſe das ganze Material, aus Gletſcherſchlamm beſtehend, herbeigeſchafft und nach und nach abgeſetzt hätten. Während bei den älteren Hypotheſen die Phantaſie in mehr als erlaubter Weiſe in Anſpruch genommen und mit Vorgängen operirt wurde, die ſelbſt noch gar nicht erwieſen waren, zeichnet den Verſuch Lyell's eine vorſichtige Prüfung der einſchlägigen Thatſachen aus. Es kann hier nicht der Ort ſein, alle die einzelnen Auffaſſungen der älteren Forſcher vorzubringen und zu widerlegen, nur das ſei geſagt, was ſich auf alle bezieht und gegen alle den Ausſchlag giebt. Jeder Niederſchlag, der aus Waſſer erfolgt, zeigt eine deutliche Schichtung, indem eine Lage ſich über die andere hinwegdeckt, bei einem Querſchnitt die Schichtungsdecke aber hervortritt, gerade ſo wie man bei einem Baume durch einen Querſchnitt die Jahre erkennen kann; die Schichten zeigen ſtets horizontale Abſonderung. Dieſe Sedimente können nie ganz gleichmäßig auftreten, weder in ihren Beſtandtheilen noch in der Dicke der Schichtung, weil die Maſſe des zugeführten Materials zeitlich wie ſtofflich ganz verſchieden iſt. Der Löß aber iſt ſtets ganz gleichartig gebaut; er beſteht nämlich aus einer feinen, zerreiblichen, gelbbraunen Erdmaſſe und zeigt nebeneinander in faſt gerader vertikaler Richtung nach unten ſich fortſetzende Röhrchen, deren Wandungen mit Kalk inkruſtirt ſind. Nehme man nun ein Stück aus dem oberen, mittleren oder unteren Theile der ganzen Lößablagerung, überall wird man ſeine Struktur völlig gleich finden. Was aber die Art der Abſonderung betrifft, ſo neigt der Löß zu vertikaler und bildet mit Vorliebe ſteil abſtürzende Wände; beſonders in China, wo der Löß in größter Ausdehnung auftritt, finden ſich ſchroffe Wände von 3—400 Fuß Höhe. Als zweiter Hauptgrund gegen die marinen Theorien möge der wichtige Umſtand angeführt werden, daß, in allen Theilen der Ablagerungen verſtreut, ſich zahlreiche wohlerhaltene Gehäuſe von Landſchnecken vorfinden und zwar in ſo großer Anzahl und ſo gut erhaltenem Zuſtande, daß an eine Hineinſpülung durch Waſſer nicht gedacht werden kann. Alexander Braun unterſuchte mehr als 200,000 Gehäuſe von Lößſchnecken und fand, daß nur 33 nicht Landſchnecken angehörten. Alle dieſe Theorien können alſo für zureichend nicht erachtet werden; gegen die von Lyell aufgeſtellte muß ſpeziell geſagt werden, daß ſie bei aller Gründlichkeit und bei großem Scharfſinn auch noch an dem Fehler leidet, daß ſie zu einſeitig auf den rheiniſchen Löß zugeſchnitten iſt.

Die Aufgabe eines Geologen gehört freilich zu den heikelſten und ſchwierigſten. Er ſoll und will eine Geſchichte der Bildung der Erdrinde geben,

und doch fehlt es eigentlich überall an einer direkten Ueberlieferung, an vertrauenswürdigen Quellen: die einzelnen Schichten ſind eben nicht überall regelmäßig über einander gelagert, ſondern vielfach durcheinander geworfen, umgedreht, überköpſt u. ſ. w. Auf der Oberfläche der Erde ſelbſt aber findet ſich ganz Altes neben ganz Jungem, ſo daß ſie auch in dieſer Beziehung ein äußerſt mannigfaltiges Bild darbietet. Nun muß das Alte als ſolches erkannt, von dem übrigen abgetrennt und aus den oft dürftigen Reſten das Bild einer vergangenen Periode mit Hilfe der Phantaſie konſtruirt werden. Wie leicht kann es bei ſolcher Arbeit geſchehen, daß die ſubjektive Anſicht des einzelnen Forſchers ſich etwas zu ſehr geltend macht; wie nahe liegt die Gefahr des Irrthums. Indeß gibt es auch hier gewiſſe Mittel, den Irrthum, wenn nicht immer zu vermeiden, ſo doch möglichſt zu beſchränken, und zwar ſind es diejenigen, welche Oskar Peſchel in ſeinen neuen Problemen der vergleichenden Erdkunde anzuwenden gelehrt hat. Er zeigt, daß bei Vorgängen, die in der Gegenwart abgeſchloſſen oder noch nicht beobachtet worden ſind, man nur im ſeltenſten Falle das Richtige treffen wird, wenn man den einzelnen Vorgang, die einzelne wiſſenſchaftliche Thatſache für ſich betrachtet und eine Erklärung verſucht; vielmehr muß man die einzelnen gleichen oder gleichartigen Beobachtungen von der ganzen Erdoberfläche zuſammenziehen und durch Vergleichung eine Deutung zu gewinnen ſuchen. Dieſe Methode wollen wir auch bei der Betrachtung der Entſtehungsart des Löß befolgen, und zwar geſtützt auf die trefflichen Unterſuchungen des Freiherrn Ferdinand von Richthofen, der in dem erſten, 1877 erſchienenen Bande ſeines großen Werkes über China neben andern wichtigen Reſultaten eine neue, bis in die kleinſten Details ausgeführte Theorie über die Entſtehungsart des Löß gegeben hat, welche die Hoffnung erregt, daß man ſie, obwohl ſie zunächſt für China und Zentralaſien berechnet iſt, auch auf die rheiniſchen und europäiſchen Verhältniſſe anwenden könne.

Abgeſehen von den jüngſten Alluvionen des Fluſſes iſt die ganze oberrheiniſche Tiefebene mit der braungelben Erdmaſſe, genannt Löß, bedeckt; an den beiden ſteilen Randgebirgen, Schwarzwald und Vogeſen, zieht ſie ſich bis zu beträchtlicher Höhe hinauf und hüllt ſogar den ca. 1700 Fuß hohen Kaiſerſtuhl bei Altbreiſach ein. Hier wurde der Löß zuerſt beobachtet und unterſucht. Fortgeſetzte, in der Gegenwart noch nicht abgeſchloſſene Nachforſchungen ergaben aber das wichtige Reſultat, daß der Löß auch ſonſt in Europa eine ganz beträchtliche Ausdehnung einnimmt. Und zwar zieht er ſich entlang dem Nordfuße der Alpen, dringt auch bisweilen tief in den Alpenthälern vor, z. B. bis Sargans im Rheinthal, füllt die Hauptthäler Deutſchland's, Elbe, Weſer, Main aus, und kommt ſelbſt noch in der Norddeutſchen Tiefebene vor, wo er die erratiſchen Blöcke mit einer dünnen Schicht überzieht. Seine Weſtgrenze liegt in

Frankreich und zwar im Stromgebiet der Seine- und Loire, während ſein Oſtende noch nicht genügend feſtgeſtellt iſt; zweifellos aber gehören die fruchtbaren Strecken Ungarn's, Galizien's, der Bukowina, Siebenbürgen's zu den Lößlandſchaften; auch der Dniester iſt ganz in Löß eingeſchnitten. Bedeutende Lößlandſchaften liegen aber auch in Amerika ſowohl in Süden als Norden vor. Am gewaltigſten jedoch tritt er in Aſien auf, hauptſächlich in Nordchina, wo er nicht nur den landſchaftlichen Charakter ganz und gar beſtimmt hat, ſondern geradezu für den Schöpfer der chineſiſchen Kultur anzuſehen iſt.

Die Entſtehung des Löß hängt nun auf das Genaueſte mit der Bildung der Oberfläche von Innerasien zuſammen; hier finden ſich die Bedingungen klar ausgeſprochen, unter denen er ſeinen Urſprung nehmen konnte. Die Bodenbildung von Innerasien iſt ſehr einfach. Schneidet man die ſüdlichen Halbinſeln als Glieder des Erdtheils ab, um den Rumpf deſſelben zu gewinnen, ſo wird dieſer im Süden durch eine dreifache Gebirgsmauer abgegrenzt, die von Norden nach Süden an Höhe und Maſſe zunimmt: Kwenlun, Karakorum, Himâlaya. Zwiſchen Kwenlun und Karakorum liegt das Hochland Tibet; erſterer ſtreicht faſt geradlinig nach Oſten, ohne indeß das Oſtmeer ganz zu erreichen, und bildet die Grenzlinie zwiſchen Nord- und Südchina, d. h. zwiſchen den Stromgebieten des Hwangho und Yantſekiang. Der Himâlaya neigt ſich in ſeiner Längenausdehnung mehr nach Süd-Oſt und beſchreibt einen ſchwachen Bogen. Beide Gebirge nehmen indeß ihren Urſprung auf der Hochfläche Pamir, der Grenzſcheide zwiſchen Vorder- und Hinteraſien; auf derſelben Stelle beginnt auch ein viertes Gebirgsſyſtem, das des Tienſhan, das von da nach Nord-Oſten zu verläuft und aus einer Anzahl paralleler Ketten beſteht, die, durch Längenthäler von einander getrennt, ſich kouliſſenartig ablöſen, ähnlich wie beim Schweizer Jura. Auch hinſichtlich der äußeren Anordnung liegt eine weitere Aehnlichkeit zwiſchen dem gegenſeitigen Verhältniß des ſchweizeriſch-deutſchen Jura zu dem Oſtflügel der Alpen und dem des Tienſhanſyſtem zum Kwenlun vor, inſofern beide Gruppen bei ihrem Beginn im Weſten ziemlich nahe an einander liegen; je weiter ſie aber in der Richtung nach Oſten vorrücken, um ſo mehr kommen ſie auch von einander und ſchließen ſo ein dreieckiges Land ein, in Europa die Schweizer und Schwäbiſch-Bairiſche Hochebene, in Aſien die gewaltigen Steppenbecken der Mongolei. So ſtreckt ſich alſo zwiſchen Tienſhan und Kwenlun gewiſſermaßen ein mehr langes als breites Thal hin, das ſowohl nach der Auffaſſung der Chineſen, die es Hanhai (d. h. ausgetrocknetes Meer) nennen, als auch nach den Anſichten kompetenter Reiſender für den Boden eines ehemaligen Meeres anzuſehen iſt. In dieſem Theile Aſien's finden ſich verhältnißmäßig nahe bei einander die gewaltigſten Höhendifferenzen auf der trockenen Erdoberfläche. Denn der Unterſchied zwiſchen dem Gipfel des Dapſang in der Karakorumkette

und der tiefſten Stelle im Hanhai beträgt nahezu 8000 Meter oder 24500 Fuß. Dieſes genannte Meer könnte man nicht unpaſſend das aſiatiſche Mittelmeer nennen, denn dem europäiſchen kommt es vermöge ſeiner Länge von 1800 geogr. Meilen gleich, auch zerfällt es in zwei Hauptbecken, von denen das weſtliche Tarymbecken, das öſtliche Shamobecken heißt, in der Mitte ſchließt ſich an das Hauptbecken ein Nebenarm an, die dſungariſche Mulde, welche in der Richtung nach Nord-Weſt durch eine Lücke zwiſchen den Ketten des Tienſhan- und Altai Abfluß ſand und ſich etwa mit dem Boden des Adriatiſchen Meeres vergleichen ließe. Nur an Breite ſtand das aſiatiſche Binnenmeer dem europäiſchen Mittelmeer nach.

Dieſer ehemalige Meeresboden, das Hanhai, hat nun den größten Anſpruch auf den Namen „Zentralaſien" — einen Namen, der bisher in vager Weiſe von ſehr verſchiedenen Ländern gebraucht wurde, aber ſich keineswegs feſt abgrenzen ließ —, inſofern man den zentralen Gebieten eines Landes oder Erdtheils die peripheriſchen gegenüberſtellen kann. Peripheriſch ſind alle diejenigen, deren Gewäſſer in ein offenes Weltmeer oder in einen größeren Binnenſee Abfluß finden, zentrale diejenigen, welche keines Abfluſſes in eine von beiden Meeresarten theilhaftig ſind, ſondern deren Gewäſſer in abgeſchnürte Becken münden und hier in Folge des trockenen Klimas verdunſten. Die zentralen Gebiete werden in der Regel abflußlos, die peripheriſchen abfließend ſein.

Der Schluß liegt nahe, daß die zentralen oder abflußloſen Gebiete zu gleicher Zeit auch ſteppenartig beſchaffen ſind, da ſie durch den Mangel jeglicher Hochvegetation charakteriſirt werden, dagegen nicht ſelten eine krautartige Bedeckung der Oberfläche ihnen eigenthümlich iſt, die zu den Salzpflanzen gehört. Veranlaßt wird dieſer einförmige phyſiognomiſche Charakter der Steppenvegetation durch den Salzgehalt und die große klimatiſche Trockenheit der betreffenden Gebiete. Daß aber in früherer Zeit die zentralen Gebiete eine viel größere Ausdehnung hatten als jetzt, iſt mit Gewißheit anzunehmen, jedenfalls gehörte das Gebiet des Hwangho oder Gelben Fluſſes, jetzt die Kornkammer China's und der Ausgangspunkt der chineſiſchen Macht und Herrſchaft, zu ihnen. Da alſo zentrale und peripheriſche Gebiete einen beſtimmenden Einfluß auf die Geſchicke und die Kulturentfaltung der ſie bewohnenden Völker ausübten, denn die einen duldeten blos Nomaden, die anderen gaben Gelegenheit zu der mannigfaltigſten und reichſten Entwickelung, ſo iſt es von höchſtem Intereſſe, zu erfahren, welche Vorgänge dieſe Aenderung von zentralen in peripheriſche Gebiete möglich machten. Als Hauptfaktoren bei dieſem Prozeſſe müſſen bezeichnet werden: die Bildung des Löß, die Veränderung des trocknen Klimas in feuchtes und die Entſalzung des Bodens.

Soweit die Chinareiſenden, außer Freiherrn von Richthofen, dem Löß ihre

Digitized by Google

Aufmerkſamkeit zuwandten, griffen ſie zu derſelben Erklärung, welche ſchon früher für den rheiniſchen Löß gegeben worden war, daß er ſich nämlich aus Waſſer abgeſetzt habe. Da dieſe Theorie ſchon früher als unzureichend bezeichnet worden iſt, ſo ſei hier nur noch auf den Umſtand hingewieſen, daß der Löß ſich in abſoluten Höhen bis zu 2400 Meter vorfindet, und daß, wenn jene marine Theorie richtig wäre, das den Löß bildende Meer Landſtrecken bedeckt haben müßte, von denen bis jetzt noch gar nicht nachgewieſen worden iſt, daß ſie in der Quartärzeit vom Meere überſchwemmt waren. Demgegenüber verlegt nun Freiherr von Richthofen den Schwerpunkt ſeiner Theorie auf die trockene Ablagerung oder, wie er ſie nennt, die ſubaëriſche Ausfüllung der Becken, bei welcher die Luftſtrömungen, die Temperaturverhältniſſe, die atmoſphäriſchen Niederſchläge und der Wind die hauptſächlichſte Thätigkeit ausübten, während dem fließenden Waſſer eine mehr nebenſächliche Rolle zukommt.

Bekanntlich ſteigen nach dem Geſetze der Luftſchwere am Aequator und in der heißen Zone die mit Feuchtigkeit beſchwerten Dämpfe auf und ſtrömen in der Richtung nach Norden ab; indeß von einer ihnen von Norden entgegenſtreichenden Strömung werden ſie nach oben gedrängt, ſo daß jene tiefer als ſie zu liegen kommt. Dieſe kalte und ſchwere Strömung iſt allerdings zu Anfang von Norden nach Süden gerichtet, aber je weiter ſie nach Süden vordringt, um ſo mehr wird ſie zu einer öſtlichen Strömung abgelenkt, weil ſich ihr die Erde mit geſteigerter Geſchwindigkeit von Weſt nach Oſt entgegenbewegt. Unter den Tropen heißt ſie demnach Nordoſtpaſſat. Wenn dieſer nun ſchon für die Sahara und die turaniſchen Steppen eine der Urſachen für das trockene Klima iſt, ſo ſinkt in Zentralaſien die Rolle des Nordoſtpaſſates als einer der Polarzone entſtammenden und von dort mit geringer Feuchtigkeitsmenge beladenen beſtändig nordöſtlichen Strömung auf ein ſehr geringes Maß herab. Dagegen erzeugt das ausgedehnte Binnenland in Folge der großen Extreme ſeiner Bodentemperatur im Sommer und Winter beſondere Luftſtrömungen von ſo bedeutender Wirkungsfähigkeit, daß ſie die allgemeinen planetariſchen beſiegen und in großer Reinheit auftreten. So herrſcht z. B. im Shamobecken während des ganzen Winterhalbjahres ein eiſiger, frei über die Steppe hinſtreichender Nordweſtwind, das Schreckniß aller von China kommenden Reiſenden, während den Sommer hindurch die Winde von Süd und Südweſt wehen. Es entſteht hier der winterliche Monſun, der anfangs nach Südoſt abfließt, ſpäter ſich aber nach rechts dreht und im ſüdöſtlichen Aſien als Nordoſtmonſun auftritt. Noch mehr aber als im Shamobecken unterliegen die planetariſchen Luftſtrömungen im Kampf mit den geſteigerten Einflüſſen des Bodens im mittleren und weſtlichen Theile von Zentralaſien. Hier wird die Lage noch kontinentaler, und es treten örtliche Momente noch mehr hemmend in den

Weg. Am wenigſten aber laſſen ſich in der Nähe der hohen Gebirge die normalen Windrichtungen erkennen.

Die Luftſtröme wirken nun auch, am meiſten im Shamobecken, auf die zeitliche und räumliche Vertheilung der atmoſphäriſchen Niederſchläge. Im Sommer entziehen die oſtchineſiſchen Gebirge den ſüdlichen Winden einen Theil ihrer Feuchtigkeit, einen Theil entladen ſie auf der Steppe. Im Winter fällt wenig Schnee, einmal weil die Luft aus kälteren Gegenden kommend, bei ihrer Bewegung nach weniger kalten die Fähigkeit, die Feuchtigkeit zu kondenſiren, verliert und ſodann weil der Feuchtigkeitsbetrag nur gering iſt. Die Wolken ſtreichen alſo über die Steppe weg und entladen ſich erſt am Kwenlun. Dem Tarymbecken müßte der Südwind Regen bringen; aber die Hochketten des Himâlaya, Karakorum und Kwenlun verhindern es, indem ſie den Waſſergehalt der Südwinde auffangen und große Firnfelder und Gletſcher bilden, aus denen zahlreiche und ſtarke Flüſſe entſtehen; dagegen erhalten die ausgedehnten Areale zwiſchen den Hochketten einen äußerſt geringen Niederſchlag, der jedoch im Winter größer iſt als im Sommer. Wenn die Luftſtrömungen regelmäßig verliefen, würden die tieferen Regionen gar keinen Niederſchlag erhalten, da die warmen Ströme oben liegen und ihres Feuchtigkeitsgehaltes von den Hochgipfeln beraubt werden. Nur durch Störungen in ihnen geſchieht es, daß die wärmere Schicht nach unten kommt und auch den niedern Regionen etwas Feuchtigkeit abgiebt, hauptſächlich in der Nähe der Gebirge. Im Sommer aber hindert die Ausſtrahlung des erhitzten Bodens die Bildung von Gewölk. So verurſacht einerſeits die Entziehung der Feuchtigkeit durch die Hochgipfel, andererſeits die ſtarke Einwirkung der Sonne und die Rückwirkung des erhitzten Bodens eine bedeutende Trockenheit. Im öſtlichen Theile des Shamobeckens fehlen zwar die Hochgebirge; dennoch ſind die mit der Lufttrockenheit zuſammenhängenden Agentien mächtig genug, um den Salzbecken den Zuſtand der Abflußloſigkeit zu bewahren.

Auf die geſtaltenden Vorgänge in abflußloſen Ländern, als: Regenvertheilung, Richtung und Stärke der Luftſtrömungen, Vegetation und Intenſität der chemiſchen Zerſetzung üben auch die Temperaturverhältniſſe ein gewiſſe Einwirkung; doch iſt ihr Einfluß gegenſeitig, und dieſelbe Erſcheinung kann hier Urſache, dort Wirkung ſein. Soviel iſt feſtzuhalten, daß die größten Extreme der Jahreszeiten durch ſtarke Kälteausſtrahlung im Winter und durch intenſive Inſolation im Sommer entſtehen. Außerdem liegt das ausgleichende Meer weit entfernt, das Binnenland iſt von gewaltiger Ausdehnung. Abgeſehen davon, daß der Salzgehalt des Bodens im Winter die Kälte erhöht, hindert er auch das Aufkommen von Bäumen und Sträuchern, was nicht blos an der

Digitized by Google

Trockenheit des Klimas liegt. Erſt die Entſalzung des Bodens geſtattet das Aufkommen von Hochvegetation.

Was iſt nun zunächſt die aus dem Zuſammengreifen aller dieſer Umſtände hervorgehende Wirkung? Wir antworten: die chemiſche Zerſetzung und mechaniſche Auflockerung der Felsgeſteine in den Gebirgen. Erſtere erfolgt am ſtärkſten, wenn die heißeſte Zeit zugleich mit der regenreichſten zuſammenfällt, letztere aber entweder, wenn die feuchteſte Jahreszeit und hinreichend niedrige Temperatur zuſammen auftreten, um Firnfelder und Gletſcher daraus zu bilden oder, wenn an eisfreien Stellen die Temperatur in kurzen Zeiträumen um den Nullpunkt ſchwankt. Dies allgemeine Geſetz wirkt in Zentralaſien verſchieden: in dem von Gebirgen umſtellten Tarym herrſcht in den Monaten des ſtärkſten Niederſchlags kaltes Klima, doch ſchmilzt am Tage eine gewiſſe Quantität Schnee, im Frühjahr zeigen ſich ſchroffe Temperaturwechſel und ziehen ſich mehr und mehr in die Höhe der Gebirge, im Sommer dagegen ſind die höchſten Gipfel den größten Temperaturextremen ausgeſetzt. Das in die Fugen und Geſteinklüfte eindringende Sickerwaſſer und ſein Gefrieren lockert das Gebirge auf, am meiſten in der Höhe, wo beſtändig Feuchtigkeit exiſtirt und außerdem das mit Schutt beladene Gletſchereis durch das Fortſchieben auf ſeiner Grundlage ebenfalls zerſtörend wirkt. Wenn nun auch im Shamobecken die Trockenheit des Winters nicht im gleichen Maße auflockernd wirkt, ſo trifft dagegen hier die Zeit des größten Niederſchlags mit der größten Hitze zuſammen, die chemiſche Zerſetzung dringt hier um ſo tiefer ein und bewirkt rundliche Formen. Während daher im weſtlichen Theil die Zerſtörung der Gebirge das ganze Jahr hindurch fortdauert, aber nicht den höchſten Effekt erzielt, bringt die intenſive Einwirkung der Agentien im Shamo während des Sommers gleiche Reſultate hervor. So werden überall da, wo Geſtein bloslieg t, Stücken losgetrennt, fortgeſchoben und endlich durch Wind und Waſſer weggeführt.

Ueberall nämlich hat bei Ablagerung und Umlagerung von Zerſetzungsprodukten der Wind einen bedeutenderen Antheil, als man ihm gemeiniglich zuſchreibt: zweifellos ergiebt ſich aber ſeine Einwirkung erſt da, wo das Waſſer zu gering iſt, um das Material fortzuſchaffen oder wo der Staub ſelbſt vor weiterer Fortführung durch Wind geſichert iſt, z. B. an Klüften und ſchroffen Vertiefungen, Ruinen von Gebäuden und ganzen Städten (Ninive und Babylon). Thoniger und ſandiger Staub bilden ſogar auf Moſaik und glattem Marmorboden eine für das Sproſſen von Vegetation günſtige Schicht. Mit dem Entſtehen der Pflanzendecke ſteigert ſich das Vermögen derſelben, den Staub zurückzuhalten. Allerdings wo faſt täglich Regen fällt, wie z. B. in Singapur oder Boitzenborg auf Java, iſt die Rolle des Staubes ſehr gering; ſie ſteigt, wenn feuchte Hitze mit großer Trockenheit abwechſelt. Ueber-

haupt ſpielen die trockenen atmoſphäriſchen Niederſchläge eine ſehr wichtige Rolle in dem Haushalt der Natur, da ſie die äußerſte Oberfläche beſtimmen helfen. Die oberen Humusſchichten nehmen meiſt ihren Urſprung vom Winde, die Feuchtigkeit hält den thonigen Staub feſt, auf dem die Vegetation ſproſſen kann, welches der trockene Sand nicht geſtattet. Wieſen, Triften, Haiden, Pußten, Savannen, abfließende Steppen und Moos wachſen durch Staub. Wenn der Wind nun ſchon in abfließenden Gebieten ſo wirkſam auftritt, ſo erhält er in Zentralaſien erſt eine ganz ungeahnte Wichtigkeit. Die Steppenberge ſind kahl, beſtehen weithin aus nacktem Fels, Wald kann auf dem Schutt nicht wachſen, ſondern blos Krautvegetation. Der Wind wirkt mit ungeſchwächter Kraft auf die Oberfläche und treibt die freigelegten Theile fort; gröbere bleiben in der Nähe liegen, feinere reißt der Wind mit ſich, die feinſten am weiteſten. Wo durch irgend ein Ereigniß der Boden gelockert und Theile losgelöſt werden, führt der Wind ſie fort. So entſteht z. B. durch eine Anzahl zuſammenwirkender Urſachen die für Zentralaſien und beſonders für die Lößgegenden charakteriſtiſche Staubatmoſphäre. Selbſt bei völliger Windſtille iſt oft die Luft gelb, undurchſichtig, die Ausſicht verhüllt. Und wenn nun der Wind von Zentralaſien herweht, entſtehen die bekannten Staubſtürme Nordchina's. Legt ſich der Wind, ſo bedeckt ſich alles mit einer feinen gelblichen Staubſchicht; die ganze Landſchaft erhält einen gelben Ton: Straßen, Bäume, Häuſer, Saaten werden gelb. Gelb iſt daher die heilige Farbe der Chineſen, das Symbol der Erde, das Attribut der kaiſerlichen Gewalt. In Zentralaſien treten dieſelben Erſcheinungen noch gewaltiger auf, erhöht durch die Stärke des Steppenwindes. Aehnliches berichtet man über Khotan, Oſtturkeſtan und das Shamobecken. Das Ende dieſes vielfach herumgewirbelten, gepeitſchten Staubes iſt entweder der Salzſee oder die bewachſene Steppe; auf die peripheriſchen Theile wird er nur ſelten hinausgetrieben, weil in Zentralaſien meiſt lokale Winde herrſchen. Allerdings kann der Wind auch ſehr verderblich wirken, indem er einen Siebeprozeß vollzieht. Dieſer beſteht darin, daß die Theile beim Aufwirbeln nach ihrer Größe geſchieden und mit verſchiedener Schnelligkeit fortbewegt werden: der Sand wird ſolange durchblaſen, bis keine thonigen Beſtandtheile mehr darin ſind und nur unfruchtbare übrig bleiben. Und wenn dieſe nun auf einer Lößlandſchaft ſich lagern, ſo entſteht der Anfang zu einer Sandwüſte, die größeren Geſteinſtücke werden freigelegt und durch die dazwiſchen treibenden Quarzkörner abgeſchliffen, und ſo iſt der Urſprung zu den Kieſelſteppen gegeben, wie dergleichen im Tarym und Shamo angetroffen werden. So werden die zahlreichen kleineren und größeren Becken, in die Zentralaſien zerfällt, nach und nach erhöht mit Hilfe einer Salz-Pflanzendecke, die auf ihr wucherte. Jene ließ Reſte zurück in den ſenkrechten,

meiſt nach unten verzweigten Röhrchen, deren innere Höhlung mit Salz inkruſtirt iſt. Dieſe Salzkruſte wirkt erhaltend auf die Struktur der Erdart. Die jener Zeit eigenthümliche Fauna wurde gebildet durch die auch dem chineſiſchen Löß eigenthümlichen Landſchnecken. Die gute Konſervirung der zarten, dünnſchaligen Gehäuſe erklärt ſich ebenfalls aus der Entſtehungsart des Löß, indem ſich eine feine Staubſchicht über ſie hinbreitete und ſie nach und nach in ſanfteſter Weiſe einbettete. Die jedesmalige Vegetationsdecke hielt die ſich niederſchlagenden Staubmaſſen feſt, und der Boden erhöhte ſich allmählich. Und wenn derſelbe alljährlich nur um einige Millimeter zunahm, ſo konnten doch in vielen Tauſend Jahren jene großen, breiten und oft mehrere Hundert Fuß tiefen Lößbänke ihren Urſprung nehmen, denn für den Verlauf eines jeden geologiſchen Vorganges, der mittelſt ruhiger Entwickelung und nicht durch plötzliche Kataſtrophen erfolgt, dürfen lange Zeiträume in Anſpruch genommen worden.

Noch aber muß der Thätigkeit des fließenden Waſſers gedacht werden, denn auf den Zentralaſien umthürmenden Gebirgen entſpringen zahlreiche Flüſſe, genährt von gewaltigen Firnfeldern und Gletſcherrevieren. Das Waſſer wirkt theils in Kanälen fließend, theils ſpülend; der Regen und die Gebirgsbäche nehmen von den blosgelegten Felstheilen fort, was der Wind übrig gelaſſen, und füllen die kleinen Unebenheiten in der Nähe aus, ſo daß der Schutt darüber hinweggeſchoben werden kann. Indeß da das Waſſer ſtark verdunſtete und kein Zufluß aus dem Lande ſelbſt herzukam, ſo wurde ſein Einfluß, je weiter es vom Gebirge ſich entfernte, deſto unweſentlicher. Da die Natur Zentralaſien's eine große Anzahl von Becken und Mulden aufweiſt, ſo wurden dieſe durch Staub und Schutt ausgefüllt, das Waſſer aber ſuchte ſich den jedesmal tiefſten Punkt aus, blieb dort ſtehen und bildete einen Salzſee, der je nach den wechſelnden Mengen der Niederſchläge wuchs und fiel und manchmal austrocknete. Noch jetzt erinnern dicke Salzkruſten auf der Steppe an derartige vertrocknete Salzſeen. Das ſind alles Vorgänge, die nicht etwa blos mittelſt Hypotheſe angenommen ſind, ſondern die man noch jetzt in Zentralaſien beobachten kann, nur daß in früherer Zeit ſich der abflußloſe Steppenzuſtand auf bedeutende Strecken ausdehnte, die ſeitdem Abfluß erlangt haben.

Wie konnte nun die ſo wichtige, folgenreiche Aenderung eintreten, welche Nordchina zu einem der ergiebigſten Kulturländer umſchuf? Ein Blick auf die Karte Aſien's lehrt, daß ſich an Aſien in Südoſten und Oſten zahlreiche Inſeln anſchließen, die nur durch verhältnißmäßig ſeichte, klippenreiche, untiefenvolle Meeresarme vom Feſtlande geſchieden ſind: erſt öſtlich von den japaniſchen Inſeln und den Philippinen zeigt ſich der Abfall des Meeresbodens ſehr ſteil; er ſinkt auf einmal ſehr tief und unvermittelt ein. Dort ergaben die Meſſungen des amerikaniſchen Schiffes Tuſkarora (im Jahre 1874)

Digitized by Google

in der Kuroſhiwa-Strömung die größte aller bisher gefundenen Meerestiefen von 4600 Faden (26400 Fuß). Man darf, geſtützt auf andere Analogien in den Sundainſeln und Europa annehmen, daß, ehe die Zertrümmerung des Oſt- und Südoſtrandes, ſei es durch Hebung des Meeres oder durch vulkaniſche Einwirkung oder beides zugleich, erfolgte, dieſer ſich bis in die Gegend erſtreckte, wo die Tiefſeelothungen einen ſo jähen Abſturz entdeckten. Als nun das Meer weiter nach Weſten vorrückte, konnte es möglich werden, daß die trotzige Alleinherrſchaft des trockenen Klimas von Nordchina geſtürzt und den mit Feuchtigkeit beladenen Winden ein etwas größerer Einfluß eingeräumt wurde. Die atmoſphäriſchen Niederſchläge wurden ſtärker und zahlreicher, die Verdunſtung geringer und es ſammelte ſich nach und nach immer mehr Waſſer in den Becken und Mulden, bis endlich dieſe die Maſſe des Waſſers nicht mehr länger zurückhalten konnten. Die Umrandung wurde an ihrer dünnſten oder niedrigſten Stelle durchbrochen, das eine Becken ſetzte ſich mit andern in Verbindung und dieſe vereinigt ſuchten das ſchon von der Natur geſchaffene Hauptbecken auf, deſſen Gewäſſer nun auch den Ausgang in das Meer fanden. Dies geſchah mit dem Hwangho, deſſen Becken ganz und gar in dem Löß eingegraben iſt, ſo daß er eine gelbe Farbe hat und deshalb Hwangho d. i. Gelber Fluß heißt. Uebrigens theilt er ſeine Farbe auch dem Meere, in welches er mündet, mit und verſchafft dieſem den Namen „Gelbes Meer". Aber auch dieſer Vorgang, die Umgeſtaltung abflußloſer Becken in abfließende, iſt noch nicht abgeſchloſſen, ſondern kann noch jetzt im Stromgebiete des Gelben Fluſſes beobachtet werden.

Was war nun die nächſte Folge dieſes neuen Zuſtandes? Es trat ein feuchteres Klima ein mit reichlicheren Niederſchlägen, indem nun die Rückwirkung des Bodens eine andere wurde. Die Erde ſelbſt ſammelte Waſſer und ließ Quellen entſpringen, das Flußnetz geſtaltete ſich immer mannigfaltiger; die Salzbeſtandtheile blieben nicht mehr im Boden, ſondern wurden nach dem Meere geſchafft, und diejenigen, welche noch im Boden lagen, wurden ausgelaugt und ebenfalls in's Meer geführt; der Hauptſtrom und ſeine Nebenflüſſe gruben ſich immer tiefer in die Lößbänke ein und bildeten an ihren Ufern die vertikalen Lößwände. Infolge der kapillaren Röhrchen konnte das Regenwaſſer nicht von der Lößoberfläche ablaufen, ſondern mußte durch dieſelben in die Ablagerung eindringen und die Entſalzung gründlich vornehmen. Für den Ackerbau wurde der Löß ein Element von höchſter Wichtigkeit. Ohne auf dieſen Gegenſtand näher eingehen zu wollen, ſei hier die frappante Thatſache erwähnt, daß in Südchina trotz günſtigen Klimas und guter Vertheilung der Ackerbau nicht über 600 Meter abſoluter Höhe hinaufreicht, im Norden China's aber gedeihen die Getreidearten noch unter 2000, ja ſporadiſch 2400 Meter trotz kalten Klimas und ungünſtiger Regenvertheilung. Der Ackerbau hat im

Norden China's ganz die gleiche Verbreitung wie der Löß, ſeit 4000 Jahren wird dieſer Boden bebaut, und trotzdem daß man denſelben wenig düngt, zeigt er keine Ermüdung.

So alſo denken wir uns die Entſtehung des Löß in Aſien und die Veränderung, die damit im Zuſammenhang ſtand, nämlich von abflußloſen in abfließende Gebiete. Der rheiniſche und europäiſche Löß hat nun ganz dieſelbe Farbe, dieſelbe Struktur, dieſelben Eigenſchaften und dieſelben organiſchen Einſchlüſſe wie der aſiatiſche; der einzige weſentliche Unterſchied beider beſteht nur darin, daß in Aſien ſchon vermöge der weit größeren kontinentalen Ausdehnung des Erdtheils der Löß viel größere Strecken bedeckt als in Europa und ſpeziell im Rheinland, und daß auch die Tiefe der Ablagerung dort viel bedeutender iſt als hier. Die Gleichheit des Materials ermuthigt aber zu der Unterſuchung, ob nicht der europäiſche Löß auf ganz dieſelbe Weiſe entſtanden ſei wie der aſiatiſche, — denn gleiche Wirkungen ſetzen doch auch gleiche Urſachen voraus — und ob es nicht auch hier möglich ſei, Bedingungen zu finden, unter denen mit Hilfe der früher weiter beſprochenen Agentien: — Luftſtrömungen, atmoſphäriſche Niederſchläge, Temperaturverhältniſſe — die trockene Ausfüllung der von der Natur geſchaffenen Becken, in denen jetzt ſich unſere Hauptflüſſe bewegen, erfolgen konnte. Dieſe Bedingungen aber ſind: zwei große Gebirge im Norden und Süden ſchließen ein großes zentrales Becken ein und bewirken dadurch, daß ſie die regenbeladenen Seewinde ihres Feuchtigkeitsgehaltes berauben und lokale, regenfeindliche Luftſtrömungen ſchaffen, ein trockenes, ausgeſprochen kontinentales Klima und verurſachen zugleich den Zuſtand der Abflußloſigkeit.

Im Süden nehmen dieſe Stelle die Alpen ein, ganz ebenſo wie in Aſien Himâlaya und Kwenlun; da ſie einer außerordentlich ſtarken Zerſtörung und Zertrümmerung alle Zeiten hindurch ſeit ihrem Beſtehen ausgeſetzt geweſen ſind, dürfen wir ſie uns für jene Zeit, in welche dieſe Vorgänge zu verſetzen ſind, wohl beträchtlich höher und kompakter vorſtellen, ſo daß ſie den Südwinden durch Entziehung ihrer Feuchtigkeit gar keinen Einfluß auf die Beſtimmung des Klimas einräumten. Aber wo bleibt die zweite, die nördliche Gebirgsmauer zur Einfaſſung des europäiſchen Zentralbodens? Auch dieſe wird ſich nachweiſen laſſen. Daß der Kanal zwiſchen England und Frankreich erſt in junger geologiſcher Zeit durchbrochen worden iſt, gilt als eine anerkannte Thatſache, desgleichen, daß die Nordſee und Oſtſee in ihrer heutigen Ausdehnung noch nicht ſeit langer Zeit exiſtiren; beide ſind außerordentlich jung und was ihre Tiefe betrifft, ſehr ſeicht; bedenkt man, daß die größte Tiefe der Nordſee, die an der Nordoſtſchottiſchen Küſte liegt, wenig mehr als 600′, die durchſchnittliche aber nur höchſtens 300′ beträgt, und hält dagegen zum Vergleich die durchſchnitt-

liche Tiefe z. B. des nördlichen atlantiſchen Ozeans, die 15000′ erreicht, ſo muß man die Tiefe der Nordſee und Oſtſee für eine verhältnißmäßig ſehr unbeträchtliche erklären. Sowohl dieſer Umſtand, als noch andere wichtige Momente, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann, berechtigen zu der Annahme, daß auch ihr Areal durch Ueberfluthung Europa abwendig gemacht iſt. Höbe ſich Nordeuropa nur um 100 Faden (600 Fuß), ſo würde es nach Norden zu ganz beträchtlich wachſen: der britiſche und däniſche Archipel, ſowie Skandinavien würde in direkte Landverbindung mit der Norddeutſchen Küſte treten; als Nordgrenze des ſo gewonnenen Landes würden die Gebirge Irland's, Schottland's und Norwegen's gelten, die man ſich aus denſelben Gründen wie die Alpen höher und maſſenhafter denken müßte, damit ſie die Einwirkung des Golfſtromes, dem Europa ſo viel verdankt, herabſetzen könnten. Und daß dies möglich iſt, beweiſen noch jetzt die Verhältniſſe Schweden's, verglichen mit denen Norwegen's: die Küſten des letzteren, welche vom Golfſtrome gewiſſermaßen geheizt werden, erfreuen ſich unter gleichen Breiten eines viel milderen Klimas als die entſprechenden Landſtriche Schweden's, ſo daß hier unter 64° nördlicher Breite noch Obſt gedeiht, während dort unter gleicher Breite jeglicher Anbau aufgehört hat. Auch nach Weſten zu war das Zentralgebiet durch die engliſchen und franzöſiſchen Gebirge ziemlich abgeſchloſſen und der Einwirkung der weſtlichen Winde beraubt; nach Oſten ſchloß ſich ein gewaltiges Zentralgebiet an, deſſen Luftſtrömungen mit erdrückender Macht auftreten konnten. Dazu kommt noch, daß in jener Zeit Europa ein kälteres Klima beſaß als jetzt, wie es auch von denjenigen Gelehrten angenommen wird, welche die jetzt noch giltige Theorie von der europäiſchen Eiszeit aufgeſtellt haben. Es iſt das derſelbe geologiſche Zeitraum, in welchem der behaarte Mammuth-Elephant, das wollhaarige Rhinozeros und der Rieſenhirſch in Europa nördlich von den Alpen lebten und in welchem in Europa ein kaltes Klima herrſchte, wie es etwa einer jetzigen Meereshöhe von 5000—7000 Fuß in den Alpen entſpricht. Ferner iſt es durch die Forſchungen der engliſchen Gelehrten Forbes, Ramſay und Lyell wahrſcheinlich gemacht worden, daß Gletſcherbedeckung nicht nur wie jetzt auf den Alpen und ſkandinaviſchen Gebirgen, ſondern auch auf den britiſchen Inſeln ſtattfand.

Was war nun die Folge dieſer Verhältniſſe? Die vergletſcherten Gebirge im Norden und Süden des Zentralbeckens wirkten in weit höherem Maße kondenſirend als jetzt, die Südwinde erreichten den Nordfuß in ausgetrocknetem Zuſtande, die auf ihnen entſtehenden Gletſcherbäche floſſen in Landſtriche mit trockenem, kontinentalem Klima, die Extreme der Jahreszeiten waren größer, die Quantität der Niederſchläge weit geringer als jetzt. Im Winter ſchwellte der ſpärlich fallende Schnee des Volumen der

Flüſſe nicht an, ſondern drang beim Abſchmelzen unmittelbar in den Boden hinein; im Sommer erfolgte durch die ſtarke Inſolation eine bedeutende Verdunſtung und Austrocknung, zumal da auch der die Feuchtigkeit erhaltende Wald fehlte. Das anſtehende Geſtein wurde chemiſch zerſetzt und mechaniſch aufgelockert, die Zerſtörungsprodukte fortgeſchoben und vom Winde fortgeweht, in ihre verſchiedenen Beſtandtheile geſchieden und in den verſchiedenen Becken abgelagert, die Umwandung dieſer Becken ſtieg ſanft an und unterſchied ſich faſt unmerklich von dem nächſten. Die Vegetationsdecke, aus Salzpflänzen beſtehend, hielt den Staub feſt und trug ſo zum allmählichen Wachſen des Bodens bei. Das fließende Waſſer, ſoweit es nicht abſorbirt wurde, floß in die Mitte der Becken und Mulden und bildete daſelbſt Salzſeen, die allerdings in beſonders trockenen Jahren einer beſonders ſtarken Verdunſtung unterworfen waren.

Verſuchen wir es nun, mit Vergleichung der noch jetzt in Aſien beſtehenden Verhältniſſe uns ein Bild von Europa und ſpeziell Deutſchland zu machen, wie es in der Periode der Abflußloſigkeit beſchaffen war. Alle Produkte, die aus der chemiſchen Zerſetzung und mechaniſchen Zerſtörung der Geſteine entſtanden, blieben im Lande und lagerten ſich hauptſächlich durch ſubaëriſche Einflüſſe; ſie dienten ausſchließlich dazu, durch Ausfüllung von Vertiefungen jeder Art und Form die Unebenheiten des Bodens auszugleichen; die urſprüngliche Differenz zwiſchen den Gebirgshöhen und den tiefſten Punkten verminderte ſich in ſtarkem Maße, indem die von erſteren abgetragenen Zerſtörungsprodukte ſich in letzteren ſammelten und das tiefſte Niveau allmählich erhöhten. Die Wirkung des fließenden Waſſers hatte im Allgemeinen wenig zu bedeuten, es reichte nicht hin, um die Felſen frei zu legen und den auf den Unebenheiten derſelben lagernden eckigen Gebirgsſchutt zu entfernen. In Folge davon häufte ſich der letztere in allen Vertiefungen ſowie am Fuß aller Gehänge an und wurde nur in ſeltenen Fällen von ſtärkeren Waſſerfluten fortgerollt, meiſt dagegen von den Gehängen aus fortgeſchoben, wobei die feineren Theile weiter gelangten als die gröberen. So waltete damals in den abflußloſen Gebieten auch Deutſchland's das Streben nach einem Nivelliren und Verdecken alles Schroffen und Unvermittelten vor, es entſtanden charakterloſe, eintönige Formen; an die Stelle wilder Felsabſtürze traten ſanftgeneigte Gehänge, doch auch die völlige Ebene wurde nicht geduldet. Selbſt wo eine Annäherung zur Horizontalität ſtattfand, ſtieg der Boden langſam, aber ſtetig. Die Natur vermochte ihre Mannigfaltigkeit nicht hervorzubringen, ſie war öde und langweilig. Ueberall zeigten ſich ſtets gleichartige Umriſſe und ſelbſt in der Art des Wechſels herrſchte Monotonie. Bei vorgeſchrittener Oberflächenform bildeten ſich ſanft gerundete Höhenzüge und gegen die tiefſten Stellen ſich allmählich verflachende

Digitized by Google

Depreſſionen. Die ſämmtlichen löslichen Zerſetzungsprodukte blieben im Boden und machten ihn unfähig zum Ackerbau, außer wo beſondere und ſeltene Bedingungen dem Menſchen geſtatteten, ihn von denſelben zu befreien und Oaſen zu ſchaffen. Alles Uebrige aber war Salzſteppe. Der Salzcharakter waltete in der Beſtimmung der Formen des organiſchen Lebens vor und übte mehr Macht aus, als die Unterſchiede der Breitengrade, der Meereshöhe und die Quantität der Niederſchläge und verurſachte, wo die Bedingungen für das Aufkommen einer Vegetation vorhanden waren, eine überaus große phyſiognomiſche Einförmigkeit. Einförmig waren auch die Bedingungen für die Exiſtenz des Menſchen, welcher in allen Theilen der abflußloſen Becken ein gleichartiges Daſein führte, nirgends, mit Ausnahme künſtlichen Oaſen, Verhältniſſe fand, die ihn zur Anſiedelung verlockten; daher lebte er unſtet in nomadiſirendem Zuſtande. Nirgends bot ſich dem Stamm oder der Familie eine beſtimmte abgeſchloſſene Heimat, daher hatten beide ſie überall.

Eine Aenderung dieſer Einförmigkeit in allen Beziehungen der unorganiſchen und organiſchen Natur konnte nur durch eine Umgeſtaltung der natürlichen Bodenverhältniſſe geſchehen. Wie aber konnte dieſe eintreten? Im Prinzip ganz auf dieſelbe Weiſe wie in Aſien. Im Weſten und Norden Europa's ſenkte ſich das Land, das Meer drang ein und ſchuf eine Umgeſtaltung der klimatiſchen Verhältniſſe, vor allen Dingen machte nun der Golfſtrom ſeinen Einfluß geltend und je mehr das Meer nach Süden zu an Ausdehnung gewann, deſto geringer wurde die Macht des trocknen Klimas. Die Luftſtrömungen kamen mit mehr Feuchtigkeit beladen hauptſächlich von Weſten her, entluden ſich in dem ehemaligen Zentraleuropa und machten es zu einem abfließenden Lande. Es erfolgten alle jene Veränderungen in Mitteleuropa wie in Nordchina. Die Zerſetzungsprodukte wurden nun durch die entſtehenden und an Stromgebiet wachſenden Flüſſe gegen das Meer oder deſſen abgeſchloſſene Ueberreſte hin und in daſſelbe hineingeführt, die Ablagerung der feſten Stoffe geſchah nun vorwaltend mit Hilfe des fließenden oder ſtehenden Waſſers. Mit dem vielgeſtalteten Material wurden bereits im Laufe des Fluſſes Seebecken in Thäler verwandelt und die weiten Mündungsebenen geſchaffen, der Meeresboden vor den Mündungen erhöht und dem Meerwaſſer die durch Niederſchlag und thieriſches Leben ſich ausſcheidenden löslichen Beſtandtheile erſetzt. Die große Niveaudifferenz zwiſchen den Quellen der Flüſſe und ihrer Mündung, verbunden mit dem Vorhandenſein eines unerſättlichen Reſervoirs, gaben die Veranlaſſung, daß die Gebirge mehr und mehr ausgewaſchen und von Schluchten durchſurcht, ihr Felsbau blosgelegt, ihre Formen wilder und ſteiler wurden, die ausgefüllten Vertiefungen und großen Becken im Gebirge ſich ſelbſt der angeſammelten Sedimente allmählich wieder entledigten und dieſe ſich nach und nach in nahezu

horizontaler Lagerung in den vom Gebirge entlegenen größten Depreſſionen und vom Meeresboden ſich abſetzten. Daher traten die Gegenſätze zwiſchen Berg und Thal, zwiſchen Ober- und Unterlauf der Flüſſe mit wachſender Schärfe hervor. Kurz, durch den Abfluß der Gewäſſer nach dem Meere entſtand der ganze Formenreichthum, den die zerſtörenden und wiederaufbauenden Kräfte zu ſchaffen vermögen. Die peripheriſchen Länder ſuchten ihre höchſte Entwickelung in der Bildung von ſchroffen Gebirgen mit ſteil abſtürzenden Felswänden und gähnenden Schluchten und daneben ſich ausbreitenden Ebenen und geſtalteten die Einförmigkeit um in Mannigfaltigkeit. Auf hohen Gebirgen und in tiefen Auswaſchungen machte ſich das Streben nach Schaffung vertikaler Formen geltend, nach horizontaler Ausbreitung ſtrebte die Natur in den großen Mündungsebenen und Thalweitungen. Durch die Entfernung der Salze aus dem Boden und durch die genügende Regenvertheilung wurde das Aufkommen von Bäumen und Sträuchern geſichert und dadurch der Reiz landſchaftlicher Schönheit erhöht. Es bildete ſich der reiche Wechſel der Lebensbedingungen, von dem zerklüfteten moosbedeckten Fels bis zum üppigſten Kulturland. Die Welt der Pflanzen und Thiere entwickelte ſich zu unendlicher Mannigfaltigkeit, tauſend Formen boten dem Menſchen ebenſo viele eigenartige und beſondere Bedingungen zum Schutz und zur feſten Anſiedelung: er gründete ſich Wohnſitze, ward Herr des Bodens, erlangte die Herrſchaft über die feindlichen Elemente, ſchuf geſellſchaftliche und ſtaatliche Einrichtungen, gedieh heran zu höherer Kultur und Geiſtesbildung und fand in den Mündungsebenen der Flüſſe, welche deren vollkommenſter und geeignetſter Sitz ſind, den Ausgangspunkt zum Verkehr mit andern Kulturvölkern.

Sozialiſtiſche Chronik.

(Schluß.)

Das neue Repreſſivgeſetz gegen die ſozialdemokratiſche Agitation, welches der Bundesrath eben berathen hat, bietet der verbeſſernden Thätigkeit des Reichstags reichlichen Stoff, aber es zeichnet die Grundlinien richtig, in denen die Laufgräben gegen den inneren Feind zu eröffnen ſind. Seine Faſſung bedarf nur einer klareren und ſchärferen Ausarbeitung, um ſeine Wirkſamkeit auf den Heerd des Brandes zu beſchränken, der erſtickt werden ſoll. Wird die Dauer des Geſetzes zeitlich beſchränkt, ſeine Begriffsbeſtimmung der kommuniſtiſch-

Digitized by Google

ſozialiſtiſchen Umtriebe konkreter und ſpezieller entwickelt, was nicht minder möglich, wie nothwendig iſt, die Kontrole der ausführenden Behörden einer mit allen Bürgſchaften richterlicher Unabhängigkeit umgebenen Rekursinſtanz übertragen und endlich einiges drakoniſche Beiwerk entfernt, ſo kann und wird es ſeinen Zweck erreichen ohne dauernde Einbuße der Nation an ihren politiſchen Freiheiten und Rechten. Das Recht des Staates zu ſolchem Vorgehen iſt einfach gleichbedeutend mit ſeinem Weſen und ſeinen Zwecken; auch der freieſte Staat von der Welt hat weder die Pflicht, noch auch nur das Recht, eine revolutionäre Agitation zu dulden, die, wie ebenſo aus ihrer innern Natur, ſo aus den unzweideutigen Kundgebungen ihrer Führer auf ſeinen gewaltſamen Umſturz abzielt.

Bekanntlich denkt ein großer Theil des neuen Reichstags anders; mehr als ein Drittel, nahezu die Hälfte ſeiner Mitglieder kommen, durch Hand und Mund gebunden, gegen dies, wie gegen jedes andere Repreſſivgeſetz zu ſtimmen. Soweit ſich dieſe Oppoſition aus Partikulariſten, Polen, Proteſtlern, Ultramontanen ꝛc. zuſammenſetzt, iſt ſie inkurabel, und es lohnt ſich keine weitere Diskuſſion darüber. Anders liegt die Sache, wenn auch eine Fraktion des deutſchen Liberalismus, die deutſche Fortſchrittspartei, eine gleiche ſtarre Negation verficht und wenn die Gefahr droht, daß ſobald dieſe Oppoſition noch ein wenig weiter nach rechts um ſich greift, das Geſetz fällt und eine völlig unabſehbare Verwirrung entſteht, die der kommuniſtiſchen Demagogie einen Erfolg und einen Triumph verſchaffen würde, wie ſie ähnliche noch nie gefeiert hat. Da lohnt es ſich immerhin ein wenig näher die prahlende Parole zu prüfen, mit welcher die Fortſchrittspartei in den eben verfloſſenen Wahlkampf zog, jenen ſtolzen Appell an die ganze Weltgeſchichte, daß eine geiſtige Bewegung immer nur mit geiſtigen Mitteln zu überwinden ſei. Die ganze Relativität und Schiefheit dieſer tiefſinnigen Wahrheit zu entwickeln, würde hier allerdings zu weit führen; es mag genügen anzudeuten, daß wenn man einmal in ſolchen Allgemeinheiten ſprechen will, ſich das gerade Gegentheil ungefähr mit dem gleichen Rechte aus der Weltgeſchichte beweiſen ließe, daß Engels, Marx, Liebknecht ſich keineswegs zu jenem flachen Rationalismus bekennen und ihrerſeits gar keinen Zweifel übrig laſſen über die weſenhafte Körperlichkeit der Mittel, durch die im Zukunftsſtaat jeder „Genoſſe“ zur Raiſon gebracht werden würde, der etwa eine Agitation zu Gunſten der Monarchie oder des Privateigenthums einleiten wollte. Es lohnt ſich um deshalb nicht, den hiſtoriſchen Werth jenes Satzes richtig zu ſtellen, weil ihm die thatſächliche Unterlage in dem Falle fehlt, den er beleuchten ſoll. Der wiſſenſchaftliche Sozialismus des neunzehnten Jahrhunderts iſt eine geiſtige Bewegung, und wenn überhaupt, ſo wird er nur durch geiſtige Mittel überwunden werden.

Das Streben der arbeitenden Klaſſen nach einem höheren Antheil an den Fortſchritten nationaler Kultur und nationalen Wohlſtandes iſt eine geiſtige Bewegung und ſie kann nur überwunden werden, indem man dieſe Beſtrebungen erfüllt, ſo weit ſie berechtigt ſind. Allein die kommuniſtiſche Demagogie iſt keine geiſtige Bewegung; ſie iſt die politiſche Waffe einer politiſchen Umſturzpartei; ſie fördert mit roh revolutionären Mitteln roh revolutionäre Zwecke; und ehe man hoffen könnte, durch erbauliche Nachmittagspredigten oder geſinnungstüchtige Leitartikel dieſe ſcharfe und wirkſame Waffe aus den entſchloſſenen Fäuſten der „Soldaten der Revolution" zu ſchmeicheln, eher könnte man eine drohende Gewitterwolke mit magiſchen Zauberformeln beſchwören wollen.

Aber wozu dieſe Meditationen? Seit fünfzehn Jahren kämpft die Fortſchrittspartei mit „geiſtigen Mitteln" gegen die Sozialdemokratie und ſie darf billig verlangen, daß man nach ihren Werken urtheilt und nicht eine vielleicht haarſpaltende Kritik an ihren Worten übt. Sucht man nun nach dieſen Werken, ſo findet man zunächſt ihre geiſtige Rüſtkammer mit Waffen gegen die Sozialdemokratie viel ſpärlicher angefüllt, als die Zeughäuſer aller anderen Parteien. Es iſt in der That nichts da, als zwei oder drei Broſchürchen von Eugen Richter, die noch auf dem kindlichen Standpunkte ſtehen, daß ſie die ſozialiſtiſche Propaganda in's Herz getroffen zu haben glauben, wenn ſie behaupten, daß Schweitzer ein Agent von Bismarck geweſen ſei und wenn ſie ein paar Dutzend Widerſprüche aus irgend einer vergeſſenen Broſchüre von Moſt neben einander abdrucken. Vergleicht man mit dieſen über alle Maßen dürftigen Schriftchen die mehr oder minder umfaſſenden Werke über die Sozialdemokratie, welche die Konſervativen Huber und Meyer, die Ultramontanen Jäger und Jörg, die Nationalliberalen Held, Böhmert, Sybel und manche andere aus dieſer Partei veröffentlicht haben, ſo erkennt man, daß jede andere Partei etwa zehnmal ſo viele und hundertmal ſo ſcharfe Waffen zum geiſtigen Kampfe gegen die Sozialdemokratie geliefert hat. Vielleicht aber liegt das Verdienſt dieſer Partei auf dem Felde der praktiſchen Agitation. Und in der That — die Verdienſte von Schulze-Delitzſch ſind unbeſtreitbar und unbeſtritten, obgleich er Laſſalle im theoretiſchen Kampfe nicht gewachſen war und obgleich die ſegensreichen Wirkungen ſeines Genoſſenſchaftsweſens im Großen und Ganzen nur den kleinen Fabrikanten und Handwerkern, nicht den Lohnarbeitern zu Gute kamen und kommen. Aber damit iſt wiederum alles erſchöpft, was ſich in dieſem Betracht zur Empfehlung der „geiſtigen Mittel" der Fortſchrittspartei ſagen läßt. Was ſie ſonſt den Arbeitern geboten hat und bietet, war und iſt entweder ein troſtloſes und verletzendes Mancheſterthum, wie es ſich jeder wiſſenſchaftliche Freihändler längſt an den Fußſohlen abgelaufen hat, oder aber

Digitized by Google

eine verwegene Sozialpolitik, welche der Sozialdemokratie ſo ähnlich iſt, wie ein faules Ei dem andern. Jene Richtung vertritt vornehmlich Eugen Richter, dieſe Max Hirſch. Wenn Letzterer beiſpielsweiſe in ſeinem „Gewerkverein" die Gründung von Produktivgenoſſenſchaften empfiehlt, „welche die Erlöſung der Arbeiterklaſſe aus dem Lohnverhältniſſe herbeiführen ſollen", ſo iſt das Wort für Wort und Silbe für Silbe der reine Laſſalle. Die Erlöſung der Arbeiterklaſſe aus dem Lohnverhältniſſe iſt die reinſte Quinteſſenz der Sozialdemokratie und wenn man die totale Umwälzung der heutigen Wirthſchaftsordnung einmal als Ziel aufſtellt, ſo iſt es allerdings klar wie die Sonne, daß nur der mächtige Arm des Staats und nicht die Sparbüchſe des einzelnen Arbeiters dies Ziel erreichen kann. Man ſieht an dieſem Beiſpiele recht deutlich, weshalb ſo viele Tauſende von Arbeitern Laſſalle für logiſcher halten, wie Max Hirſch und in dichten Schaaren von der Fortſchrittspartei zur Sozialdemokratie überlaufen. Auch die Hauptſätze des Programms, auf Grund deſſen Max Hirſch ſich vor einem Jahre auf einem Geraer Kongreſſe ſelbſt zum Generalfeldmarſchall des „vereinigten Liberalismus" im „geiſtigen Kampfe gegen die Sozialdemokratie" proklamirte, die Sätze: „Gleichberechtigung der Arbeiter mit allen andern Staatsbürgern, daher das allgemeine, gleiche, direkte Wahlrecht" und „Bekämpfung aller Klaſſenherrſchaft" waren wörtlich die Kampfſchreie Laſſalle's, mit welchen er ſeine Arbeiteragitation einleitete. Manchmal zwar weicht Herr Hirſch von den Pfaden des großen Agitator's ab; ſo als er vier Wochen vor Hödel's Attentat einer Berliner Volksverſammlung die „Arbeiterfeindlichkeit" der preußiſchen Monarchie demonſtrirte. Für ſolche hiſtoriſchen F—einheiten war Laſſalle allerdings zu ehrlich und zu unterrichtet und es war denn auch einer ſeiner begeiſterten Verehrer, Prof. Wagner, der Herrn Hirſch in glänzender Rede abfertigte. Aber man muß es Herrn Hirſch nachrühmen, daß er im „geiſtigen" Kampfe gegen die Sozialdemokratie immer auf dem Poſten iſt. Im Februar 1877 beriefen die Berliner Sozialdemokraten an einem Sonntage zugleich ſechs Verſammlungen, die über den damals äußerſt drückenden Nothſtand berathen ſollten. Flugs wollte auch Max Hirſch ſeine Nothſtandsverſammlung haben; an der Spitze ſeiner Gewerkvereinler und begleitet von den Führern des Berliner Fortſchritts erſchien er im Saale der „Urania" und man dekretirte, daß Gemeinde, Staat und Reich „mit größter Energie" dem Nothſtande abhelfen ſollten. Herr Hirſch verlangte zu dieſem Zwecke unter Anderem wörtlich Nothſtandskomités, Nothſtandskredite, wirkſame Parzellirung der Domänen, Bau des Reichstagsgebäudes, Beſeitigung der Konkurrenz der Zuchthausarbeit, Abſchaffung der Salzſteuer, Herr Eberty Verallgemeinerung der Volksbildung, Herr Frentzel die progreſſive Einkommenſteuer, Herr Duncker Beſeitigung des Militarismus. Fürwahr ein herrliches „Geiſtes"-

turnier, obgleich die „Voſſiſche Zeitung“ ſo unhöflich war, dieſen „geiſtigen“ Kampf eine unverantwortliche „Demagogie“ zu nennen.

Wunderbar bleibt es nur bei alledem, daß die Fortſchrittspartei trotz aller dieſer Anſtrengungen immer ſchwächer und die Sozialdemokratie immer ſtärker wurde. Allein dies Räthſel iſt gar kein Räthſel, wenn man die fortſchrittlichen Blätter hört; nach ihnen hat die preußiſche Regierung und ſpeziell Fürſt Bismarck die Agitation von Laſſalle und damit die deutſche Sozialdemokratie großgezogen, um Eugen Richter und Max Hirſch vernichten zu können. Lieſt man ſolche Behauptungen, dann wird man recht traurig geſtimmt, denn was ſoll man von aller Geſchichtſchreibung halten, wenn ſich in unſerer papiernen Zeit über ein Stück Geſchichte, das wir alle mit erlebt haben, eine ſo dreiſte fable convenue ungeſtraft breitmachen darf? Die Akten aus Laſſalle's Agitationsarchiv ſind ſeit langen Jahren durch Bernhard Becker veröffentlicht, ebenſo ſind vier oder fünf ſeiner vertrauteſten Briefwechſel aus dieſer Zeit gedruckt worden und wer einmal auch nur einen flüchtigſten Blick in dies Material thun will, der findet allerdings faſt auf jeder Seite Beziehungen zwiſchen Laſſalle und der preußiſchen Regierung, aber wie man zu ſagen pflegt, ſie ſind auch darnach. Die Polizei, unzweifelhaft ein Organ der Regierung, tribulirte Laſſalle und ſeine Anhänger durch Hausſuchungen und Verhaftungen, durch Konfiskation von Broſchüren und Stammliſten, durch Auflöſung ſeiner Verſammlungen, ſo weit dieſelben nicht ſchon durch die Fortſchrittspartei in „geiſtigem“ Kampfe geſprengt waren; die Staatsanwaltſchaften, gleichfalls unzweifelhafte Organe der Regierung, verfolgten Laſſalle von Königsberg bis Düſſeldorf mit den ſchwerſten Anklagen, auf deren einer ſogar langjähriges Zuchthaus ſtand, hingen ihm einen Kriminalprozeß nach dem andern an, ſo daß er nur durch ſeinen unerwarteten Tod vor den langwierigſten Gefängnißſtrafen bewahrt wurde. Aehnlich ging es ſeinem Nachfolger Schweitzer, der alljährlich mehrere Monate im Cachot trauerte, vermuthlich damit die Regierung in dieſen Zeiten unfreiwilliger Enthaltſamkeit an ſeinen Beſtechungsgeldern ſparen könnte. Zur Begründung dieſer ganzen Verdächtigungen wiſſen die fortſchrittlichen Blätter nur eine Thatſache oder richtiger nur den Schatten einer Thatſache anzuführen, die zwar nichts beweiſt, aber doch wenigſtens mehr, wie eine „reingeiſtige“ Redewendung iſt und deshalb ſchon erwähnt werden muß: nämlich die Audienz, welche der damalige Miniſterpräſident einer Deputation von ſchleſiſchen Webern beim Könige verſchaffte, die ſich über ihre drückende Nothlage und ihren Arbeitgeber, den fortſchrittlichen Abgeordneten Reichenheim, beſchweren wollten und die aus der königlichen Schatulle einen Beitrag zur Gründung einer Erwerbsgenoſſenſchaft erhielten. Dieſer falſche Schachzug läßt ſich ſachlich kaum rechtfertigen, allein er läßt ſich erklären durch die unerquick-

lichen Kämpfe der Konfliktszeit und er verlor jedenfalls für loyale Gemüther den letzten Stachel, als Herr von Bismarck, ſobald ſich die Beſchwerden der Arbeiter großentheils als unbegründet erwieſen, Herrn Reichenheim eine Ehrenerklärung in öffentlicher Kammerſitzung gab. Allein die Fortſchrittspartei reitet noch immer auf der überjährigen Geſchichte herum, wenn es ſich darum handelt zu erklären, wie ſo ihre „geiſtigen" Mittel gegenüber der Sozialdemokratie nicht anſchlugen und ſie hat darüber augenſcheinlich ganz vergeſſen, daß als ihr Max Hirſch fünf Jahre ſpäter in derſelben Gegend von Schleſien jenen Waldenburger Strike anzettelte, der Tauſende von Arbeitern in's tiefſte Elend ſtürzte, eine Deputation der Strikenden ſogar an den Kronprinzen dirigirt wurde, um ſeine Hilfe gegen die Arbeitgeber anzurufen, die nicht nach der Pfeife von Max Hirſch tanzen wollten.

Die Billigkeit gebietet, noch einige neueſte „Beweiſe" zu erwähnen, welche die Fortſchrittspartei für die Deszendenz der deutſchen Sozialdemokratie von dem Fürſten Bismarck eruirt hat. Sie knüpfen ſich allerdings nicht direkt an ſeinen, ſondern an den Namen eines ſeiner verdienſtvollſten Gehilfen. Karl Marx hat von jeher ein beſonders diaboliſches Vergnügen daran gefunden, auf ſein Vaterland zu ſchlagen, wenn er hoffen durfte, es dadurch in ſeiner internationalen Stellung zu blamiren und zu kompromittiren und als Lothar Bucher bei dem Berliner Kongreſſe einen hohen Ehrenpoſten erhielt, veröffentlichte er die Neuigkeit, daß ſein einſtiger Exilsgenoſſe ihm vor dreizehn Jahren im Auftrage des Redakteurs eine Londoner Korreſpondentenſtelle an dem preußiſchen „Staatsanzeiger" angeboten habe. Herr Marx verſchwieg dabei, daß er, wie ſein Famulus Liebknecht — beiſpielsweiſe dieſer für ein Augsburger Organ und er ſelbſt für die „Newyork-Tribüne" — lange Jahre für „Bourgeois"-Blätter thätig geweſen waren und ſomit die Zumuthung, finanztechniſche Berichte für ein weſentlich parteiloſes Blatt zu ſchreiben, jedenfalls kein unerhörtes Attentat auf die Jungfräulichkeit ſeiner kommuniſtiſchen Ueberzeugungen geweſen wäre; auch gab es damals noch keine nach ſeinem Kommando geleitete, ſozialdemokratiſche Partei in Deutſchland. Allein trotz der Evidenz dieſer Thatſachen, und trotz der märchenhaften Inſinuation, daß Fürſt Bismarck den Hebel zur ſozialiſtiſchen Umwälzung des Staats in den Berichten des „Staatsanzeigers" vom Londoner Geldmarkte anſetzen wollte, nahm die fortſchrittliche Preſſe die Fährte auf, welche Marx angeſchlagen hatte und inſzenirte — voran das leitende Parteiblatt, das ſich zugleich der Konfidenzen der Familie Harry Arnim erfreut — eine Hetze gegen Bucher, die immerdar ein kläglichſtes Blatt in der zeitgenöſſiſchen Publiziſtik füllen wird. Was ſich die Diplomaten des Kongreſſes dabei gedacht haben mögen, als tonangebende Blätter der Hauptſtadt einen der eminenteſten Staatsmänner der Epoche einen „Renegaten um Orden und

Digitized by Google

Titel willen" ſchimpften, mögen die Götter wiſſen. Als die „Enthüllung" von Marx bis auf den letzten Tropfen ausgepreßt war, ſpürte man Bucher's Beziehungen zu Laſſalle nach und entdeckte dabei einen Brief, der zwar ſchon jedem Kinde bekannt war, das ſich jemals mit der Entſtehungsgeſchichte der deutſchen Sozialdemokratie beſchäftigt hat, aber in den fortſchrittlichen Blättern als funkelnagelneue Entdeckung prangte. In dieſem Schreiben an die Leipziger Arbeiter, die ihn um ſeinen Rath über die Agitation Laſſalle's gefragt hatten proteſtirt Bucher gegen die Mißhandlungen, die ſein Freund von den Berliner Fortſchrittlern erfahren hatte und verſprach, ſich näher auszulaſſen in einem Vortrage über die Frage, wie ſich die Mancheſterpartei zu dem Weſen jedes Staats und zu den Aufgaben der gegenwärtigen Staaten verhält. Dieſer Brief war neues Material; verſchwiegen wurde dabei, daß das ziemlich diplomatiſch abgeſetzte Dokument von perſönlicher Freundſchaft und natürlicher Sympathie für einen allſeitig bekämpften Mann diktirt war, daß Bucher den Vortrag niemals gehalten hat und daß er, wie Laſſalle ſelbſt wiederholt in ſeinen Briefen bezeugt, mit aller Gewalt das abenteuerliche Unternehmen ſeines Freundes zu hindern geſucht hatte. Endlich hatte man auch daran noch nicht genug und grub das Teſtament Laſſalle's aus, in welchem Bucher mehrfach bedacht iſt. Als die Bucherhetze dieſen Gipfel erreichte, ſchrieb ein ſüddeutſches Blatt, man ſcheine in Berlin den Verſtand verloren zu haben, allein dieſe Anſicht war höchſt irrig; man ſcheint vielmehr in Bayern noch der höchſt antiquirten Anſchauung zu huldigen, daß jeder gute Deutſche mit einigem Reſpekt von den verdienſtvollen Staatsmännern ſprechen ſollte, die um die Wiege des deutſchen Reichs ſtanden.

Merkwürdig übrigens, daß die Artikel der Bucherhetze von ebenſo ſchlechtem Stile wie Geſchmacke zeugten! Nach Schiller's Vers: „Was er weiſe verſchweigt, zeigt nur den Meiſter des Stils" hätten ſie Meiſterſtücke der Styliſtik ſein müſſen, denn im weiſen Verſchweigen waren ſie groß. War Bucher Legatar und Teſtamentsvollſtrecker von Laſſalle, ſo war es der fortſchrittliche Führer Holthoff auch. Schrieb Bucher jenen Brief zu Gunſten Laſſalle's, ſo entwarf der fortſchrittliche Führer Ziegler die Statuten des „Allgemeinen deutſchen Arbeitervereins". Lud Bucher vor dreizehn Jahren Marx zum Korreſpondiren für den „Staatsanzeiger" ein, ſo iſt ſeit langen Jahren ein namhafter kommuniſtiſcher Führer ſtändiger Korreſpondent in politicis am leitenden Organe der Fortſchrittspartei und zwar der Ambaſſadeur der deutſchen Sozialdemokraten bei den franzöſiſchen Kommunards. Neulich hat dieſer Herr eine Broſchüre veröffentlicht über die Kunſt, ſozialdemokratiſche Blätter zu gründen und ſagt darin wörtlich: „Beiſpielsweiſe wäre es nicht rathſam, da ein ſozialdemokratiſches Blatt zu gründen, wo nicht ſchon ſeit längerer Zeit

mindeſtens **ein**, der Fortſchrittspartei oder der bürgerlichen Demokratie dienendes Blatt verbreitet iſt. Die Arbeiter müſſen dieſe Nahrung bereits kennen, um ſich von ihr ab- und einer beſſeren zuzuwenden." Iſt das nicht köſtlich? Aber das leitende Blatt der Fortſchrittspartei bleibt deshalb doch das „ſtärkſte Bollwerk" gegen die Sozialdemokratie, wie es mit dem ganzen Stolze des Spaniers ſagte, als es am 11. Januar 1877 erwachte und die rothe Fahne über dem dritten Theile der deutſchen Hauptſtadt flattern ſah.

Genug von der Fortſchrittspartei! Erhielte ſie die Tête des deutſchen Liberalismus im Kampfe gegen die Sozialdemokratie, dann mag ſich ein gnädiger Himmel unſeres Vaterlandes erbarmen. Menſchliche Hilfe käme zu ſpät.

Berlin, 5. Sept. 1878. **Franz Mehring.**

Ruſſiſche Sozialiſten über die Kaiſerattentate.

Angeſichts der Debatten des Reichstags über das Sozialiſtengeſetz iſt es gewiß von Intereſſe, neben den Aeußerungen der ſozialdemokratiſchen Preſſe in Deutſchland über die Kaiſerattentate, welche die nächſte und dringendſte Veranlaſſung zu jener Vorlage gegeben, auch die Stimmen auswärtiger Sozialiſten zu hören. Denn wenn die deutſchen Anhänger dieſer Richtung bei der Beurtheilung der Verbrechen vom 11. Mai und 2. Juni unter dem Eindrucke der unmittelbar ihnen von den Regierungen her drohenden Gefahr ſtanden und demgemäß ſich verhielten, ſo hatten die fremden Sozialiſten nichts von derſelben zu fürchten, waren alſo nicht genöthigt, wie jene, ihre wahre Herzensmeinung hinter gleißenden Phraſen zu verſtecken. Keine ſozialdemokratiſche Partei aber huldigt extremeren, radikaleren Grundſätzen als die ruſſiſche. Wenn die deutſchen Vertreter des Sozialismus doch wenigſtens eine ſtaatliche Organiſation aufrecht erhalten wollen, nur daß ſie den „Volksſtaat" an die Stelle des gehaßten „Klaſſenſtaats" zu ſetzen trachten, ſo ſtehen die ruſſiſchen Sozialiſten auf dem Boden der rothen Internationale. Vernichtung des Staats, wenn nothwendig durch gewaltſame Umwälzung, Erſatz der bisherigen Ordnung durch die freie Föderation des arbeitenden Volkes nach Orten, Landſchaften, Nationen, das iſt ihr Ideal. Von dieſem Geſichtspunkte aus fällen ſie denn auch ihr Urtheil über die Attentate und die Attentäter, wie nicht minder über die Haltung der deutſchen ſozialdemokratiſchen Preſſe in Bezug auf beide und die Folgen der Verbrechen für die Partei. Wenn dieſe ſich bemühte, jede Mit-

ſchuld von der Partei abzuwälzen, zum Theil noch ehe ihr eine ſolche aufgebürdet worden, war die ruſſiſche Sozialiſtenpreſſe weit entfernt von dieſer Inkonſequenz.

Als eines ihrer hervorragendſten Organe erſcheint die „Obſchtſchina" („die Kommune"), deren Redaktion in Genf ihren Sitz hat, denn in Rußland ſelbſt würde ein Blatt dieſer Art unmöglich ſein. Sie hat ihre Vertretungen außerdem in Paris, Nizza, Bukareſt, Belgrad, Berlin und Prag, nicht weniger ihre Korreſpondenten in allen Ländern, wo die rothe Revolution den Boden der beſtehenden Ordnung unterwühlt. Doch iſt ſie offenbar nicht auf die Wirkung unter den Maſſen des ruſſiſchen Volkes berechnet. Dem würde ſchon ihr Charakter als Monatsſchrift nicht entſprechen, noch weniger die wiſſenſchaftliche Faſſung vieler Artikel. Sie ſucht ihr Publikum unter den Ruſſen der gebildeten Stände, die ja bis jetzt der eigentliche Herd des Nihilismus geweſen ſind. Nicht alſo halbgebildete Demagogen ſind es, welche in den Spalten der „Obſchtſchina" ihre Anſchauungen entwickeln, nicht an die Leidenſchaften roher Maſſen wenden ſie ſich; Männer vielmehr von wiſſenſchaftlicher Bildung ſind ihre Mitarbeiter, und auf Leute derſelben Art wollen ſie wirken. Um ſo greller iſt das Licht, das aus ihren Auslaſſungen auf den ruſſiſchen Sozialismus fällt.

Zwei Artikel widmet die „Obſchtſchina" den Attentaten auf unſern Kaiſer. Der eine, im Maiheft, in den erſten Tagen des Juni geſchrieben, als eben die Depeſche über das zweite Attentat eingelaufen war, beſchäftigt ſich ausſchließlich noch mit dem Verbrechen Hödel's und beobachtet im Ganzen noch eine verhältnißmäßig reſervirte Haltung. Mit voller Leidenſchaft dagegen, mit einem Fanatismus ſondergleichen führt der Verfaſſer des zweiten Artikels (im Doppelheft für Juni und Juli) das Wort, indem er beide Attentate zuſammenfaßt und beide beurtheilt.

Wir führen zunächſt aus dem erſten die Hauptgedanken an. Nachdem der Autor ausführlich und in ruhigem Tone das Vorleben und den Charakter des Verbrechers beſprochen, dabei übrigens zum Theil geſtützt auf den Bericht eines Leipziger Korreſpondenten, der mit Hödel perſönlich bekannt geweſen, und vollkommen richtig jene Sucht eine große Rolle zu ſpielen, von ſich reden zu machen, die bei dem Unſeligen ja bis zum letzten Augenblicke ſich gezeigt, hervorgehoben hat, betont er nachdrücklich, daß, wenn auch der nun aufgelöſte Reichstag das Sozialiſtengeſetz abgelehnt habe, doch damit die Lage der ſozialdemokratiſchen Partei in Deutſchland nicht im Mindeſten gebeſſert ſei. Denn allerorten habe die ſchärfſte „Verfolgung" der ſozialiſtiſchen Preſſe und der ſozialiſtiſchen Führer begonnen. Die Liſte der Belege dafür beweiſt in der That fleißiges Studium der deutſchen Organe der Partei und wohl auch eine große Ausdehnung der Korreſpondenz. Trotzdem ſieht der Verfaſſer darin an ſich

keine ernſte Gefahr für die ſozialiſtiſche Sache in Deutſchland; nur ihrer bisherigen Taktik drohe eine ſolche, ein werthvolles Geſtändniß, das diejenigen beachten möchten, die jedes Ausnahmegeſetz von vornherein kurzweg für nutzlos erklären. Und nun die Folgerung, welche der Ruſſe daraus für das zukünftige Verhalten ſeiner deutſchen Geſinnungsgenoſſen zieht, den freundſchaftlichen Rath, den er ihnen dafür an die Hand giebt. „Wir denken, ſchreibt er, daß dieſe Folgen des Ereigniſſes neues Leben in die ſozialiſtiſche Partei in Deutſchland bringen werden; ſie drängen die energiſcheren und ehrlicheren Leute aus ihrer Mitte auf einen mehr revolutionären Weg. Das Attentat, welches alle Grillen der Parteichefs von friedlich-parlamentariſchen Mitteln über den Haufen geworfen hat, wird dazu dienen, mit einem Schlage den fortgeſchritteneren Theil des deutſchen Volkes auf eine höhere Stufe der Entwicklung zu führen. Wir erkennen die bisherigen Verdienſte der jetzigen ſozialdemokratiſchen Führer, Dank welchen in Deutſchland eine ſo ausgedehnte Bewegung entſtanden iſt, vollkommen an; aber das darf uns nicht hindern zu bekennen, daß wenn ſie die logiſchen Konſequenzen ihres Programms (nämlich der friedlichen Propaganda auf geſetzlichem Boden) zu Ende führten, ſie die fernere revolutionäre Entwickelung des deutſchen Volkes verhindern oder zum wenigſten verzögern würden."

Der Artikel bedarf wahrlich keines Kommentars. Zu offner Erhebung ruft er die deutſchen Sozialiſten auf, um den Gefahren, die ihrer bisherigen Taktik infolge der Kaiſerattentate drohen, zuvorzukommen, da ſie mit den bis jetzt angewandten Mitteln nicht zu überwinden ſeien. Ueber Hödel's Verbrechen ſelbſt fällt nicht ein Wort des Abſcheus; ſtillſchweigend wird es vielmehr als ſehr erklärlich betrachtet, wenn auch nicht direkt vertheidigt oder gar gerechtfertigt.

Von einer ſolchen Zurückhaltung des Urtheils iſt bei dem Mitarbeiter der „Obſchtſchina", der den zweiten Artikel über denſelben Gegenſtand ſchrieb und mit ſeinem vollen Namen (Dmitrij Klemenz) unterzeichnete, keine Spur mehr zu finden: aus jeder Zeile ſpricht hier ein leidenſchaftlicher Fanatismus.

Gleich der Eingang ſeines Aufſatzes iſt dafür charakteriſtiſch. Um die angebliche Unnatur unſrer gegenwärtigen Zuſtände in's hellſte Licht zu ſetzen, ſtellt er der verhältnißmäßigen Gleichgiltigkeit, mit welcher Europa die ſchrecklichen Menſchenopfer des ruſſiſch-türkiſchen Krieges aufgenommen habe, die ungeheure Erregung durch die Berliner Attentate gegenüber: dort ſeien Tauſende und Abertauſende gefallen, hier ein Einziger verwundet worden! Wie er dieſen „Einzigen" charakteriſirt, das iſt in einem deutſchen Blatte nicht mittheilbar. Natürlich erſcheint ihm nun die leidenſchaftliche Trauer und Entrüſtung, welche unſer Volk bei jenem beiſpielloſen Verbrechen empfand und zum Ausdruck brachte, als Servilismus — ſo völlig unzugänglich der einfach-

ſten Empfindung hat ihn der Fanatismus gemacht —, die Strenge, mit welcher die Regierung nun gegen die Sozialdemokratie vorging, ſei veranlaßt lediglich durch die Angſt vor dem Zuſammenbruche ihrer nur auf die Bayonnette gegründeten Gewalt. Triumphirend ruft er aus: „Es bedurfte einer einzigen „kühnen“ Hand, eines einzigen „entſchloſſenen“ Menſchen, um der Welt die ganze Hohlheit dieſer Gewalt zu zeigen!“ Schon in dieſen Worten liegt ein ganzes Urtheil über die Attentate und die Attentäter. Doch Herr Dmitrij Klemenz iſt keiner von den „Halben“, die mit halben Worten reden; er entwickelt ſeine Anſchauung über Hödel zunächſt in Sätzen, die wir unverkürzt wiedergeben wollen. „Giebt es, fragt er, vorwurfsvoll an ſeine deutſchen Parteigenoſſen ſich wendend, in Deutſchland nicht Hunderte, nicht Tauſende von Arbeitern, welche durch Armuth zur Verzweiflung, zur bitteren Nothwendigkeit des Diebſtahls geführt werden? Aber aus allen den Hunderten und Tauſenden ſolcher Arbeiter wurde Hödel allein auserwählt. Giebt es nicht genug Arbeiter in Deutſchland, welche von einem Vereine zum andern, von einer Partei zur andern hinübergehen, weil ſie niemals befriedigt werden? Aber nur Hödel fand in ſich die genügende Kraft, um ſein Leben zu riskiren. Endlich giebt denn ein laſterhaftes Leben in der Vergangenheit den Schlüſſel zur Erklärung von Schritten, wie das Attentat vom 11. Mai? Machen etwa Mangel an feſten Ueberzeugungen und geiſtiger Bildung, deſſen man Hödel beſchuldigt, einen Menſchen dazu geeignet, ſich ſelbſt zum Opfer zu bringen? Man vergißt, daß ein Menſch, der, ſei es nur auf eine Minute, ſei es nur unter dem Einfluſſe der Leidenſchaft oder nervöſer Aufregung ſich entſchließt, ſich zum Opfer zu bringen und vor dieſem Entſchluſſe nicht zurückſchreckt, auf keinen Fall nur „ein armer Teufel“, ein Schurke, ein Lumpenkerl“ *) ſein kann, ſondern entweder ein Held oder ein Wahnſinniger ſein muß.“

Mit gleich unqualifizirbarer „Offenheit“ der Sprache und Stumpfheit des ſittlichen Gefühls läßt ſich ſodann der Verfaſſer über Nobiling aus. Auch hier iſt eine wörtliche Ueberſetzung allein geeignet, dieſe für jeden Nichtſozialiſten unfaßbare Geſinnung zu veranſchaulichen.

„Auf Hödel's Spur — ſo beginnt Herr Klemenz — erſcheint die grandioſe Figur Nobiling's. Dieſer Menſch iſt aus einem Metalle mit Orſini, Karakoſow **) und andern großen Männern und Rächern der geknechteten Menſchheit gegoſſen. Aus allen Nachrichten über ihn wird deutlich ſichtbar, daß dies ein volksthümlicher, hiſtoriſcher Charakter war. Ein eigenartiger Menſch im vollen Sinne des Wortes, hat er keiner Partei angehört. Er arbei-

*) Die Worte ſind deutſch, weil Zitate aus deutſchen Sozialiſtenblättern.

**) Der am 12. April 1866 auf Kaiſer Alexander von Rußland ſchoß.

tete bei Roſcher und Böhmert, las ultramontane und ſozialdemokratiſche Zeitungen, ging überall ſeinen ſelbſtändigen Weg. Stolz, zurückhaltend und zugleich freundlich, namentlich mit Leuten der Arbeiterklaſſe, gehörte er zur Zahl derjenigen Leute, mit welchen man einige Jahre bekannt, ja befreundet ſein kann, ohne zu vermuthen, daß ein ſiedender Vulkan in ihnen ſteckt, der immer aufwallt und einen Weg nach außen ſucht. Als Nobiling ſeinen heroiſchen Entſchluß überdacht, brachte er ihn ohne Schwanken zur Ausführung als kaltblütiger Fanatiker, als ein Menſch, der auf Alles vorbereitet iſt und von ſeinem Entſchluſſe nicht abgeht. Nach dem Schuſſe, nach der furchtbaren nervöſen Aufregung, in welcher er ſich befinden mußte, läßt er die Hand nicht ſinken, giebt weder der Schwäche noch der Apathie, noch der Ermüdung nach, die doch in einer ſolchen Minute ſo natürlich war. Das Volk ſprengt ſeine Thür; Nobiling iſt entſchloſſen, ſein Leben theuer zu verkaufen, und wirklich fällt er nicht lebend (?) in die Hände der Feinde. — Wenn man die Erzählung von der letzten That Nobiling's hört, dann fühlt man, wie ſich plötzlich die volksthümliche, ſittliche Kraft dieſes Menſchen Bahn bricht, der in tiefem Geheimniß ſeine innere Welt verbarg." —

Nach dieſer Glorifizirung des Verbrechers kann das Verbrechen ſelbſt natürlich nur den entſchiedenſten Vertheidiger in dem Mitarbeiter der „Obſchtſchina" finden. An ſich erklärt er gegen jeden Angriff auf das Leben eines Menſchen zu ſein, aber er hält es für unmöglich, dergleichen aus der Welt zu ſchaffen, ſo lange die europäiſche Welt die Todesſtrafe feſthalte und Maſſenhinrichtungen wie die der Pariſer Kommunards auf der Ebene von Satory beifällig begrüße. „Gebt uns," fährt er emphatiſch fort, ſich an die Regierungen wendend, „gebt uns unſere Brüder heraus, die in den Zentralgefängniſſen von Frankreich und Rußland gequält werden, gebt uns unſere Genoſſen aus Neu-Kaledonien und Sibirien zurück! Hört auf, uns wie wilde Thiere deshalb zu verfolgen, weil wir weder unſere Brüder noch unſere Ueberzeugungen preisgaben. Endet die Maſſenmorde in den Fabriken und Bergwerken, befreit den Arbeiter von der Nothwendigkeit, im 25. Lebensjahre zu ſterben (!) um der Befriedigung Eurer ungeheuren Bedürfniſſe willen. Dann werden wir bereit ſein, jeden Angriff auf das Leben eines Menſchen als eine Barbarei zu erklären. Aber ohne dies werden alle humanen Reden und Mitleidsäußerungen von unſerer Seite nur eine einzige ſchöne, hohle Phraſe ſein, an die Niemand glaubt, und am allerwenigſten unſere Feinde!"

Dieſe unzweifelhaft richtige Schlußfolgerung iſt vornehmlich an die Adreſſe der deutſchen „ſogenannten" ſozialiſtiſchen Preſſe gerichtet. Denn deren Bemühungen, die Verantwortung für die Verbrechen vom Mai und Juni von ſich abzuwälzen, überſchüttet der ruſſiſche Nihiliſt mit Hohn und Spott. Er

erklärt ſie zunächſt für abſolut ſinnlos, da eine Partei, welche über 500,000 Menſchen zähle, unmöglich für jeden einzelnen derſelben verantwortlich gemacht werden könne, und überdies jedem, der die Prinzipien der deutſchen Sozialiſten kenne, oder gar ihnen huldige, hinreichend bekannt ſei, daß ſie zu ihrem Ziele nur auf dem Wege friedlicher, geſetzmäßiger Propaganda zu gelangen hoffen, alſo jede Gewaltthat verabſcheuen (!). Aber er hält ſie auch für durchaus wirkungslos, da die Gegner niemals in ruhiger Zeit ſolchen Verſicherungen Glauben geſchenkt hätten, es alſo noch viel weniger jetzt thun würden. Geradezu ſeine Entrüſtung aber hat die Art und Weiſe herausgefordert, mit welcher die deutſchen Sozialiſtenblätter die beiden Attentäter mit Vorwürfen und Anklagen aller Art überhäuft hätten. „Wir begreifen, ruft er aus, daß die ſtaatlich-ſozialiſtiſche*) Partei, die Partei der friedlichen Thätigkeit auf geſetzlichem Boden, die Partei der methodiſchen Thätigkeit, welche ſich bemüht, den ganzen Gang des Kampfes der Arbeit mit dem Kapital in einen bei Zeiten vorgezeichneten Rahmen zu bringen, auf die Ereigniſſe unter den Linden nur ſehen konnte wie auf ein Hemmniß ihrer Arbeit, wie auf einen Knüppel, der ihr in die Räder geworfen wurde. Aber wir haben durchaus nicht erwartet, daß die deutſche Sozialiſtenpreſſe uniſono mit der Bourgeoiſie**) mit beſonderem Eifer ſich daran machen würde, zwei Männer mit Schmutz zu bewerfen, bei deren einem das Leben nur an einem Haare hängt, während der andere dem Tode auf dem Schaffot zum Ruhme der Gewalt, des Staates und des Geſetzes nicht entgehen kann!“ —

Niemals ſind der deutſchen Sozialdemokratie und ihrer Preſſe berechtigtere Vorwürfe gemacht worden. Als die Kunde von dem Verbrechen zweier ruchloſen Geſellen jeden fühlenden Menſchen im Innerſten erſchütterte und empörte, als der tiefberechtigte Zorn von Millionen Deutſcher ſich gegen die Sekte kehrte, welche die Pariſer Kommune verherrlichte und die That der Wjera Saſſulitſch als eine Heldenthat pries, da beeilten ſich die ſozialiſtiſchen Blätter jede Verantwortung abzulehnen. Der ruſſiſche Nihiliſt, frei von den praktiſchen Rückſichten, die jene feſſelten, hat den Muth, die Konſequenzen aus Lehren zu ziehen, zu welcher auch die deutſchen Sozialdemokraten ſich bekennen. Beruht wirklich die gegenwärtige Ordnung der Dinge auf der geſetzloſen Uſurpation einer herrſchenden Minderheit, dann iſt jedes Mittel zu ihrem Sturze erlaubt, dann iſt der, der mit Gewalt eine auf Gewalt begründete Macht zu vernichten verſucht, der deshalb Hand anlegt an ihre Vertreter, ein Held und kein Verbrecher.

*) Im Gegenſatz zu der anarchiſchen rothen Internationale.

**) Es iſt bezeichnend, daß den Ruſſen ſo gut wie uns Begriff und Sache gleichmäßig fehlen und ſie dafür das fremde Wort einfach herübernehmen (burshuasija).

Das deutſche Volk und ſeine Repräſentanten ſind alſo vollauf berechtigt, die deutſchen Sozialiſten für Unthaten verantwortlich zu machen, die ſie von ſich abzuwälzen ſuchten, die aber ein Fremder auf Grund derſelben ſozialiſtiſchen Anſchauung als Heldenthaten preiſt.

Otto Kaemmel.

Die erſte Woche des deutſchen Reichstags.

Mit der ſeit vielen Jahren ſtärkſten Präſenzziffer (von 271 Mitgliedern), iſt der Reichstag am 9. d. M. zu ſeiner erſten Sitzung zuſammengetreten. Schon dieſe Thatſache darf als ein erfreuliches Anzeichen dafür angeſehen werden, daß auf allen Seiten der neugewählten Verſammlung der hohe Ernſt und die große Wichtigkeit der Aufgaben erkannt wird, welche den Reichstag während dieſer außerordentlichen Seſſion beſchäftigen ſollen.

Schon vor dem Zuſammentritte des Reichstags hatte die offiziöſe Provinzial-Korreſpondenz am Schluſſe eines Artikels über „die Aufgabe“ dieſer Reichstagsſeſſion geſagt: „daß eine Reaktion im wahren Sinne, d. h. der Verſuch, geſchweige denn der dauernde Wille, dem wahren Bedürfniß der nationalen Entwickelung entgegenzuhandeln, ein unmöglicher Gedanke iſt, dieſe Ueberzeugung ſoll die deutſche Nation in dem Augenblicke, wo ein ſchweres Uebel durch fernere Vernachläſſigung zum Unheil heranzuwachſen droht, aus dem Vertrauen zu ſich ſelbſt ſchöpfen.“ Dieſe Erklärung wäre zwei Monate früher vom heilvollſten Einfluſſe auf die Wahlen geweſen. Sie hätte gehindert, daß alle Reichsfeinde aus den prahleriſchen Worten, mit welchen vor den Wahlen die deutſch-konſervativen Organe und ſelbſt ein Theil der Regierungsblätter, der ganzen modernen Freiheit der deutſchen Geſetzgebung den Krieg bis aufs Meſſer erklärten, den größten Vortheil zogen, und dadurch die Reihen der abſoluten Gegner des Sozialiſten-Geſetzes, der Ultramontanen, Welfen, Demokraten u. ſ. w. auf Koſten der nationalen Elemente um dreißig bis vierzig Sitze verſtärkten. Dennoch bilden jene nationalen Elemente, welche das Heil des Vaterlandes über Alles ſtellen, und ſich nicht beirren laſſen durch Fraktionsvorurtheile, durch doktrinäre Liebhabereien und perſönliche Verſtimmungen oder Kränkungen auch jetzt noch, wir ſind deſſen überzeugt, die Mehrheit im deutſchen Reichstage. Sie werden bei der Prüfung, welche die Thronrede dem Reichstag vertrauensvoll überträgt: „ob das beſtehende Recht genügende Handhaben zur Unſchädlichkeit jener Beſtrebungen bietet, deren dem Reiche und der ganzen bürgerlichen Geſellſchaft drohende Gefahr durch ein erneutes Verbrechen

mehr und mehr zum allgemeinen Bewußtſein gebracht“ worden iſt, mit der Thronrede ſich dahin entſcheiden müſſen, „daß es außerordentlicher Maßregeln bedarf, um der weitern Ausbreitung des eingeriſſenen Uebels Einhalt zu thun und den Boden für eine allmälige Heilung zu bereiten“. Mit Recht ſpricht am Schluſſe die Thronrede „die Zuverſicht“ aus, „daß die neugewählten Vertreter der Nation die Mittel nicht verſagen werden, welche nothwendig ſind, um die friedliche Entwickelung des Reiches gegen innere Angriffe ebenſo ſicher zu ſtellen, als gegen äußere“. Wir hoffen, an der Bereitwilligkeit zur Gewährung wird es der Reichstag um ſo weniger fehlen laſſen, als auch vom Thron herab die Verſicherung des halbamtlichen Blattes wiederholt worden iſt, daß die verbündeten Regierungen „feſthalten an der Auffaſſung, daß die zu wählenden Mittel die ſtaatsbürgerliche Freiheit im Allgemeinen zu ſchonen und nur dem Mißbrauch derſelben entgegenzuwirken haben, mit dem eine verderbliche Agitation die Grundlagen unſeres ſtaatlichen und Kulturlebens bedroht“.

Von der Wichtigkeit dieſer Hauptfrage, deren Entſcheidung dem Reichstag obliegt, und über welche die Generaldebatte vorausſichtlich bereits abgeſchloſſen ſein wird, wenn dieſe Zeilen an die Oeffentlichkeit gelangen*), treten die Angelegenheiten weit zurück, welche den Reichstag in ſeiner erſten Woche beſchäftigten. Namentlich gilt dies von der Präſidentenwahl, obwohl ja nicht geleugnet werden ſoll, daß dieſer Wahlakt bei einem neugewählten Parlament immer einen intereſſanten Kraftmeſſer für die äußere und innere Stärke der einzelnen Parteien abgibt, und daß der Sieg, den in dieſem Wahlgang die nationalen Parteien über das Zentrum erfochten, von großem moraliſchem Werthe iſt. Es hätte uns vor der ganzen Welt blosgeſtellt, wenn ein ultramontaner Vizepräſident gewählt worden wäre. Es war daher durchaus richtig, daß alle nationalen parlamentariſchen Fraktionen jedes Kompromiß mit dem Zentrum bei der Präſidentenwahl ablehnten. Ebenſo natürlich war andrerſeits das Kompromiß derſelben Fraktionen über die Wahl des trefflichen erſten und zweiten Vizepräſidenten und die Ablehnung der Forderung der Deutſchkonſervativen, dieſen den erſten Vizepräſidenten zuzugeſtehen. Ihrer Stärke nach hätte ja dieſe Partei Anſpruch auf dieſen Ehrenſitz erheben können. Nicht aber nach ihrer politiſchen, namentlich nicht nach ihrer nationalen Haltung. Die deutſchkonſervative Partei iſt das unnatürlichſte Konglomerat von Anſichten, welches jemals in einer deutſchen Fraktion vereinigt worden iſt. Neben Männern von zweifelloſeſtem Patriotismus und den größten Verdienſten um unſere nationale Entwickelung ſitzt eine große Maſſe rein reaktionärer, rein antinationaler Geiſter, welche die unſauberſten agrariſchen, junkerlichen und welfiſchen Blätter, und das ſcham-

*) Das iſt der Fall. Das Geſetz wurde am 17. d. nach Schluß der Generaldebatte an eine Kommiſſion von 21 Mitgliedern überwieſen. D. Red.

Digitized by Google

loſeſte und nichtswürdigſte von allen, die Dresdner „Neue Reichszeitung“, mit Behagen lieſt und von dem Sächſiſchen deutſchkonſervativen Blatte z. B. darüber ſich belehren läßt, daß ein Kompromiß der Deutſchkonſervativen mit den Ultramontanen das Heil Deutſchland's herausführen werde. Alle Reichsfreunde müſſen wünſchen, daß dieſem Rathe des auch in ſeinen giftigſten und undeutſcheſten Aeußerungen von den Deutſchkonſervativen Sachſen's noch nie verleugneten Parteiblattes recht bald gefolgt werde. Für die Regierungen wie für die Nation wäre dann die Maske abgelegt, mit welcher viele der deutſchkonſervativen Macher bei den Wahlen argloſe, nationalgeſinnte Wähler einzufangen ſuchen. Der Reichsfeind träte dann naturgemäß zum Reichsfeind, wie dies im preußiſchen Abgeordnetenhauſe ſchon einmal bei Bildung einer neukonſervativen Fraktion geſchehen; der wahrhaft konſervative, wahrhaft reichstreue Mann dagegen ſonderte ſich ab von einer Geſellſchaft, durch deren Berührung er nur verlieren kann. Vielleicht ſind die Tage nicht fern, wo ſich dieſe heilſame Scheidung vollzieht.

Daß die hochverdienten früheren Präſidenten, welche der nationalliberalen Partei angehören, Forckenbeck und Stauffenberg, als ſolche wiedergewählt ſind, iſt vom Standpunkte der parlamentariſchen Geſchäftsführung aus natürlich nur mit Freuden zu begrüßen. Als ſpezieller Fraktionsſieg aber würde dieſer nur dann von beſonders glücklicher Verheißung für die noch ſchwebende Hauptfrage ſein, wenn die nationalliberale Fraktion ſich in dieſer wichtigen Frage — einer der wichtigſten, welche jemals die deutſche Reichsvertretung beſchäftigt hat — mit derſelben Energie und Geſchloſſenheit zu einigen verſtünde, wie in ſolchen reinen Etiquettenfragen, bei welcher in der Hauptſache nur aus Fraktionseitelkeit geſchloſſen geſtimmt wird. Leider iſt indeſſen, wie unten gezeigt werden wird, bis jetzt wenig Hoffnung vorhanden, daß die nationalliberale Partei der neuen Sozialiſtenvorlage gegenüber einmüthig votiren werde.

Auch die Interpellation und Debatte über den Untergang des „Großen Kurfürſten“, die am Freitag den 13. September in Szene ging, iſt nicht geeignet geweſen die Aufmerkſamkeit von der Hauptaufgabe des Reichstag weit abzulenken, um ſo weniger, da dieſe Verhandlung eine genauere Aufklärung über die Urſachen dieſes ſchweren nationalen Unglückes nicht gegeben hat und auch nicht geben konnte, ſeitdem die Frage nach den Urſachen dieſer Kataſtrophe in das Stadium der kriegsgerichtlichen Unterſuchung getreten iſt. Wir halten daher auch das Verlangen des Abgeordneten Hänel nach Veröffentlichung einiger der Haupturkunden, welche dem künftigen Richterſpruch zur Grundlage dienen dürften, ebenſo wie die Zuſage des Marineminiſters, daß er ſich für dieſe Mittheilung verwenden wolle, der jetzigen Sachlage wenig angemeſſen. Soviel ſcheint leider aus den Bemerkungen des Miniſters ſchon jetzt unzweifelhaft,

daß eine gewiſſe Unklarheit oder Weite der bisherigen Vorſchriften über die Fahr-Diſtanz unſrer Marine, vielleicht auch eine zu große Berückſichtigung der ſoldatiſchen, eine zu geringe der nautiſchen Ausbildung unſrer Seemannſchaften und -Offiziere Schuld an jener furchtbaren Kataſtrophe trug, deren voller Schrecken nur dadurch übertäubt wurde, daß gleichzeitig die Kunde von der Unthat Hödel's, wenige Wochen ſpäter die Nachricht von dem noch ſchaudervolleren Mordverſuch Nobiling's das deutſche Reich durchzitterte und monatelang in ſchmerzlicher Spannung erhielt. So tritt auch noch heute das Intereſſe an der Frage, wie jener Unfall geſchehen konnte, wie ähnlichen in Zukunft vorzubeugen ſei, zurück vor der andern: wie jene Partei raſch und gründlich ausgerottet werden könne, aus deren Lager die beiden Mordbuben aufſtanden. Ueber jene Frage darf die Nation in Ruhe den bevorſtehenden Richterſpruch, das Urtheil ſachverſtändiger Männer abwarten. Die Ausrottung der Sozialdemokratie aber hat ſie ſofort durch ihre erwählten Vertreter ſelbſt in die Hand zu nehmen.

Der jetzige Sozialiſtengeſetz-Entwurf der verbündeten Regierungen unterſcheidet ſich ſehr vortheilhaft von dem Mai-Entwurf. Dieſe Blätter haben ſich ſchon für Annahme des früheren Entwurfs — etwa mit den Modifikationen, die ſpäter das Amendement Gneiſt-Beſeler enthielt — ausgeſprochen. Es bedarf daher nicht der Verſicherung, daß ſie dem jetzigen Entwurfe in der Hauptſache freudig zuſtimmen. Genau beſtimmt ſind diesmal die gemeingefährlichen Beſtrebungen, welche durch den Geſetzentwurf getroffen werden ſollen, wenigſtens genau für jeden, der die Geſchichte und die offiziellen Parteiprogramme der deutſchen Sozialdemokratie kennt. Wenn das Lasker'ſche Organ, die B. A. C. dieſe Beſtrebungen im §. 1. des Geſetzentwurfs nicht genau definirt findet und „eine Definition vermißt, welche der Rechtsbehandlung fähig iſt," ſo wird es Zeit für Herrn Lasker, ſich von dieſem Organ und namentlich von dieſem Artikel deſſelben öffentlich loszuſagen, wenn er fernerhin den Anſpruch auf den Namen eines nationalen und praktiſchen Politikers machen will. Was ſozialdemokratiſche und kommuniſtiſche Beſtrebungen ſind, weiß jeder, der ſich überhaupt mit dieſer vaterlandsloſen Umſturzpartei, ihren Blättern, ihren Schriften, Reden und Beſchlüſſen beſchäftigt hat. Wenn das Organ des Herrn Lasker hierfür die rechtliche Definirbarkeit vermißt, ſo macht uns dieſer Einwand ungefähr denſelben Eindruck wie das Plaidoyer des advocatus diaboli in alten Zeiten. Nur war der Rechtsbeiſtand Sr. Sataniſchen Majeſtät betreffs des guten Glaubens ſeiner Ausflüchte und Rechtbehelfe bei weitem günſtiger geſtellt als das Organ des Herrn Lasker, inſofern nämlich als jener das leibhaftige Auftreten des Gottſeibeiuns, dem man an den Kragen wollte, immerhin in beſcheidenen Zweifel ziehen konnte, während uns die ſchamloſen Thaten und Beſtrebungen

Digitized by Google

und das Wachsthum der deutſchen Sozialdemokratie klar vor Augen ſtehen und einfach zur Nothwehr zwingen, wenn wir Staat- und Geſellſchaftsordnung retten wollen. Wer unter ſolchen Verhältniſſen erklärt, er könne die Beſtrebungen dieſer Partei rechtlich nicht definiren, der erklärt ſich in unſern Augen bankerutt als Politiker wie als Geſetzgeber.

Wir finden in dem neuen Geſetzentwurf zu unſerer Freude auch alle die Hinterthüren verſchloſſen, durch welche die Sozialdemokratie dem Arm der Vergeltung zu entrinnen ſich anſchickte. Wir halten nicht minder alle die Beſtimmungen des Entwurfes, welche bezwecken, die Vereine, Verſammlungen, Preßorgane, Flugſchriften, Kaſſen ꝛc. der Sozialiſten einfach unſchädlich zu machen und aufzuheben, ehe ſie Schaden ſtiften können, für ausreichend und durch die Nothlage begründet. Die Motive enthalten hierüber eingehende Nachweiſe. Es iſt wahrhaft komiſch, immer wieder den Popanz der ſogen. „Ausnahmegeſetzgebung“ dagegen aufſtellen zu ſehen. Kein Menſch kann uns überhaupt eine vernünftige Definition von „Ausnahmegeſetzung“ geben — am wenigſten etwa der ſächſiſche Rechtskandidat a. D. Herr Karl Wartenburg in Gera, der die größte Entrüſtung offenbarte, als dieſe Anſicht zum erſten Mal im Mai d. J. in d. Bl. aufgeſtellt wurde. Jedes Geſetz, welches den Bürger zu einer öffentlichen Pflichterfüllung zwingt, iſt ein „Ausnahmegeſetz“ in dem Sinne, wie dieſe Art von Preßjuriſten das Wort aufſtellt; denn jedes dieſer Geſetze verkümmert vom Staate verfaſſungsmäßig anerkannte Rechte und Freiheiten des Einzelnen. Alle ſolche Geſetze ſagen wir: vom Reichskriegsdienſtgeſetz an bis zu jedem Expropriationsgeſetz und jedem lokalen Bauregulativ. Ohne „Ausnahmegeſetze“ im Wortſinne jener Herren iſt überhaupt keine bürgerliche, keine ſtaatliche Pflichterfüllung denkbar. Warum ſollen wir nun allein gegen die geſchworenen, rückſichtsloſeſten Feinde unſrer Geſellſchaft die nothwendige Ausnahme von gemeiner Freiheit nicht zulaſſen? Wir ſollen ſie nur vom „gemeinen Recht“ aus bekämpfen, wendet man ein. Die Motive zur Regierungsvorlage führen mit Glück aus, wie wenig dieſes „gemeine Recht“ zur Niederhaltung der ſchon nach dem „gemeinen Recht“ ſtrafbaren Handlungen der Sozialdemokratie ausreicht. Ein flagrantes Beiſpiel aus der Praxis mag dieſen Erfahrungsſatz beleuchten. In unſerm Strafgeſetzbuch ſteht bekanntlich ein Paragraph, welcher vorſchreibt, daß bei mehrfachen nacheinander begangenen Strafhandlungen eines Thäters eine Geſammtſtrafe ausgeworfen werden ſolle, welche in ihrer Summe niedriger ſein ſoll als die Summe aller Einzelſtrafen, welche die einzelnen Strafthaten an ſich treffen würden.* Dieſer Paragraph bietet einzelnen beſonders begabten ſozialiſtiſchen Kämpfern gegen das Strafgeſetzbuch die geſetzliche Handhabe, niemals zum Sitzen zu kommen, indem ſie ſtets, kurz vor rechtskräftiger Entſcheidung der anhängigen Strafſache, ein neues Delikt begehen, welches ein „Zuſatzerkenntniß“ erfordert. Die öffentliche Sittlichkeit kann nicht ſtärker beleidigt werden, als durch ſolche aller Rechtsordnung Hohn ſprechende Erfahrungen. Auch die neueſten Vorkommniſſe beim ſozialiſtiſchen Kongreß in Paris zeigen, daß die praktiſchen „republikaniſchen“ Franzoſen uns in ihrer Geſetzgebung mit gutem Beiſpiel vorangegangen ſind.

Von vielen Seiten wird der Einwand gegen das Geſetz erhoben, es ſolle nur vorübergehend, auf eine beſtimmte Zeitdauer erlaſſen werden. Wir müſſen uns auf das entſchiedenſte gegen dieſen Vorſchlag erklären. Ein Geſetz auf Zeit ſcheint uns nur angebracht bei Maßregeln, welche in Folge eines Nothſtandes getroffen werden, deſſen Ende mit mathematiſcher Gewißheit vorher zu beſtimmen iſt, ſo z. B. bei Finanzmaßregeln u. dergl., die zur Bewälti-

Digitized by Google

gung einer ſchweren politiſchen oder elementaren Kataſtrophe getroffen werden und deren ratio legis wegfällt, ſobald ihre Aufgabe erfüllt iſt. Anders bei dieſem Geſetze. Wohl erwarten wir beſtimmt davon, daß es die ſozialiſtiſche Partei und Agitation, wie ſie heute in Deutſchland beſteht, vernichtet, daß es die ſozialiſtiſchen Führer ſammt und ſonders über die Grenze treibt, nicht aus geſetzlichem Zwang, ſondern weil ihr böſes Treiben in Deutſchland nicht mehr möglich iſt und damit den Meiſten von ihnen die materielle Exiſtenz entzogen wird, und endlich weil dieſe Führer nur da Muth haben, wo der Staat Furcht vor ihnen hat. Aber ſo ſicher als wir dieſe durchgreifenden glücklichen Erfolge von dem neuen Geſetz erwarten: iſt denn damit irgendwie geſagt, daß wir nicht dieſelben Erfahrungen, die wir in den letzten fünfzehn Jahren mit der deutſchen Sozialdemokratie gemacht haben, noch einmal durchleben werden, ſobald wir das künftige Sozialiſtengeſetz außer Kraft ſetzen. Heißt es nicht dem Gegner muthwillig die beſte Waffe zu ſeiner Behauptung trotz des Geſetzes, die troſtreichſte Verheißung an ſeine Getreuen überliefern, wenn wir dem Sozialismus im Voraus die Friſt beſtimmen, binnen welcher die einfache Mehrheit des Reichstags das Sozialiſtengeſetz wieder aufheben kann. Heißt das nicht, dem Gegner beſonderen Anreiz zu den kräftigſten Anſtrengungen bei jeder neuen Wahlbewegung u. ſ. w. geben? Und wiſſen wir im Voraus, wie nach Ablauf jener Friſt die Majorität unſrer Volksvertretung ausſieht, wenn das Zentrum, die Welfen, die Deutſchkonſervativen ſich etwa im bisherigen Maße weiter verſtärken ſollten? Die alten Berner Patrizier verbannten ihre Staatsverbrecher auf hundert und ein Jahr, weil ſie ſie verfaſſungsmäßig lebenslänglich nicht verbannen durften. Wir bedürfen dieſer ironiſchen Faſſung nicht. Wir ſind durch nichts behindert, das Nothwendige zu thun: die Sozialdemokratie für immer von den Marken unſeres Reiches fern zu halten. Mit dieſer Nothwendigkeit iſt ein befriſtetes Geſetz unvereinbar. Was dem Jeſuiten recht iſt, iſt dem Sozialiſten billig.

Wir haben nur Eins an dem Geſetze zu tadeln: daß ein beſonderer Ausſchuß des Bundesrathes die Beſchwerdeinſtanz bilden ſoll. In dieſer Hinſicht verdient der preußiſche Entwurf bei weitem den Vorzug. Die jetzige Faſſung iſt lediglich auf ein partikulariſtiſches Majoritätsvotum im Bundesrath zurückzuführen. Wir kommen auf dieſen Punkt eingehender zurück.

μ.

Literatur.

Zöckler, Geſchichte der Beziehungen zwiſchen Theologie und Naturwiſſenſchaft mit beſondrer Rückſicht auf die Schöpfungsgeſchichte. Erſte Abtheilung. Von den Anfängen der chriſtlichen Kirche bis auf Newton und Leibnitz. Erſte und zweite Hälfte. Gütersloh. L. Bertelsmann 1877.

Unter den proteſtantiſchen Theologen der Gegenwart war keiner ſo befähigt wie Zöckler, eine Geſchichte der Beziehungen zwiſchen Theologie und Naturwiſſenſchaften zu ſchreiben. Durch zahlreiche Aufſätze in verſchiedenen Zeitſchriften hatte er den Beweis geliefert, daß er das einſchlagende Material vollſtändig beherrſche. Wir ſind daher ſehr erfreut, daß er ſich entſchloſſen hat, in einer umfaſſenden Monographie das genannte Thema zu bearbeiten.

Digitized by Google

Die erſten beiden Bände des Werks liegen uns vor. Sie bezeugen, daß ſich der Verfaſſer mit dem größten Fleiß des umfangreichen Stoffes bemächtigt hat, und daß es ihm gelungen iſt, in leichter, fließender Form denſelben darzuſtellen.

Es laſſen ſich in dem Werke zwei ungleichartige Elemente unterſcheiden, ein allgemein kulturgeſchichtliches und ein ſpeziell literaturgeſchichtliches, das beſonders die Auslegung der bibliſchen Schöpfungsgeſchichte berückſichtigt. Giebt hier der Verfaſſer einen werthvollen Beitrag zur Geſchichte der Theologie, insbeſondere zur Geſchichte der Schriftauslegung, ſo wird dort ein Gebiet berührt, welches das Intereſſe weiterer Kreiſe in Anſpruch nimmt.

Doch auch die vorzugsweiſe theologiſch zu nennenden Partien enthalten wenigſtens in einer Hinſicht Erörterungen, die auch für nichttheologiſche Leſer anziehend ſein werden, indem Zöckler in jeder Periode unterſucht, ob ſich Anklänge an die moderne Entwickelungstheorie vorfinden. Daß die letztere, inſoweit ſie mit atheiſtiſchem Naturalismus verſchmolzen iſt, in den hier charakteriſirten Zeiten, in welchen die Kirche das geiſtige Leben beherrſchte, nicht erwartet werden kann, liegt in der Natur der Sache. Und ebenſo iſt es ſelbſtverſtändlich, daß wir bei dem niedrigen Stande, auf dem ſich die Naturwiſſenſchaften befanden, die Entwicklungstheorie nicht als in ſich geſchloſſenes Syſtem ſuchen dürfen. Es kann ſich nur um Anſchauungen handeln, die mit derſelben im Zuſammenhange ſtehen. An ſolchen fehlt es aber auch in der That nicht. Wir rechnen hierher den weit verbreiteten Glauben an die generatio aequivoca und die ebenſo häufige Annahme, die ſich auf die Vulgata-Ueberſetzung von 1. Moſ. I, 20 ſtützt, daß die Vögel aus den Waſſerthieren entſtanden ſeien. So ſagt der Dichter Claudius Viktor (geſt. gegen 450):

Und nicht genug, daß Fiſche in reichlicher Fülle dort wimmeln,
Daß ſie mit ſchuppiger Haut an der oberen Fläche ſich tummeln.
Nein erſt flatternd im Waſſer, wird allgemach droben im Aether
Zum Durchſegler der leichten Luft der gelehrige Vogel.

Aber auch allgemeinere Faſſungen dieſe Richtung einſchlagender Theorien finden ſich. So ſagt Albertus Magnus (geſt. 1280): „Die Natur bringt keine weit von einander abſtehenden Geſchlechter hervor, ohne ein gewiſſes Mittelglied zwiſchen ſie hinein zu bilden; ſie geht von einem Extrem zum anderen immer nur durch gewiſſe Medien über.“

Die Fortſetzung und Vollendung des Werks, welche uns in die neuere Zeit einführen wird, in die Zeit geſteigerter Entwicklung der Naturwiſſenſchaften und dadurch veranlaßter Spannung mit der Theologie, erwarten wir mit lebhaftem Intereſſe. Sie wird in noch höherem Maße, als die erſte Abtheilung es vermochte, die Theilnahme weiterer Kreiſe erregen.

Königsberg i. P. H. Jacoby.

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

Digitized by Google

Die Entwickelung des altrömiſchen Kriegsweſens.

Von Max Jähns.

IX.

Der Verfall des Bürgerheeres.

(Schluß.)

Im Ganzen und Großen beruhte zu Anfang des zweiten Jahrhunderts v. Chr. die Heeresverfaſſung immer noch auf den alten Grundlagen, wie ſie vor einem halben Jahrtauſend in vorgeſchichtlicher Zeit entſtanden waren. Das Entſcheidende war die allgemeine Wehrpflicht, welche ja allerdings zum Weſen aller antiken Staaten gehörte, von den Römern aber mit beſonderer Umſicht organiſirt, mit Strenge durchgeführt und zu einer Zeit beibehalten wurde, da die Griechen ſchon längſt ſich an Soldtruppen gewöhnt hatten. Indeſſen ungetrübt war die alte Verfaſſung nicht geblieben, und ich habe wiederholt darauf hingewieſen, wie mit den überſeeiſchen Kriegen die Zahl der Freiwilligen und der geworbenen Mannſchaft in den Provinzen zunahm. Beliebte Anführer bewogen ſchon ſeit dem hannibaliſchen Kriege Haufen von Freiwilligen zum Fortdienen nach Ablauf der Dienſtpflicht, und dieſe Kapitulanten bildeten neben der Legion Kohorten von Prätorianern und Veteranen. Sie waren der erſte Anfang der ſtehenden Heere, mit denen ſpäter die Bürgerkriege ausgefochten wurden und auf denen endlich das Kaiſerthum beruhte.

Der Schauplatz, wo dieſe Entwickelung ſich ganz vorzugsweiſe vollzog, war Spanien. So lange Karthago beſtanden, hatte in Rom ſtets die Beſorgniß geherrſcht, es werde ſich noch einmal wie unter Hannibal erheben, und dies war wohl der Hauptgrund geweſen, weshalb man ſich entſchloß, Spanien mit dem Aufgebote bedeutender Kräfte dauernd feſtzuhalten. Man theilte das Land in zwei Militärdiſtrikte, deren Grenzen nach dem Inneren zu ſchwankend waren und durch ſtete Eroberungszüge erweitert wurden. Schwierig ward der Krieg zumal durch die bedeutende Entfernung von Italien und durch die Abneigung der Römer gegen jede Seefahrt. Man ließ die Truppen gewöhn=

lich bis Piſa marſchiren und fuhr dann immer der Küſte entlang bis Emporiä, ſetzte hier wieder an's Land, um zu Fuß weiter zu marſchiren bis Karthagena oder Gades. Auf dieſem Wege war die Entfernung von Rom bis Gades ungefähr ſechsmal ſo groß als die von Brundufium nach Teſſalonika in Makedonien, und dergleichen will bei großen Truppentransporten doch ſehr bedacht ſein. Welche Wirkung mußte es aber bei einer Beamten- und Heeresorganiſation haben, die auf jährlichen Wechſel berechnet war!? Da ſich die räumlichen Verhältniſſe nicht ändern ließen, mußte ſich die Organiſation ändern. Der Beſtand der Legionen mußte verlängert, die Zahl der Freiwilligen, der Hilfstruppen und endlich der Söldner in außerordentlichem Umfange vermehrt werden. Das beſte Mittel, den Mangel eines ſtehenden Heeres zu erſetzen, wäre die Koloniſation Spanien's durch Italiker geweſen; hatte doch die Republik das eroberte Italien durch die römiſchen und latiniſchen Kolonien in feſter Hand gehalten und ſich bald aſſimilirt. Scipio Afrikanus hatte auch den Anfang dazu gemacht; aber die Sache war ohne Fortgang geblieben; man ſah ſich von Jahr zu Jahr auf Rekrutirung angewieſen, ſoweit die einheimiſchen Hilfstruppen und Söldner nicht reichen wollten. Der ſpaniſche Dienſt ward jedoch von der römiſchen Bürgerwehr und den italieniſchen Bauern ſehr geſcheut. In Spanien konnte man nicht wie im Oſten leichte Siege und große Beute mit wenig Blut erfechten; der Kampf war hart, der Ertrag gering. Was hatten die ſabelliſchen Bauern davon, wenn die Herren der römiſchen Nobilität Reichthümer und Triumphe gewannen! Um den Dienſt nur einigermaßen anlockend zu machen, ließ man den Krieg abſichtlich in ein organiſirtes Rauben ausarten, bei welchem Führer und Mannſchaft auf's Aeußerſte verwilderten. Nur die Kriegführung der Abkömmlinge der Spanier ſelbſt in Mexiko und Peru iſt vielleicht noch widerwärtiger geweſen. Und die nackte Gewaltthat, die Treuloſigkeit und der Blutdurſt, welchen die Römer in Spanien, die Spanier in Amerika entwickelten, wären kaum erklärlich, wenn man nicht annehmen dürfte, daß jene wie dieſe die Eingeborenen als eine Raſſe betrachteten, der gegenüber die ſonſt giltigen Geſetze der Treue und Menſchlichkeit gar keine Bedeutung hätten.*)

Die Kriege, welche die Römer ſeit dem Jahre 200 in Spanien führten, ſind eine Reihe von Schlachten, Ueberfällen und Kriegsliſten, von Eroberungen und Niederlagen in buntem, uns nicht mehr entwirrbarem Durcheinander. Nach einer entſetzlichen Unthat des Prätors Galba, erhob ſich in Viriathus ein den Römern weit überlegener genialer Gegner. Ebenſo liſtig und verſchlagen wie tapfer, mahnt er an unſern deutſchen Arminius. Er verſtand es, die römiſchen

*) Mommſen a. a. O.

Feldherrn eben in die Gegenden zu locken, wo ihnen der Untergang bereitet war, oder ſie gerade da zu überfallen, wo ſie ſich vollkommen ſicher glaubten. Und ſo kurzſichtig und talentlos waren jene Römer, daß ſie einer um den andern, wie ſie ſich jährlich im Kommando folgten, immer in dieſelbe Falle gingen. Welch ein Schauſpiel gewährt der Kampf gegen Numantia, ein Städtchen von 8000 Einwohnern, das der ſtolzen Republik zehn ganze Jahre zu trotzen vermochte und erſt fiel, nachdem es über das mächtige Rom die Schmach von Caudium verhängt hatte. Erſt im Jahre 133 erlag die Stadt dem Hunger, und Scipio Aemilianus machte ſie dem Erdboden gleich.

Mit dem Falle von Numantia war der ernſtliche Widerſtand in Spanien gebrochen, und die römiſche Herrſchaft dehnte ſich bis an den atlantiſchen Ozean aus. Nur in den aſturiſchen Bergen blieben die Eingeborenen unberührt vom italiſchen Joch; auf der übrigen Halbinſel bürgerte ſich das Römerthum allmälig feſt ein. — Parallel mit den Kriegen in Makedonien und Griechenland, in Syrien, Afrika und Spanien, alſo durch ſiebenzig Jahre, läuft eine faſt ununterbrochene Reihe wechſelvoller Kämpfe mit den italieniſchen Galliern und Liguriern, welche in hohem Maße denjenigen gleichen, die von den barbariſchen Stämmen Spanien's mit ſo großer Ausdauer und Hartnäckigkeit geführt wurden. Erſt um 140 v. Chr. erloſchen die Kämpfe mit den Ligurern vollkommen.

Um dieſe Zeit umfaßte das Reich des römiſchen Volkes außer ganz Italien die Provinzen Sizilien, Sardinien mit Corſica, Spanien, Afrika, Makedonien, Achaia (Griechenland) und Aſia (das pergameniſche Reich). Mit Ausnahme weniger bevorzugter Städte galten alle dieſe Provinzen als Unterthanenländer, welche von Statthaltern (Prokonſuln) regiert und ausgebeutet wurden. Eine ungeheuere Machtfülle ruhte in den Händen des Senates; wie einem Naturgeſetze folgend hatte ſich die Ausbreitung des römiſchen Staates in unaufhaltſamem Wachsthum vollzogen, ohne irgend eine andere Wurzel als das kriegeriſche und ſoldatiſch disziplinirte Volksthum der Römer ſelbſt. — Gerade zu der Zeit aber, da aus dieſer Wurzel ein ſo gewaltiger, weitſchattender Baum emporgewachſen war, begann die Wurzel ſelbſt zu kranken.

Wenn man Rom's Geſchichte unter dem Geſichtspunkte ſeiner inneren Entwickelung betrachtet, ſo umfaßt die erſte Periode deſſelben die Kämpfe des Patriziats erſt mit dem Königthum, dann mit der Plebs. Die zweite Periode kennzeichnet ſich durch die unbeſtrittene Herrſchaft der patriziſch-plebejiſchen Nobilität; die dritte, welche von den Gracchen bis auf Cäſar reicht, iſt die Zeit des Ueberganges zur Monarchie. Bis zum Anfange des zweiten Jahrhunderts hatte in den Städten Italien's eine gewiſſe ſoziale Harmonie beſtanden. Neben der an Ehre, Gütern und Macht reichen Ariſtokratie lebte ein zahlreicher bäuerlicher Mittelſtand, und mit Hilfe der ſyſtematiſch betriebenen Anlegung von

Digitized by Google

militäriſchen Kolonien konnte auch die ärmere Bevölkerung ausreichend verſorgt werden. Seit Italien jedoch vollſtändig unterworfen war, hörten die Koloniſationen auf. Zwar gab es ausgedehnte Staatsdomänen, die wohl ferner noch Mittel zur Anſiedlung des Proletariats gewähren konnten; aber dieſe befanden ſich ausnahmslos im Pachtbeſitz der Ariſtokratie, welche danach trachtete, dieſen Beſitz, der eigentlich nur nominell kein volles Eigenthum war, durch fortgeſetztes Legen der kleineren Bauern abzurunden. Namentlich in der Kampagna von Rom hatten ſich dieſe Zuſtände auf's Aeußerſte entwickelt, und bald erzeugten ſie in ganz Italien einen höchſt verderblichen Gegenſatz. Daran trug der große Grundbeſitz an und für ſich jedoch keineswegs die Schuld, ſondern der Umſtand, daß er ſich mit der Sklaverei verſchwiſterte, daß alſo nicht, wie etwa im heutigen England, ein geſunder Pächterſtand freier Männer hinter den Grundherrn ſtand, ſondern eine verkäufliche Maſſe von rechtloſen Sklaven. Die römiſchen Ariſtokraten nahmen alſo in ſozialpolitiſcher Beziehung nicht die Stellung eines britiſchen Barons, ſondern die eines amerikaniſchen Plantagenbeſitzers ein.

Der kleine, ſtark durch den Kriegsdienſt in Anſpruch genommene Bauer konnte mit der Wirthſchaft dieſer Herren nicht mehr wetteifern, als die Getreideeinfuhr von Außen beſtändig zunahm; er war leicht auszukaufen. Tagelohn und Handwerk gelten in Ländern mit Sklavenbevölkerung immer als des freien Mannes unwürdig. Die gelegten Bauern fielen alſo dem Proletariat anheim. Bald zeigte es ſich, daß für den Großbetrieb mit Sklaven die Weidewirthſchaft einträglicher ſei als der Getreidebau, und dies hatte eine ſchnelle Verödung und Entvölkerung Italien's zur Folge, während die Hauptſtadt ſich von Jahr zu Jahr mehr mit ſozialdemokratiſchen Elementen anfüllte. Und gerade eben jetzt nahm der moraliſche Einfluß der Ariſtokratie in erſchreckender Weiſe ab. Der Senat, einſt nach dem treffenden Ausſpruche des Kineas, eine Verſammlung von Königen, war mehr und mehr zu einem Parteiorgan herabgeſunken, und die allgemeine Sittenverderbniß wurde von den Römern ſelbſt tief empfunden. Eine, allerdings ſpäterer Zeit entſtammende poetiſche Schilderung dieſer Zuſtände gilt unzweifelhaft auch ſchon von der damaligen Lage*):

Fruchtbar an Schuld hat unſere Zeit voll Schmach
Leichtfertig Eh'bett, Haus und Geſchlecht befleckt;
Das iſt der Born, d'raus Schwäch' und Unſieg
Ueber die Stadt und das Volk gefluthet. . .

Von ſolchen Eltern ſtammte die Jugend nicht,
Die einſt das Meer mit puniſchem Blut gefärbt,
Die Pyrrhus und den eiſenharten
Hannibal ſchlug und die Macht des Syrers!

*) Horaz. Oden. III. 6. „Sittenverderbniß" (Geibel'ſche Uebertragung).

Nein, Männerwuchs ländlicher Krieger war's,
Der ſelbſt das Erdreich mit dem Sabellerkarſt
Zu lockern wußt' und auf der ſtrengen
Mutter Geheiß die gefällte Holzlaſt

Heimtrug vom Wald, wann ſcheidend der Sonnengott
Der Berge Schatten dehnt' und den lechzenden
Pflugſtier entjochte, vom geſenkten
Wagen die Stunde der Raſt verkündend.

Was frißt die allzerſtörende Zeit nicht an!
Von Vätern, die ſchon nimmer den Ahnen gleich,
Verderbter ſtammen wir, und uns wird
Mehr noch entartete Brut entſproſſen.

Die Anſteckung mit allen Laſtern Griechenland's, die vielfach bekannt gewordenen Beiſpiele von Ungehorſam der Feldherrn und anderer hoher Staatsbeamten gegen den Senat, die Gerüchte von häufiger Unlauterkeit in Fragen des Geldintereſſes zerſtörten den Nimbus der Nobilität. In Folge des beſtändig zunehmenden Stimmenkaufes begann die Maſſe ihre Theilnahme an den Volksverſammlungen als einen Erwerbszweig anzuſehn, und bald kam ſie auf den Gedanken, ihre Stellung als „die ſouveräne Bürgerſchaft“ zu einer unmittelbaren Bereicherung des Proletariats durch Austheilung der Staatsdomänen zu verwerthen. Als Führer dienten den Maſſen die beiden Gracchen, Tiberius und Gajus, Sprößlinge einer der erſten Familien der plebejiſchen Nobilität. Beide fielen als Opfer ihrer Reformpläne; aber der von ihnen gegebene Anſtoß wirkte unaufhaltſam fort, und die ganze Zeit von ihnen bis zu Cäſar iſt erfüllt von den Kämpfen der Optimaten, d. h. der Nobilität und der Popularen d. h. der Demokraten.

Dennoch hätte dieſer Gegenſatz gewiß ebenſo gut ſeine Verſöhnung finden können, wie der frühere zwiſchen den Patriziern und Plebejern, wenn nur noch jener alte Einklang zwiſchen Heerweſen und Staatsleben beſtanden hätte, auf dem früher die Geſundheit des römiſchen Volkes beruht hatte. Dies aber war nicht mehr der Fall. — Die Nobilität, gemäſtet mit den Reichthümern einer Welt, hatte ſich gewöhnt, das Heer als ihr Werkzeug zu betrachten. Ihre Mitglieder traten entweder als geborene Führer an die Spitze der Armee, indem ſie gar nicht in Reih und Glied (in ordine) dienten, ſondern als nobiles adolescentes ihre Laufbahn ſogleich als Stabsoffiziere, als Tribunen begannen,*) oder ſie blieben in den hohen Stellungen der Zivilregierung dem Kriegsdienſte überhaupt fern. Ihr Beiſpiel wirkte weiter. Immer mehr lernten die Optimaten ihr Waffenrecht als eine läſtige Pflicht zu betrachten. Die wohlhabendſten Zenſusklaſſen, vor allem die Reiterei, zogen ſich vom perſönlichen Dienſte

*) P. Cornelius Scipio war mit 20 Jahren, T. Flamininius mit 18 Jahren tribunus militum. (Liv. 44, 1, 2 und Plut. Flam. 2.)

zurück; als wirklicher Heerkörper erſcheint die Bürgerreiterei zuletzt im ſpaniſchen Feldzuge vom Jahre 140, wo ſie den Feldherrn durch ihren höhniſchen Hochmuth und ihre Unbotmäßigkeit zur Verzweiflung brachte; im jugurthiniſchen Kriege tritt ſie ſchon nur noch als eine Art Nobelgarde für den Feldherrn und fremde Fürſten auf, und endlich wurde der Name eines römiſchen Ritters gleichbedeutend mit dem eines reichen Spekulanten, eines großen Banquiers oder Häuſermaklers. Und dieſer Abwendung der höheren Klaſſen vom Heerdienſt begegnete von Unten her das Drängen der Beſitzloſen nach Gleichberechtigung mit den Vollbürgern und ein hungriges Verlangen der darbenden Maſſen nach Beute und Sold. Beſonders wirkte auf das Proletariat die Ausſicht auf Grundbeſitz, welche ihnen der Kriegsdienſt nach Ablauf ihrer Pflichtzeit eröffnete und durch welche wenigſtens die Soldaten eines Theiles der von den Gracchen angeſtrebten Güter theilhaftig werden mochten. Die Aermeren begannen alſo, im Heerdienſte eine Erwerbsquelle zu erblicken; ſie drängten ſich heran zu räuberiſchen Feldzügen, um ſo mehr, als die Feldherrn und Hauptleute, welche auch ihrerſeits ehrgeizige und ſelbſtſüchtige Zwecke in's Auge faßten, nicht mehr im Stande waren, die alte ſtolze Kriegszucht aufrecht zu erhalten, ſondern bereitwillig Raub und Plünderung geſtatteten. Die Gunſt und Käuflichkeit Derer, welche mit der Aushebung beauftragt waren, vermochte aber die Abneigung der Beſitzenden gegen den Waffendienſt um ſo leichter zu unterſtützen, je mehr Freiwillige zu den Fahnen ſtrömten, und ſie handhabten denn auch die Liſten der wehrpflichtigen Mannſchaft mit der größten Willkür. So wandelte ſich das freie Waffenrecht der Bürger allmälig um, und ſo konnte es geſchehen, daß zuletzt ein Bauernſohn wie Marius, in deſſen gewaltiger Perſönlichkeit ſich die ganze Macht des demokratiſchen Geiſtes zuſammenfaßte, mit einem Schlage die hohlgewordene Form der ſervianiſchen Kriegsverfaſſung über den Haufen warf, das Waffenrecht von allen Schranken befreite und während ſeines Konſulats im Jahre 107 v. Chr. an die Stelle des bürgerlichen Aufgebotes das Syſtem der Werbung ſetzte.

Nur kurz kann ich an die Ereigniſſe erinnern, welche dieſen Umſchwung unmittelbar herbeiführten. Die Nobilität hatte nach ihren Siegen über die Gracchen und über die Bundesgenoſſen damit fortgefahren, die Zivil- und Militärſtellen aus ihrer Mitte zu beſetzen, nur jetzt mit noch weniger Rückſicht und Sorgfalt wie früher. Ihr Regiment ſchien ja für immer geſichert. Als ſie jedoch in der auswärtigen Politik um ſchnödes Geld die Ehre des römiſchen Namens, der römiſchen Waffen an einen Barbarenfürſten verrieth, da erhob ſich das römiſche Volk mit unerwarteter Einmüthigkeit und Energie. Harte Strafe traf die Schuldigen oder die, welche für ſchuldig gehalten wurden, und ſelbſt die glückliche Kriegführung eines der ehrenhafteſten Mitglieder der Nobi-

lität, des C. Metellus, vermochte die mißtrauiſche Aufregung der Maſſe nicht zu beſchwichtigen, als es einem alten Soldaten, eben dem Marius, aus perſönlicher Gereiztheit einfiel, die Verſtimmung des Volkes für ſich zu benutzen. Seine Siege im Jugurthiniſchen Kriege hoben ihn auf die Höhe der Popularität, und er benutzte ſeine unbedingte Herrſchaft dazu, das römiſche Wehrthum von Grund aus umzuwandeln. Das mißbräuchlich eingeriſſene Prinzip zur äußerſten Konſequenz treibend, hob er vorzugsweiſe Freiwillige und zwar aus den Aermſten, ja ſogar — was bisher noch nicht dageweſen war — aus den capite censi aus.*) Auf dieſe folgten bald Libertinen und Sklaven.**) Die Zuläſſigkeit, innerhalb des dienſtpflichtigen Alters überhaupt nur der geſetzlichen Anzahl von Feldzügen beiwohnen zu dürfen, gleichviel mit welchen Unterbrechungen, hörte nunmehr ganz auf. Sämmtliche Mannſchaften mußten nach dem Eintritt in das Heer, inſofern ſie nicht in Folge eines Friedensſchluſſes entlaſſen wurden, ihre ganze geſetzliche Dienſtzeit von 20 Jahren ununterbrochen bei der Fahne bleiben.***) Das mußte und ſollte ein ſtehendes Heer werden, ein ſolches, das auch in der Heimath, wenn es die Waffen niedergelegt hatte, dem Rufe des Feldherrn gewärtig blieb.

Ein entſchloſſenes Nivellirungsſyſtem verwiſchte die althergebrachte Stufenfolge der velites, hastati, principes und triarii; die Veliten, welche man zuletzt im Jugurthiniſchen Kriege erwähnt findet, wurden gänzlich beſeitigt; den Triariern ward das Pilum gegeben und damit der letzte Reſt der urrömiſchen Bewaffnung, der Handſpieß, vertilgt. Die römiſche Ritterſchaft wurde als Kavallerie aufgehoben: die römiſchen Soldaten ſollten als eine konforme, ſchwergerüſtete Infanterie einander in jeder Hinſicht gleich ſein. Nur die alten Namen der Haſtati, Prinzipes und Triarier blieben beſtehn, weſentlich wohl als Mittel, den Ehrgeiz der Centurionen zu ſpornen, durch die 60 Stellen vom decimus hastatus posterior zum primipilus emporzuſteigen. Die einzige, gewiſſermaßen exkluſive Truppe, welche Marius beſtehen ließ und weiter bildete, iſt die cohors praetoria, d. h. die aus beſonders zuverläſſigen und erfahrenen Kriegern gebildete ſtarke Leibwache des Feldherrn, welche als delecta manus, als Eliteabtheilung für Kriegszwecke von beſonderer Wichtigkeit verwendet wurde und erhöhten, oft ſechsfachen Sold bezog. Sie ſetzte ſich theils aus evocati, d. h. Kapitulanten zuſammen (und das waren bei 20jähriger Dienſtzeit natürlich alles Veteranen), theils aus jungen Leuten vornehmer Familien,

*) Sall. Jug. 86 vom Jahre 647=107: Ipse interea milites scribere non more maiorum neque ex classibus sed uti cuiusque lubido erat, capite censos plerosque. — Vergl. auch Plut. Mar. 9.

**) Letzteres allerdings wohl erſt in den Bürgerkriegen.

***) Appian. B. C. 5, 128. 129. — Daher bezog ſich nun das sacramentum nicht mehr auf den einzelnen Feldzug, ſondern auf die ganze Dienſtzeit.

Digitized by Google

welche in dieſer ausgezeichneten Abtheilung ihre Kriegsſchule machten. Die Stärke einer cohors praetoria war willkürlich; ſie wechſelt von 500 bis 2000 Mann; ihre Ausrüſtung aber iſt dieſelbe wie die der Legion.

Der Bedarf an *leichtem Fußvolk*, welches durch die ſeit den puniſchen Kriegen wieder mehr hervorgetretene Wichtigkeit des Bogens und der Schleuder ſo geſteigerte Bedeutung erhalten hatte, daß ſogar Cato den Bogen empfahl, wurde durch *Auxiliartruppen* gedeckt, welche theils in regelrecht ausgehobenen Kontingenten unterworfener Staaten, theils in geworbenen Söldnerſchaaren nicht unterthäniger barbariſcher Völker beſtanden. Dieſe letzteren wurden gewöhnlich in ihrer nationalen Bewaffnung und Kampfesweiſe verwendet, an das römiſche Heer wie an einen feſten Kern angeſchloſſen und zu einheitlicher Wirkſamkeit mit der Legion erzogen. Es waren insbeſondere baleariſche und achäiſche Schleuderer, kretenſiſche Bogner, behende Ligurer und numidiſche Speerſchützen, welche Ruf in den römiſchen Heeren hatten. Viele der geworbenen Auxiliartruppen brauchte man übrigens mehr um Maſſen zu zeigen, als zum wirklichen Kampfe. Der Werth all' dieſer Hilfsvölker hing weſentlich von der Dauer ab, welche ihrer Ausbildung zugewendet werden konnte. Die Zahl der Auxiliarinfanterie, die einem Heere zugewieſen wurde, ſteht in keinem feſtbeſtimmten Verhältniſſe zur Zahl der Legionen; eingetheilt wurde die Maſſe derſelben wie die der socii in cohortes alariae.

Ebenſo wie an die Stelle der Veliten traten auch an die der *Ritter* Auxiliarvölker. Mit Ausnahme der in der perſönlichen Umgebung der Truppenbefehlshaber zu Pferde dienenden jungen Römer, verſchwinden die Bürger ganz aus den Reihen der Berittenen, und dieſe füllen ſich mit ſchwergerüſteten Thrakern, Spaniern, Numidiern, Germanen, welche in Regimenter (Alen) von 300—400 Mann und dieſe wieder in Turmen und Dekurien gegliedert wurden.

Ein römiſches Heer hat alſo jetzt nicht nur zufällig, ſondern organiſationsmäßig eine mindeſtens ebenſo mannigfaltige Zuſammenſetzung wie etwa das Heer Alexander's des Großen. — Ihren Halt und ihren Zuſammenhang fanden aber die bunten Haufen lediglich in der *Legion*, ihre einheitliche Wirkſamkeit in dem Befehl des römiſchen Feldherrn. An Sprache und Sitte unter einander wie von den Römern verſchieden, konnten ſie nur helfen und mitthun, nicht ſelbſtändig handeln. Die römiſche Legion aber verſah zugleich die Stelle der makedoniſchen Phalanx *und* die der makedoniſchen Ritterſchaft; das heißt ſie war ſowohl Grundlage und Stütze des Kampfes als Träger des ausſchlaggebenden Angriffsſtoßes.

Für dieſen Zweck gab ihr nun Marius eine *neue taktiſche Formation*, die ihre Vollendung in den Kriegen mit den *Kimbern und Teutonen* empfing.

Digitized by Google

Dieſe wilden, kampfesfreudigen Germanen drangen nämlich meiſt gleich zu Beginn der Schlacht mit wüthendem Ungeſtüm durch die Intervalle der Manipularſtellung bis in das Herz der Legion und nahmen dadurch den römiſchen Feldherrn jede Möglichkeit, von den Vortheilen ihrer auf nachhaltigen Kampf berechneten Treffenſtellung Gebrauch zu machen. Etwas Aehnliches hatte ſich einſt vor 200 Jahren gezeigt, als man zum erſtenmale der helleniſchen Phalanx in den Heeren des Pyrrhos gegenübergetreten war. Damals hatte man das Heilmittel darin geſucht und gefunden, daß man die Manipel der beiden erſten Treffen, die der Haſtaten und der Prinzipes, von 60 auf 100 Mann verſtärkte und den Kompagniekolonnen dadurch eine größere Wucht und Widerſtandskraft gab. Jetzt nun entſchloß man ſich, je drei auf gleiche Stärke gebrachte Manipel zu vereinigen und die ſo entſtandene, der Bataillonskolonne angenäherte Form als taktiſche Einheit, als Grundlage der Schlachtordnung anzunehmen. Dieſe neue taktiſche Einheit, nach der nun auch die Stärke der Heere angegeben zu werden pflegt, wurde cohors genannt.

Die Erfahrungen gegenüber den Germanen waren übrigens gewiß nicht der einzige Grund für die Annahme der Kohortenformation: ein nicht minder ſtarker Impuls lag unzweifelhaft in der Verſchlechterung des Erſatzes. Die Fechtweiſe der Manipularlegion hatte große Selbſtändigkeit und Tüchtigkeit des einzelnen Mannes vorausgeſetzt, und darauf war jetzt weniger zu rechnen als ehedem. Die Zuſammenfaſſung der Manipel zur Kohorte mahnt in dieſer Beziehung an die Kolonnenmaſſirungen zur Zeit der erſten franzöſiſchen Revolution, welche ähnlichen Rückſichten entſprangen.

Begriff und Ausdruck „cohors“ waren, wie wir wiſſen, alt hergebracht; neu war dagegen die reglementsmäßige taktiſche Eintheilung der Legion in Kohorten, wobei übrigens der Manipel nach wie vor Unterabtheilung blieb. — Die Legion zerfiel nun in 10 Kohorten, 30 Manipel, 60 Centurien oder Ordines. Bei einer Legions-Stärke von 6000 Mann — und dies iſt die Regel*) — zählte eine Kohorte alſo 600 Mann, und man darf ſie daher wohl als Bataillon bezeichnen. Dieſe Kohorte war jetzt die Gefechtseinheit der Infanterie, und als ſolche hatte ſie vermuthlich auch ihr eigenes signum.**) In der Kohortenfront ſtanden wahrſcheinlich die Manipel nebeneinander, und zwar nach dem Range der Centurionen und der Mannſchaft vom rechten zum linken

*) Festi ep. p. 336; Lange p. 18. — Die 5 Legionen des Lucullus berechnet Appian (B. Mithr. 72) auf 30,000 Mann; Cicero hatte in Kilikien 12,000 Mann in 2 Legionen (Cic. ad Att. 5, 15; Plut. Cic. 36.)

**) Bernd: Das Wappenweſen der Griechen und Römer. Bonn. 1841. — Lindenſchmit: Alterthümer. 1. Hft. 7. Taf. 5, wo eine Silberplatte mit der Inſchrift Coh. V abgebildet iſt.

Flügel: Pilanen, Prinzipes und Haſtaten.*) Die Stärke des Manipels iſt bei 20 Rotten in 10 Gliedern 200 Mann. Werden für jeden Mann in Linie 3 Fuß, auf das Intervall zwiſchen zwei Manipeln 4 Fuß gerechnet, ſo erhält der Manipel eine Front von 62 Fuß. Der Frontraum von 3 Fuß genügt, um in ſchnellem Laufe vorzurücken und das Pilum zu ſchleudern, wenn man annimmt, daß unter gewöhnlichen Umſtänden dieſer Akt nur von 2 Gliedern zugleich vollzogen ward. Für den Gebrauch des Schwertes genügt ein Frontraum von 3 Fuß aber nicht; Polybios fordert 6 Fuß. War dieſer Spielraum wirklich nöthig, ſo konnte er nur dadurch gewonnen werden, daß die ungeraden Nummern des erſten Gliedes einige Schritte vorſprangen und die geraden Nummen ihnen als Sekundanten folgten. Das ſcheint in der That das normale Verfahren geweſen zu ſein.

Die reglementsmäßige Rottentiefe war, wie erwähnt, noch immer 10 Mann, welche zuſammen eine Zeltkameradſchaft bildeten. Der Gliederabſtand dürfte 4 Fuß geweſen ſein, die Tiefe des Manipels alſo 40 Fuß. Anfangs ſcheint Marius ſeine Legion nur in einem einzigen Treffen aufgeſtellt zu haben, ſpäter in zweien, aber eng maſſirt und ohne auf die frühere Anordnung Rückſicht zu nehmen, welche das zweite Treffen auf die Intervalle des erſten disponirte. Auch hier will er nicht durch organiſches Zuſammenwirken ſondern mit der Maſſe als ſolcher den Effekt hervorbringen.

Legionen, welche ſchwächer als 6000 Mann waren, ſcheint man doch in der Front ſo lange nicht verkürzt zu haben, als man nicht genöthigt war, die Tiefe bis auf weniger als 8 Mann zu reduziren.

Die Kolonne von 8 bis 10 Mann Tiefe war die normale Gefechtsaufſtellung; zum Angriff aber deployirten die Kohorten auf 4 Glieder Tiefe, um möglichſt viel Pilen zu unmittelbarer Wirkſamkeit gelangen zu laſſen.

Die alten Feldzeichen der einzelnen Legionstheile: Wolf, Stier, Roß und Eber, konnten ſich neben den neu eingeführten Kohorten-Signen nicht halten; ſie verſchwanden. Dagegen führte Marius nun als allgemeines signum legionis den Adler ein und erhob ihn zum heiligen Symbol der ganzen Truppe, das als „numen legionis" geradezu religiöſe Verehrung genoß und im Lager in beſonderer Kapelle aufbewahrt wurde, die ſogar Aſylrecht hatte. Dieſe Einführung eines Legionsabzeichens iſt in dem Augenblicke, da die Legion zum erſten

*) Beſtimmte Nachrichten fehlen hierüber allerdings und man iſt auf Vermuthungen angewieſen, die natürlich verſchieden ausgefallen ſind. Wir folgen hier der Anſicht des Oberſten Rüſtow, deren näherer Begründung in ſeinem Werke „Heerweſen und Kriegführung J. Cäſar's" S. 36 ff. nachzugehen iſt.

male ganz gleich gerüſtet war und ſich demnach auch zum erſtenmale als völlig einheitliche Truppe empfinden konnte, eine durchaus folgerichtige Maßregel. — Erſt jetzt war es auch möglich, eine für die geſammte Mannſchaft gleichartige Soldatenſchule einzuführen: nämlich das von Publius Rutilius Rufus entworfene Exerzierreglement, welches die militäriſche Ausbildung des einzelnen Mannes beträchtlich ſteigerte und ſich weſentlich anlehnte an die in den damaligen Fechterſchulen übliche Ausbildung der Gladiatoren.

Nicht minder aber wandte der Feldherr auch dem praktiſchen Detail der Ausrüſtung Aufmerkſamkeit zu; ſeine Verbeſſerung des Pilums wurde bereits erwähnt; die Abſchaffung der parma bei den Auxiliartruppen war ein weiterer Schritt reglementariſcher Nivellirung, und die von Marius erfundene Tragweiſe des Gepäckes, bei der Proviant und Kleider bündelförmig (sarcina) über ein Brettchen geſchnürt und dies am oberen Ende einer als Bündel getheilten Stange befeſtigt wurde, dieſe ſogenannten marianiſchen Eſel (muli Mariani*) haben bis tief in die Kaiſerzeit hinein ſtete Anwendung gefunden.

Dies iſt die Legion des Marius. Hervorgegangen iſt dieſe neue Erſcheinung wahrſcheinlich mehr aus militäriſchen als aus politiſchen Motiven; aber nichts deſto weniger lag in ihr, wenn auch noch unentwickelt, zugleich eine große politiſche Revolution. Einer der Vorkämpfer von 1789, Graf Mirabeau, hat einſt in der Ständeverſammlung der Provence eine Rede gehalten, welche den Marius pries. „Als der letzte der Gracchen“ ſagte er, „ohne Hoffnung ſeinen Mördern zu entrinnen, am Boden lag, da griff er in den Staub, warf eine Handvoll gen Himmel und flehte um einen Rächer. Aus dieſem Staube entſtand Marius, der weniger groß war, weil er Italien von den Barbaren, als deshalb weil er es von dem Joche der Oligarchie befreit hat.“ Man begreift, daß Mirabeau mit dem großen Demagogen des Alterthums ſympathiſirte; aber er vergaß, daß Marius doch auch das ganze Gebäude des römiſchen Staates untergrub, daß er, der Italien die Freiheit verkündete, recht eigentlich Schöpfer ſeiner Knechtſchaft ward. Denn er löſte das Kriegsweſen völlig los vom Bürgerthum. Mit Marius beginnt die Bildung eines eigentlichen Soldatenſtandes und damit naturgemäß der Untergang der bisherigen republikaniſchen Staatsform.

Dieſer Entwickelung kamen auch noch andere Momente entgegen. Das Verlangen der italieniſchen Bundesgenoſſen nach dem vollen Bürgerrechte, führte zu dem ſogenannten Marſiſchen Kriege, der den Staat an den Rand des Abgrundes brachte und in dem zuerſt die Libertinen, welche bisher nur auf der Flotte gedient hatten, in das Landherr aufgenommen und zu Kohorten formirt

*) Ein Soldatenausdruck, der unſerm „Affe“ für Torniſter entſpricht.

wurden.*) Trotz Sulla's Sieg endete dieſer Marſiſche Krieg damit, daß durch die lex Julia des Jahres 90 und durch die lex Plautia Papiria des folgenden Jahres allen Italikern das Bürgerrecht verliehen ward, wobei jedoch im Begriff „Italien" das Po-Land noch nicht enthalten war. Jetzt traten alſo die bisherigen socii ebenfalls in die bürgerlichen Legionen ein, und das römiſche Heer beſtand nur noch aus zwei Beſtandtheilen: Legionaren und Auxiliaren. — Die Folge dieſes Schrittes, d. h. einer ungeheueren Vermehrung der Zahl der römiſchen Bürger und zwar zum großen Theile gerade durch Solche, deren Beſitzthum durch den Marſiſchen Krieg ſchwer gelitten hatte, war eine weitere Steigerung des Angebotes von Freiwilligen für den Kriegszweck, eine weitere Abwendung von der ächten, allgemeinen Wehrpflicht, eine weitere Vermehrung des eigentlichen, vom Volke losgelöſten Soldatenſtandes.

Der Veränderung des Heeresſtoffes entſpricht die Veränderung der Rekrutirungsweiſe. Das ehemals nur in tumulto angewendete ſummariſche Verfahren des dilectus fand jetzt ausſchließlich ſtatt, und zwar geſchah die Aushebung nicht wie früher nur zu Rom, ſondern in ganz Italien und nicht mehr durch den Konſul ſondern durch conquisitores. Dieſe bedienten ſich zwar noch immer der offiziellen Liſten über die kriegsfähige Mannſchaft, nahmen jedoch mehr und mehr den Charakter von Werbeoffizieren an, die nur allzubereit waren, aus Gunſt oder für Geld den Dienſtunluſtigen die vacatio zu ertheilen und an deren Stelle Freiwillige durch Verſprechungen zu gewinnen. Seine höchſte Entwickelung erhielt dies Verfahren zur Zeit der Bürgerkriege, als die Konquiſitoren ohne eigentliche öffentliche Vollmacht für die Häupter der Parteien warben.**)

Früher noch als bei der Mannſchaft wurde bei den Offizieren die Kriegführung zur Berufsthätigkeit. — Wenn neue Heere gebildet wurden, war jeder tüchtige Legionstribun ſeiner Wiederwahl ſicher, und noch weit ſtabiler war das Element der Centurionen. Dieſe nehmen im Heere eine ähnliche Stellung ein, wie die scribae publici in den Magiſtraturen: es ſind Subalternbeamte; aber ſie beherrſchen die Technik des Amtes, und ohne ihren Beiſtand wären die Anführer im Felde ebenſo hilflos geweſen wie die oberen Magiſtrate in der Verwaltung.

Das Konſulat war im Laufe der Zeit mehr und mehr reines Militäramt geworden, und einen je größeren Umfang die Operationen annahmen, deſto ſchwieriger fiel es dem Senate, eine wirkſame Oberleitung der Kriegführung eintreten zu laſſen. Die Stellung der Konſuln geſtaltete ſich alſo immer un-

*) Liv. ep. 74; Macrob. Sat. 1, 11, 32. — Daſſelbe geſchah auch ſpäter. Cato ſogar hob in Utica Libertinen aus. (Auct. b. Afr. 36.)

**) Marquard II. S. 418 ff.

abhängiger, und endlich hatten ſie ſich Freiheiten herausgenommen, die ihnen nicht durch die Geſetze zugewieſen waren. Manlius unternahm, ohne anzuſragen, einen Raubkrieg gegen die Galater; Caſſius verſuchte im Jahre 170 in eine Provinz einzudringen, die ihm nicht zugewieſen worden; Popilius Länas, Claudius, Manlius Vulſo bekriegten Völker, mit denen Frieden zu halten, ſie angewieſen waren. Wenig nur galt noch den Heerführern das überkommene Geſetz der Republik. Als Marius nach der Schlacht auf dem raudiſchen Felde an zwei Kohorten italiſcher Bundesgenoſſen, ihrer tapferen Haltung wegen, auf der Wahlſtatt ſelbſt das Bürgerrecht gab, da war das eine durchaus verfaſſungswidrige Handlung. Er aber entſchuldigte ſich damit, daß er im Lärme der Schlacht die Stimme der Geſetze nicht habe unterſcheiden können. Wer mochte nun dafür ſtehen, daß, wenn einmal in wichtigeren Fragen das Intereſſe des Heeres und des Feldherrn ſich in verfaſſungswidrigem Verlangen begegneten — dann nicht noch andere Geſetze vom Geklirr der Waffen übertönt werden würden! In alle dem zeigt ſich eine bedeutungsvolle Steigerung der Gewalt und der Eigenmächtigkeit der Konſuln. — Die Hinzuziehung des Proletariats zum Militärdienſte wirkte natürlich ebenfalls und um ſo raſcher in dieſer Richtung, als uralte Satzungen dem Feldherrn ein nur mit ſehr ſoliden republikaniſchen Einrichtungen verträgliches willkürliches Belohnungsrecht ſeiner Soldaten einräumten und den letzteren, inſofern ſie tüchtig und glücklich waren, eine Art Anrecht auf bewegliche Beute und auf ein Stück des gewonnenen Ackers gewährten. Den Proletarier nahm nach ſeiner Entlaſſung aus dem Dienſte kein Invaliden-, ja nicht einmal ein Arbeitshaus auf; er mußte durchaus danach ſtreben, ſo lange bei der Fahne zu bleiben, bis er ſich durch Donation des Feldherrn eine bürgerliche Exiſtenz gegründet hatte. Der Feldherr war ſeine einzige Hoffnung, und was darin lag, leuchtet ein. Die Heere, welche nun die Schlachten Rom's ſchlagen, ſind keine Bürgerheere mehr; ergraut unter Aufruhr und Zuchtloſigkeit, umſchmeichelt von den Parteien, ſchwindet den Augen des römiſchen Soldaten das heilige Bild des Vaterlands. Nur noch als Kriegsknechte fühlen ſie ſich, als Trabanten des Feldherrn. Nicht ſchärfer wußte Cäſar ihnen ſeine Unzufriedenheit zu bezeigen, als wenn er ſie einmal ſtatt Commilitones! (Kameraden) Quirites! anredete (Bürger). — Militäriſche Ehre, Korpsgeiſt, Kriegsbeute und die zwingherrliche Stellung gegenüber den Fremden und Provinzialen entſchädigte für die Behaglichkeit eines kleinbürgerlichen Lebens; die immer wachſenden auxilia, die Hilfsſchaaren der Unterthanen und Bundesgenoſſen, erleichterten dem Legionar den Dienſt und machten den Krieg weniger mörderiſch für ihn. — Das neue Exerzierreglement mit ſeiner den Kunſtfechtern abgeborgten Routine forderte viel Uebung, gewährte Beſchäftigung und trug mit dazu bei, ein eigentliches

Kriegshandwerk zu entwickeln. So entfremdete ſich der Soldat vom Leben der Nation ebenſo wie das ſogenannte „ſouveraine Volk“ in Rom, das in ordentlichen und außerordentlichen Spenden, in immer mehr überhand nehmenden Wahlbeſtechungen, in Spielen, Feſten und Aufzügen jede aufrichtige Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten verlernte. Daß der beſte geſunde Kern des römiſchen Volks durch die einſeitige Benutzung des ager publicus von Seiten der Nobilität, durch die oft gewaltſame Arrondirung ihrer Latifundien gänzlich ruinirt und ausgerottet wurde — was kümmte das den beſchäftigten Soldaten im Feldlager oder den lungernden Stadtpöbel auf dem Markte und im Zirkus!?*)

Neben der zunehmenden Unbotmäßigkeit der Konſuln und Feldherrn war übrigens ſeit dem hannibaliſchen Kriege auch ihre Rückſichtsloſigkeit und Inhumanität gewachſen. Lüge, Hinterliſt, Wortbruch und Grauſamkeit kennzeichnen die Mehrzahl. Sogar in dem ſonſt keineswegs ſkrupulöſen Rom, beſonders im Senate, empörte man ſich wiederholt über ſo groben Mißbrauch der Gewalt. Es kam mehrfach zu Anklagen; aber niemals wurde etwas damit ausgerichtet, und die heimiſche Regierung erwies ſich alſo zuletzt als unfähig, das militäriſche Kommando der Heerführer in den Provinzen wirkſam zu kontrolliren.

Die Geſchichte namentlich der ſpaniſchen, galliſchen und liguriſchen Kriege zeigt endlich auch, trotz aller Schönfärberei, ein unverkennbares Sinken der militäriſchen Befähigung. In Spanien ſcheinen die Legionen wie auf's Gerathewohl geführt, um in Schluchten und Wäldern von Barbaren umſtellt, zuſammengehauen oder gefangen zu werden. Nur das ungeheuere Uebergewicht des römiſchen Staates über die kleinen vereinzelten Stämme erklärt den ſchließlichen Sieg. Und ähnliche Ereigniſſe wie auf jenem weſtlichſten Schauplatze vollzogen ſich nicht allzulange darauf im fernen Oſten. Von den ungewöhnlich ſtarken Römerheeren (70 bis 100,000 Mann) welche unter Craſſus und dann unter Antonius gegen die Parther zogen, wurde das erſtere faſt völlig vernichtet, und dem anderen gelang es nur mit genauer Noth, durch einen allerdings bewunderungswürdigen Rückzug ſich zu retten.

Schlechte Führung hat ſtets Gleichgiltigkeit der Truppen gegen die militäriſchen Aufgaben und Erlahmung des Patriotismus zur Folge. Die an Raub und Plünderung gewöhnten Truppen des Craſſus tröſten ſich, geſchlagen und gefangen, mit dem „Ubi bene ibi patria!“ und gewöhnen ſich behaglich ein in der Fremde. Da hat Horaz recht zu klagen**):

*) Mommſen a. a. O.

**) Oden III. 5. Auf Auguſtus als Erneuerer der alten Kriegszucht. (Voſſiſche Uebertragung.)

Wie? des Craſſus Streiter lebt als der Barbarin
Schmachvoller Eh'mann? Unter Verſchwiegerten
(O Curia! o Afterſitten!)
Ward er ein Greis in des Feindes Feldern!

Apuler, Marſer fröhnen dem Mederherrn,
Vergeſſen Namen, Toga und Heeresſchild
Und ſelbſt die Ewigmutter Veſta —
Während doch Rom und das Kapitol ſtehn!?

Um ſo mächtiger war dann der Einfluß einer wirklich bedeutenden Feldherrnperſönlichkeit! Gegen die Beſtimmungen der Verfaſſung wurde Marius während der Germanenkriege fünfmal hintereinander, im Ganzen ſiebenmal Konſul. Dennoch vermochte er ſeine Stellung an der Spitze der Demokratie nicht zu behaupten, und die Oligarchie fand in Sulla einen Führer, welcher militäriſch dem Marius mindeſtens gleich kam, ihn politiſch jedoch weit überragte. Zwiſchen beiden Männern beſtand Eiferſucht, ſeit Sulla durch die Gefangennahme des Jugurtha einen Theil des Ruhmes des Marius für ſich erworben, und die Feindſchaft gelangte zum Ausbruch, als die Nobilität im Jahre 88 dem Sulla das Konſulat und den Oberbefehl für den bevorſtehenden Krieg mit dem pontiſcheu Könige Mithridates übertrug. Marius wollte dem Sulla den Oberbefehl durch deu Tribun Publius Sulpicius entreißen; aber Sulla kehrte mit ſeinem Heere nach Rom zurück, warf die Demokraten nieder und ächtete ihre Führer, vor allem den Marius. Dies war der Beginn der Bürgerkriege, und nun öffueten ſich die Legionen ohue jede Rückſicht auf die beſtehenden Geſetze all' den mannigfaltigen Elementen, die im römiſchen Reiche nebeneinander wohnten. Es kommen Legionen vor, die in den Provinzen ausgehoben waren*) und legiones vernaculae genannt wurden**), ſpäter aber, nachdem ihnen das Bürgerrecht ertheilt worden, unter den gewöhnlichen Legionen mitzählen, und endlich bildet man aus Gladiatoren und anderen Sklaven Heereskörper,***) was vorher nur einmal in höchſter Noth, nämlich nach der Schlacht bei Cannae gewagt worden war. — Wie fremd die Elemente waren, die ſich in dieſen römiſchen Heeren zuſammenfanden, zeigt eine Stelle bei Horaz†):

*) Von Pompejus ſagt dies Cäſar (B. C. 3, 4.) Cäſar ſelbſt aber war es, der zuerſt eine Legion aus lauter Provinzialen bildete — die Alauda, ſpäter leg. V, der er die Zivität im erſten Bürgerkriege ertheilt zu haben ſcheint. Auch Labienus und Brutus nahmen Provinzialen in die Legionen auf.

**) Lange weiſt nach, daß dieſe legiones vernaculae nicht etwa aus römiſchen Koloniſten, ſondern wirklich aus Provinzialen entſtanden.

***) Gladiatoren hatten Brutus bei Mutina und Antonius im peruſiniſchen Kriege; Marius aber rief die Sklaven zur Freiheit auf.

†) Oden I. 35. An Fortuna.

Digitized by Google

„Ach Daker hätten faſt, Aethiopier
Im Sturm der Bürgerkriege die Stadt zerſtört,
Des Meeres Schrecken die, die andern
Meiſter im Schleudern der Pfeilgeſchoſſe.“

Welch' verderblichen Einfluß die Bürgerkriege und die wüſte Miſchung der Mannſchaft auf die Haltung der Truppen ausüben mußte, liegt auf der Hand. Gleich der erſte Zuſammenſtoß legte den Verfall der militäriſchen Disziplin in erſchreckender Weiſe bloß, trug die politiſche Propaganda in das Soldatenzelt ſo gut wie in die Hauptquartiere und löſte die heiligen Bande der Ordnung und Zucht: Der Befehlshaber des ſullaniſchen Belagerungskorps vor Pompeii wurde von ſeinen Soldaten mit Steinen und Knitteln erſchlagen, und Sulla begnügte ſich damit, die Truppen zu ermahnen, durch tapferes Verhalten vor dem Feinde die Erinnerung an dieſen Vorgang auszulöſchen. Die Urheber jener That waren die Flottenſoldaten, von jeher in Rom die am mindeſten achtbare Truppe: bald folgte eine, vorwiegend aus dem Stadtpöbel ausgehobene Abtheilung der Legionare dem gegebenen Beiſpiel und vergriff ſich an dem Konſul Cato. Nur ein Zufall rettete ihm das Leben. Der Rädelsführer der meuteriſchen Truppe wurde zwar gefangen, doch nicht beſtraft, und als Cato bald darauf in einem Gefechte fiel, bezeichnete das Gerücht ſeine eigenen Offiziere als die Urheber ſeines Todes.

Dieſe Haltung des Heeres dauert während der Bürgerkriege an; ſechs Feldherrn fielen während derſelben von der Hand ihrer Soldaten; einzig Sulla behielt unangefochten ſeine gebietende Stellung; an ihm hingen die Truppen, unter ihm entwöhnten ſie ſich des Politiſirens; aber er ließ ihren wilden Begierden auch den Zügel ſchießen, wie vor ihm kein anderer Feldherr; er ließ Alles zu: wüſte Schwelgerei, Beſtialität, ſogar Meuterei gegen die Offiziere und verlangte nur zweierlei: Tapferkeit und Treue gegen ihn ſelbſt. Wenn ihm deshalb der Verderb der alten Kriegszucht zugeſchrieben wird, ſo iſt dies nicht unrichtig, aber doch ungerecht. Sulla war eben der erſte römiſche Staatsmann, der ſeiner politiſchen und militäriſchen Aufgabe nur dann genügen konnte, wenn er auftrat wie ein Kondottiere.

Für den Sieg hatte Sulla ſtets verſchwenderiſche Belohnungen, und ſo hing denn die Mannſchaft an ihm mit all' jenem ſoldatiſchen Enthuſiasmus, der ſo gewaltig iſt, weil er oftmals die edelſten und die gemeinſten Leidenſchaften in ein und derſelben Bruſt bewegt. Freiwillig ſchworen ſich ſeine Soldaten einander, nach altrömiſcher Sitte, feierlich zu, feſt zuſammenzuhalten, und bei Sulla's Zuge von Aſien nach Italien brachte die Mannſchaft dem Feldherrn ihre Sparpfennige als Beiſteuer zu den Kriegskoſten. War Sulla doch für ſie der Inbegriff alles deſſen, was ſonſt dem römiſchen Krieger die Namen „Vater-

land“ und „heimiſcher Heerd“ geweſen; kannten dieſe Leute doch keine andere Heimath mehr als das Lager, kein anderes Palladium als den Adler der Legion, keine andere Obrigkeit als den Feldherrn. — Solche Heere waren die Erzeuger und die Werkzeuge der Bürgerkriege; ſolchem Heere zu Liebe war der ariſtokratiſche Sulla genöthigt, ganze Stadt- und Landgemeinden Italien's auszuweiſen und ihre Sitze umzuwandeln in Militärkolonien für die immer anſpruchsvoller, immer mächtiger werdenden Miethlinge. Die meiſten dieſer neuen Anſiedlungen lagen in Etrurien, und wie umfaſſend ſie waren, zeigt die Zahl der vertheilten Landlooſe, die auf 120,000 angegeben wird. Von den früheren Anſiedlungen ausgedienter Mannſchaft unterſcheidet ſich dieſe ſullaniſche Kolonisation ſowohl durch jenen ungeheueren Umfang und durch den Umſtand, daß ihr zum Theil erſt durch Proſkriptionen Raum geſchafft werden mußte, als namentlich auch dadurch, daß der Gegenſatz des Soldaten zum Bürger, welchen die früheren Koloniſationen aufzuheben getrachtet hatten, hier gerade beſtehen bleiben ſollte und auch wirklich beſtehen blieb. Die Koloniſten ſind jetzt eine angeſiedelte ſtehende Armee des Senats. Auf ſie geſtützt ſtellte Sulla als unumſchränkter Regent die alte oligarchiſche Verfaſſung wieder her. Senat und Ritterſchaft, Bürger und Proletarier, Italiker und Provinzialen nahmen ſie hin, wie Sulla ſie diktirte; ſeltſamerweiſe jedoch ſtieß er auf Widerſtand bei ſeinen Heerführern. Aber dieſer Widerſtand war nicht politiſcher Natur. Die Führer erkannten nur, daß Sulla die Diktatur nicht in dem Sinne übernommen habe, um den Staat der Soldateska unterthänig zu machen, ſondern um Jedermann, vor allem aber das Heer und die Offiziere unter die Gewalt der bürgerlichen Ordnung zurückzuzwingen. Dieſe Erkenntniß war natürlich für die Heerführer eine große Enttäuſchung, und gerade die beiden, auf welche Sulla am meiſten hielt, widerſetzten ſich der neuen Ordnung der Dinge: Gnäus Pompejus, der Schwiegerſohn Sulla's, erhielt, nachdem er Sizilien und Afrika pazifizirt, den Befehl, ſein Heer zu verlaſſen. Er weigerte ſich. Quintus Oſella bewarb ſich in offenem Widerſpruche zu den eben neu beſtätigten Satzungen, um das Konſulat. — Mit Pompejus kam es zum Vergleich, indem Sulla dem eitlen Jünglinge die allerdings ungeſetzliche Ehre gönnte, als Triumphator in Rom einzuziehen, ohne vorher Senator geweſen zu ſein; den Oſella aber ließ Sulla auf offenem Markte niederſtoßen und ſetzte ſodann der verſammelten Bürgerſchaft auseinander, daß die That auf ſeinen Befehl und warum ſie geſchehen ſei. — So verſtummte für den Augenblick die Oppoſition der Generalität; aber ſie blieb beſtehn; ſie erhob ſich zu blendender Macht in der Geſtalt des Pompejus, und ſie beſiegte endgiltig die alten Formen, als Julius Cäſar ihr ſein Genie und ſeinen Willen lieh.

Die römiſche Welt begann des Bürgerkrieges müde zu werden. Laut klagt Horaz:*)

Schon in's zweite Geſchlecht fortwüthet die Fehde der Bürger
  Und Rom erliegt verblutend unter Römerhand.
Sie, die nimmer zu ſtürzen vermocht der Marſiſche Nachbar,
  Noch Porſenna's anſtürmendes Etruskerheer,
Die nicht Capua's mächtiger Neid, nicht Spartakus Thatkraft,
  Nicht Allobrogiſcher Hochverrath zu Boden zwang,
Selbſt Germania nicht mit der Kraft blauäugiger Jugend,
  Noch unſerer Väter grauſes Schreckbild, Hannibal,
Uns, dem unſel'gen Geſchlecht aus ſündigem Samen erliegt ſie!
  Und ſchweifend Wild wird hauſen wieder, wo ſie ſtand.
Wehe, da pflanzt in den Schutt der Barbar ſein Banner des Sieges,
  Sein Reiter ſtampſt mit ſchwerem Huf die Trümmerſtatt,
Und des Quirinus Gebein, aus heiligem Dunkel geriſſen —
  Fluchwürdiger Anblick! — ſtreut umher ſein Uebermuth.

In der That: dieſe ſehr gerechtfertigte Sorge vor dem Einbruche der Barbaren war der mächtigſte Fürſprech für das einigende, kräftezuſammenhaltende Imperatorenthum.

Wenn auch die Feldherrn nicht ſelbſt der Monarchie zuſtrebten — ſie mußte dennoch kommen. Die Zuſammenſetzung des Heeres, die unaufhörlichen Kriege gegen das Ausland verlangten die Militärherrſchaft als einzige Möglichkeit, die nothwendige kriegeriſche Einheit zuſammenfaſſen und entfalten zu können. Und auf dem Grunde dieſer Nothwendigkeit erhob ſich Cäſar's Prinzipat.

Die Entwickelung, wie ſie ſich ſeit Marius in der römiſchen Kriegsverfaſſung vollzog, darf alſo nicht als Ausfluß eines Willkührakts betrachtet werden; ſie lag in der Natur der Dinge ſelbſt. Seit Rom durch ſeine Waffenthaten zu einem großen Reiche geworden war, vermochten die aus der ökonomiſchen Arbeit hervorgegangenen Elemente nicht mehr, die ungeheuere Kriegsarbeit zu leiſten, welche ſchon die Grenzhut allein in Anſpruch nahm. Denn die allgemeine Wehrpflicht der alten Zeit galt ja keineswegs für alle Männer, die im Lande lebten, ſondern nur für die Bürger, d. h. nur für die Grundbeſitzenden, welche Antheil nahmen am Staate und deſſen Regierung. Hatte der Bürgerſtaat Rom mit Hilfe des Krieges der Welt Geſetze vorgeſchrieben, ſo zwang nun der Krieg ſelbſt den Römern neue Lebensnormen auf, nämlich die Verallgemeinerung des Kriegsdienſtes über den Kreis der Bürger hinaus, und zwar nicht als Wehrpflicht, ſondern als Söldnerei. Es iſt kaum zu verkennen, daß die Einführung des inländiſchen Werbeſyſtems durch Marius den Staat militäriſch vom Untergange gerettet hat; gewiß aber iſt, daß die marianiſche Heereszuſammenſetzung die Monarchie herbeiführen mußte. — Wohl beſtand

*) Oden. „Während der Bürgerkriege“ (Geibel'ſche Uebertragung.)

Digitized by Google

noch das Geſetz der allgemeinen Wehrpflicht; doch es war ein todtes Wort. Ein Stand geworbener Soldaten mit alten Berufsoffizieren, ein dauernd unter den Adlern ſtehendes Heer, eine nach Willkühr des Feldherrn zu vergrößernde Prätorianergarde — alle Pfeiler der Militär-Monarchie waren im Heerweſen aufgerichtet; es bedurfte nur noch des Willens eines großen Feldherrn, und ſie mußte ſich über dieſen Pfeilern zu ſtolzer Kuppel wölben. Die Entwickelung des altrömiſchen Kriegsweſens war abgeſchloſſen.

Die Pariſer Weltausſtellung.

Von Adolf Roſenberg.

10. Die Kunſt Oeſterreich-Ungarn's. — Spanien, Griechenland und Holland. — Rußland. — Die deutſche Kunſt. — Schlußbetrachtung.

Trotz der politiſchen Trennung ſind wir nach wie vor gewöhnt, die öſterreichiſche Kunſt als zur deutſchen zugehörig und im Zuſammenhange mit der deutſchen zu betrachten. Viele der hervorragendſten Talente der öſterreichiſchen Schule haben in München, unter Pilotys Leitung, ihre künſtleriſche Ausbildung erhalten, an ihrer Spitze Hans Makart, die glänzendſte Künſtlererſcheinung, welche die öſterreichiſche Kunſt gegenwärtig beſitzt. Eine ganze Reihe dieſer in München gebildeten Oeſterreicher hat dauernd ihren Wohnſitz an der Iſar aufgeſchlagen, wie der Böhme Gabriel Max, die Tiroler Defregger und Mathias Schmid, der Wiener Kurzbauer. Umgekehrt ſind von München Künſtler, die in Deutſchland geboren und erzogen ſind, nach Wien gegangen, wo ſie zu den Zierden der dortigen Künſtlerſchaft geworden ſind. So der Hiſtorienmaler Anſelm Feuerbach, einer der bedeutendſten Künſtler Deutſchland's, und der Bildhauer Zumbuſch. Eine andere Gruppe öſterreichiſcher Künſtler, der Ungar Munkacſy, der Böhme Czermak, die Landſchaftsmaler Jettel und Ribarz, der Thiermaler O. v. Thoren, leben oder lebten in Paris, wo ſie mehr oder minder merkliche Einflüſſe der dortigen Malerſchule erfahren haben.

Im Großen und Ganzen iſt der Charakter der öſterreichiſchen Kunſt ein deutſcher. Eine ſpezifiſch öſterreichiſche Kunſt giebt es nicht, ebenſowenig wie eine ſpezifiſch ungariſche. Munkacſy, Ungarn's größter Maler, faſt auch ſein einziger, der auf größere Bedeutung Anſpruch machen kann, iſt ein Zögling der Düſſeldorfer Akademie, wo er vornehmlich die Kunſt gelernt hat, ſeine Ge-

Digitized by Google

ſtalten ſeeliſch zu beleben. Als Koloriſt hat er freilich einen eigenen Weg eingeſchlagen. Er liebt eine düſtere, ſchwärzliche Färbung, deren er zu einer eindringlichen Charakteriſtik ſeiner meiſt melancholiſchen Sujets bedarf. Er ſieht die Welt in einem grauen Licht: Sonnenſchein und Farbenluſt ſind in dem Katechismus ſeiner grämlichen Kunſt nicht zu finden. Wenn er wirklich einmal ein rothes Gewand zu malen hat, ſo zieht er erſt einen grauen Schleier darüber, damit eine Farbe gebrochen wird, die ſein ſchwarzgraues Konzert ſtören könnte. Vor Munkacſy's Gemälden wird man lebhaft an die Charakteriſtik erinnert, die Heinrich Heine in ſeinen vortrefflichen, lange nicht genug geſchätzten Pariſer Kunſtberichten von Ary Scheffer als Maler entworfen hat. Heine nennt ſeine Farben gedämpft, freudlos, mürriſch, todmüde. Seine Gegner ſagten ihm nach, er male mit Schnupftabak und grüner Seife. Während man aber bei Scheffer's Bildern „aus den trübſinnigen Farben ein lichtes Gemüth" hervorbrechen ſah, wie Sonnenſtrahlen aus Nebelwolken, iſt und bleibt Munkacſy ein troſt- und poeſieloſer Realiſt, der ſelbſt einem Thema wie dem blinden Dichter Milton, der ſeiner Tochter das verlorene Paradies diktirt, keine Spur von Poeſie abzugewinnen wußte.

Wenn trotzdem dieſes Bild auf der Pariſer Weltausſtellung viele Bewunderer fand und auch die Jury zur Krönung veranlaßte, ſo iſt der Grund dieſes Beifalls und dieſer Auszeichnung in der barocken Farbengebung Munkacſy's zu ſuchen. Denn in der großen Konkurrenz auf dem Marsfelde vermochte ſich das einfach Schöne nicht zur Geltung zu bringen: nur das barocke, das außergewöhnliche, das ſenſationelle machte Aufſehen.

Was Wunder, daß auch Hans Makart, der Senſationsmaler par excellence, mit ſeinem rieſigen Bilde, dem „Einzuge Karl's V. in Antwerpen", eine entſprechend große Senſation erregte? Makart hat in die Kunſtgeſchichte ein neues Genre eingeführt: das Koloſſalbild. Er malt nur „Koloſſalbilder", die wie die Wunderthiere von Bilderkornaks von Stadt zu Stadt geführt werden und in beſondern Salons für ein hohes Eintrittsgeld gezeigt werden. Und doch iſt kaum ein zweiter namhafter Maler geiſtig ſo wenig befähigt, Koloſſalbilder zu malen wie gerade Makart. Zur Bewältigung großer Maſſen fehlen ihm zwei weſentliche Vorbedingungen: er iſt nicht im Stande, geſchickt zu komponiren und er vermag auch nicht die einzelnen Figuren geiſtig zu beleben. Und wer ſich nicht durch ſein berauſchendes „Farbenkonzert" die Sinne verwirren läßt, wird auch finden, daß es Makart an dem vornehmſten Requiſit des wahren Künſtlers, an der Phantaſie, gebricht. Seine „Katharina Cornaro", die kürzlich als Probe ſeiner Kunſt in der Berliner Nationalgalerie nach langen Wanderungen eine bleibende Stätte gefunden hat, iſt nichts mehr als ein Konglomerat einzelner Farbenſtudien, die nicht einmal koloriſtiſch zuſammengeſtimmt ſind.

In noch höherem Grade gilt das von ſeinem „Einzug Karl's V. in Antwerpen“, der bekanntlich bei ſeinem erſten Erſcheinen im Wiener Künſtlerhauſe von Seiten der geſammten Kritik der öſterreichiſchen Hauptſtadt eine entſchiedene Verurtheilung erfahren hat. Freilich konnte man einen Fortſchritt konſtatiren. Makart hat ſich bemüht, die angeblich geniale Lüderlichkeit in Zeichnung und Modellirung, mit welcher er zuletzt förmlich kokettirte, abzulegen. Man bemerkt auf dem Bilde eine ganze Anzahl vortrefflich gezeichneter Figuren, und die berühmten nackten Mädchen, die vor dem Roſſe des jugendlichen Kaiſers einherſchreiten, ſind ſogar mit einer Feinheit und Zartheit modellirt, die nur noch bei den Franzoſen ihr Seitenſtück findet.

Die nackten oder nur mit einem dünnen Flor bekleideten Jungfrauen ſind — darüber kann kein Zweifel herrſchen — die Hauptſache auf dem großen Bilde. Um ihretwillen das ganze Aufgebot von Kaiſer, Rittern und Landsknechten, um ihretwillen die Fahnen und Banner, die geſchmückten Bürger und Bürgerfrauen und der ehrwürdige Meiſter Dürer, der im Vordergrunde ſteht und auf den Trubel blickt! Allerdings hat ſich Makart das Air gegeben, als hätte er, um den Stoff ſeines Bildes zu finden, beſonders tiefe hiſtoriſche Studien gemacht. Wenn man aber genauer auf ſeine Quellen blickt, wird man gewahr, daß er ſie gröblich mißverſtanden hat.

Dürer erzählt in dem Tagebuche, das er über ſeine niederländiſche Reiſe geführt hat, er ſei (im Auguſt 1520) von ſeinem Wirth in die Werkſtätte der Maler im Zeughaus zu Antwerpen geführt worden, „wo ſie den Triumphbau herrichten, durch welchen man den König Karl einführen ſoll. Dieſes Werk iſt einhundert Bögen lang und ein jeder vierzig Schuh weit und wird auf beiden Seiten der Gaſſe aufgeſtellt, hübſch geordnet, zwei Stockwerke hoch; darauf wird man die Schauſpiele aufführen.“ Später erzählt er mit Bezug auf dasſelbe Ereigniß: „Ich habe einen Stüber gegeben für das gedruckte „Einreiten zu Antwerpen“, wie der König mit einem köſtlichen Triumph empfangen wurde — da waren die Pforten gar koſtbar verziert — mit Schauſpielen, großer Freudigkeit und ſo ſchönen Mädchengeſtalten, dergleichen ich wenig geſehen habe.“ Man würde aus dieſe flüchtigen Notizen kaum entnehmen, ob er wirklich in Perſon dieſem „Einreiten“ beigewohnt oder ob er nur nach den Abbildungen geurtheilt, wenn wir nicht in einer Schrift Melanchthon's eine ausdrückliche Beſtätigung dafür erhielten. Dürer habe ihm, ſo berichtet Melanchthon, erzählt, daß er den Einzug mit König Karl mitgemacht. In den augenſcheinlich mythologiſchen Gruppen ſeien die ſchönſten Jungfrauen ausgeſtellt geweſen, faſt ganz nackt und blos mit einem ganz dünnen und durchſichtigen Schleier umhüllt. Der junge Kaiſer habe zwar die Mädchen keines Blickes gewürdigt, er aber ſei ganz gern näher herangegangen, ſowohl um zu

Digitized by Google

ſehen, was eigentlich dargeſtellt ſei, als auch um den vollkommenen Wuchs der ſehr ſchönen Jungfrauen genauer zu betrachten. „Ich, ſo ſagte er wörtlich, habe mich, weil ich ein Maler bin, ein wenig unverſchämter umgeſehn."

An dieſe Darſtellung hat ſich nun Makart in keiner Weiſe gehalten. Er hat irgendwo in einem Geſchichtswerk geleſen, daß es im fünfzehnten Jahrhundert hie und da in England und Frankreich Sitte geweſen, den feierlichen Einzug von Königen und Fürſten dadurch zu verherrlichen, daß man ſie durch edle Jungfrauen in unverhüllter Schönheit bewillkommnen ließ. Dieſe Notiz hat er ſich für ſeinen „Einzug Karl's V. in Antwerpen" zu Nutze gemacht, offenbar weil er mit den kurzen Notizen Dürer's nichts anzufangen wußte.

Den Vordergrund ſeines Bildes nehmen, wie geſagt, die fünf Jungfrauen ein, die ihm die Hauptſache geweſen ſind, während alles übrige, der Kaiſer und ſeine Ritter, die guten Antwerpener und Albrecht Dürer als Hintergrund, als Dekoration herhalten müſſen. In dieſen Jungfrauen hat Makart etwas geleiſtet, was ihm nach ſeinen bisherigen Schöpfungen Niemand zugetraut hatte. Er hat nicht jene plumpen, widrigen Fleiſchkoloſſe hingeſtellt, wie wir ſie aus den Abundantiabildern, aus „der Erde und des Meeres Gaben" kennen, nicht verzerrte, leichenfarbene Geſichter geſchaffen, ſondern wonnige mädchenhafte Geſtalten mit bezaubernd ſchönen Köpfen, die trotz ihres mangelhaften Koſtüms merkwürdig keuſch und unbefangen dreinſchauen. Ein dünner Flor deckt wohl dieſen oder jenen Körpertheil, eine der Damen iſt ſogar mit einem vollſtändigen Schleierhemde bekleidet, aber dieſe Schleier ſind ſo durchſichtig, daß die ſchönen Formen in vollſter Klarheit hervortreten.

Als das Bild in Wien zum erſten Male ausgeſtellt wurde, flüſterte man ſich die Namen der Damen in's Ohr, welche ſo gefällig geweſen waren, dem Maler ihre Reize zu bieten, wie es einſt die Mädchen von Croton gethan, als dort Zeuxis ſeine Helena malte. Es lief alſo ein gut Theil Lokalintereſſe in den Kunſtenthuſiasmus der Wiener mit unter. Für Paris hatte das Bild dieſen intimen Reiz allerdings eingebüßt. Es blieben ihm aber noch ſo viele andere Reize, daß man den Maler des Ehrenpreiſes für ebenſo würdig erachtete wie Munkacſy.

Die übrigen Perſonen des Makart'ſchen Bildes verhalten ſich den mannigfachen Schönheiten gegenüber, welche der Maler ausgebreitet hat, auffallend gleichgiltig. Nur einer oder der andere der Landsknechte, die mit flatternden Bannern und Hellebarden dem jungen Fürſten vorausſchreiten, wagt einen verſtohlenen Blick auf das ſeltene Schauſpiel zu werfen. Dürer, der ſich doch nach ſeinen eigenen Worten „etwas unverſchämter" umgeſehen hat, ſteht ganz abſeits. Makart hat den großen Meiſter ſo wiedergegeben, wie er ſich ſelbſt auf dem allbekannten Münchner Bilde portraitirt hat. Das war aber hier

nicht am Orte. Wenn man mitten in ſolchem Feſtesjubel, in ſolchem Gedränge ſich bewegen muß, trägt man die Haare nicht ſo ſorgfältig in lange Locken arrangirt, wie wenn man ſich malt oder malen läßt.

Diejenige Figur, die eigentlich die Hauptfigur des Bildes hätte ſein müſſen, wenn Makart in hiſtoriſchem Geiſte zu komponiren verſtände, Karl V., iſt ganz verfehlt. Hier ſteht wieder der alte Makart vor uns: ein leichenfarbenes, graugelbes Geſicht, aufgeſchwemmtes Fleiſch, Mangel an jeder Charakteriſtik.

Weil das Bild keinen Geſammteindruck macht, iſt es auch ſchwer, denſelben mit Worten auch nur annähernd zu charakteriſiren. Wir haben es, wie bemerkt, in einem noch größeren Maße als bei der Katharina Cornaro mit einer Fülle von Einzelfiguren und Köpfen zu thun, von denen die meiſten durch einen hübſchen Zug oder durch ein glänzend gemaltes Beiwerk unſer Intereſſe auf einen Augenblick in Anſpruch nehmen, die aber weder durch koloriſtiſche Haltung noch durch harmoniſche Farbenzuſammenſtimmung, noch durch die Kompoſition in rechten Zuſammenhang gebracht worden ſind. Das Bild zeigt nicht weniger als fünfzig ausgeführte Figuren und Köpfe, zu denen noch diejenigen hinzukommen, die im Hintergrunde durch gelbe, blaue oder grüne Flecke angedeutet ſind. Wie gewöhnlich bei Makart dürfen die Koſtüme auf hiſtoriſche Treue keinen Anſpruch erheben. Er hat deutſches, italieniſches, ſpaniſches und flandriſches durch einander gemiſcht, er hat genommen, was ſeinem Pinſel Stoff zu koloriſtiſchen Experimenten bot. Auch die charakteriſtiſche Architektur Antwerpen's hat er vollſtändig ignorirt. Was da an Balkonen, Fenſtern und Häuſern ſichtbar wird — viel iſt es nicht —, kann ebenſowohl eine beliebige Stadt Italien's wie die Königin der Schelde darſtellen. Das Bild hat überhaupt einen vorwiegend italieniſchen Charakter. Man wird lebhaſt an die Feſtbilder von Paolo Veroneſe, dem Vorbilde Makart's, erinnert, aber nicht zum Vortheile des modernen Malers. Dieſem fehlt vor allem die Naivetät des alten Meiſters. Man ſieht jeder Figur das Geſuchte, das Raffinirte, jedem Farbeneffekt das Ausgeklügelte an. Und dieſe Beobachtung verdirbt uns die Freude an der Schöpfung eines originellen Talents, das immer noch nicht ſeinen Schwerpunkt gefunden hat, ſondern ſich in unſicheren Experimenten zu verzetteln droht.

Makart's Rieſenbild abſorbirte leider das allgemeine Intereſſe an der öſterreichiſchen Kunſtausſtellung, die gleichwohl reich an gediegenen Leiſtungen intereſſanter Künſtlerindividualitäten iſt. So finden wir von der Hand Heinrich v. Angeli's zwölf ausgezeichnete Porträts, in jener kräftigen und doch noblen Weiſe gemalt, die der Künſtler in verhältnißmäßig kurzer Zeit und ganz ſelbſtändig herausgebildet hat, ohne ſich an ein Vorbild anzulehnen. Die Porträts v. Angeli's tragen einen ſpezifiſch deutſchen Charakter. Schlicht

und einfach arrangirt laſſen ſie alles Beiwerk bei Seite, um den Kopf zur hauptſächlichſten, faſt alleinigen Wirkung zu bringen. Während der energiſche Stil v. Angeli's beſonders für männliche Portraits charakteriſtiſch iſt, hat Canon vorzugsweiſe das Geſchick, weibliche Anmuth mit diſtinguirter Nobleſſe zur Anſchauung zu bringen.

Unter den Genremalern ſteht Alois Schönn obenan. Er hat wie kein zweiter das italieniſche Volksleben und die italieniſche Natur ſtudirt und weiß auch den gewöhnlichſten Motiven ein originelles Gepräge zu geben. Sein „Fiſchmarkt in Chioggia“ iſt reich an charakteriſtiſchen Volkstypen und feſſelt zugleich durch eine feine maleriſche Behandlung, die ſich die verſchiedenartigſten Lichteffekte wohl zu Nutze zu machen weiß. Noch reicher und lebendiger iſt ſein „Volksfeſt an der genueſiſchen Küſte“, wo eben in einer kleinen Kapelle am Strande Meſſe geleſen worden iſt und der Geiſtliche aus derſelben heraustritt, um die ſich um ihn drängenden Kinder zu ſegnen. Eugen Blaas holt die Motive für ſeine farbenreichen, von einem feinen Humor erfüllten Kompoſitionen aus Venedig. Bald fixirt er luſtige Volksſzenen aus der Gegenwart, bald greift er in die glänzende Vergangenheit zurück und bevölkert die Balkone der ſtolzen Paläſte mit in Purpur und Gold prangenden Schönen, die mit ihren Rittern ſchäkern.

Die öſterreichiſche Kunſtausſtellung bietet in ihrer durch die geographiſchen Verhältniſſe und durch andere Umſtände gebotenen Zuſammenſetzung ein buntes Bild. Sie allein giebt in nuce ein vollſtändiges Bild der gegenwärtigen europäiſchen Kunſtbewegung. Denn die Söhne des öſterreichiſch-ungariſchen Kaiſerſtaates gehen in alle Welt und eignen ſich die Kunſtſprachen aller Nationen mit wunderbarer Geſchicklichkeit an. Wir haben ſchon oben angedeutet, daß eine große Anzahl öſterreichiſcher Maler aus München hervorgegangen ſind, daß Munkacſy ſeine Bildung in Düſſeldorf empfangen hat und daß andere wieder mit beiden Füßen auf dem Boden der franzöſiſchen Kunſt ſtehen. Einer der talentvollſten Künſtler Böhmen's, Jaroslav Czermak, der leider auf der Höhe ſeiner Laufbahn ſeiner Kunſt entriſſen worden iſt, war ein Schüler Gallait's. Seine Gemälde ſind ſo farbenprächtig, ſeine Charakteriſtik iſt ſo eindringlich, und ſeine Darſtellungsweiſe iſt ſo ergreifend, daß man vor ihnen an die ſchönſte Zeit Gallait's erinnert wird. Die beiden letzten Bilder des Künſtlers, der kurz vor der Eröffnung der Ausſtellung ſtarb, auf der er Ruhm und Ehren ernten ſollte, ſchildern uns mit glänzender Beredtſamkeit Epiſoden aus dem Verzweiflungskampf der Montenegriner gegen ihre türkiſchen Unterdrücker, der erſt jetzt ſeinen Abſchluß erhalten hat. Auf dem einen dieſer Bilder wird ein verwundeter montenegriniſcher Führer von ſeinen Getreuen auf einer Bahre durch einſame Gebirgspäſſe getragen. Frauen und Mädchen, die an

den Seiten vorübergehen, bringen dem würdigen Greiſe, der mit frommer Ergebenheit ſeine Leiden trägt, ihre Verehrung dar. Das andere Bild iſt eine erſchütternde Tragödie, die um ſo tiefer ergreift, als ſie ohne das geringſte Pathos dargeſtellt iſt. Montenegriniſche Frauen und Männer ſind in ihr heimatliches Dorf zurückgekehrt, welches die Türken ſchrecklich verwüſtet haben. Sie ſtehen an der zertrümmerten Mauer des Kirchhofs und blicken, Ingrimm und Trauer im Herzen, auf den entweihten Raum, aus dem ihnen die verdorrten Schädel ihrer gemordeten Brüder, welche die Barbaren auf den Gräbern aufgepflanzt haben, racheheiſchend entgegenblicken.

Auch auf nationalem Boden ſteht der in Krakau geborene Pole Matejko, wohl der größte Hiſtorienmaler, den Oeſterreich-Ungarn gegenwärtig beſitzt. Er hat ſich auch eine originelle, kräftige Ausdrucksweiſe geſchaffen, deren Grundlage weder auf Frankreich, noch auf Belgien, noch auf Deutſchland zurückzuführen iſt. Seine Stoffe wählt er ausſchließlich aus der glanzvollen Vergangenheit Polen's. Er malt große Haupt- und Staatsaktionen, feſtliche Zeremonien, Entſcheidungsſchlachten mit einem bisweilen allzu bunten und unruhigen Kolorit, aber ſtets mit Energie und Schwung. Leider iſt der eigenſinnige Patriot, der ſich nur in der Geſchichte ſeines unglücklichen Volkes bewegt, für jeden Nichtpolen unverſtändlich. Seine figurenreichen Hiſtorienbilder, ſo z. B. die auf der Ausſtellung befindliche „Union in Lublin 1569 zwiſchen Litthauen und Polen", eine Kompoſition von großem Wurf, voll feſſelnder Charakterköpfe, ſind nicht ohne Kommentar verſtändlich, und dadurch büßen ſie die unmittelbare Wirkung auf den Beſchauer ein, die wir von jedem echten Kunſtwerk verlangen.

Die ſkandinaviſchen Länder, Schweden und Norwegen, nehmen in der europäiſchen Kunſtentwicklung ebenſowenig eine hervorragende Stellung ein, wie die beiden ſüdlichſten Ausläufer des Kontinents, Griechenland, Spanien und Portugal. Die beiden bedeutendſten Maler Norwegen's, der in Karlsruhe thätige Marinemaler Gude und der beſonders in Winterlandſchaften exzellirende Munthe, ſind in Düſſeldorf gebildet, wo letzterer auch anſäſſig iſt. In der ſchwediſchen Abtheilung iſt nur der Baron Cederſtröm bemerkenswerth, der ein Hiſtorienbild mit lebensgroßen Figuren ausgeſtellt hat — „der Transport der Leiche Karl's XII. über das norwegiſche Gebirge zur Winterszeit" —, welches erſichtlich unter dem Einfluſſe der Düſſeldorfer Schule gemalt iſt. Es iſt ein Bild, welches alle Requiſiten eines guten hiſtoriſchen Gemäldes in ſich vereinigt. Wir haben einen echt nationalen und doch Jedermann verſtändlichen Stoff, der ohne theatraliſches Pathos mit ergreifender Tragik vorgetragen iſt. Dem kleinen Trauerzuge, der gerade an einer Biegung des Gebirgspfades angelangt iſt, ſchreitet ein ſchwediſcher Offizier mit gezogenem Degen voraus.

Digitized by Google

Verwundete folgen ihm, dann kommt die Bahre mit dem todten König, der mit großer Wahrheit wiedergegeben iſt, ohne daß die Nerven des Beſchauers durch den Anblick der Leiche unangenehm erregt werden. Links am Wege ſteht ein alter Jäger, der ehrfurchtsvoll den Hut gezogen hat und mit kummerſchwerem Antlitz auf die erſtarrten Züge des gefallenen Helden blickt.

In der ſpaniſchen Malerei glänzt nur ein heller Stern und neben ihm einige kleine, die von dem großen ihr Licht empfangen haben: Fortuny und ſeine Nachfolger. In der Technik iſt Fortuny, der ſeiner Kunſt nach einer kurzen, glänzenden Laufbahn früh entriſſen wurde, durchaus von den Franzoſen abhängig. Wenn er etwas geleckter und eleganter wäre, könnte man ihn einen zweiten Meiſſonier nennen, von dem er auch wirklich viel gelernt hat. Aber ſeiner Kunſtweiſe hat ſich noch ein zweites Moment hinzugeſellt, das dem franzöſiſchen Meiſter fehlt: ein ſarkaſtiſcher, ſatiriſcher Humor, wie ihn z. B. ſein großer Landsmann Cervantes beſaß und wie er unter den modernen Malern beſonders unſerem Menzel eigenthümlich iſt. Fortuny ſtarb zu früh, um zu voller Selbſtändigkeit und Originalität durchgedrungen zu ſein. Aber vor ſeinen Genrebildern, von denen auf der Ausſtellung etwa dreißig zu ſehen ſind, fühlen wir, daß die Kunſt einen Sittenmaler verloren hat, der den größten aller Zeiten hätte ebenbürtig werden können.

Griechenland beſitzt in dem in der Pilotyſchule gebildeten, in München lebenden Genremaler Gyſis und in Lytras zwei eigenartige Künſtler, die mit einem ſcharfen Blick für den Charakter ihres Volkes eine originelle Auffaſſungsart zu vereinigen wiſſen. Ihre Malweiſe hat etwas unharmoniſches, zerriſſenes und doch frappirendes. Sie ſtellen ihre Landsleute keineswegs im Schimmer einer ſentimentalen Romantik dar, ſondern mit ungeſchminkter Wahrheit. Wo es dieſelbe verlangt, ohne Rückſicht auf die maleriſche Wirkung, in Lumpen und mit Galgenphyſiognomieen und nicht ohne feinen Humor.

Auch Holland ſteht nicht viel höher als die eben erwähnten Länder. Sowohl ſeiner Kunſt wie ſeiner Induſtrie fehlt der nationale Zug, und das iſt um ſo auffallender, als gerade die Niederlande auf eine kunſtgeſchichtliche Vergangenheit von hellſtem Glanze zurückblicken dürfen. Die holländiſche Malerei ſchwankt zwiſchen Belgien, Italien und Düſſeldorf. Die Traditionen des eigenen Landes werden ganz ignorirt oder, wo ſie anklingen, erſcheinen ſie in einem Zuſtande völliger Verknöcherung und Verzopfung. Das hindert indeſſen nicht, daß die holländiſche Abtheilung auch einige gute Bilder aufzuweiſen hat. Aber ſie ſind, wie geſagt, nicht auf eigenem Boden erwachſen. „Venetianiſche Perlenarbeiterinnen“, eine Werkſtatt voll luſtiger Mädchen, ſteht nach ſeinem maleriſchen Charakter ganz unter dem Einfluß der Schule Venedig's, wo der Holländer auch ſeinen Wohnſitz aufgeſchlagen hat. Ein Genrebild von Boks, eines

der wenigen Gemälde der Weltausſtellung, aus denen uns ein friſcher, ungekünſtelter Humor und zugleich ein origineller Gedanke entgegenſpringt, trägt hinwiederum den Charakter der Antwerpener Malerſchule. Es iſt friſch und kräftig gemalt und gut erfunden. Ein altes Ehepaar, vornehme, würdige Leute, iſt eben nach Hauſe gekommen und bemerkt zu ſeinem Schrecken auf dem Tiſche des Salons das Käppi eines Soldaten. Die Frau iſt zur Klingel geeilt und hat Sturm geläutet, das Dienſtperſonal iſt vollſtändig zur Stelle gekommen, und der alte Herr, der vor Schrecken in einen Stuhl geſunken iſt, zeigt mit der Miene eines Unterſuchungsrichters auf das Corpus delicti. In dem Angeſichte der derben Köchin ſpiegelt ſich der Ausdruck ungeheuchelter Entrüſtung, der Kutſcher ſieht etwas verlegen drein, als wüßte er ſich den Zuſammenhang zu erklären und als feſſelten nur kollegialiſche Rückſichten ſeine Zunge, während der Eifer, mit welchem die ſchon ziemlich reife Kammerjungfer ihren moraliſchen Charakter vertheidigt, über die wahren Schuldigen keinen Zweifel aufkommen läßt. Im Hintergrunde öffnet ſich halb eine Thür, durch welche eine Scheuerfrau, deren Alter von vornherein jeden Zuſammenhang mit dem bunten Käppi ausſchließt, ehrfürchtiglich auf den Strümpfen eintritt, um auch ihrerſeits bei dem allgemeinen Appell nicht zu fehlen. Wenn ich noch die Genremaler M. und H. F. C. ten Kate, beide im Haag, den Architekturmaler Klinkenberg, der die ſprüchwörtliche Sauberkeit holländiſcher Städte ebenſo ſauber, ſo friſch und ſo klar wiederzugeben weiß, den Landſchaftsmaler van Elven und den ganz franzöſiſch gebildeten Landſchaftsmaler Burgers erwähne, ſo iſt die Ueberſicht über die Spitzen der holländiſchen Kunſt geſchloſſen.

Es iſt auffallend, daß der gewaltige ſiegreiche Kampf, den die Holländer ſeit einem Jahrzehnt mit dem Meere kämpfen, ihre Maler nicht zu größeren Thaten begeiſtert hat, als wir ihnen auf dem Marsfelde begegnen. Es ſcheint, als hätte dieſer Kampf alle nationalen Kräfte ſo vollſtändig abſorbirt, daß für die Kunſt und die Induſtrie keine mehr disponibel geblieben ſind. Wir können uns deshalb ein näheres Eingehen auf die Erzeugniſſe der holländiſchen Kunſtinduſtrie erſparen. Eine herbe Kritik würde die Empfindlichkeit der armen Holländer, die ſchon viel ſchlimmes haben hören müſſen, nur noch tiefer verletzen, obwohl gerade ſie durch die ſtolze Inſchrift am Eingangsportal ihrer Abtheilung: Ne Jupiter quidem omnibus placet! Nicht einmal Jupiter kann es allen recht machen! mehr als alle anderen Nationen die Strenge der Kritik herausgefordert haben. —

Die Stärke ſowohl wie die Eigenthümlichkeit der ruſſiſchen Malerei liegt in der Landſchaft. Auf dieſem Gebiete beſitzt Rußland eine Anzahl tüchtiger Künſtler, welche eine tief poetiſche Auffaſſung mit einer charaktervollen und echt maleriſchen Ausdrucksweiſe zu verbinden wiſſen. Den ſehr geſchätzten, außer-

Digitized by Google

halb Rußland's am meiſten bekannten Marinemaler Aivaſowski müſſen wir allerdings von dieſer Kategorie ausſchließen, da ſeine Seebilder wohl ſehr poetiſch geſtimmt ſind, aber leider den Charakter vermiſſen laſſen. Er ſchildert einen Seeſturm mit derſelben Eleganz und Glätte wie den Spiegel des Meeres in einer ruhigen Mondnacht. Aivaſowski iſt ein Romantiker in Farbe und Stimmung: ſeine elegiſchen Bilder ſind voll Seele, es fehlt ihnen aber die Energie der Stimmung, welche den Charakter vorausſetzt. Zugleich charakteriſtiſche, landſchaftliche Stimmungsbilder aus dem weiten Reiche des weißen Czaren bietet uns dagegen Kuindji in Petersburg mit zwei Steppenlandſchaften, einer Landſchaft aus Finnland und einer wundervollen Mondnacht in der Ukraine. Ein Teich im Walde bei Winterszeit, aus dem Eisblöcke herausgeholt worden ſind, die am Rande liegen, von Mechtchenski iſt ein Stillleben von tiefer Melancholie, deſſen Ruhe nur durch ein paar Krähen unterbrochen wird, die fröſtelnd auf dem gefrorenen Schnee herumhüpfen. Ein dritter Landſchaftsmaler von Bedeutung iſt Orlowski, deſſen Grasmäher bei herannahendem Gewitter die Staffage zu einem charakteriſtiſchen Landſchaftsbilde aus dem großen, an maleriſchen Reizen ſo unendlich reichen Lande bilden. Um eines glücklichen Gedankens willen iſt auch ein Genremaler Dmitrieff zu nennen. Man ſieht auf einem ſeiner Bilder einen Eiſenbahnzug, der eben vor einer einſamen Station Halt gemacht hat. Die Paſſagiere ſtecken die Köpfe zu den Fenſtern hinaus; denn von der Seite des Bahndamms kommen kleine Mädchen mit Schüſſeln voll Erdbeeren herbeigeeilt. Eines von ihnen iſt im ſchnellen Laufe geſtolpert und mit ſeiner Schüſſel hingeſtürzt. Erdbeeren und Hoffnungen liegen beiſammen im Sande, bei den Krüppeln, die bettelnd ihre Hände den Reiſenden entgegenſtrecken. Um ſeiner Bizarrerie willen ſei endlich noch ein hiſtoriſches Genrebild des Warſchauer Malers Gerſon erwähnt, der uns Kopernikus inmitten einer Verſammlung der erlauchteſten Geiſter ſeiner Zeit, eines Michel Angelo, Perugino, Bramante, zeigt, denen er ſein neues Weltſyſtem erklärt.

So tüchtig die ruſſiſchen Landſchaftsmaler auch ſind, ihr Fleiß und ihr gediegenes Streben wird durch den Glanz eines Künſtlernamens verdunkelt, deſſen Träger es verſtanden hat, innerhalb dreier Jahre in ganz Europa, von Rom bis Petersburg, von Petersburg bis Paris, von ſich reden zu machen. Dieſer Maler, der Stern und die Hoffnung der ruſſiſchen Kunſt, Henri Siemiradzki, hat leider nur die beiden Fehler, daß er kein Ruſſe, ſondern ein Pole iſt, und daß er ſeine künſtleriſche Bildung in Deutſchland, in der Schule Meiſter Piloty's, erlangt hat. Seine erſten Studien hat Siemiradzki, jetzt ein Mann von 35 Jahren, allerdings an der Petersburger Akademie gemacht. Aber von da ging er, mit dem großen Stipendiatpreis ausgerüſtet, nach München, wo er

unter Piloty's Leitung ein Jahr lernte. Seine Malweiſe zeigt heute noch den unverkennbaren Stempel der Pilotyſchule. Von München ging er nach Rom, von wo er ein Bild „Chriſtus und die ſchöne Sünderin“ auf die Wiener Weltausſtellung ſchickte, welches ſeinen Namen zuerſt bekannt machte. Aber erſt im Jahre 1876 trat er mit ſeinem gewaltigen Bilde „die lebenden Fackeln des Nero“ in die Reihe der modernen Senſationsmaler, neben Makart und Gabriel Max, deren Bilder von den Kunſthändlern durch die Hauptſtädte Europa's herumgeführt und unter den Poſaunenſtößen der Reklame gezeigt werden. „Die lebenden Fackeln des Nero“ werden mit ihrer gegenwärtigen Station in der ruſſiſchen Abtheilung der Pariſer Weltausſtellung vermuthlich ihren wohlarrangirten Triumphzug beendet haben. Iſt ihnen doch der höchſte Ruhm zu Theil geworden, den ihr Schöpfer erreichen konnte: wie Makart's große Dekoration haben auch ſie die Ehre der großen Medaille erreicht.

Siemiradzki's Bild gehört in dieſelbe grauſige Kategorie wie die Mehrzahl der franzöſiſchen Hiſtorienbilder. Es iſt ein charakteriſtiſcher Vertreter jener nicht genug zu bekämpfenden Kunſtrichtung, die ihr Ideal nicht in der Harmonie, ſondern in der Diſſonanz ſucht, in dem Gegenſatz zwiſchen Grauſamkeit und Wolluſt, zwiſchen dem Schauer des Entſetzens und dem Kitzel der Ueppigkeit. Wir haben geſehen, daß die franzöſiſchen Hiſtorienmaler ſich mit Vorliebe in die Zeiten des römiſchen Kaiſerthums der Dekadence verſenken. Siemiradzki bringt ſehr geſchickt einen Gegenſatz hinein, indem er die Verworfenheit, die Verkommenheit, die Kraftloſigkeit eines im Verfall begriffenen Weltreichs der Sittenreinheit und der Glaubensſtärke einer neuen weltbefreienden Religion gegenüberſtellt.

Iſt dieſe Tendenz, die ja an und für ſich wohl berechtigt wäre, nun wirklich eine ernſtgemeinte oder iſt ſie nur das Mäntelchen für gewiſſe Extravaganzen in Form, Stoff und Farbe? Vor dem Bilde Siemiradzki's müſſen wir das letztere bejahen. Denn nicht das Martyrium der Chriſten, ſondern die Bacchanalien des Imperators haben die Phantaſie des Malers gereizt, der ſchaurige Gegenſatz zwiſchen dem wüſten Treiben eines entmenſchten Haufens von Sklaven, Gladiatoren, Senatoren und Dirnen und zwiſchen der Todesangſt der gepeinigten Opfer, der pikante Farbenkontraſt, der ſich aus dieſen Gegenſätzen ergiebt — das ſind die Leitmotive des Malers geweſen, als er mit dem ganzen Aufwande eines bedeutenden maleriſchen Talents, aber ohne geniale ſchöpferiſche Kraft ſein Bild komponirte.

Die grauſige Szene ſpielt vor dem Marmorpalaſte der Cäſaren. Zur Rechten des Beſchauers iſt eine lange Reihe von bekränzten Stangen aufgerichtet, an deren Spitzen die unglücklichen Opfer des Imperatorenwahnſinns

Digitized by Google

feſtgebunden ſind. Bis an den Hals mit brennbaren Stoffen umwickelt vermögen ſie nur die Köpfe zu erheben. An den Pfählen ſind Täfelchen angebracht mit der Inſchrift: Chriſt, Brandſtifter und Feind Rom's und des Menſchengeſchlechts. Die unglücklichen Märtyrer ſind ſo flüchtig gemalt, daß man aus ihrer Zahl nur das Haupt eines ehrwürdigen Greiſes und den blondgelockten Kopf eines ſchönen jungen Mädchens erkennt, der ſich wie Troſt und Hülfe ſuchend dem Greiſe zuwendet. Die linke größere Hälfte des Bildes füllt der lärmende Troß des Imperators. Der Kaiſer ſelbſt ſitzt an der Seite ſeiner Poppäa, in einer von goldenem Dache überragten Sänfte, die von acht Nubiern getragen wird. Die Träger haben auf dem vorderſten Abſatz der Treppe, die aus dem Palaſt in's Freie führt, Halt gemacht, ſo daß dem Kaiſer und ſeinem Weibe nichts von dem gräßlichen Schauſpiel entgehen kann. Nero führt als neuer Dionyſos einen Tiger an goldener Kette. Hinter ihm wälzt ſich ſein Troß die vielfach gewundene Treppe herab: Liktoren, Senatoren, Gladiatoren, ſchamloſe Frauen in der Tracht ehrbarer Matronen, Sklaven und Sklavinnen von allen Hautfarben, die einen als Satyrn, die anderen als Mänaden maskirt, Becken ſchlagend und Thyrſosſtäbe ſchwingend. Wohl an die hundert faſt lebensgroße Figuren füllen den weiten Raum. Die einen wälzen ſich trunken auf den Marmorplatten, die anderen blicken neugierig, hohnlächelnd, nachdenklich auf die gemarterten Chriſten. Ganz im Vordergrunde ſitzt eine griechiſche Sängerin, deren weibliches Gefühl ſich vor dem beſtialiſchen Schauſpiel empört. Eine hübſche Bacchantin ſtützt ſich auf das Poſtament einer Statue und heftet, von Entſetzen durchſchauert, ihre Blicke auf das blonde Chriſtenmädchen. Männer mit grauen Haaren wechſeln verſtändnißvolle, mißbilligende Blicke mit einander, als ahnten ſie den Sieg des Lichts, der in kurzer Zeit von den jetzt Unterdrückten und Gemarterten ausgehen wird. „Et Lux in tenebris lucet et tenebrae eam non comprehenderunt" — „Und das Licht leuchtet in der Finſterniß und die Finſterniß erſtickte das Licht nicht," ſo lautet die Inſchrift auf dem Rahmen, der die Kompoſition umſchließt. Einer von der bunten Geſellſchaft ſcheint doch im tiefſten Herzen von der Ahnung des Höchſten ergriffen zu ſein: ein bärtiger Gladiator, die letzte Figur an der äußerſten Linken des Bildes, der am reich ſkulpirten Fußgeſtell einer Koloſſalſtatue Nero's ſteht. Er hat von tiefer Wehmuth erfüllt ſeinen Helm abgenommen und ſchaut mit ernſtem Blick auf die todesfreudigen Märtyrer.

An der Baluſtrade der Treppe ſteht des Kaiſers Zeremonienmeiſter. Er gibt mit einem rothen Tuche das Zeichen, und nackte Sklaven erheben brennende Scheite, um Feuer an „die lebenden Fackeln des Nero" zu legen.

Im Einzelnen hat ſich Siemiradzki als Maler erſten Ranges erwieſen: im Kolorit, in der Zeichnung, in der Modellirung, in der Charakteriſtik der

Figuren und im Arrangement der einzelnen Gruppen. Beſonders iſt der verſchiedenartige Marmor am Gebäude, am Boden, an der Treppe und an den Statuen mit einer Naturwahrheit gemalt, welche der vielgerühmten Meiſterſchaft Alma Tadema's in dieſem Fache nichts nachgiebt. Aber die Geſammtwirkung des Bildes entſpricht nicht dem Aufwand der Mittel. Ebenſowenig wie Makart verſteht ſich Siemiradzki auf eine einheitliche Kompoſition. Sein Bild zerfällt in zwei ungleiche Theile, die nicht in ſichtbaren Zuſammenhang mit einander gebracht worden ſind: links die üppige Pracht des römiſchen Lebens, in der ſich der Künſtler offenbar recht heimiſch fühlt, rechts die dürftige Zahl der chriſtlichen Märtyrer, welche, wenn man die angebliche Tendenz des Malers ernſthaft zu nehmen hätte, doch die Hauptſache ſein ſollten. Dieſe zweite Hälfte iſt leer und unbedeutend. Das Intereſſe des Beſchauers wendet ſich immer wieder nach dem bunten, farbenglühenden Getümmel zur Linken während er den Märtyrern kaum „das Almoſen eines armen Blickes" ſchenkt. So ſchlägt die beabſichtigte Tendenz gerade in ihr Gegentheil um. Statt einer Glorifikation des chriſtlichen Martyriums wird uns eine koloriſtiſche Verherrlichung der römiſchen Sittenverderbniß geboten! Eine Ausgleichung dieſer Gegenſätze, oder gar den Triumph des einen über den anderen darzuſtellen, iſt dem Maler nicht gelungen.

Auf zwei anderen Bildern von mäßigem Umfange konnte Siemiradzki hingegen ſeine hervorragenden koloriſtiſchen Fähigkeiten, die, wie bemerkt, mit denen Alma Tadema's nahe verwandt ſind, wohl verwerthen, ohne die Anforderungen an einheitliche Kompoſition unerfüllt zu laſſen. Das eine dieſer Bilder zeigt uns eine vornehme Römerin, die im Begriff iſt, eine prächtig geſchmückte Barke zu beſteigen. Am Ufer wird ſie von einem alten Manne aufgehalten, der ihr ein Gemälde zum Kauf anbietet. Auf dem andern Bilde ſehen wir den wohl aſſortirten Laden eines römiſchen Kunſthändlers, der nebenbei auch mit ſchönen Sklavinnen handelt. Denn eine ſolche wird dem reichen Kunſtliebhaber, der in die Bude des Antiquars getreten iſt und ſinnend eine koſtbare Vaſe betrachtet, in unverhüllter Schönheit präſentirt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß beide Bilder durch die berühmten Gemälde Alma Tadema's „Bildhauer- und Maleratelier" inſpirirt ſind. —

Von den romaniſchen Ländern weiß Belgien noch die größte Unabhängigkeit von Frankreich zu behaupten. In Belgien ſind einerſeits noch die Traditionen einer großen künſtleriſchen Vergangenheit lebendig, andererſeits lebt noch unter den Jüngeren der Geiſt jener Maler, die in den vierziger Jahren unſeres Jahrhunderts die große koloriſtiſche Revolution hervorriefen, aus der die moderne Hiſtorienmalerei hervor gegangen iſt. Noch ſtehen unabhängig von Paris die Malerſchulen von Brüſſel und Antwerpen in Blüthe, freilich nicht mehr in ſo reicher

Digitized by Google

Blüthe, als zu den Zeiten eines Gallait, eines de Biefve, eines Leys. Darum iſt die belgiſche Ausſtellung auch reicher an echten hiſtoriſchen Bildern als jede andere, die franzöſiſche nicht ausgenommen. Die belgiſchen Hiſtorienmaler befaſſen ſich nicht mit den Greuelgeſchichten des Alterthums: ſie greifen in die bewegte Geſchichte ihres Landes und ſuchen dramatiſche Momente hervor, die ſie mit vornehmer Geſtaltungskraft zu veranſchaulichen wiſſen. An der Spitze dieſer Hiſtorienmaler ſteht der Brüſſeler Wauters, deſſen ergreifende Kompoſition „der Wahnſinn des Hugo van der Goes" bereits in Wien zu ſehen war und neben einer Epiſode aus dem Leben der Maria von Burgund lebhafte Bewunderung fand. Seither hat der Maler noch eine zweite Epiſode aus dem Leben der Fürſtin behandelt. Zeigte uns jenes Bild die Fürſtin vor den ſtolzen Schöffen von Gent, fußfällig für ihre Räthe Hugonet und Humbercourt bittend, ſo ſehen wir ſie auf dem neuen Bilde im Gewande der Majeſtät, die Privilegien der Stadt Brüſſel in einer Verſammlung der Notabeln beſchwörend. Den Spuren der alten flandriſchen Meiſter, eines van Eyck und Rogier van der Weyden, zum Theil auch dem Vorgange Henri de Leys' folgen die Brüder A. und J. de Vriendt, von denen namentlich der letztere den emailartigen Farbenglanz der alten Meiſter trefflich zu imitiren verſteht. Er hat u. a. zwei Epiſoden aus dem Leben der Landgräfin Eliſabeth ausgeſtellt, die durch ihre ergreifende Wahrheit lebhaft anſprechen.

Es darf nicht Wunder nehmen, daß ſich in einem von religiöſen Kämpfen ſo heftig bewegten Lande wie Belgien der Ultramontanismus auch in der Kunſt und vornehmlich in der Hiſtorienmalerei eingeniſtet hat. Ein Brüſſeler Maler, Namens Cluyſenaer, iſt auf den Gedanken gekommen, zur achthundertjährigen Jubelfeier des Ganges nach Canoſſa dieſe für den Ultramontanismus ungemein ſchätzbare Thatſache in einem rieſengroßen Hiſtorienbilde zu verewigen. Glücklicherweiſe reichten die Kräfte dieſes Malers nicht aus, um eine ſolche Aufgabe zu bewältigen. Der Papſt Gregor ſieht wie ein Schlächter aus, der ein Opferthier erwartet, und die Mannen, die um ihn ſtehen, ſind ihres Gebieters würdig. Die Spitze dieſer widerwärtigen Karrikatur — ein Bild kann man dieſes Machwerk kaum nennen — iſt unverkennbar gegen Deutſchland gerichtet. Damit kein Zweifel über die Abſicht des ultramontanen Tintoretto's übrig bleibe, hat derſelbe einem der Kriegsknechte, die neben dem Papſte ſtehen, die Züge unſeres Fürſten Reichskanzlers gegeben. Die Annahme dieſes Bildes von Seiten der Weltausſtellungsjury wirft ein ſchlechtes Licht auf die Courtoiſie der Franzoſen gegen Deutſchland, von der die Pariſer Blätter nicht genug Aufhebens machen konnten.

An der Spitze der Antwerpener Schule ſteht der energiſche Naturaliſt Charles Verlat, der eine Zeit lang auch an der Kunſtſchule in Weimar thätig

Digitized by Google

war. Vorwiegend Thiermaler hat er durch eine jüngſt nach dem Orient unternommene Reiſe ſein Stoffgebiet erweitert und eine Fülle maleriſcher Anregungen erfahren, die er in mehreren großen Kompoſitionen verwerthet hat. So in einer wild bewegten Volksſzene aus dem alten Jeruſalem „Wir wollen Barrabas!“, die dadurch, daß der Maler moderne Typen für ſein Bild benutzte, an Lebendigkeit gewonnen hat. Ferner in dem Kampfe eines Löwen mit einem Stier, der mit breitem Pinſel ſehr flott und energiſch gemalt iſt. Während früher die Gemälde auch dieſes Malers bei aller Tiefe die altflandriſche Glätte zeigten, iſt er ſeit der Reiſe nach dem Orient in eine neue koloriſtiſche Phaſe getreten, die am eheſten an Rubens erinnert.

An der alten Tradition halten die Genremaler Madou und Willems feſt. Erſterer weiß die eigenthümliche Art eines Teniers, eines Brouwer auf moderne Stoffe zu übertragen, während Willems erfolgreich mit Terburg, Mieris und Metzu in der Behandlung von Sammet, Seide und Atlas wetteifert.

Aber ſie übertrifft noch bei weitem der in Paris lebende Genremaler Alfred Stevens, der in der pikanten und farbenreichen Schilderung des Pariſer Lebens, beſonders in den Boudoirſzenen ſelbſt unter den Pariſer Malern nicht ſeines Gleichen findet. Keiner weiß die Stoffe ſo charakteriſtiſch wiederzugeben wie er. Er iſt das treueſte Spiegelbild der heiteren Eleganz und des raffinirten Luxus, der in den Salons der Pariſer Löwinnen herrſcht. —

Wenn wir erſt am Schluß unſerer Ueberſicht über die Pariſer Weltausſtellung, die bei der ungeheuren Fülle des vorhandenen Stoffes nur die Spitzen und auch dieſe nur flüchtig berühren konnte, einen Blick auf die deutſche Kunſt werfen, ſo ſoll damit keine Rangordnung ausgeſprochen werden. Mit dem unbehaglichen Gefühl einer ſicheren Niederlage ging die deutſche Kunſt, ein Opfer der Politik, nach Paris, mit einem neuen Lorbeerkranze kehrt ſie zurück. Sie hat einen Sieg errungen, den gerade diejenigen der Welt verkünden mußten, welche die bitterſten Pfeile des Spottes gegen ſie abgeſandt hatten.

Man kennt die mißlichen Umſtände, unter welchen die deutſche Kunſtausſtellung in letzter Stunde zu Stande gebracht wurde. Nur der Energie und dem Geſchick zweier Männer, des Direktors der Berliner Kunſtakademie A. v. Werner und des Münchener Bildhauers Gedon, war es zu danken, daß eine Vertretung der deutſchen Kunſt in Paris überhaupt noch ermöglicht werden konnte. Während Gedon die glänzende Dekoration des deutſchen Saales, die alle Welt und am meiſten die Pariſer überraſchte, auf Grund ſeiner bei der Münchener Kunſtgewerbeausſtellung geſammelten Erfahrungen ſchuf, wählte Werner aus den öffentlichen Galerieen und aus Privatſammlungen Gemälde und Skulpturen, 183 an der Zahl, aus, welche ihm am meiſten geeignet ſchienen ein richtiges Bild von dem gegenwärtigen Stande der deutſchen Kunſt

zu bieten. Es liegt auf der Hand, daß einerſeits der Umſtand, daß die Auswahl dem Belieben eines Mannes überlaſſen war, andrerſeits die Haſt, mit der dieſe Auswahl vollzogen werden mußte, die Treue des Geſammtbildes beeinträchtigten. Es ſind lebhafte Klagen darüber laut geworden; nach dem glänzenden Erfolge, den unſere Ausſtellung trotz ihrer unbeſtreitbaren Mängel und Lücken erzielt hat, ſind dieſe Klagen jedoch verſtummt. Eine Anzahl unſerer erſten Maler iſt gar nicht vertreten, andere ſo mangelhaft, daß ihre Bilder eine falſche Vorſtellung von ihrem Talent erwecken. Bei dem Mangel an Raum mußten alle Hiſtorienbilder größeren Umfanges ausgeſchloſſen bleiben. Eine andere Kategorie von Bildern, zu denen gerade die beſten gehören, die in den letzten Jahren in Deutſchland gemalt worden ſind, nämlich diejenigen, welche ſich auf den deutſch-franzöſiſchen Krieg beziehen, kamen von vornherein nicht in Betracht. Man war in dieſer Hinſicht ſo ſkrupulös, daß man auch die Portraits unſeres Kaiſers, unſerer Prinzen und unſerer Heerführer ausſchloß. Dadurch wurde die deutſche Kunſt um einen ihrer ſchönſten Triumphe gebracht. Das Verdikt traf auch das herrliche Bild von W. Gentz „der Einzug des deutſchen Kronprinzen in Jeruſalem", ein Bild, das an Farbenpracht und poetiſcher Auffaſſung die Gemälde aller Orientmaler übertrifft, welche auf dem Marsfelde ausgeſtellt haben.

Alle dieſe Umſtände ſind bei der Beurtheilung der deutſchen Kunſt von Seiten der Franzoſen nicht berückſichtigt oder gar gefliſſentlich ignorirt worden. Man hat aus dem Mangel an Hiſtorienbildern die Decadence der grande peinture in Deutſchland überhaupt gefolgert, man hat die Bedeutung der deutſchen Landſchaftsmalerei, welche die erſte der Welt iſt, nicht erkannt, man hat behauptet, die deutſche Kunſt hätte einen philiſtröſen Anſtrich u. dergl. m. Aber dieſe Ausſtellungen fielen nicht ſchwer genug in die Wagſchaale, um den Triumph der deutſchen Kunſt zu verkümmern. Sie verdankt ihn nicht glänzender Aeußerlichkeit, nicht einer beſtechenden Technik, nicht einem Aufgebot ſenſationeller Stoffe, ſondern ihrem tiefen idealen Gehalt, ihrer ernſten Sittlichkeit, ihrem friſchen Humor, ihrer ſchlichten Wahrheit, ihrer fröhlichen Naivetät. Das ſind Eigenſchaften, die ſich in keiner Kunſt der Welt vereinigt finden. —

Ein allgemeines Fazit aus der Pariſer Weltausſtellung läßt ſich zur Zeit noch nicht ziehen. Das ungeheure Material, das zuſammengebracht worden iſt, kann vor Jahresfriſt nicht bewältigt werden. In dieſer Anſammlung des Materials liegt das Hauptverdienſt der Pariſer Weltausſtellung, die in dieſer Hinſicht alle Vorgängerinnen übertraf und wohl ſchwerlich jemals wieder erreicht werden wird. Denn Paris — das muß neidlos anerkannt werden — iſt die einzige Stadt der Welt, die eine Weltausſtellung mit Zubehör in ihren Mauern beherbergen kann. Aber das iſt nicht das Verdienſt der Franzoſen,

Digitized by Google

ſondern eine außerordentliche Vergünſtigung der Natur. Die Franzoſen, insbeſondere die Regierung, haben wenig oder nichts gethan, um den Glanz der Ausſtellung zu erhöhen. Daß ſie über alle Maßen glänzend ausgefallen iſt, iſt nicht das Verdienſt Frankreichs, ſondern der fremden Ausſteller, die noch einmal dem Sirenenruf von der Seine gefolgt ſind.

Es läßt ſich ſogar noch weiter behaupten, daß die Franzoſen durch ihre Weltausſtellung eine Niederlage erlitten haben, inſofern nämlich, als ihre Rückſchritte in Kunſt und Kunſtinduſtrie, ihr Marasmus auf vielen Gebieten, auf denen ſie ſonſt unbeſchränkte Herren waren, durch die Weltausſtellung von 1878 Jedermann augenfällig geworden iſt. Das thatkräftige England einerſeits und das ſtrebſame Oeſterreich andrerſeits haben ihnen die Herrſchaft auf dem Gebiete der Kunſtinduſtrie entriſſen, und ſelbſt in der Bronzetechnik, die noch am eheſten auf ihrer alten Höhe ſteht, drohen ihnen die Japaner über den Kopf zu wachſen.

Dieſes eine Fazit läßt ſich alſo ſchon jetzt ziehen: die Alleinherrſchaft Frankreich's in Kunſt und Kunſtinduſtrie hat einen mächtigen Stoß erhalten. Allmählich bereitet ſich der Sieg des germaniſchen Geiſtes über den romaniſchen vor. Hoffen wir, daß er nicht allzulange auf ſich warten läßt und daß ſich die wirthſchaftlichen Verhältniſſe in unſerem Vaterlande bis dahin ſo weit gebeſſert haben werden, daß auch Deutſchland an dieſem Siegesfeſte Theil nehmen kann.

Die zweite Woche des deutſchen Reichstags.

Die Woche, welche nach Eröffnung des Reichstags verfließen mußte, bevor dieſer an die große Aufgabe herantreten konnte, für welche er gewählt und berufen worden, erſchien ſchon allzulang in Anbetracht der Spannung und Ungeduld, mit welcher der größte Theil der Bevölkerung dem Schickſale der Sozialiſtenvorlage entgegenſieht. Die hohe Bewegung, in welche ſeit vier Monaten alle Parteien verſetzt worden, die ganze Hitze der Wahlbewegung, die Hoffnungen der Geängſteten wie die ruhigen Erwägungen einſichtiger Politiker: Alles zielte zunächſt auf die wirkliche Inangriffnahme eines Geſetzentwurfs, welcher den unter allen Umſtänden nothwendigen Schutz für Staat und Geſellſchaft bringen und wie ein furchtbares Wetter die ſtaatliche Atmoſphäre von tödtlichen Miasmen zu reinigen beſtimmt iſt.

Wenn es überhaupt thunlich geweſen wäre, wir würden es für erſprieß-

licher, für praktiſch fördernd gehalten haben, der Reichstag hätte ſich am 16. September, ohne vorherige Generaldebatte, gleich an die Berathung der einzelnen Punkte des Entwurfs „gegen die gemeingefährlichen Beſtrebungen der Sozialdemokratie" begeben. Nach den wochenlang mit aller Breite in der Preſſe und in den Reden der Wahlkandidaten ſtattgehabten Erörterungen über die in Betracht kommenden Grundſätze und Geſichtspunkte war eigentlich vorauszuſehen, daß in der allgemeinen Berathung vom 16. und 17. September nicht viel Neues vorgebracht werden könne; ja mehr noch: es ſtand von vornherein zu vermuthen, daß viele der grundſätzlichen Punkte und Bedenken, deren Behandlung für die allgemeine Berathung des Reichstags wieder in ſicherer Ausſicht ſtand, eines recht faßbaren Inhalts, ja der Exiſtenzberechtigung faſt entbehrten, bevor nicht das Einzelne des Entwurfs gemeinſchaftlich von Volksvertretern und Regierungsbevollmächtigten geprüft und aufrichtig nach den beſten Mitteln geſucht worden, nur die genannten Feinde des Staats, dieſe aber mit aller Schärfe zu treffen. Indeß die Generaldebatte war natürlich aus ſonſtigen Gründen nicht zu umgehen und man durfte in ihr viel Kampf gegen Windmühlen ſowie neuen Stoff zur Erbitterung unter den Parteien erwarten. Erſteren hat ſie denn auch reichlich, letzteren infolge zeitgemäßer Zurückhaltung gewiſſer Parteiführer weniger zu Tage gefördert, im Uebrigen aber zur erfreulichen Klarſtellung einiger Punkte geführt.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß die Art, wie der zum erſtenmale im Reichstage auftretende Stellvertreter des Kanzler's, Graf Stollberg, die Vorlage einführte, durchaus angemeſſen war. Kurz, ſcharf und gleich auf die Mitte der Sache weiſend, das war des Gegenſtandes und des zu vertretenden Kanzlers am würdigſten. Stollberg's Erklärung ſchnitt ſofort einige der vornehmlichſten Einwände ab und es verdient alle Beachtung, daß er ohne weiteren Anlaß die Pflicht des Staats proklamirte, der auf anderen Gebieten liegenden ſchwierigſten Arbeit zur Heilung des ſozialen Uebels ſich zu unterziehen. Auch wurde durch die Redewendung des Vizekanzlers feſtgeſtellt, daß die Regierungen durchaus nicht glauben, mit ihren Vorſchlägen das allein Richtige gefunden zu haben; ſie ſcheinen hiernach vielmehr gern bereit, es durch Zutreffenderes zu erſetzen, nur halten ſie lediglich Waffen von der Art der vorgeſchlagenen, nämlich ſcharfe und wirkſame, für erfolgreich. Stollberg's Warnung vor der Schädlichkeit halber Maßregeln traf den Kern derjenigen Erwägungen, welche bei dem wahrſcheinlich zur Entſcheidung berufenen Lasker'ſchen Theile der Nationalliberalen vermuthlich eine große Rolle ſpielen werden.

Es iſt immerhin gut, daß eine Mehrheit von Rednern gegen das Geſetz zum Worte gelaſſen wurde. So iſt man wohl ſicher, daß ziemlich alle Ein=

wände zum Ausdruck gelangten. Die Mehrzahl aller Redner, auch derer, welche für das Geſetz ſprachen, hat ſich, nach Lage der Dinge, vorwiegend in allgemeinen Redewendungen ergehen müſſen. Hierdurch wurde zwar zu einer ſtattlichen Inſzenirung beigetragen, die Sache ſelbſt aber kaum weiter geführt. Hierauf können nur einige Stellen der Rede Bamberger's Anſpruch machen, in denen er Einzelheiten des Entwurfs berührte. Die Ausführungen von Dollfuß, welcher auf die heilſamen Wirkungen der im Elſaß zu Gunſten der Arbeiterbevölkerung getroffenen Einrichtungen hinwies, waren für die jetzige Verhandlung, ſo zu ſagen, viel zu ſachlich, weil es ſich dermalen vorerſt um etwas ganz anderes handelt. Hat der Staat erſt die faule Brut erſtickt, dann werden unter den Erwägungen, wie für das Wohl der Arbeiter poſitiv zu ſorgen iſt, jene humanen, blos vom Opferſinn Privater hervorgerufenen ſegensreichen Einrichtungen gewiß eine große Rolle ſpielen können.

Der tiefe Widerſtreit, welcher unleugbar den Vaterlandsfreund gegenüber der großen Aufgabe des Augenblicks bewegt, zog begreiflich auch in den Reden der Abgeordneten die tiefſten Furchen. Auf der einen Seite die Einſicht in die Nothwendigkeit entſchiedenen Einſchreitens, auf der anderen die Ungewißheit, ob nicht durch Abſicht oder Ungeſchick der vollziehenden Gewalt, die Freiheiten auch für die übrigen Staatsbürger in Gefahr gerathen würden. Gegen eine ſolche Gefährdung läßt ſich im Grunde keine unbedingte Sicherheit gewähren, weder durch Perſonen, noch durch Beſtimmungen, ſelbſt wenn deren Faſſung auch auf das Künſtlichſte gedrechſelt wird. Dennoch aber kann für den Reichstagsabgeordneten, der wirklich die volle Größe der von der Sozialdemokratie drohenden Gefahren erkannt hat, kein Zweifel mehr obwalten: er muß, ſo ſchwer es ihm auch nach ſeiner Vergangenheit und den unter anderen Verhältniſſen gebildeten Grundſätzen fallen mag, in freiheitlicher Hinſicht jenem Riſiko ſich unterziehen, weil dieſes ohne Frage das kleinere Uebel und doch wahrſcheinlich in den meiſten Fällen ein nur imaginäres iſt. Auf die Gefahr hin, auf's Höchſte verketzert zu werden, behaupten wir: Der Zweck des Geſetzes würde am beſten erreicht, wenn es möglich wäre, außerordentliche Vollmachten in diskretionärer Weiſe einer Vertrauensperſon zu übertragen; je mehr Garantieen und Kautelen, um ſo größer die Wahrſcheinlichkeit, daß verderbliche Elemente der fraglichen Art dem vernichtenden Schlage entwiſchen. Indeß dazu iſt keine Ausſicht und es gilt eben, ſich in Auffindung von Faſſungen abzumühen, auf Grund deren die Zuſtimmung des Reichstags zu den möglichſt ſcharfen Maßregeln zu erlangen iſt. Es iſt begreiflich, daß die hierin liegenden Schwierigkeiten und theilweiſen Widerſprüche von den gegneriſchen Rednern weidlich zum Anlaß für Angriffe gegen das Ganze des Entwurfs gemacht wurden.

Das Bezeichnende für alle dieſe Redner beſteht darin, daß ſie ſich nicht zu dem Kraftentſchluſſe aufzuraffen vermochten, welchen die Lage ſo gebieteriſch fordert. Sie zeigten ſich nicht durchdrungen von dem Außerordentlichen des jetzigen Zuſtandes und bewahrten den Horizont wie unter normalen Verhältniſſen. Sowohl der erſte Redner am 16. als der erſte am 17. September, Reichenſperger und Hänel, Vertreter ſo verſchiedener Richtungen, erkannten die von der Sozialdemokratie drohenden Gefahren vollkommen an, wußten aber, der eine nur ein offenbar ganz unzureichendes, der andere gar kein Mittel gegen die Gefahren anzugeben. Der Vertreter des Zentrums, welches eben erſt bekundet, daß es aus reichsfeindlichen Gründen auch über die Grenzen des Kulturkampfs hinaus die Rolle eines Vertheidigers bürgerlicher Freiheiten fortzuſpielen für räthlich hält, wetteiferte mit dem Fortſchrittsmann in der Abwehr aller Freiheitsbeſchränkungen, betonte den Mangel jener Garantieen und ging mit Uebereifer in Ausmalung der durch den Ausdruck „Untergrabung" der beſtehenden Staats- und Geſellſchaftsordnung drohenden Gefahren weit über ſein eigenes Ziel. Abhülfe ſieht Reichenſperger nur durch das Chriſtenthum; daneben dämmert es ihm aber doch, daß dies nicht das erſte ſein kann, womit man Denjenigen gegenüber zu treten hat, welche auf denſelben Ruf, als er von den jetzt glücklicherweiſe ſeligen Chriſtlichſozialen erhoben wurde, mit Maſſenaustritt aus der Landeskirche antworteten; er will daher eine Ergänzung des Strafgeſetzbuchs dahin, daß auch die Aufſtellung der Revolutionstheorie ſtrafbar ſein ſoll. Da wurde ſelbſt dem konſervativen Abgeordneten von Helldorf der Hinweis leicht, daß ohne Präventivmaßregeln dem Uebel gar nicht zu ſteuern iſt. Derſelbe hatte auch vollkommen recht mit ſeiner Mahnung, daß in allen Berufsſtänden eine Hebung des ſittlichen Ernſtes ſehr noth thue; an dieſer Stelle war das jedoch nur akademiſcher Vortrag, ebenſo wie ſeine Vorſchläge gewiſſer politiſcher Reformen.

Was Hänel betrifft, ſo ließen ſich zwar wieder einige ſeiner Bruſttöne bewundern, größer aber iſt, ſelbſt nach allem Früheren, noch unſere Verwunderung über ſeine bis zum Erſchrecken unpraktiſche Richtung. Sollten wohl wirklich Hänel's Berliner und Kieler Wähler der Meinung ſein, daß ſie aus grundſätzlicher Achtung vor dem Rechte des Banditen auf bürgerliche Freiheit, ſelbſt dann zur raſchen Nothwehr gegen denſelben nicht ſchreiten dürften, wenn deſſen Hand ſich bereits nach ihrer Kehle ausſtreckt? Es mag im Allgemeinen nicht ohne Werth ſein, daß ſich auch ein Hecht des puren „Idealismus" im Karpfenteiche praktiſcher Geſetzgeber befindet, um dieſen ſtets als warnendes Beiſpiel für etwaige Anwandlungen ähnlicher Art zu dienen; es iſt aber eine geradezu betrübende Erſcheinung, daß der Führer des ſogenannten Fortſchritts mit dem Anſpruche hohen Ernſtes und tiefer ſittlicher Entrüſtung über

Andersdenkende den Grundſatz ausſprach, ſelbſt der unmittelbar drohenden Gefahr gegenüber ſeien Ausnahmsmaßregeln unſtatthaft. Der ſonſt von allen Seiten verlaſſenen Sozialdemokratie hat Hänel augenblicklich den werthvollſten Dienſt geleiſtet, ihre Lehre und Beſtrebungen als gleichberechtigt mit wiſſenſchaftlichen, religiöſen und politiſchen Lehren hinzuſtellen, ſie ſelbſt durch Vorkommniſſe der letzten Zeiten möglichſt zu entſchuldigen und emphatiſch zu fragen: „Wer hebt den erſten Stein gegen die ſozialdemokratiſche Bewegung?“ Der den ganzen Entwurf kennzeichnende Hinweis des Kanzler's, daß wir nicht riskiren wollen, am Ende unter der Tyrannei einer Geſellſchaft von Banditen zu exiſtiren, war die einzig paſſende Antwort auf die Rede Hänel's.

Als Vertreter der Sozialdemokratie hat Herr Bebel am 16. September ſeine Rolle wohl ausgefüllt. Er trat, unter Befleißigung großer Mäßigung, mit der ganzen Siegeszuverſicht eines verrannten Fanatikers auf, der da weiß, daß Hunderttauſende hinter ihm ſtehen, und wußte mit vielem Geſchick ſeine Partei als harmlos, als unſchuldig verfolgt und als die allein ehrenhafte hinzuſtellen, welche an nichts weniger als an gewaltſamen Umſturz denke. War denn aber das nicht derſelbe Herr Bebel, der am 25. Mai 1871 im Reichstage die Pariſer Kommune verherrlichte und „Krieg den Paläſten!“ rief? Die Unſchuldsmiene hielt denn auch nicht ganz vor, die Drohung mit den durch das Geſetz brodlos werdenden Arbeitern ließ das wahre Geſicht durchſcheinen; ebenſo ſeine prahleriſche Schilderung der großartigen Organiſation ſeiner Partei, auf Grund deren man ihr nicht werde an den Kragen kommen können. Das Meiſte ſchien er ſich von Enthüllungen über Vorgänge zu verſprechen, aus welchen hervorgehen ſollte, daß die preußiſche Regierung, insbeſondere Fürſt Bismarck, die Sozialdemokratie früher unterſtützt habe. Gründlicher iſt aber wohl ſelten jemand abgeführt worden, als Herr Bebel mit dieſen offenbar nur auf Skandal berechneten Klatſchereien. Wir danken es dem Kanzler, daß er ſich alsbald herabließ, dieſe kleinlichen Anſchuldigungen zu zertreten. Sie hätten ſonſt noch viel zur Herabſetzung der Regierung ausgebeutet werden können. Die heitere Laune, mit welcher der Kanzler die mit Lügen aufgeputzten Erzählungen auf ihr nichts zurückführte, übertraf dieſe ſelbſt hundertfach an feuilletoniſtiſcher Unterhaltung. Als der Sozialdemokrat Brake aus Braunſchweig noch einen Verſuch machte, die Ziele ſeiner Partei als harmlos hinzuſtellen, fand derſelbe keine Aufmerkſamkeit mehr, ſelbſt als alles, was zu ihrer Vertheidigung vorgebracht wurde, nur zu ihrer Belaſtung ausſchlug. Schade, daß nicht ein Redner ſich der Mühe unterzog, aus ſozialdemokratiſchen Blättern bis auf die neueſte Zeit das Ziel des gewaltſamen Umſturzes nachzuweiſen. Was Miniſter Eulenburg und der Kanzler in dieſer Beziehung anführten, war nur wenig.

Wenn der greiſe Kleiſt-Retzow das ganze Gebahren der Sozialdemokratie

als verſuchten Hochverrath kennzeichnete, ſo trug er in ſeiner polternden Lebhaftigkeit zur Weiterführung der Sache das Wenigſte bei; wohl aber that dies v. Kardorff, indem er die Freundſchaft der Freikonſervativen den Nationalliberalen wieder antrug. Für das Verhalten der letztern muß es als günſtige Vorbedeutung erſcheinen, daß gerade Bennigſen und Lasker, trotz der Provokationen Hänel's, offenbar mit großer Abſicht diesmal geſchwiegen haben; den großen Fehler, welchen ſie im Mai durch Verwerfung von Ausnahmsmaßregeln begingen, ſcheinen ſie nun endlich wenigſtens durch Schweigen anerkannt zu haben. So konnte denn dieſe Partei durch niemanden beſſer vertreten werden, als durch Bamberger, deſſen eingehende Studien mit der vorliegenden Frage bekannt ſind. Mit der Entdeckung deſſelben, daß es ſich eigentlich nur um ein ſachliches Ausnahmegeſetz handele, nicht um eins gegen Perſonen, erſcheint die Bekehrung der nationalliberalen Mehrheit, welche beim Hödelgeſetz von den Grundſätzen der Partei abwich, leidlich beſchönigt. Ob die jetzigen Hauptforderungen der letzteren, Zeitbeſchränkung des Geſetzes und Schaffung einer Reviſionsinſtanz, welche mehr Garantie als die von den Regierungen vorgeſchlagene bietet, geeignet ſind, den Weg zur Verſtändigung zu ebnen, kann ſich erſt in der Kommiſſion zeigen.

Vorläufig kann man nur froh ſein, daß das Geſetz wenigſtens nicht wieder von der Schwelle abgewieſen iſt; ſein Schickſal iſt aber noch in vollſter Schwebe, der Ausgang der Kriſis noch in Nebel gehüllt. Nicht ohne Beſorgniß ſehen wir, daß Lasker in der Kommiſſion große Thätigkeit entfaltet. Die Kommiſſion hat ſich zwar über eine Anzahl Paragraphen verſtändigt, zugleich aber haben einige ihrer Verhandlungen ſchon die großen Schwierigkeiten offenbart, welche noch zu überwinden ſein werden, um über andere Punkte brauchbare Beſtimmungen zu Stande zu bringen. Wir wollen, da bis jetzt keine erhebliche Differenz mit den Regierungen hervorgetreten zu ſein ſcheint, das Beſte hoffen; aber noch ſind wir nicht ſicher, daß Doktrinarismus, kleinlicher Geſichtskreis und Mißtrauen uns in nächſter Woche nicht mißliche Ueberraſchungen in der Behandlung der großen Frage bereiten. Uebrigens iſt in der Kommiſſion eine allſeitig große Scheu vor dem Scheitern des Geſetzes bemerkbar. Selbſt die Herren des non possumus, Zentrum und Fortſchritt, laſſen ſich zu Amendements herbei.

Berlin, 22. September. L.

Zur Beachtung.

Mit **dem 40. Hefte** begann dieſe Zeitſchrift das IV. Quartal ihres 37. Jahrgangs, **welches durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes zu beziehen iſt.** Preis pro Quartal 9 Mark.

Privatperſonen, geſellige Vereine, Leſegeſellſchaften, Kaffeehäuſer und **Konditoreien** werden um gefällige Berückſichtigung derſelben freundlichſt gebeten.

Leipzig, im September 1878. **Die Verlagshandlung.**

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07786 3622